

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n .

Unter der Aufsicht

der

Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

1877.

Erster Band.

Göttingen.

Verlag der Dieterich'schen Buchhandlung.

1877.

Göttingische Anzeigen von gelehrten Sachen

volume: 1877, 1.Bd. & 2.Bd.

by unknown author

Göttingen; 1877

Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright.

Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain there Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept there Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact:

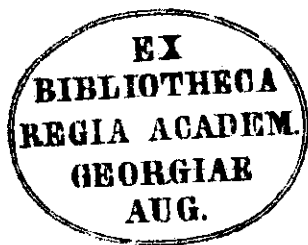
Niedersaechsische Staats- und Universitaetsbibliothek

Digitalisierungszentrum

37070 Goettingen

Germany

Email: gdz@sub.uni-goettingen.de



Göttingen,
Druck der Dieterichschen Univ. - Buchdruckerei.
W. Fr. Kaestner.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück 1.

3. Januar 1877.

Geschichte der europäischen Staaten. Herausgegeben von A. H. L. Heeren, F. A. Ukert und W. v. Giesebrecht. XXXVIII. Lieferung. 1. Abth. Geschichte Toscana's seit dem Ende des florentinischen Freistaats von Alfred v. Reumont. Zweiter Theil. Haus Lothringen-Habsburg. J. 1737—1859. Gotha 1877. Bei Friedrich Andreas Perthes XIX und 681 und Register 74 S. Oktav.

Der vorliegende Band bringt den Abschluß des Werkes, dessen erste Hälfte in St. 4 dieser Blätter vom J. 1876 angezeigt wurde. Es sind — der Eingang des Vorwortes möge hier wiederholt werden — keine welthistorischen Begebenheiten, welche dies Buch schildert. Es ist die Geschichte der zwölf letzten Decennien eines kleinen Staates, von der Zeit an, wo er von der Politik einer mächtigen ausländischen Monarchie mehr oder minder abhängig, dennoch in Gesetzgebung und Verwaltung seinen eignen Weg gegangen ist, während er den alten Ruhm, Wiege der modernen Cultur zu sein, nie verleugnet hat, in ruhiger Entwicklung seiner Institutionen Vor-

bild für manchen größern; ein Land, dessen wohlthuende Eindrücke Allen geblieben sind, die Italien besucht haben. Die innere Geschichte eines solchen Staates kennen zu lernen, verlohnt wol die Mühe. Es läßt sich nicht leugnen, unter der Lothringischen Dynastie erleicht der Glanz, welchen Toscana unter dem begabten Geschlechte der Medici auch dann noch bewahrt hatte, als seine bessern Zeiten vorüber waren. Aber in vielen Fällen war dieser Glanz trügerisch gewesen, und erst später sind Hülfquellen, von denen man sich nichts träumen ließ, eröffnet, Schäden geheilt worden, welche das Lebensmark zu zerstören drohten. An Verlusten und an bittern Erfahrungen hat es nicht gemangelt: die Summa ist endlich doch zu Gunsten des Landes gewesen. Der Zustand, in welchem das J. 1859, welches der Autonomie dieses Landes ein Ende machte, dasselbe vorfand, hat es bewiesen.

An Materialien für die Geschichte der Lothringischen Zeit fehlt es nicht. Nach der Restauration des J. 1849 schrieb Antonio Zobi diese Geschichte, von der Thronbesteigung Franz Stephans bis zur Veröffentlichung der Repräsentativ-Verfassung von 1848, mit gründlicher Durchforschung und fleißiger Benutzung alles Urkundlichen, aber mit beispielloser Breite und vorgefaßten, sich stets hervordrängenden Meinungen; dazu lediglich Geschichte der Verwaltung, ohne alle Berücksichtigung der geistigen Factoren. Wo das Zobi'sche Buch endet, beginnt die wichtigere Hälfte der Denkwürdigkeiten, welche der jüngstverstorbene letzte großherzogliche Ministerpräsident G. Baldasseroni über die Regierung Leopolds II. veröffentlicht hat, zuverlässig ja erschöpfend in ihrem administrativen Detail und

wahr in der Darstellung der Thatsachen. Diese beiden Bücher, im Verein mit dem Rechenschaftsbericht, welchen Leopold I. (Kaiser Leopold II.) bei seinem Scheiden aus Toscana im J. 1790 veröffentlichte und der von dem Gießener Professor Crome zu einer ausführlichen Darstellung der Verwaltung dieses thätigen Fürsten erweitert wurde, gewähren eine vollständige Einsicht in den Gang der Administration, während sie die Facta der politischen Ereignisse nothdürftig mittheilen. Von zusammenhängenden Bearbeitungen der Geschichte der beiden ersten Herrscher der neuen Dynastie giebt es nur die von H. E. Napier, im sechsten Bande seiner Florentine History. Die im J. 1796 erschienene pseudonyme Schmähschrift: Oeffentliches und Privatleben Leopolds I. (II.) kann zwar nicht als Geschichte gelten, wirft aber manche unerfreulichen Streiflichter auf die sittlichen Zustände. Ueber diese verbreiten auch Licht, die von ungeschickter Hand gemachten Auszüge aus den Briefen Sir Horace Mann's, von 1740 bis 1786 Vertreter Englands in Florenz, an Horace Walpole, die unter dem Titel: Mann and manners at the Court of Florence by Dr. Doran (London 1876, vgl. A. Allg. Zeitung 1876 No. 111 ff.) erschienen sind. So für die politische Geschichte, Leopolds I. Beziehungen zu seinem Bruder, dessen Plane in betreff Toscana's, Leopolds constitutionelle Ideen wie für manches auf Sitten und Lebensweise Bezügliche, sind A. v. Arneth's, A. Wolf's, A. Beer's Publicationen aus dem Wiener Archiv von großer Wichtigkeit. Der größeren und kleineren Schriften und Aufsätze, namentlich über ökonomische Fragen, ist Legion, von Girolamo Poggi's Saggio sul sistema livellare, 1829—32, und Enrico Poggi's Cenni storici delle leggi sul-

l'Agricoltura, 1845—48, zu den zahlreichen in den Verhandlungen der Akademie der Georgofili enthaltenen Arbeiten, während über die großen Bonificationswerke, besonders die des Chianathals und der Maremmen, eine ganze Literatur vorliegt, in welcher Fossombroni's Buch von 1789 die erste Stelle einnimmt. Auch für Literär- und Localgeschichte ist vieles in den überaus zahlreichen und theilweise sehr werthvollen Monographien geleistet worden. Eine Bibliographische Zusammenstellung ist ein ernstes Desideratum, da Moreni's Bibliografia della Toscana im J. 1805 abgeschlossen worden, seitdem die Thätigkeit eine außerordentliche gewesen ist. Die Ereignisse der letzten Jahre, so die von 1848—49 wie jene von 1859—60 haben eine Menge Schriften, zum Theil polemische wie Denkwürdigkeiten hervorgerufen, von denen manche den Charakter der aufgeregten Zeiten nicht verleugnen.

Wie der die Medici enthaltende Band, ist auch der vorliegende in zwei Bücher und zwanzig Kapitel getheilt. Das erste Buch, Regentschaft und Reformen, Jahr 1737—1799, S. 1—372, enthält die Regierungen Franz II. (1737—1765) und Leopolds I. (1765—1790) nebst der ersten Regierungshälfte Ferdinands III. bis 1799, in zehn Kapiteln. Die beiden ersten Kapitel handeln von dem Uebergang des Landes an die demselben völlig fremde Dynastie und von der Regentschaft für Franz II., welche, die ersten Jahre hindurch nominell unter dem Fürsten von Craon, dann unter dem Grafen von Richecourt, der sie in der That auch schon früher geführt, endlich unter dem Marschall Botta Adorno, eine in alle Zweige der Verwaltung wie in alle Verhältnisse eingreifende, die

alten Gewohnheiten oft sehr störende und durch den Charakter einer Fremdherrschaft wie durch nationale Unverträglichkeiten und politische Abhängigkeit in den Augen des Volkes nicht willkommen erscheinende Umgestaltung unternahm. Diese mit mancherlei Uebelständen behaftete, durch Unglücksfälle und Ueberwiegen fremder Interessen schlimm beeinflusste Zeit, während deren die Bevölkerung des Landes ihre tiefste Ebbe erreichte und die Hauptstadt viel von ihrem Glanze verlor, ist es doch gewesen, welche zu der nothwendigen Reform so der Gesetzgebung im Allgemeinen, wie namentlich der Eigenthums- und ökonomischen Verhältnisse den Grund gelegt und der nachfolgenden Regierung den Weg gebahnt hat, deren tüchtigste Männer in der Verwaltung schon unter der Regentschaft thätig waren und meist noch aus der letzten Mediceischen Zeit stammten, für deren wissenschaftliche Traditionen sie günstiges Zeugniß ablegen. Die Regierung Leopolds I. wird in den folgenden fünf Kapiteln behandelt. Sie bildet den wichtigsten Theil dieser Geschichte, denn das moderne Toscana ist wesentlich das Product derselben, wie denn erst dann, als das Großherzogthum als habsburgische Secudogenitur einen Grad von Selbständigkeit erlangte, wie es ihn unter Kaiser Franz nicht gehabt, eine Freiheit der Bewegung gewonnen wurde, die seit dem Tode des letzten Medici verloren gegangen war. Die Maßregeln dieser thätigen Regierung, in welcher Gutes und Nachtheiliges, Verständiges und Unüberlegtes, Nothwendiges und dem Volksgeist Widerstrebendes auf eigenthümliche Weise gemischt erscheinen, so daß das Gesamturtheil kein leichtes ist, sind gruppenweise zusammengestellt. Kapitel 3, welches mit einem

Gemälde der traurigen Zustände bei Leopolds Regierungsantritt beginnt, schildert die Neugestaltung der Verwaltung nach Botta's Abgang, die Reform der Finanzen, des Municipalsystems, des Gerichtwesens, sowie die Zustände von Polizei und Militär, die Nachtseiten dieser Zeit. Das 4. Kapitel ist der Betrachtung der ökonomischen Zustände gewidmet, die Vorkehrungen für den Getreidehandel, die das Grundeigenthum betreffende Gesetzgebung, Besitz der todten Hand, Fideicommissen, Lehen, Rural-Servituten umfassend, mit Rückblicken auf Landvolk und Landbau, endlich den Arbeiten in Chianathal und Maremmen, deren Ergebnisse sehr verschiedener Art waren, und den Verhältnissen des Handels und der Gewerbe. Das 5. Kapitel handelt von den kirchlichen Angelegenheiten, Gegenstand der heftigsten Controversen und widersprechendsten Urtheile. Im 6. Kapitel werden die politischen und die häuslichen Verhältnisse besprochen, Leopolds Stellung zu Kaiser Joseph II., des Letztern Schalten über seine Neffen und sein Projekt der künftigen Vereinigung Toscana's mit den österreichischen Erbstaaten, Leopolds abwehrende Haltung in des Kaisers letzten Zeiten, die Stellung Toscana's während der kriegerischen Bewegungen im Mittelmeer und deren Einfluß auf Livorno, die toscannische Marine, welche unter dieser Regierung ihr Ende erlebte, nachdem sie sich noch zuletzt unter Acton nicht unrühmlich gehalten hatte. Das 7. Kapitel endlich bespricht die nach Leopolds Abreise, namentlich infolge der kirchlichen Neuerungen stattgefundenen Unruhen und deren Consequenzen, die Verzichtleistung zu Gunsten Ferdinands III. und den letzten Besuch des nunmehrigen Kaisers in Toscana, seinen Rechen-

schaftsbericht und den Zustand des Landes bei seinem Scheiden, sein Verfassungsproject und sein politisches Glaubensbekenntniß. Ueberdies entwirft dies Kapitel eine allgemeine Charakter-schilderung dieses jedenfalls sehr bemerkenswerthen, in mancher Hinsicht sehr verdienten Fürsten, der in seinen glänzenden Eigenschaften wie in seinen Irrthümern die Zeit lebendig repräsentirt, aber mehr als einmal seiner Zeit vorausgeeilt ist.

Im 8. Kapitel sehen wir Ferdinand III. erst im Kampfe mit den durch seinen Vater geschaffenen Unverträglichkeiten, denen er mit Mäßigung, ohne schroffe Uebergänge, die Spitze abzubrechen suchte, dann im Kampfe mit der französischen Revolution; ein passiver Kampf insofern seine Neutralitätspolitik, welche er, von seinem Vater ohne einen Schatten bewaffneter Macht gelassen, nicht zu vertheidigen vermochte, von Freund und Feind zu Schanden gemacht ward. Zu Ende des Winters 1799 verließ er das Land, von welchem er fünfzehn Jahre lang ferne blieb, ohne jemals den Blicken seiner vor-maligen Unterthanen zu entschwinden. Die beiden noch übrigen Kapitel des Buches schildern nun die inneren Zustände Toscana's während dieses mehr denn sechzigjährigen Zeitraums, Literatur, Kunst, Leben, Gesellschaft, und die Schilderung fällt nicht immer zu Gunsten der neuen Zeit aus. Denn es hat lange gewährt, bevor Fremdartiges sich assimilirte, die Nachteile der Abhängigkeit ausgeglichen wurden, und diese Ausgleichung ist keineswegs vollständig gewesen. Der allgemeine Bildungszustand, namentlich unter den höhern Ständen, gegen Ende des 18. Jahrhunderts ist mit dem in der Mediceischen Epoche nicht zu vergleichen ge-

wesen, und die ökonomischen Umgestaltungen, welche namentlich diesen höhern Ständen zur Last fielen, haben Zeit gebraucht, bevor sie ihre wohlthätigen Wirkungen vollständiger äußerten und zu der Prosperität mächtig beitrugen, die in Toscana großentheils das Werk des ersten Leopold ist.

Das zweite Buch, *Revolution und Restauration, 1799—1859*, nimmt S. 373—658 ein. Das 1. Kapitel, *Franzosen und Aretiner*, schildert die revolutionäre Wirthschaft unter dem Commissar des Directoriums Reinhard, dem Correspondenten unserer großen Autoren, und die in Arezzo begonnene loyale Erhebung, welche nach Macdonalds Niederlage an der Trebbia im Verein mit dem Vorrücken der Oestreicher nach dreimonatlicher Occupation das Land von den schlimmen Gästen säubern half, aber von einer Reactions-Regierung im wahren Sinne des Wortes gefolgt ward, die mit einer zweiten französischen Invasion nach der Schlacht bei Marengo und mit der Erstürmung und Plünderung Arezzo's endete. Im 2. Kapitel, *Königreich Etrurien*, wird von der Zeit von 1801 bis 1807 gehandelt, während deren die Napoleonische Politik das im Lunéviller Frieden von Oestreich im Namen Ferdinands III. abgetretene Toscana den Bourbonen von Parma überwiesen hatte, denen sie es wieder nahm, als sie den spanischen Hof völlig umgarnt und für Italien neue Plane entworfen hatte. Neue sechs Jahre, die Jahre Napoleonischer Herrschaft, bilden den Inhalt des 3. Kapitels, die Zeit, welche das in drei Departemente zerschlagene, nur der Form nach zu einem Großherzogthum für des Machthabers Schwester Elisa zusammengehaltene Land vollständig umschuf, die geistlichen Orden aufhob,

die Amortisation der drückenden Staatsschuld unternahm, eine völlige Provinzialisirung versuchte, was doch nur unvollkommen gelang; ein Gemisch von Schlimmem und Gutem, zu welchem letztern auch die an die Spitze gestellte fähige Frau beigetragen hat. Das 4. Kapitel ist der spätern Regierungshälfte Ferdinands III. 1814 — 1824 gewidmet, der friedlichsten und von allen Seiten freudigst zugestandenen Restauration, welche vielleicht je stattgefunden hat. Große nützliche Werke sind in diesen zehn Jahren ausgeführt worden, vor allen die Bonification des Chianathals, die das Land um eine seiner fruchtbarsten Provinzen bereicherte. Dem was die vorausgegangenen Jahre der Umwälzung und Fremdherrschaft gebracht hatten, ist Rechnung getragen worden, wo es den Bedürfnissen und dem Geiste des Volkes entsprach, nicht in dem Maaße, wie es wohl wünschenswerth gewesen wäre, aber unendlich mehr als anderswo in Italien, und ohne Reaction, wie die Restaurationen sie meist bringen. Der Regierung hat es an Energie gefehlt, wo es sich um den Ausbau der Institutionen handelte, aber sie hat in bedrängten Zeiten rege Theilnahme, in schwierigen verständige Mäßigung an den Tag gelegt, und während es in fast ganz Italien gährte und theilweise offne Bewegung gegen das System von 1815 ausbrach, ist in Toscana vollkommene Ruhe bewahrt worden und hat das Land zahlreichen Exilirten und Compromittirten ein ruhiges Asyl geboten.

Die fünfunddreißigjährige Regierungszeit Leopolds II. nimmt die folgenden vier Kapitel ein. Das 5. behandelt die bis 1845 währenden Jahre der Ruhe, eine Ruhe, die nicht ohne äußere Störungen noch Besorgnisse war, welche durch

die seit der Juli-Revolution in Italien mehr oder minder hervorgerufene Aufregung veranlaßt wurden. Das Kapitel beginnt mit der Charakterisierung des Fürsten, welcher manche Eigenschaften eines tüchtigen Regenten besaß, neben denen Mängel, die durch die Satire und endlich durch offenbare Feindschaft vor der Welt gesteigert worden sind, schwerlich in ernsten Betracht gezogen werden können. Was in diesen friedlicheren Zeiten geschehen ist, die Umgestaltung des Justizwesens, die namhaften Verbesserungen administrativer Einrichtungen, die bedeutende Hebung der Privatindustrie, die zahlreichen Wasserbauten, die Erweiterung der Stadt und des Freihafens Livorno, die Vollendung der Bonification des Chianathals, das Riesenwerk der Austrocknung und Urbarmachung der Maremmen, alles dies legt Zeugniß ab für die große Thätigkeit dieser Jahre. Das 6. Kapitel, Anfänge der Reformen und Vereinigung Lucca's mit dem Großherzogthum, umfaßt nur die beiden Jahre 1846—47, mit manchen Rückblicken auf die Vergangenheit. Wir sehn, wie auch hier äußere Einflüsse mehr als innere Zustände oder Uebelstände mitwirkten, ein Mißbehagen und eine Aufregung zu schaffen, die künstlich durch allerlei Mittel gesteigert wurden; wir sehen, welchen Antheil einerseits die Literatur, andererseits die Zerfahrenheit in der päpstlichen Romagna an dieser Aufregung hatten, wie schon frühe in Livorno bedenkliche Symptome sich äußerten, wie die allgemeine Lage Italiens nach der Papstwahl des J. 1846 einwirkte, wie die Umgestaltung der Verwaltung im Großherzogthum Neuerungen und Wechseln das Thor öffnete, auf welche man nicht vorbereitet war und die inmitten der stets wachsenden Unruhe nicht genügten. Der im

Herbste 1847 stattgefundene Heimfall des Herzogthums Lucca, welcher andere territoriale Veränderungen mit sich führte, die einen Augenblick der Verlegenheit bereiteten, bietet Anlaß zu einem raschen Ueberblick der Geschichte dieses kleinen Staates, dessen Annexion endlich ganz Toscana unter demselben Scepter vereinigte, in welchem aber auch heute noch manche Spuren des aristokratischen Regiments geblieben sind, unter dem er drittheilb Jahrhunderte nicht unthätigen Friedens genoß.

Das J. 1848, welchem das 7. Kapitel, Constitution und Demokratie, gewidmet ist, hat auch in Toscana den Verlauf vieler andern Staaten gehabt. Kaum war die, mit weit geringeren Mängeln als gewöhnlich behaftete Verfassung ertheilt, so wurde sie auch schon von der Revolution zerschlagen. Das Nationalitäts- und Constitutionsfieber, der lombardische Krieg, Unruhen und Empörung nach dessen schlimmem Ausgang, rasch aufeinander folgender Sturz zweier Reform-Ministerien, Sieg der sogenannten Demokratie, die nichts als die zur Herrschaft gelangte Emeute war, Verstrickung des Souveräns in ihre Netze und in die einer Constituirenden Versammlung, Beschluß der Betheiligung an der nach der Flucht des Papstes zusammenberufenen römischen Nationalversammlung, und, als Folge von allem diesem, Entfernung Leopolds II., provisoische Regierung und Dictatur, Erhebung der Florentiner gegen die Pöbelherrschaft und Rückberufung des Großherzogs — solche sind die bis zu Ende April 1849 reichenden Ereignisse, die in der Occupation des Landes durch die Oestreicher einen verhängnißvollen Abschluß fanden. Das 8. Kapitel handelt von der zweiten Restauration, welche zehn Jahre währte. Gute,

rechtliche, thätige Verwaltung war von politischen Fehlern begleitet, unter denen die im J. 1853 erfolgte Aufhebung der Verfassung der ernstlichste gewesen ist, während die fremde Occupation einen Stachel zurückgelassen hat, der nicht verschmerzt worden ist. Die großen hydraulischen Arbeiten sind nicht nur auf ihrem bisherigen Felde fortgesetzt, sondern durch anderweitige vermehrt worden, und das Land war blühend und im steten Fortschritt, als der neue Kampf Piemonts gegen Oestreich zu Ende April 1859 eine seit längerer Zeit auf verschiedene Weise vorbereitete Katastrophe herbeiführte, die mit dem Aufhören der Autonomie Toscana's endete. Die Darstellung läßt sich nur ganz kurz auf die Verhältnisse und Facta ein, welche dem Sturz der großherzoglichen Regierung vorausgingen und nachfolgten, da eine ausführliche Betrachtung derselben nur im Zusammenhang mit der allgemeinen Geschichte Italiens stattfinden kann, welche außerhalb des Bereichs des gegenwärtigen Buches liegt.

Die beiden Schlußkapitel, Wissenschaft, Literatur, Kunst und Land und Leute, welche nahe an 80 Seiten füllen, schildern die geistigen und überhaupt die innern Zustände des Landes in den sechs ersten Decennien unseres Jahrhunderts. Es ist schwer, so Literär- wie Kunstgeschichte auf einen Einzelstaat, und noch dazu einen kleinen zu beschränken, doch wird die Aufgabe einigermaßen durch den Umstand erleichtert, daß Toscana, welches die italienische Schriftsprache bildete und das erste Jahrhundert ihrer Literatur beherrschte, auch in der spätern Literaturgeschichte eine ganz bestimmte Stellung einnimmt. Neben der Poesie, in welcher Niccolini und Giusti hervorrangen, kommt hier besonders

das historische Fach in Betracht, in welchem die Thätigkeit sehr groß gewesen ist, wenn sie gleich mehr als Originalwerke von hervorragendem Werth die Publication älterer Schätze wie der Archive in Aussicht genommen hat. Die verhältnißmäßig günstigen Verhältnisse, in denen man sich namentlich seit dem J. 1820 in Toscana in Bezug auf literarischen Verkehr befand, der durch das damals in seiner Art einzige Vieusseuxsche Lesecabinet und die Zeitschrift *Antologia* geübte Einfluß, die Einwirkung des hier seit dem Sturze der Napoleonischen Herrschaft außerordentlich starken Fremdenandranges werden geschildert. Daneben die Geschicke des öffentlichen Unterrichts, der Universitäten, der Akademien; die Blüte Pisa's bis zu den Zeiten der Umwälzungen, nach denselben leider die unverständige Maßregel der Theilung oder Zerreißung der Universität; die Umgestaltung der Lyceen, Gymnasien, Realschulen; die Vermehrung der Unterrichtsmittel, die Gründung des großartigen, nach und nach die Archive der Städte Siena, Pisa, Lucca einschließenden Central-Archivs, das unter umsichtiger wie thätiger Leitung eine wahre Musteranstalt geworden ist. Niemals vielleicht haben die verschiedenen Unterrichtszweige so gleichmäßige Förderung erfahren wie unter dem letzten Großherzoge. Auch der zu Anfang des Jahrhunderts so tief darniederliegenden Kunst hat es nicht an Förderung gefehlt, und namentlich ist es die Sculptur gewesen, in welcher einige bedeutende, ein Paar ungewöhnliche Talente aufgetreten sind. Das Kapitel Land und Leutd schildert Zustände und Stimmungen der Revolutionszeit zum Theil mit den Worten von Dichtern wie Parini und Alfieri und von Historikern, dann die Gesellschaft spä-

terer Tage, unter Elisa Baciocchi, unter Ferdinand III. und seinem Sohne, als Florenz Sammelplatz der Fremdenwelt geworden war, zu welcher die Napoleoniden gehörten, die größtentheils ihre Wohnung am Arno aufschlugen, in dem Lande, aus welchem ihre Familie stammt. Auch die jähen Wechsel der Umsturzeit von 1848 werden betrachtet, das rasche Wiederaufblühen nach wiedererlangter Ruhe und Sicherheit, endlich die Verhältnisse des Landvolks und die Culturzustände, womit das Buch schließt.

Zwei Beilagen gehen dem von Dr. Schulz in Gotha ausgearbeiteten ausführlichen Register über beide Bände voraus. Die erste ist eine ausführliche Zeittafel zu leichter Orientierung in Bezug auf die Chronologie der That-sachen, mit zahlreichen biographischen Daten über die bedeutendsten in dem Buche erwähnten Personen. Die zweite Beilage bildet die Literarische Notiz über die Quellen und Hilfsmittel, auf welche schon im Eingange gegenwärtiger Besprechung in der Kürze hingewiesen ist. Am Ende derselben findet sich eine Schilderung der im J. 1874 vollendeten Fürstengruft der Lothringisch-Habsburgischen Dynastie in den Gewölben von San Lorenzo, wo von den Großherzogen dieses Stammes jedoch nur Einer ruht, Ferdinand III., da Franz und Leopold I. in der Kaiserstadt an der Donau beigesetzt sind, Leopold II. einstweilen in der römischen Apostelkirche, in deren Pfarrbezirk er elf Jahre nach seinem Scheiden aus Toscana den letzten Seufzer aushauchte.

Bonn.

A. v. Reumont.

An elementary Grammar with full syllabary and progressive reading book of the Assyrian Language in the cuneiform type by the Rev. A. H. Sayce, M. A. London, Samuel Bagster and Sons. 1876. 129 p. 4^o.

Der Verfasser dieses Buchs hat sich durch verschiedene, auch in dies. Bll. (1872, St. 44) zum Theil besprochene Arbeiten auf dem Felde der Assyriologie vortheilhaft bekannt gemacht, und er gehört zu den sehr wenigen englischen Gelehrten, die dem Beispiele ihrer großen Vorgänger Rawlinson und Hincks folgend, mit klassischen und orientalischen Vorstudien an das schwierige Werk der Keilschriftforschung getreten sind. Dieses Buch, das nur ein elementares Ziel verfolgt, erfüllt daher seinen Zweck, einem angehenden, uneingeweihten Anfänger die Pforte zur Erkenntniß der assyrischen Inschriften zu eröffnen. Wenn es auch keineswegs andere reichhaltigere, vom Verfasser augenscheinlich sehr stark benutzte frühere Werke unnöthig macht, so bietet es doch den Vortheil, beinahe alle Sylbenzeichen in fast genügender Form aufgezählt zu haben, und so das Studium mancher Texte, selbst dem vorgerückteren Forscher zu erleichtern.

Die Zeichenliste füllt einen großen Theil des Buches, über zwei Fünftel aus; wir werden darauf zurückkommen, und kurz die unseres Dafürhaltens viel weniger empfehlenswerthen Theile des Buches beleuchten, die über die Grammatik handeln.

Die Nomina werden von S. 49 bis 63 besprochen und geben die Paradigmen von verschiedenen Worten mit den Possessivsuffixen. Hr. Sayce giebt einige Beispiele in assyrischer Schrift,

und überläßt dann dem »student« zu den übrigen nur lateinisch geschriebenen, die Keilschriftform hinzuzufügen. Man sieht nicht recht ein, warum der Verf. den Nominalsuffixen (S. 59) die Verbalsuffixe hinzufügt, da letztere noch nicht dahin gehören. Die euphonischen Veränderungen sind viel zu kurz, in vier Zeilen behandelt, und sie hätten wohl, auf Unkosten der mit Keilschrifttypen geschriebenen Paradigmen, in nicht gar so zurückhaltender Weise gewürdigt werden müssen. Die in den babylonischen Uebersetzungen der Perser sich findenden Zusätze, *attuā* u. s. w. nach den mit dem einen Personalsuffixe versehenen Nomina sind von Praetorius in genügender Weise erklärt. Hr. Sayce scheint diese Erklärung angenommen zu haben; der Autor wird nicht genannt. Es scheint dies überhaupt das System dieses Buches zu sein, da selbst in der Vorrede jeder Forscher vorsayceschen Wissenschaft todtgeschwiegen werden. Wir hätten, namentlich in einer Grammatik, gar nichts gegen diese Gewohnheit einzuwenden, wenn Hr. Sayce dieses lobenswerthe Princip der Impersonalität nicht dann verließ, wenn er einige augenscheinlich ihm selbst bestreitbar scheinenden Ansichten seiner Mitarbeiter zu den seinigen macht.

Der schwächste Theil des Buches ist das Verbum. Herr Sayce nimmt die Eintheilung der *Voces*, die zuerst vom Ref. vorgeschlagen wurde, rückhaltlos an; nämlich die der vier oder fünf Grundformen, der secundären Form mit eingeschobenen *t* nach dem ersten thematischen Buchstaben, und die tertiäre, emphatische Superfötation, die nach dem *t* noch ein *n* hinzufügt.

Was aber die Zeiten anbelangt, so hat der Autor die alte unglückselige Manie des so hoch-

verdienten Hincks angenommen, der in dem Assyrischen das Sanscrit der semitischen Sprache erblicken wollte. Hincks hatte daher zwei Zeiten erfunden, die in den Inschriften platterdings nicht existieren; das Permansif und das Praeterit. Letzteres wird nach Sayce im *Kal* durch die Verdoppelung des zweiten Radicals gebildet, woraus folgen würde, daß das Paël mit vier Radicalen geschrieben werden müßte: also *kal asakkin*, Paël *asakkkkin*. Das Permansif ist nun eine ganz eigene Conjugation für den Verfasser nämlich; Referent kennt nur Beispiele für Nomina mit hinzugefügtem Personalpronomen. Herr Sayce schlägt uns nun folgende Conjugation vor:

Singular	1 n	<i>saknaku</i>	Plural	?
	2 n	<i>saknat</i>		?
	2 f.	<i>saknati</i>		?
	3 m	<i>sakan</i>		<i>saknu</i>
	3 f.	<i>saknat</i>		<i>sakna.</i>

Was ist denn eigentlich dieses vermeintliche Verbum? Längst habe ich nachgewiesen, daß diese Zeit sich nur als Correption mit Substantiven findet; z. B. *sarraku*, »König ich«, ich bin König, *sirat*, du bist heilig, u. s. w. für *sarru anaku*, *siru atta*. Nur in einzelnen Fällen findet man Participien, die ja auch Nomina sind, mit dieser Correption behaftet. Wirklich hat auch Hr. S. als dritte Person das Participium *sakin* aufgenommen, was sicher bezeichnend ist. Ich will nun gern dem geehrten Verfasser seine von ihm nur mangelhaft gegebene Conjugation ergänzen, doch mit der Bedingung, daß ich ein Hauptwort conjugiere:

sarraku oder *sarrak*, ich bin König
sarrata oder *sarrat*, du bist König
sarrasu oder *sarras*, er ist König

sarrini,
sarrikunu
sarrisunu

wir sind Könige
ihr seid Könige
sie sind Könige.

Dieses ist niemals die Zeit eines Verbuns gewesen *).

*) Herr S. hat seiner Zeit die Weglassung dieser nicht zu belegenden Zeit in meiner, seinem Buche zu Grunde liegenden, Grammatik einen »pernicious error« genannt. Ich glaube es ist weniger verderblich, etwas Wahres zu vergessen, als etwas Unwahres als richtig auszugeben. Herr Sayce weiß, dünkt mir, häufig viel zu viel, und dieses scheint mir höchst verderblich, wäre es auch nur wegen »des allgemeinen Schüttelns des Kopfes«, welches diese große Gelehrsamkeit bei den Nichtassyriologen hervorbringt. Diese Vertebralbewegung halte ich für sehr natürlich, und kann dieselbe den »Laien« wirklich nicht verargen. Diesen letzteren Ausdruck entlehne ich Hr. Delitzsch, aber ich schreibe nicht allein für »Nicht-laien«, sondern unterwerfe mich dem Urtheil der Nichtassyriologen, die die große Majjrität des Menschengeschlechtes bilden. Was namentlich pernicious ist, das ist die ungeheure Menge von ganz unreifen und ganz falschen, toto coelo verfehlten Uebersetzungen, die Herr Sayce in den »Records of the Past« und andern Veröffentlichungen in die Welt hineinschickt. Es ist unmöglich, daß Hr. Sayce sich selbst über den Werth seiner Uebertragungen philosophischer, juristischer, astrologischer, teratologischer, religiöser und anderer Texte täuscht. Der Käufer wird mit dem Verkäufer verwechselt, der dominus negotii als Zeuge aufgeführt, und das alterum tantum, die Gränze der Zinsen, als zweiprocentige Anleihe (!? im Alterthum) aufgefaßt. Die Sonne wird in Mesopotamien im Zenith total verfinstert, die Götter unter einander verwechselt; von den grammatischen Einzelheiten darf ich gar nicht reden. Dieses ist »verderblich«, nicht nur für den Schreiber, sondern auch noch unangenehm für den Fachgenossen, der Kritiken schreiben muß über die Bücher, die gegen die Assyriologie erscheinen.

Ich halte diese Entgegnung für meine Pflicht, denn ich schreibe niemals gegen irgend Jemanden ein Wort, ohne von demselben durch irgend einen directen Angriff bestimmt worden zu sein.

Wir halten es für unnöthig, auf das Verbum näher einzugehn; es findet sich nämlich alles schon in den früheren Grammatiken der Vorgänger des Hrn. Sayce.

Viel besser sind aber die Partikeln behandelt; Hr. S. giebt die bis jetzt vollständigste Aufzählung derselben. Nur heißt *matema* nicht »vergangen«, sondern »zukünftig«, was ich mir nur als einen Druck- oder Schreibfehler erklären kann. *Enuma* heißt nicht »als«, sondern »einst, vor Alters«.

Den Schluß des Buches machen einige Lestücke; mit Analyse der Formen, die Uebersetzung des ersten Stückes findet sich schon in Menants Grammatik, was nicht gesagt wird.

Beleuchten wir jetzt die Hauptpartie des Buches, den Anfang, nämlich das Syllabar.

Herr Sayce, wie beinahe alle seine Mitarbeiter, haben die Bedeutung des assyrischen Syllabars verkannt und in demselben die fälschlich »akkadisch« genannte Sprache wieder finden wollen *). Die Syllabare zerfallen häufig in

*) Wir haben wohl kaum noch nöthig zu bemerken, daß der wissenschaftlich falsche Name »akkadisch« durch »sumerisch« ersetzt werden muß. Die akkadische Sprache ist die semitische Sprache der Assyrer, wie letzteres aus einem sehr präzisen Texte selbst hervorgeht. Die von mir angegebenen, von Hrn. Delitzsch kürzlich angenommenen Gründe für den Namen »sumerisch« sind nicht zu widerlegen; wir sagen auf der andern Seite nicht zu viel, wenn wir behaupten, daß für den Namen »akkadisch« niemals ein Grund angeführt ist.

Unser geehrter Herr Mitarbeiter, Hr. A. D. hat in einer Anzeige der Delitzsch'schen Uebersetzung des von uns beurtheilten Buches von George Smith (Jahrgang 1876, S. 1408) mir irrthümlich eine Interpretation beigelegt, die ich niemals vorgeschlagen habe. Ich habe niemals gesagt, daß das semitische Ideogramm für Sumer »Sprache des Herrn« *lisan rubu*, bedeutet. Meine Argumentation ist eine andere, und eine viel stringierende.

drei Columnen; die Spalte der Mitte giebt das zu erklärende Zeichen, die zur Rechten giebt das assyrische ganze Wort, welches den durch das Ideogramm vertretenen Sinn ausdrückt,

In den sumerischen Texten ist das Wort Sumer, in dem Complex: Sumer und Akka (nie Akkad und Sumer) durch ki-en-gi oder ki-in-gi ausgedrückt; das Wort bezeichnet »Land« καὶ ἔξοχήν, vielleicht ursprünglich »Land des wahren Herrn«.

In den semitischen Texten der Assyrer dagegen wird Sumer durch ein Ideogramm wiedergegeben, welches das Wort als eine »Sprache« und als weiter nichts bezeichnet. Ob das Zeichen ku der Ausdruck als »Sprache der Verehrung«, lisan tukulti, oder als »Sprache der Wahrsagung« lisan assaputi übersetzt wird, ist gleichgültig.

Für die Semiten ist Sumer eine Sprache und Akkad ein Land, nämlich das in welchem Babylon liegt. Dies ist der Punkt, auf den es ankommt. Und die Sprache ist diejenige der Urheber des Ausdrucks Sumer und Akkad, nicht die der Semiten, für die Sumer ein sonst vergessenes Wort, Akkad aber ein geographischer Begriff blieb. Akkad ist semitisch gewesen und semitisch geblieben.

Allerdings ist, um mit Herrn A. D. zu reden, der Streit ad acta zu legen, aber in einem andern Sinne, als er meint. Dieses Schwanken ist wohl die Schuld, nicht des Hrn. A. D., sondern die des Hrn. F. D., der auf jenen Punkt nicht genug hingewiesen hat. Zur Beweisführung muß man die mathematische oder juristische Methode der Feststellung des Thatbestandes wählen, und sich nicht dazu verleiten lassen, den Leser durch angreifbare, nicht dahin gehörige Betrachtungen irre zu führen. Meine streng bei der Sache bleibende, ernste Aufzählung der Thatsachen nennt Hr. F. D. eine »nur den Laien imponierende Deklamation«. Deklamirt Jemand, so bin ich es sicherlich nicht, der Talent dazu hat. Den »Laien« wünsche ich allerdings zu imponieren, denn ich vergesse nicht, daß diese »Laien« schließlich unsere Richter sind. Doch muß ich doch auch auf »Nichtlaien« einigen Eindruck gemacht haben; und deshalb spreche ich dem Hrn. Delitzsch meine aufrichtige Anerkennung dafür aus, daß er unbekümmert um andere Rücksichten, seiner Ueberzeugung die Ehre gegeben hat.

die Spalte zur Rechten zeigt die Sylbenwerthe, die das Zeichen hat, wenn es als Bestandtheil eines assyrischen Wortes figurirt, gleichviel ob es als ein rein phonetisches Sylbenzeichen, oder, für uns, als ideographischer Bestandtheil figurirt. Wir wollen dieses in einem Beispiele klar machen.

Dieser Stern *) heißt *mu* als Sylbenlaut und bedeutet unter anderm Name; daher sieht man in der zweiten Reihe das Zeichen, in der dritten *sumu*. Aber es bedeutet auch die Wurzel זכר, gedenken, und wird dann häufig mit dem phonetischen Element *) *ra* ausgedrückt. So hat man z. B. *ra* = *azakkara*, »ich sprach« auszusprechen. Nun könnte man finden: *) = *azakka*, weil ja *) *ra* = *azakkara* ist.

Dieses ist das ganze Princip in seiner Einfachheit. Das sumerische muß hier ausgeschlossen bleiben; finden sich aber sumerische Bestandtheile, so geschieht dieses nur, weil sie in die assyrische Sprache übergegangen sind.

Also die Rubrik *accadian* ist aus dem Sayceschen Syllabar zu streichen: Die Scheidung zwischen den wirklichen phonetischen Sylbenlauten und dem ideographischen Worttorso ist nicht durchgeführt, und verwirrt den Leser.

Die Zeichen dagegen sind vollständig gegeben, und daher ist das Verzeichniß als höchst brauchbar zu empfehlen; nur sind die ständigen Sylbenwerthe nicht genug von den zufälligen unterschieden. Auch würde Ref. vor den meistens höchst voreiligen Angaben der Bedeutungen warnen. Namentlich in elementaren Büchern darf man nicht Hypothetisches als Gewisses ausgeben wollen; solche Verwechslung nimmt der Lernende, und mit Recht, sehr übel.

Unter den zahlreichen Ungenauigkeiten wollen wir folgende hervorheben.

Wir werden nur einige der Werthe beleuchten:

no. 3. »achtzehn«, wir glauben es bedeutet fünfzehn.

no. 4. Der Sylbenlaut ist *An*, weder *sa*, noch *essa*, noch *dimir*, und dieses *An* hätte mit anderer Schrift gedruckt werden müssen, denn die aufgeführten *anna*, *annab* (?), *sa*, *essa*, *dimir*, *dingir* werden den Anfänger nur verwirren. Das Wort ist nicht *supulti*, sondern *subulti* zu lesen, und heißt nicht »Tiefe«, sondern *Aehre*, es steht das Zeichen *Korn* dabei.

no. 4a. Weshalb heißt *nabbu* Gottheit?

no. 4b. *simetan*, nicht *simidan*, ist als »akkadisch« aufgeführt, es ist aber nach dem Syllabar K. 197 ein rein semitisches Wort. Es heißt auch nicht »Zenith«, sondern *Neumond*; an ihm finden totale Sonnenfinsternisse statt, die ja auch nur in den Tropenländern, im Zenith gesehen werden können, und auch dann nur in vielen Jahrtausenden einmal.

no. 8 u. no. 9. Ganz irrige Erklärung von *be-ut* und *be-mi*, welche durch *omen of good* und *omen of evil* interpretiert werden. Die Zeichen bedeuten »Eiter« und »Blut«! Das eine ist »weißes Blut«, das andere »schwarzes Blut«. Die Ausdrücke kommen in den Flüchen der *Michaux*texte vor, wo, wie in dem Syllabar, *sarku* und *damu* denselben substituiert werden. Es heißt: »er pisse (*lirmuk*) Blut und Eiter wie Wasser«, in Folge eines unzerstörbaren Giftes« (*simma la ašša*), »welches *Istar* dem Schuldigen in den Bauch einflößen möge«. Daß *be* Blut heißt, ist längst bekannt, es heißt auch *Röthe*, *uduntu*, für *udumtu*, was Hr. Sayce no. 8 nicht gesehen hat.

no. 13a. *nabi* bezeichnet, wie überall, eine Wiederholung des Zeichens. Das einfache Zeichen ist *dil*, die Verdoppelung ist durch *dilidili-nabi* ausgedrückt: wie ist dies »akkadisch?«

no. 26. Herr Sayce giebt die Bedeutung *meteor*; diese scheint wohl von der Erörterung des vom Ref. erläuterten altpersischen Zeichens (*z* vor *i*: *zigāla*) herzurühren, was Hr. S. natürlich nicht meldet.

no. 28. *balātu* heißt *Leben*, nicht *Familie*.

no. 30. *abubu* heißt nicht *Kornhaufen*, sondern »Blitz«, »Ungewitter«.

no. 38. Es wird *Lenormant* für *passur* »*parasol*« citiert; Herr Sayce wird aber wissen, daß dieses nicht möglich ist, da *Nebuchadnezar* einen solchen für die Götter erbaut.

no. 39b. Der Buchstabe *ka* hat nur diesen Sylbenwerth und nicht die »akkadischen« *gu*, *kir*, *zu*, *du*, *kāgu*, *duk*. Aber diese Hypertrophie der Viellautigkeit ist nicht, was wir hier tadeln wollen; selbige findet sich leider durchweg in der Liste. Ein sehr arges Versehen läßt den Hrn. Sayce in der dritten Columne (*Assyrian rendering*) viele Bedeutungen aufnehmen, die nach no. 331 (*si*) hingehören. Die in dem vierspaltigen Fragmente *W. A. J. II, 4, 729 ss.* gegebenen Werthe gehören gar nicht zum Zeichen *ka*, sondern zu *si*, und es ist so zu restituieren:

[*si-i* | *si* | *i*]-*gu-u* | *ilu sa naphari*

und in der vierten Columne weiter *mātu*, *pānu*, *inu*, *uznu*, *bunu* (*gidnu*?), *maḥru*, *sēbu*, *amaru*. Die Sache ist heute sehr klar, wo das *gu* vor *u*, auf *igū* = *si* hindeutet. Vor zwanzig Jahren sah ich nur das *u*, und beging also den Irrthum, letzterem Zeichen die genannten Werthe zuzusprechen (*Études assyriennes* p. 100. *Expéd. en Mésop. t. II, p. 58*). Aber heute sind wir

doch um so viel weiter, und Hr. Sayce durfte doch unmöglich alle diese Ausdrücke als Wortwerthe von ka ansehen.

Um nun die »akkadische« Hypothese genauer zu beleuchten, wollen wir an diesem Beispiel einmal die Verfehltheit des ganzen Systems zeigen. Das Syllabar II, 476 ss. hat in der zweiten Spalte das Zeichen ka, in der dritten sechsmal das assyrische Wort k ā gu, was aber von Hrn. S. in die »akkadische Spalte« relegiert wird, und zwar im flagrantesten Widerspruch mit dem Text. In der ersten Spalte aber finden sich in den sechs Zeilen ka-a, pi-i, i-num, du-u, zu-u, ki-ir. Kā ist der Sylbenwerth, und pī und inu sind doch nicht sumerische, sondern rein semitische Ausdrücke. Ka-ya, »mein Mund«, und ka-ka »dein Gesicht« muß pī-ya und inu-ya gesprochen werden. Der Buchstabe hat niemals absolut die Sylbenwerthe dū, zū, kir, sondern nur in bestimmten, uns noch unbekanntem Worten. Ferner steht duk einmal als Glosse, (K. 197); es ist ebenso zu betrachten. Wir kennen aber das Wort nicht, in dem ka als duk ausgesprochen werden muß. Nichtsdestoweniger sind ka, gu (was nicht existiert), kin, du, zu, kagu, duk als »akkadische« Werthe zusammengeworfen worden. Hr. Sayce weiß sogar, daß kalu, »enden«, saqū-sa-mē, »tränken vom Wasser« kanika »der Siegeler« nicht Seal, auf »akkadisch« gu und kagu lauten! Auch »Gott des Alls«, heißt nach ihm »akkadisch« duk! Unter den 26 Worten, die in der dritten Spalte aufgeführt sind, müssen als zu si gehörig mindestens sieben gestrichen werden.

no. 54. Imtu kann nicht »Gift«, sondern muß nach den Exorcismustafeln ein Theil des menschlichen Kopfes sein.

no. 67. Tarbatsa, richtiger tarbašu, wird durch »rest or eclipse« wiedergegeben. Es heißt aber Meridian, der Ort, wo der Stern gleichsam horizontal auf der Lauer liegt. Zum Ueberfluß wird das Zeichen noch durch *tur libbi* erklärt, die »Rückkehr der Mitte«. Herr S. hat in seinen Uebersetzungsversuchen der astronomischen Inschriften dieses häufige Zeichen immer unrichtig verstanden.

no. 137 fehlt bei tab die Bedeutung hamatu sarru W. A. J. II, 1, 68, 69; ibidem II, 39, 54 liest man: tab = hamatu, tab = surru.

no. 205. Man liest: v. no. 190. Das Zeichen *ta* heißt istu »von« und nicht »beginnen«.

no. 212. Uzuzu nicht das Wachsen, sondern das Verschwinden der Gestirne. Das Zeichen heißt »gehen«, und nicht »kommen«, die in allen semitischen Sprachen unterschieden sind. Sonderbarer Weise ist hier auch *kēsu sa elippi*, nach uns »Schiffsuntergang, Schiffbruch«, durch »Leibweh« erklärt.

no. 223 ist keineswegs eine nur graphische Verschiedenheit von no. 321.

no. 226. *U* ist niemals gleich *ammatu* »Elle«, es ist die halbe Elle oder Spanne *aḥu*. (S. meinen Etalon des mesures assyriennes p. 17 et.). Auch Hr. Delitzsch hat diese fehlerhafte Bezeichnung wie andere abgeschrieben.

no. 242. *rīmu* »bull«? Es heißt doch auch Säule, und Säulencapitell.

no. 253 fehlt die Bedeutung »über«.

no. 286 ist das Zeichen für den Vollmond.

no. 370 fehlt die Bedeutung *idinnu*.

no. 456. *Tulu, širtu* ist nicht »Haufen«, »Zelt«, sondern »Wurm«, »Schlange«.

no. 491 fehlt *zaz*.

no. 498. *Nin*, fehlt *mimma*, irgend ein.

no. 514. Eine ziemlich unbegreifliche Verwechselung ist die Uebersetzung von *siptu* »Hymnus« durch »Lippe«. Letzteres heißt *saptu*, wie doch Hr. S. selbst no. 43 sagt. (S. meine Grammaire assyrienne 2^d éd. p. 4) $\eta\omega\aleph$.

Wir hätten diese Verbesserungen noch unendlich vermehren können, denn auf jeder Seite finden sich solche unrichtige Uebersetzungen in großer Zahl, ungefähr zweihundert falsche Bedeutungen. Doch thun sie der Nützlichkeit des Buches keinen Eintrag, da der Forscher ja namentlich nur ein gutes Repertorium der assyrischen Aequivalente und ideographischen Werthe verlangt. Ueber die Uebertragung, über das Verständniß der so dunkeln assyrischen Worte muß er selbst mit sich einig werden können, oder dieses schwere Studium mit einem leichteren vertauschen; der Assyriologe muß controlieren können. Da jedoch die Aufzählung der verschiedenen in assyrischer Sprache gegebenen Werthe mit Fleiß und Gewissenhaftigkeit gemacht ist, so ist, denn vor allen Dingen müssen wir gerecht sein, das Buch des Herrn Sayce als Repertorium dieser assyrischen Werthe jeglichem Keilschriftforscher zu empfehlen. Manche Werthe werden noch gefunden werden, und in der neuen Wissenschaft haben alle Schriften einen mehr oder minder zeitweiligen Werth. Es könnte daher nur ein unreifer Forscher so unbillig sein, dem Herrn Sayce eine relative Unvollständigkeit vorzuhalten: erschöpfend zu verfahren, ist nicht möglich, denn unsere Hilfsmittel und daher auch unsere Wissenschaft, sind beschränkt. Nur das aufrichtige Durchdrungen sein von dem Stande unsers heutigen Wissens kann uns abhalten, uns selbst Täuschungen hinzugeben, die die Nichtassyriologen doch nicht

theilen werden; nur das ernste Prüfen kann den langsamen Fortschritt und in dessen Gefolge die Anerkennung herbeiführen, die jedes gewissenhafte Streben verdient.

Paris, Nov. 1876.

J. Oppert.

Handbuch der Gewerbe-Hygiene auf experimenteller Grundlage. Von Dr. Hermann Eulenberg. Berlin, Hirschwald 1876. 927 S. 8^o. mit 65 Holzschnitten.

Es gehört unstreitig zu den wichtigsten und verdienstvollsten Aufgaben der Zeit, die durch den Industriebetrieb herbeigeführten Unzuträglichkeiten zu bekämpfen, namentlich die Gefahren zu erforschen, denen der Fabrikarbeiter in seinem Berufe unvermeidlich und ständig unterworfen ist, die Mittel ausfindig zu machen, um dieselben zu beseitigen oder zu umgehen und dadurch nicht allein dem wohlwollenden Fabrikherrn die Möglichkeit zu geben, seine Arbeiter zu schonen und zu erhalten, sondern auch der Gesetzgebung das Material zu liefern, mit dessen Hülfe sie Leib und Leben des Lohnarbeiters zu schirmen vermöchte. — Eine solche Arbeit hätte zunächst die gesundheitsschädigenden Einflüsse, welche die Industrie erzeugt, ans Licht zu ziehen, dann deren Wirkung auf den Organismus zu prüfen und endlich nach Mitteln zu suchen, um dieselben unschädlich zu machen.

Das vorliegende Buch hat sich seine Aufgabe sehr weit gesteckt. Es begnügt sich nicht mit der Prüfung der Industriestoffe auf ihre Gesundheitsschädlichkeit, sondern zieht eine sehr große Anzahl chemischer Verbindungen überhaupt in

den Kreis dieser Untersuchung, deren Bedeutung in der Industrie kaum zu verstehen ist: wie Chlorbrom, Chlorjod, Bromjod, Wasserstoffsperoxyd, Wasserstoffdisulfid, Selenwasserstoff, Tellurwasserstoff, Chlorkohlenoxyd, Methylchlorid, Methylmerktan, Propan, Capronsäure, Picolinbasen u. a. Die von dem Verfasser für einige der genannten Verbindungen angegebenen Verwendungsweisen in der Technik (z. B. für die Verbindungen der Halogene unter einander in der Photographie) sind wir selbst nach mehrseitig eingezeichneten Erkundigungen nicht in der Lage zu bestätigen. — Das Buch faßt aber seine Aufgabe noch weiter. Es schließt nämlich eine ausführliche Uebersicht der chemischen Verbindungen und ihrer Geschichte, dann noch ein Lehrbuch der chemischen Technologie in sich. Dies würde, wenn die weitschichtige Aufgabe befriedigend gelöst wäre, solchen Lesern eine erhebliche Erleichterung gewährt haben, welche wie z. B. Verwaltungsbeamte, die sich des Concessionswesens halber für den Gegenstand interessieren müssen, keine chemische Vorbildung besitzen. Allein die vom Verfasser gegebene Beschreibung der chemischen Stoffe, ihrer Darstellung, ihres Verhaltens u. s. w. setzt chemische Vorkenntnisse voraus. — Ein Buch der Gewerbegesundheitslehre muß überhaupt auf eine allgemeine Bekanntschaft des Lesers mit der Gewerbelehre und ihren Hilfswissenschaften rechnen. Indem sich der Verfasser die Aufgabe so umfangreich und damit so schwierig stellte, sind ihm eine Reihe von chemischen und technologischen Ungenauigkeiten untergelaufen, welche den Industriellen von vornherein gegen das Werk einnehmen werden. Namentlich werden viele veraltete Fabrikationsmethoden mitgetheilt und häufig auch die bei

diesen zu beachtenden Gesundheitsverhältnisse in den Kreis der Untersuchung gezogen. Wir wollen nur auf ein paar Punkte aufmerksam machen. S. 56 ist eine Methode zur Darstellung von Phosphorbromid beschrieben, die nirgends mehr im Gebrauch ist. Ebensowenig wird wohl irgendwo der Schwefel in der Industrie mit Calciumnitrat gereinigt und Natriumhyposulfit zum Extrahiren des Silbers aus den Rückständen in der Photographie verwandt. — Dem Verfasser ist nicht bekannt, daß die Gewinnung von Vitriolöl am Harz, in Schlesien, im Erzgebirge längst aufgegeben wurde. — Noch auffallender sind die Irrthümer in dem Abschnitt über die Fabrikation von englischer Schwefelsäure. Dort figurirt u. a. der Gerstenhöfersche Ofen wiederholt als »Gerstendöferscher«. Zur Trennung der arsenigen Säure sowie des Arsens vom Schwefeldioxyd werden nach dem Verfasser die Röstgase in eine Condensationskammer geführt, welche mit groben Koksstücken gefüllt und durch einen schwachen Wasserstrahl gespeist wird, ein uns unverständliches und nirgends geübtes Verfahren. — Die sog. nitrose Säure (aus dem Gay-Lussac-Apparat) läßt er in die Bleikammer zurückfließen! »um neue Mengen schwefliger Säure zu Schwefelsäure zu oxydiren«. Allerdings ist nachher auch vom Gloverthurm die Rede, dabei aber für den Nichtsachkundigen unklar, wie weit etwa diese und wie weit jene (wohl kaum jemals benutzte) Einrichtung zur Anwendung gelange. Es fehlt dem Buche überhaupt an der unentbehrlichen Einheitlichkeit und Gleichartigkeit der Darstellung. Während z. B. die Bromgewinnung in Staßfurt mit einer bis ins Einzelne gehenden Genauigkeit beschrieben ist, wird die Concentration der Schwefelsäure, namentlich in ihrem II. Theile nur kurz

berührt. Die neuern Einrichtungen, z. B. die von Faure u. Keßler, finden keine Erwähnung. Bei der Besprechung der sog. zweiten Concentration findet sich S. 171 folgender eigenthümlicher Satz: »Man benutzt auch besondere Glasgefäße hierzu, namentlich unter Zusatz von einigen Stücken dichter Gasretortenkohle, wobei die abdestillirte Säure auf ein Liter nur 20 Ccm. schweflige Säure enthalten soll, welche sich durch einen trockenen Luftstrom abtreiben läßt. Bei gußeisernen Retorten muß aber, da es sich bei dieser Concentration um eine Destillation handelt, das Dampfleitungsrohr und das Kühlrohr von Platina sein«. — Die Behandlung der für die Hygiene wichtigen Gährungslehre besteht in einer ganz kurzen und knappen Wiedergabe der Liebig'schen und Pasteurschen Ansichten. — Die im Chilisalpeter enthaltenen Jodsalze, welche bekanntlich bei der Raffinierung des rothen Salpeters aus den letzten Mutterlaugen erhalten werden, läßt der Verfasser (S. 67) bei der Umsetzung des ersteren in Kaliumsalpeter gewinnen. — Bei dem sog. Zinkentsilberungsverfahren (S. 680) werden nach dem Verfasser Zink und Silber allgemein durch Behandlung mit verdünnter Salzsäure von einander getrennt! Die Ziervogelsche Methode soll sich auf die verschiedenen Löslichkeitsverhältnisse von Silber- und Kupfersulfat stützen, während bekanntlich das Silbersulfat erst dann in Wasser aufgenommen wird, nachdem möglichst alles Kupfersulfat zersetzt ist. — Bei einem Arzt und Verwaltungsbeamten kann gewiß Niemand so gründliche technologische und chemische Kenntnisse erwarten, um darin lehren zu können; darum hätte der Verf. aber auch sorgfältiger die Klippen vermeiden und sich auf die betreffenden Lehrbücher beziehen sollen. Welchen Werth die

vom Verfasser angestellten physiologischen Versuche haben muß von darin kompetenter Seite entschieden werden.

Was nun überhaupt der Technik vorzuschlagende bezw. aufzuerlegende Anlagen und Einrichtungen betrifft, um Arbeiter, Adjacenten u. s. w. zu schützen, so dürfen dieselben unter allen Umständen dem die Industrie leitenden ökonomischen Gesichtspunkte nicht entgegen sein. Wenn man bei einem Vorlesungsversuch, welcher z. B. die Fabrikation der englischen Schwefelsäure veranschaulichen soll, das bei dem Vorgang etwa nicht oxydirte und daher aus dem Apparat entweichende Schwefeldioxyd, um die Anwesenden nicht zu belästigen, absorbieren läßt, so wird dies mehr als gerechtfertigt sein. Muthet man aber dem Schwefelräurefabrikanten, wie es der Verfasser thut und durch eine Zeichnung (S. 168) verdeutlicht, zu, daß er hinter dem Gay-Lussac-Thurme noch einen mit Braunstein gefüllten Doppelthurm anbringe, um das etwa entweichende Schwefeldioxyd zu absorbieren, und daß er außerdem für den Fall der Verwendung von Salpeter hinter dem Braunsteinthurm noch einen Regenthurm anlege, um etwaige (aus Verunreinigung des Salpeters durch Kochsalz stammende) Salzsäure zu verschlucken, so darf man sich über den Widerspruch des Technikers nicht wundern. Des Schwefelsäureindustriellen ganzes Streben muß ja darauf gerichtet sein, das kostbare Schwefeldioxyd möglichst vollständig nutzbar zu machen. Würde dasselbe regelmäßig den entweichenden Fabrikgasen beigemischt sein, so hörte damit für den betreffenden Fabrikanten überhaupt die Möglichkeit, am Markte zu concurrieren, auf. Das seltene und rasch vorübergehende, nur bei Betriebsfehlern beobachtete Auftreten von Schwefeldioxyd kann solche kostspielige Einrichtungen, wie sie der Verfasser verlangt, nicht bedingen.

In den gefährvollen Industrien, in denen, wie z. B. bei der Fabrikation der Phosphorzündhölzchen, die Gesundheit der Arbeiter fast unrettbar verloren ist, in denen aber gegründete Aussicht vorhanden, das gefahrbringende Verfahren durch ein ungefährliches zu verdrängen, hat die zu lösende Aufgabe in dem Streben zu bestehen, die ungefährliche Fabrikationsmethode möglichst rasch für die Praxis auszubilden. So unwirksam wie sich in den Zündholzfabriken Terpentinöl zum Schutze der Arbeiter erwiesen hat, wird dieses voraussichtlich auch

die vom Verfasser vorgeschlagene, mit Kohle gemengte Lösung von Kupfervitriol (S. 272) thun. Nur die verhältnißmäßig kleinen Mengen des Phosphordampfes, welche mit solch absorbierenden Lösungen in unmittelbare Berührung kommen, werden unschädlich gemacht. Der Haupttheil entgeht der Fixierung. Den einzigen Schutz gewähren hier, wie bei allen, mit schädlichen Gasen arbeitenden Industrien gute Abzüge und Verdichtungseinrichtungen für Stoffe, welche dieselben gestatten. Darauf sollte in der gesammten Industrie sanitätspolizeilich der größte Nachdruck gelegt werden. — Wenn übrigens Schrötter Recht hat, daß die Herstellung der Hölzchen mit rothen Phosphor nicht höher zu stehen kommt als die mit gewöhnlichem, so ist damit, abgesehen von der bedeutenden Herabminderung der Feuergefährlichkeit bei der Fabrikation und abgesehen davon, daß dem großen Publicum der gefährliche Phosphor unzugänglich gemacht wird, die gesetzliche Abschaffung der gewöhnlichen Hölzchen unabweislich geworden. Die etwas geringere Bequemlichkeit in der Handhabung der Antiphosphorzünder (daß dieselben sich nämlich nur auf einer präparierten Fläche entzünden lassen) kann dabei nicht in Betracht kommen. Uebrigens ist es nach Schrötter dem Fabrikanten Hochstätter gelungen, auch diesen Uebelstand zu beseitigen und ohne Unbequemlichkeit für die Benutzung alle Bestandtheile in die Zündmasse zu vereinigen.

Verfasser hat es sich auch zur Aufgabe gemacht, den Arbeiter außerhalb der Fabrik, seine materielle und geistige Förderung, in's Auge zu fassen. Er betont S. 792 die Wichtigkeit von Volksbibliotheken und Arbeiterbildungsvereinen und stellt gleichsam als Muster für solche Thätigkeit die »Ligue de l'enseignement de France« hin. Als Deutsche können wir ihm nicht vergeben, daß er nicht die deutsche Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung nennt, die all' jenen Bestrebungen des Auslandes als Muster dienen kann.

Was endlich die Ergebnisse der physiologischen Versuche des Verfassers für die Technik und ihre Leiter, sowie deren Nutzbarmachung für die Gesetzgebung betrifft, so wird es erforderlich sein, dieselben für sich in einer besondern Schrift mit möglichster Kürze und Uebersichtlichkeit zusammenzustellen.

Göttingen, Nov. 1876.

Jul. Post.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück 2.

10. Januar 1877.

1) Die deutsche und die chinesische Aus- und Rückwanderung in ihrer Bedeutung für das Deutsche Reich. Von J. J. Sturz. Berlin 1876. Verlag von J. Bohné. 23 S. 8°.

2) The Lost Continent; or, Slavery and the Slave-trade in Africa, 1875. With observations on the Asiatic Slave-trade, carried on under the name of the labour traffic, and some other subjects. By Joseph Cooper. London. Longmans, Green & Co. 1875. VIII. u. 138 S. 8°. mit einer Karte in Fol.

3) Le Continent Perdu, ou l'Esclavage et la Traite en Afrique (1875) etc. Par Joseph Cooper, ouvrage traduit de l'Anglais et contenant une Préface de M. Ed. Laboulaye, Membre de l'Institut etc. Paris. Hachette & Co. 1876. 160 S. gr. 8°. m. e. Karte.

4) Royal Commission of Fugitive Slaves. — Report of the Commissioners. Minutes of the Evidence and Appendix, with general Index of Minutes of Evidence and Appendix. Presented to both Houses of Parliament by Command of Her Majesty. London. Printed

for Her Majesty's Stationery Office 1876. LXXXV.
251 S. Hochquart.

Es gereicht dem Unterzeichneten wahrhaft zur Freude, dem wohlbekannten Verf. dieser kleinen Schrift, dem er wiederholt und auch in diesen Bll. scharf hat entgegentreten müssen, einmal in der Hauptsache vollkommen beistimmen und seine Schrift nicht allein loben zu können, sondern auch wahrhaft allen denen zur Berücksichtigung empfehlen zu müssen, welche in der Lage sind, einen Einfluß auf die Entscheidung der Hauptforderung des Verf. auszuüben. Der ehemalige brasilianische Generalconsul Sturz hat in seiner Behandlung der Auswanderungs- und Colonisationsfrage immer einen weiten, man kann sagen wahrhaft staatsmännischen Blick bekundet, und ist es in der That sehr zu beklagen, daß derselbe aus hier nicht weiter zu erörternden Ursachen in eine Position gedrängt worden, oder viel mehr in irriger Berechnung seiner in der That nicht geringen Macht, sich selbst versetzt hat, von der aus sein Kampf gegen Brasilien je länger je mehr ein Kampf um die eigne Existenz, in welchem alle Mittel zum Gelingen erlaubt scheinen, geworden und in welchem Hr. St. auch Dank seinen umfassenden Kenntnissen auf einem in Deutschland noch äußerst wenig bekannten Gebiete und seinem großen publicistischen Talente einen fast unerschöpflichen Vorrath von Kampfesmitteln aufgewendet hat. Der Unterzeichnete kann vielleicht am besten ermessen, welche große Dienste Hr. Sturz als loyaler brasilianischer Generalconsul Deutschland und Brasilien durch eine unbefangene und nur in reinem Interesse der Sache geführte Behandlung der Auswanderungs-

angelegenheit hätte leisten können, da er selbst, wie er das auch nie Hehl gehabt, zu Anfang seiner speciellen Studien über Auswanderung und Colonisation gerade von Hr. Sturz die dankenswerthesten Belehrungen und Anregungen empfangen hat. So aber hat Hr. Sturz nur viele Verwirrung über die brasilianische Einwanderung und Colonisations-Frage angestiftet, besonders in Berlin, ohne dabei doch sein eigenes Ziel erreicht oder auch nur den rechten Dank von denen empfangen zu haben, welche in ihrer Auffassung und Beurtheilung jener Fragen ganz auf seinen Schultern stehen, wogegen an der Veranstaltung der ihm vor einer Reihe von Jahren zutheil gewordenen Nationalbelohnung gerade viele von denen sich besonders betheilig haben, welche seine Motive in seiner publicistischen Thätigkeit heineswegs billigten.

Die vorliegende kleine Schrift ist nun ausnahmsweise nicht vom Haß gegen Brasilien durchtränkt, zeigt aber wieder bei dem jetzt hoch betagten Manne jugendliche Begeisterung für seinen Gegenstand, und denselben großartigen Ueberblick, welche seine früheren Publicationen auszeichnen. Mit allen Einzelheiten in der Schrift können wir uns zwar nicht einverstanden erklären, so z. B. nicht mit seinem jetzigen, übrigens nur aus der Weserzeitung hergenommenen und seinen eignen früheren Aeußerungen durchaus widersprechendem Urtheil über Süd-Brasilien als Auswanderungsziel für Deutsche, »weil dort der Ultramontanismus zur Herrschaft gelangt und es deshalb dort an der rechten Toleranz gegen die Protestanten fehle«. Welcher Art die Toleranz ist, welche jetzt dort der gegen den Katholicismus kämpfende Protestantismus verlangt, zeigt die von uns auch

schon in diesen Blättern gekennzeichnete deutsche Presse in dieser Provinz. In Wahrheit ist noch jetzt in Brasilien die Toleranz größer als in irgend einem katholischen Lande, wenn freilich der auch dort schon angefangene Culturkampf die frühere, allerdings vorzüglich auf religiöse Indifferenz gegründete Eintracht zwischen Katholiken und Protestanten zu trüben angefangen hat.

Ganz beistimmen müssen wir hingegen seiner, der ganzen Schrift zu Grunde liegenden Forderung eines allgemeinen Verbots des Transports (oder vielmehr der Einfuhr) aller unfreien Menschen, seien sie schwarz, gelb oder weiß, und insbesondere des der Kulieinfuhr. Ebenso möchten wir uns mit ihm der Hoffnung hingeben, daß der deutsche Reichstag bald die bei der ersten Discussion der Strafgesetz-Novelle von 1876 laut gewordene Forderung, dem auf den polynesischen Menschenhandel bezüglichen Theil der Novelle eine größere Ausdehnung zu geben, verwirklichen werde. Denn das sollte Keinen, der sich um diese Angelegenheit etwas bekümmert hat, mehr unbekannt sein, daß das Kulileben in den ehemaligen europäischen Colonialländern ebenso schrecklich, ja man muß sagen vielfach schrecklicher ist als die Negerklaverei. Wir haben in unseren Schriften wiederholt darauf aufmerksam gemacht, daß die Behandlung der Sklaven, namentlich im ehemaligen spanischen und portugiesischen Amerika, lange nicht so abscheulich ist und gewesen ist, als man sich das bei uns gewöhnlich denkt und daß sogar die materielle Lage der Sklaven dort häufig reichlich so gut ist, wie die der arbeitenden Classen in manchen Theilen von Europa. Man findet sogar auf den großen Plantagen Bra-

siliens noch wahrhaft glückliche patriarchalische Verhältnisse und deshalb unter den Haussklaven eine Treue und Liebe zu ihren Herren und deren Familie, wie sie bei unseren Dienstboten nur sehr selten noch vorkommen. Das Schreckliche der Sklaverei ist aber, daß der Sklave rechtlich nicht als Person, sondern als Sache angesehen wird und als Eigenthum seines Herrn diesem bis zu einem gewissen Grade wie jedes andere Eigenthum zur freiesten Verfügung steht. So ist das Loos des Sklaven gänzlich abhängig von dem Willen und dem Interesse seines Herrn und hängt noch dazu, wie es in der Natur der Sache und in der des Menschen liegt, überwiegend von einem ökonomischen Rechenexempel, nämlich von der Frage ab, ob es wirthschaftlich vortheilhafter sei, den Sklaven rasch auszunutzen und alsdann durch Ankauf einer neuen Kraft zu ersetzen, oder ihn zu schonen und gut zu behandeln, um seine Dienste möglichst lange zu genießen. Es ist das wesentlich eine ökonomische Frage die den Umständen und den localen Verhältnissen nach zu beantworten ist, ebenso wie es unsere Oekonomen je nach den Umständen verschieden mit ihren Spannkraften halten. Nun liegt auf der Hand, daß mit der Vertheuerung der Sklaven in Folge des Verbots der Sklaveneinfuhr, jene ökonomische Frage je länger je mehr zu Gunsten der Sklaven beantwortet werden mußte und gewiß ist auch, daß deshalb im Ganzen die Behandlung der Sklaven in jenen Ländern sich gebessert hat. Dagegen wird diese Frage umgekehrt immer zum Nachtheil der Kuli's beantwortet werden. Der Kuli oder Chinese wird in seinem Vaterlande durch Unterzeichnung eines Contracts oder vielmehr Scheincontracts angeworben zur Arbeit für

Kost und größtentheils sehr geringen Lohn auf eine bestimmte Zeit, gewöhnlich 8 Jahre, bei einem beliebigen Herrn. Diese Contracte werden nun im Ausschiffungshafen von dem Importeur je nach der Körperstärke des Chinesen höher oder niedriger verkauft. Der Käufer erkaufte also die Arbeit des Kuli's auf eine bestimmte Zeit und was ist da natürlicher, als daß derselbe diese Zeit möglichst ausnutzt und den Arbeiter während der ihm zum Dienen verpflichteten Zeit aufbraucht, wobei der Kuli oder Chinese noch dadurch gegen den Sklaven sehr im Nachtheil ist, daß der Sklavenbesitzer seinen alten und arbeitsunfähigen Sklaven das Gnadenbrod geben muß, und es ganz gewöhnlich auch sehr humanerweise giebt, während der Herr des Kuli in dieser Beziehung gar keine Verpflichtung hat. So ist denn auch schon constatirt, daß die Kulis vielfach in ein Elend hineingebracht und mit einer Unmenschlichkeit behandelt werden wie die Sklaverei sie nie gekannt hat. Ja man hat sogar ein Mittel gefunden dem armen Chinesen den Trost der Verzweiflung, den durch Selbstmord, zu rauben. Man hat nämlich, als die Selbstmorde aus Verzweiflung überhand nahmen, die Leichen der Selbstmörder verbrannt, und seitdem hat der Selbstmord unter diesen Unglücklichen fast ganz aufgehört, weil nach dem Glauben des Chinesen eine Bestattung seiner Leiche in seinem Vaterlande nothwendig ist für seine Seligkeit nach dem Tode. Und noch eins müssen wir zur Bekräftigung unseres Appells an den deutschen Reichstag, der doch entschieden je länger je mehr auch die Culturaufgaben zu übernehmen strebt, welche früher ausschließlich der Kirche überlassen wurden, hinzufügen, nämlich, daß, ebenso wie Deutsche nicht die

nachsichtigsten Sklavenbesitzer zu sein pflegen, sie auch in der Behandlung von Kulis sich häufig durch Härte auszeichnen, was übrigens sich einfach dadurch erklärt, daß der Deutsche selbst intensiver arbeitet und überhaupt die Arbeit und den Erwerb höher anschlägt als der indolentere Hispanoamerikaner und Brasilianer*). Nun hat

*) Dadurch mag es auch erklärlich, wenn auch keineswegs verzeihlich erscheinen, wenn deutsche Colonisten in Süd-Brasilien, in dem jetzt alle berechtigten wie unberechtigten Anklagen europäischer Einwanderer gegen die Brasilianische Regierung sammelnden Deutschen Reichs-Anzeiger (vom 28. Febr. 1876) zum Schutz gegen die hin und wieder noch vorkommenden Raubanfalle von Seiten Einzelner jenes elenden, jetzt in den Wäldern umherschweifenden Restes der ehemaligen Herren des Landes, der sogen. Bugres, gegen welche sich zu wehren die Colonisten selbst Manns genug sein sollten, an die Brasilianische Regierung die Forderung stellen: »Das aus krankhafter Philantropie entstandene für die Weißen ungerechte Gesetz, daß kein Bugre (ganz wie gemeinschädliches Schwarzwild) getödtet werden darf, zu streichen und für jeden eingebrachten Bugreskalp hundert Milreis zu zahlen«. Warum nicht lieber, wie die Portugiesen in Brasilien und die Engländer in Vandiemensland es gemacht haben, durch Hinlegung von durch Pockengift vergifteter Kleidungsstücke und Utensilien und von durch Arsenik vergifteter Nahrungsmittel die Indianer wie die Ratten durch Rattengift ausrotten, was doch noch praktischer sein möchte und wodurch die Engländer es ja wirklich erreicht haben, daß im vorigen Jahr der letzte Tasmanier gestorben ist. Was ist, seitdem der menschenfreundliche Bischof von Chiapas sich der Indianer gegen die habgierige Ausbeutung der Weißen angenommen hat, nicht geschrieben und declamiert über die Grausamkeit der Spanier gegen die Indianer, und doch ist im spanischen Amerika niemals so gegen die Indianer gehandelt, wie die Deutschen es jetzt von der Brasilianischen Regierung fordern. Wahrlich, wir müssen zu unserer Beschämung gestehen, daß allein die katholische Kirche, indem sie gleich den rothen Menschen für den ebenbürtigen Bruder des Weißen erklärte, sich von Anfang an in christ-

sich neuerdings am abscheulichsten die Behandlung der Kulis in Peru entwickelt, so daß auch die japanische Regierung dahin die Ausfuhr von Arbeitern geradezu verboten hatte und erst in neuester Zeit, nachdem die peruanische Regierung strengste Controle der Behandlung der Arbeiter versprochen, unter gewissen Bedingungen wieder gestattet hat. Und da ist es doch wohl zu beherzigen, daß in Peru derjenige Plantagenbesitzer, welcher notorisch bisher seine Chinesen in ganz Peru am grausamsten behandelt hat — und er hält deren 500 — ein sogenannter »gebildeter« Deutscher ist, der ein deutsches Gymnasium absolviert hat. So berichtet ein Landsmann, der Allen, welche sich mit der Auswandererfrage beschäftigt haben, als ein kompetenter und zuverlässiger Berichterstatter bekannt ist,

licher Liebe und Barmherzigkeit consequent und auch nicht ohne Erfolg der amerikanischen Indigenen angenommen hat. Dadurch ist es denn auch erreicht worden, daß im spanischen Amerika zur Zeit der Emancipation noch mindestens drei Millionen mehr oder weniger civilisierter Indianer unvermischten Blutes lebten, deren Anzahl in demselben Maaßstabe zunahm, wie die aller übrigen Kasten und welche die sichere erst durch die seit der Emancipation permanent gewordene Revolution zerstörte Aussicht auf Heranbildung zu einer allen Culturansforderungen des Staates genügenden Arbeiterbevölkerung gab, während um die Zeit in Brasilien die gegen die Spanier immer mehr »aufgeklärt« wirthschaftenden Portugiesen bereits so weit mit der indigenen Bevölkerung, namentlich auch durch solche Indianerjagden, wie die Deutschen in Südbrasilien sie jetzt wieder fordern, aufgeräumt hatten, daß dort die unter Don Pedro I. getroffenen Maaßregeln zum Schutze und zur Civilisation der Indianer nichts mehr fruchten konnten und nun die Brasilianer, die Schuld der Väter büßend, rathlos vor der Aufgabe eines Ersatzes für die aufgehörnde Sklavenarbeit dastehen.

Hr. Damian von Schütz in der Zeitschrift »Aus allen Welttheilen«, März 1876, S. 173 in einem überhaupt sehr interessanten Aufsatz über die Peruanischen Eisenbahnen und der Unterzeichnete ist durch diese Nachricht auch gar nicht sehr überrascht worden, da er früher auf den capverdischen Inseln, einem von Sklavenschiffen mitunter benutzten Schlupfwinkel, auch einen Sklavenhändler von Profession kennen gelernt hat, der ebenfalls zur Classe der gebildeten Deutschen gehörte*). Gewiß sollte das aber eine ernste Mahnung sein, je eher je lieber den auf die (auch wohl nicht ohne besondere Erfahrungen über den deutschen Handel in der Südsee) an die deutsche Reichsregierung gerichtete Aufforderung der britischen Regierung zum Beitritt zur sogenannten *Kidnapping-Act* vom 27. Juni 1872 (*Act for the Prevention and Punishment of Criminal Outrages upon Natives of the Islands in the Pacific Ocean*) in der diesjährigen Diät des Reichstages vorgelegten, aber wegen der Verwerfung der § 4 und 5 der Strafrechtsnovelle zurückgezogenen Entwurf eines Gesetzes, »die Beförderung und Beschäftigung eingeborner polynesischer Arbeiter betreffend« aufs Neue vorzulegen, und nicht allein das Verbot der Seelenverkäuferei auf den asiatischen Arbeiter auszu dehnen, sondern auch für deutsche Schiffe den Transport von contractlich gebundenen Kulis oder Chinesen (*Chinas contratados*) ebenso zu

*) Auch ist es wieder ein gebildeter Deutscher, der jetzt im Globus Bd. XXIX (1876) S. 3 ff. den Kuli-Import nach Peru und die Behandlung der Kuli's auf den Plantagen ihrer Arbeitgeber gegen alle Vorwürfe auf das wärmste vertheidigt und das Mitleid für die armen Arbeitgeber zu erwecken sucht, die sich mit dieser elenden Race abgeben müssen.

bestrafen, wie den von Negersklaven, wenn es auch nicht angehen sollte, wie der Verf. es will, den Angehörigen des deutschen Reiches bei schwerer Geldstrafe, in welchem Theile der Welt es auch sei, auch das Halten von Sklaven und Kulis zu verbieten.

Das zweite in der Ueberschrift genannte Buch, welches uns erst nach dem Schluß der vorstehenden, als Beitrag des Redacteurs wegen fortdauernden großen Andranges anderer Anzeigen fast ein Jahr lang zurückgelegten Anzeige zugekommen, scheint ganz geeignet, noch im Anschluß an dieselbe hier besprochen zu werden. Es ist von denselben Motiven angeregt, wie die Broschüre von Sturz und gelangt auch zu denselben Schlußfolgerungen und Forderungen, nur daß es sich auf einer viel breiteren Basis bewegt und von der Betrachtung der Negersklaverei ausgeht.

Der Verf., welcher der Gesellschaft der Freunde, den sogen. Quäkern angehört und gegenwärtig Präsident der *Antislavery Society* ist, was beides auch in dem Charakter des Buches mehrfach hervortritt, unternimmt es zu zeigen, daß, wenn dem lebhaften Interesse, welches neuerdings durch die Entdeckungen Livingstone's in Ujiji, seinen ferneren Reisen und seinen allbeklagten Tod so wie durch die Mission Sir Bartle Frere's und die Werke anderer Reisenden für Afrika erweckt worden, die richtige Lenkung gegeben würde, der raschen Aufhebung der Sklaverei und des Sklavenhandels kein unübersteigliches Hinderniß mehr im Wege stehe. Es käme nur darauf an, die öffentliche Meinung in England und unter den übrigen großen Nationen zu gewinnen. Wenn das Volk ernstlich wolle, so handelten die Re-

gierungen, ohne eine gesunde öffentliche Meinung hinter sich, handelten die Staatsmänner weder noch hätten sie die Macht es zu thun.

Daß der Augenblick ausnehmend günstig ist für ein Unternehmen, wie das unsers Verf. erleidet wohl keinen Zweifel und daß der Verf. den so günstigen Augenblick so schnell wie möglich für seinen Zweck benutzt hat, ist gewiß zu billigen. Auch ist es dadurch wohl zu entschuldigen, wenn sein Buch nun die Spuren dieser Eile etwas stark an sich trägt, zu bedauern ist es aber, daß es nun in einer so mangelhaften Form auftritt, daß man wohl zweifelhaft sein könnte, ob für seine Wirkung der Nachtheil einer Verzögerung in seinem Erscheinen nicht mehr als compensiert worden wäre durch eine nochmalige Ueberarbeitung, wenn dieselbe sich auch nur auf eine bessere Anordnung des Stoffs und die Herstellung eines besseren Zusammenhanges in der Darstellung beschränkt hätte.

Indeß trotz dieser Mängel bleibt das Buch doch immerhin ein sehr wichtiges und wollen wir deshalb versuchen von seinem Inhalte in möglichster Kürze eine allgemeine Vorstellung zu geben, um dadurch zur Lectüre desselben aufzufordern, die in der That keiner versäumen darf, der es mit den Anforderungen unserer Zeit, die Humanität überall zur Herrschaft zu bringen, Ernst ist.

Vorab müssen wir indeß noch erst bemerken, daß das Buch nicht, wie der Titel glauben macht, sich vorzugsweise mit der Sklaverei und dem Sklavenhandel in Afrika beschäftigt. Gerade darüber wird verhältnißmäßig wenig Neues mitgetheilt und auch nicht einmal der Versuch gemacht, die socialen Zustände dieses Erdtheils

in ihrer eigenartigen Gestaltung zur Anschauung zu bringen. Dagegen bilden die auf dem Titel nur als Nebensache erscheinenden *Observations on the Asiatic Slave Trade* und *some other subjects*, unter welchen letzteren vornehmlich die auf den Südsee-Inseln betriebenen Arbeiter-Werbungen für Australien verstanden sind, sowohl dem Umfange wie der Bedeutung nach die Hauptsache, was uns denn auch hauptsächlich veranlassen mußte, dies Buch hier zusammen mit der Broschüre von Sturz zur Besprechung zu bringen.

Bezeichnend nun für die Auffassung des Verf. im Allgemeinen ist es, daß durch das ganze Buch sich der Vorwurf hindurchzieht, daß es den civilisierten Nationen nicht rechter Ernst sei mit der Abschaffung der Sklaverei, daß sie dieselbe in ihrer Hand hätten, ihr Eigennutz aber dafür das größte Hinderniß bilde. Dies wird nun vornehmlich in den drei ersten Capiteln nachzuweisen gesucht, die von der Sklaverei und dem Sklavenhandel in Aegypten, der Türkei, Persien, Afghanistan, auf der Goldküste, in Madagaskar und in den Portugiesischen Besitzungen an der Ostküste von Afrika handeln und wenn auch hier und da wohl gegen das von dem Verf. Beigebrachte noch etwas wird eingewendet werden können, so bleiben doch genug frappante Zeugnisse für seine Behauptung stehen.

Nachdem der Verf. dann in Cap. 3 einen Blick auf Brasilien geworfen und wie wir glauben, nicht mit Recht getadelt hat, daß man dort mit der Emancipation der Sklaven nicht radicaler vorgegangen und nicht alle Sklaven auf einmal für frei erklärt hat, kommt er in dem folgenden Cap. auf den Asiatischen Sklavenhandel und die Kulis in den französischen und britisch-westindischen Colonien, auf Mauritius und

in Peru. Dies Capitel bildet, zusammen mit dem 12. und 14., welche ganz dasselbe Thema behandeln und durch deren Stellung an den Schluß des Buches sehr zum Nachtheil der Darstellung und der Wirkung durchaus Zusammengehöriges zerrissen wird, wie schon gesagt, den wichtigsten Theil des ganzen Buchs. Sie bringen eingehende, auch durch statistische Erhebungen gestützte Nachrichten über das Kuliwesen und zeigen auf das Deutlichste, daß der Zustand der Kulis in den jetzigen und ehemaligen europäischen Colonialländern ein eben so abscheulicher, wenn nicht noch abscheulicherer ist als der der wirklichen Negersklaven. Auch wird gezeigt, daß zur Besserung dieser Zustände weder Verträge noch Gesetze und Regierungsmaaßregeln helfen können, denn die Wurzel des Uebels bildet eben das Contractsystem und deshalb muß jetzt vor Allem auf dessen Abschaffung hingearbeitet werden. Dies ist aber um so wichtiger, als die Zerstörung dieser Wurzel des Uebels ganz in den Händen der europäischen Regierungen liegt. Sie brauchten nur ihren Unterthanen, wie auch Hr. Sturz es verlangt, den Transport der *Contract-Labourers* zu verbieten, wie die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika es bereits gethan haben, welche solche Arbeiter-Contracte nicht anerkennen und für Amerikanische Schiffe die Ueberführung von durch Arbeits-Contract gebundene Kulis nach irgend einem Theile der Welt für ein Verbrechen (*Felony*) erklärt haben (S. 53). Dabei wird die Wichtigkeit der freien Einwanderung asiatischer Arbeiter nach Amerika u. s. w. nicht verkannt und mit Recht (S. 56) auf Californien hingewiesen, wo bekanntlich die freie Einwanderung von chinesischen Arbeitern wenn auch zum Aerger der

durch ihre Concurrenz benachtheiligten Volksclassen doch ohne Zweifel zum Vortheil der volkswirthschaftlichen Entwicklung so bedeutend geworden und fortwährend zunimmt, wogegen nach Kulis importierenden Ländern, wie z. B. Peru, welches der fremden Arbeitskräfte so sehr bedarf, gar keine Einwanderung freier Chinesen stattfindet.

Diese letztern Erörterungen des Verf. finden wir jedoch nicht in den Capiteln, in welchen er von den Kulis spricht und wohin sie eigentlich gehört hätten, sondern im Cap. VI, in welchem der Verf. nach den Fidji-Inseln überspringt, wo nach der Annexion durch Großbritannien die Polynesian Labour Act von 1868 zum Schutz der Eingebornen eingeführt worden, was der Verf. aber für ganz unzureichend erklärt, weil diese Acte in ihrem Princip ungesund und in mehrfacher Beziehung so mangelhaft sei, daß sie, wie auch allgemein anerkannt worden, keinen der dadurch beabsichtigten Zwecke erreicht habe, wofür denn auch von dem Verf. einige schlagende Beweise beigebracht werden (S. 57—59). Und übrigens sei es unmöglich mit den Südsee-Insulanern einen bona fide Contract abzuschließen (S. 53).

Von den Südséeinsulanern wendet sich der Verf. in den folgenden Capp. wieder der Betrachtung der Negersklaverei zu. Es wird hier speciell die Sklaverei auf Cuba betrachtet, worüber sowie über ihre Beziehungen zu der dort jetzt schon sieben Jahre dauernden Revolution interessante Nachrichten mitgetheilt werden, welche jedoch auch wieder zu abgerissen und zu wenig geordnet sind, um für das, was der Verf. dadurch beweisen will, zu überzeugen und zum Theil selbst zum Widerspruch heraus-

fordern müssen. Dabei wirft der Verf. auch einen vergleichenden Blick auf die britisch-westindischen Colonien und die ehemaligen Sklavenstaaten von Nord-Amerika um die oft gehörte Behauptung zu widerlegen, daß die Sklavenemancipation ein Mißgriff, (*mistake*) gewesen, indem die freien Neger sich der großen Masse nach ordentlich und arbeitsam bewiesen hätten und die Production dieser Länder nach der Emancipation nicht zurückgegangen sei. Daß dies nun, wenigstens was die britischen Colonien betrifft, durchaus irrig ist, ist jedem Statistiker nur zu bekannt und woher rührte denn die dringende Nachfrage nach Kulis in diesen Colonieen, deren Import die britische Regierung, welche grundsätzlich sonst der Kulieinfuhr nach ehemaligen Sklavencolonien abgeneigt ist, erst gestattet hat, nachdem ein wirklicher Nothstand nachgewiesen worden? — Und welche heillose Folgen die plötzliche Freierklärung der Sklaven in den Ver. Staaten, die ja auch nur der letzte politische Trumpf der Nordstaaten gegen die Seccessionisten war, gebracht hat, ist ja jetzt schon klar geworden. Und wer weiß, was sie noch bringen wird, ob sie nicht gerade der Anfang des Endes der Union gewesen? — Wie uns scheint, hätte der Verf. hier anerkennen müssen, daß volkswirtschaftlich die Emancipation der Sklaven in dem britischen Westindien verderblich gewesen und dabei nur betonen sollen, daß England doch recht gehandelt habe, dies Opfer zu bringen und daß, wie er auch an einer andern Stelle gegen das Contract-System (S. 56) sagt, das pecuniäre Interesse der besitzenden Classen nicht alle anderen Rücksichten überwältigen (*ought not surely to override all other considerations*) und das Land für die Schuld,

das Elend und die Zerstörung von Menschenleben blind machen dürfen, welche dies System gekennzeichnet haben. Er sollte sich mehr darauf beschränkt haben an die Humanität und das christliche Gewissen zu appellieren und daran zu erinnern, daß zuletzt die Erfüllung der Forderungen wahrer auf das Christenthum gegründeter Humanität doch die wahre Grundlage auch der materiellen Prosperität bildet. Denn daß die einfache Emancipation der Sklaven, ihre völlige Freierklärung, mit oder ohne Entschädigung für die Herren, wie er sie z. B. auch für Brasilien fordert, ohne gleichzeitig für die allmähliche Erhebung und Erziehung der Neger zu wirklich ebenbürtigen und vollkommen gleichberechtigten Genossen der Weißen und für ihren Schutz gegen die egoistische Ausbeutung durch die letztern Fürsorge zu treffen, nicht die richtige Lösung der großen Frage, und ebenso verderblich ist für die Neger selbst, wie für die Länder, in welchem die volkwirtschaftliche Arbeit auf Sklaverei gegründet worden, kann Niemanden zweifelhaft sein, der diese Länder kennt. Die Engländer haben so etwas durch die sogen. *Apprentiship* bezweckt, die aber mißglücken mußte, weil sie nicht auf das von den Jesuiten in ihren großartigen Missionen in Paraguay, in Mainas und in Bolivia durchgeführte Princip gegründet war, wonach die sogen. untergeordneten Racen als unmündige Kinder betrachtet werden müssen, die durch eine humane und starke Vormundschaft zugleich gegen die egoistische Ausbeutung durch die Weißen geschützt und selbst geleitet und erzogen werden müssen, ein Princip, wonach diese Racen allerdings erst nach Generationen zur völligen Mündigkeit würden geführt werden können. Denn erst nach

Vererbung durch eine Anzahl von Generationen hindurch können die nach Unterdrückung der wilden Naturtriebe für die Cultur nothwendig anzuerziehenden Eigenschaften so constant werden, daß sie zu wirklichen Culturanlagen werden und nun auch ohne weitere Bevormundung kein Rückfall wieder erfolgt, wie dies allerdings in den genannten Missionen geschehen ist, weil die Missionare lange bevor sie diese Aufgabe durchführen konnten, darin gewaltsam unterbrochen worden sind. In späteren Zeiten hätte dann eine vollkommene Emancipation dieser Racen geschehen und darnach eine Vermischung derselben mit der weißen und somit ein Aufgehen in dieselbe zu einer neuen Cultur-Race stattfinden können, wie das in der Alten Welt der Fall gewesen.

In dem folgenden Cap. (IX S. 79—85) wird dann kurz, aber zu kurz und abgerissen, um überzeugen zu können, nach Livingstone und Cameron von dem glücklichen Zustand der Bevölkerung des Theils von Inner-Afrika berichtet, wo der Sklavenhandel nicht eingedrungen ist und dann Cap. X und XI (S. 85—93) die Nothwendigkeit der Missionen betont, wobei richtig darauf aufmerksam gemacht, daß die Missionen zugleich industrielle sein sollten. »All the clergy should be thorough gentlemen, but there should be subordinates who could instruct the natives — smiths, carpenters, agriculturists etc. The utmost care and discrimination should be exercised in selecting these (S. 91). — This is »nach den beherzigenswerthen Worten Cameron's« where our Zanzibar mission errs: the boys are taught to read and write and made gentlemen of; when they leave the mission, at the age of twenty or thereabouts, they have no means of obtaining a livelihood, and fall in the hands of the Arabs;

and soon forget their Christianity and become nominally Mohammedans, virtually nothing. — If they knew trades, they would teach them to others, and having the means of obtaining a livelihood and living in superior comfort to their neighbours, would tend to raise the latter, and become each in his own home a centre of dawning Christianity and civilisation«. Ferner wird hier die Wichtigkeit der neuesten der britischen Steam Navigation Company zu verdankenden Ausbreitung und Entwicklung der Dampfschiffahrt und der Handelsunternehmungen an der Ostküste von Afrika als ein Mittel für die Unterdrückung der Sklaverei hervorgehoben, aber zugleich darauf aufmerksam gemacht, daß sie allein nicht viel wirken können, da der Sklavenhandel so übermäßig gewinnreich sei, daß er den legalen Handel zerstöre. Beförderten doch selbst die im Mittelländischen und im Rothen Meere fahrenden Dampfschiffe Sklaven und trügen auch in anderer Weise dazu bei den Sklavenhandel zu befördern (S. 93).

Nachdem der Verf. dann in dem Cap. XII. wieder auf die Kulis gekommen, deren Einführung aus Britisch-Indien nach Surinam die englische Regierung neuerdings erlaubt hat, und dabei auch einen Blick auf die unter dem Namen von »*Heerendienst*« im Niederländischen Ostindien betriebene Art von Leibeigenschaft (*Serfdom*) geworfen hat, welche dem Mutterlande zwar einen enormen Profit gewähre, aber die unteren Classen drücke und von jeder Entwicklung ausschließe, springt er im Cap. XIII wieder nach Australien über, »dessen frühere Geschichte mit Blut geschrieben sei, und wo, obgleich die Erfahrung mehrfach gezeigt habe, daß die Eingeborenen gute Schäfer und

Viehhirten abgäben, die großen Grundbesitzer die einheimische Bevölkerung ausgerottet hätten, um fremde Arbeiter einzuführen, woraus denn eine neue Art von Sklavenhandel entstanden sei«.

Im letzten Capitel kommt der Verf. dann nochmals auf die Kulis in Britisch Westindien zurück, um darüber noch einige sehr interessante statistische Nachrichten zu geben, welche eigentlich in den früheren Capiteln mit hätten verarbeitet werden müssen, aber auch hier noch als Beweise für die traurige sklavengleiche Lage dieser sogenannten freien Arbeiter sehr dankenswerth sind.

Endlich erfolgen dann noch einige »Schluß-Bemerkungen«, mit welchen der Verf., nachdem er bemerkt, daß der Abschaffung der Sklaverei in Asien keine religiöse Schwierigkeiten und namentlich auch nicht die Lehren des Korans entgegenständen, sich nochmals an seine Landsleute und die übrigen großen Nationen Europa's wendet, um ihnen in einer warmen Ansprache die Nothwendigkeit gemeinsamer Maaßregeln zur endlichen Unterdrückung des Sklavenhandels vorzustellen, dieses »*fléau qui a trop longtemps désolé l'Afrique, dégradé l'Europe et affligé l'humanité*«, wie es darüber in den auf dem Congreß von Verona am 28. Novbr. zur bessern Ausführung der schon 1815 auf dem Wiener Congreß vereinbarten Abschaffung des Sklavenhandels getroffenen Resolutionen heißt, von dem man irrthümlich bis vor wenigen Jahren allgemein angenommen habe, daß er eine abgethane Sache (*a thing of the past*) sei. In dieser Beziehung hätte nun ein großer Umschwung stattgefunden und die Kenntniß des wahren Zustandes von Afrika sehr bedeutend zugenommen. »Wenn das englische Volk und die andern großen Nationen den Ge-

genstand mit der gehörigen Lebendigkeit erfassen, so würden die Staatsmänner erkennen, daß die rechte Zeit zum Handeln gekommen. Deutschland und Rußland ständen bereit ihren Einfluß mit dem Englands zu vereinigen. Frankreich würde wahrscheinlich nicht zurückstehen und was Amerika betreffe, so sei seine nationale Politik jetzt »*Anti-slavery*«. Auch unterläßt der Verf. nicht die materielle Tragweite der Angelegenheit vorzuführen. »Die ganze Welt bedarf Afrika's, sie bedarf der Erzeugnisse seiner weiten und fruchtbaren Landstrecken. Seine fruchtbaren Millionen werden, befreit vom Sklavenhandel und der durch ihn verbreiteten wilden und hoffnungslosen Verwüstung, ihr Interesse in dem Anbau des Bodens finden. Afrika bedarf der Kleidung und der Manufacturerzeugnisse. Europa bedarf der Rohmaterialien und Producte Afrika's, jeder Continent wird und sollte für den andern ein Segen sein. — Aber »schließt dann der Verf.« aus noch weit höhere Rücksichten nimmt der Zustand Afrika's gegenwärtig England und die civilisierte Welt in Anspruch. Kein Mensch vermag die Größe des Unheils zu fassen oder den Umfang der menschlicher Leiden zu ermessen, welche die Sklaverei und ihre Consequenzen gegenwärtig einschließen. Alles zeigt, daß die Zeit zur Abschaffung dieses größten Uebels, welches je die Menschheit gequält hat, gekommen ist«.

Ein Appendix bringt noch den Wortlaut der Beschlüsse des Wiener Congresses und desjenigen von Verona über die Unterdrückung des Sklavenhandels, sowie auch einige wichtige Belege zu der in dem Buche gegebenen Darstellung der Lage der Kuli's in Jamaica, Peru und Mauritius.

Die beigegebene Karte von Afrika bringt durch Schattierung die Theile Afrika's zur Anschauung, in welchen Sklaverei und Sklavenhandel mehr oder weniger herrschen und darnach erscheinen außer einem kleinen Punkt an der Ostküste (Juba) nur Algerien, die Cap Colonie und der Freistaat von Oranje Rivier frei davon. —

Das Buch des Herrn Cooper hat in England viel Beifall gefunden und ist auch bereits in's Portugiesische, Spanische und Französische, aber noch nicht in's Deutsche, übersetzt. Von diesen Uebersetzungen haben wir in der Ueberschrift nur die gut gelungene und auch äußerlich sehr schön ausgestattete Französische genannt wegen der von dem bekannten Publicisten Ed. Laboulaye dazu gegebenen ausführlicheren das Buch von Cooper warm empfehlenden Vorrede, in welcher auch das Recht Europa's zur Intervention in Afrika behauptet wird, indem die Brigandage der Sklavenjäger die Afrika verheerenden Kriege verursache und die christlichen Völker eben so gut die Freiheit Afrika's vertheidigen könnten, wie sie ehemals die Freiheit der Meere vertheidigt hätten. —

Auf das zuletzt in der Ueberschrift genannte Werk glauben wir an dieser Stelle noch aufmerksam machen zu müssen, weil es eine überaus reiche Fülle von Information über den Zustand der Sklaven in den wichtigsten der noch sklavenhaltenden Staaten bringt. Dasselbe, ein sogen. *Blue Book*, enthält die Verhandlungen der Parlaments-Commission, welche durch königliche Verordnung vom 14. Februar dieses Jahres niedergesetzt wurde, um über die Natur und die Ausdehnung solcher internationalen Verpflichtungen, welche auf die Frage der Auf-

nahme von flüchtigen Sklaven durch J. M. Schiffe in den territorialen Gewässern fremder Staaten anwendbar sind u. s. w.« eine Untersuchung anzustellen und einen Bericht abzustatten, so wie auch die Ergebnisse der zu dem Behufe von dieser Commission angestellten Enquête. Eine nähere Darlegung des Inhalts würde hier nicht an ihrem Platze sein, doch wird auch schon eine kurze Inhaltsübersicht vollkommen hinreichen, die Bedeutung dieser Publication auch für die Kenntniß und die Beurtheilung der gegenwärtig noch bestehenden Sklaverei zu zeigen. Nach dem die Commission einsetzenden königl. Patent folgt S. VII—XIX der von der Commission erstattete Bericht, dem ein dissentirender Bericht von Sir George Campbell (S. XIX—XXIII) und darauf (S. XXIV—LXXXV) fünf von den angesehensten Juristen erstattete Gutachten und Denkschriften beigegeben sind, auf welche sich der Report bezieht. Hierauf folgt (S. 1—71) das Protocoll (*Minutes of Evidence*) über die Aussagen von 24 verhörten Zeugen, unter welchen sich die berühmtesten Kenner Afrika's und des Sklavenhandels, wie Lieut. Cameron und Sir Bartle Frere und namentlich auch viele Seeofficiere finden, welche durch langes Verweilen auf Flottenstationen in sklavenhaltenden Ländern Gelegenheit gehabt haben, die Sklavereiverhältnisse in solchen Ländern genauer kennen zu lernen. Diese Aussagen wird Niemand ungelesen lassen dürfen, welcher sich gründlich über die jetzt noch bestehende Sklaverei unterrichten will*). Nicht

*) Da wir oben von der verhältnißmäßig guten Behandlung der Negersklaven im spanischen und portugiesischen Amerika gesprochen und wiederholt in diesen Bll. Veranlassung gehabt haben, die Aufmerksamkeit auf Bra-

minder wichtig dafür ist auch noch ein umfangreicher Appendix (S. 73—236), enthaltend 1) ein Memorandum des Secretärs der k. Commission,

silien zu lenken, so können wir uns nicht versagen, hier noch im Auszuge das Verhör über Brasilien mitzutheilen. (Minutes of evidence p. 22). Zur Berichterstattung darüber war der Capitän John Crawford Wilson von der königlichen Marine aufgefordert, der zwischen vier und fünf Jahre auf der britischen Flottenstation in Brasilien theils als Flag-Captain, theils als Commander zugebracht hat. Auf die Frage, ob je flüchtige Sklaven schuttsuchend an Bord gekommen, antwortete, daß dies niemals der Fall gewesen, nur einmal sei ein Neger, der Sklave gewesen, gekommen, um Dienst zu suchen, der sei aber ein vorher emancipierter Sklave gewesen und als Officiers-Diener eingetreten. Auf die weiteren Fragen, ob denn sonst nicht öfter Sklaven am Bord gewesen und welchen Eindruck diese gemacht hätten u. dergl. mehr, antwortete der Zeuge dann u. a. Folgendes: »Auf die Schiffe zu kommen haben Sklaven viel Gelegenheit gehabt und es sind auch viele auf Seite und an Bord gewesen als Arbeiter, namentlich um Provisionen, Kohlen u. s. w. zu bringen. Sie haben durchaus nicht einen beklagenswerthen Zustand der Sklaverei gezeigt, sie schienen sehr gut behandelt und vollkommen zufrieden zu sein, sie arbeiten auf Landungsboten und dergl. ganz ohne Aufsicht, auf ihre eigene Verantwortlichkeit. Wenn sie gewollt, hätten sie sehr leicht entfliehen können. Im nördlichen Theil von Brasilien, in Bahia, haben sie eine eigenthümliche Institution unter sich, eine Art von Bündniß (*trades union*), wodurch sie alle Jahr die Freiheit für viele Sklaven erkaufen, welche nach Lagos an der afrikanischen Küste übersiedeln. Von den Mina-Negern (eine sehr kräftige schöne Race aus dem Innern von Congol, s. unser geographisch-statistisches Handbuch von Brasilien S. 1693) erkaufen jährlich 150 bis 200 ihre Freiheit und gehen nach jener Colonie. Alle Sklaven, mit denen wir in Berührung gekommen, ausgenommen die im Feldbau beschäftigten, erhalten von ihren Besitzern einen gewissen Lohn. Sie stehen unseren Cab-Kutschern in London sehr ähnlich, sie haben eine gewisse Summe aus ihrem Tagesverdienst abzuliefern und können den Ueberschuß des verdienten Lohns für sich behalten.«

Hr. Henry Howard, über die von Großbritannien mit noch sklavenhaltenden Staaten über die Unterdrückung des Sklavenhandels abgeschlossenen Verträge und über die in diesen Staaten über die Sklaverei bestehenden Gesetze (S. 73—93), 2) Berichte britischer Repräsentanten im Auslande über die flüchtige Sklaven betreffenden Gesetze und Gewohnheiten in fremden Ländern und den Zustand der Sklaven in den noch sklavenhaltenden Staaten (S. 94—143), 3—7) durch das Auswärtige Amt, das Indische Amt, die Admiralität und Herr H. C. Rothery mitgetheilte Actenstücke (S. 144—231) und 8) eine Denkschrift von Sir H. Bartle E. Frere über für befreite Afrikaner zu Mombaza und am Nyanza-See durch die Church Missionary Society zu gründende Niederlassungen (S. 231—236). — Ein sehr zweckmäßig eingerichteter Index über das Protokoll und den Appendix erleichtert die Benutzung dieses wichtigsten Theils des Werks.

So wichtig dies Werk nun auch namentlich für den Geographen und so sehr seine Verbreitung auch in Deutschland zu wünschen ist, so eignet es sich doch nicht für eine Uebersetzung, dagegen erscheint es uns sehr erwünscht, wenn ein junger Geograph demselben ein eingehendes Studium widmete, um die darin dargebotenen reichen Materialien mit gleichzeitiger Benutzung des Cooper'schen Buches und der von diesem auch englisch bearbeiteten interessanten Schrift des französischen Professors E. F. Berlioux, »La Traite orientale, histoire des chasses à l'homme organisées en Afrique depuis quinze

Alles dies ist nichts Neues, es ist aber von Werth, dies einmal aus dem Munde eines britischen Seeofficiers als Aussage vor einer königlichen Parlaments-Commission zu hören.

ans pour les marchés de l'Orient, so wie auch der neuesten Reisewerke über Afrika, und insbesondere derjenigen Livingstone's zu einer eingehenden Darstellung der Sklaverei, und des Sklaven-, resp. Kuli-Handels, wie sie gegenwärtig bestehen zu verwerthen, womit wohl zweckmäßig an die fleißige, aber wenig beachtet gebliebene Arbeit von A. Hüne (Vollständige historisch-philosophische Darstellung aller Veränderungen des Negerklavenhandels von dessen Ursprung an bis zu seiner gänzlichen Aufhebung. Göttingen 1820. 2 Bde. 8^o) anzuknüpfen sein möchte, welche auch schon in dem Schlußcapitel bemerkenswerthe Betrachtungen über den allgemeinen Einfluß des Sklavenhandels und seiner Aufhebung bringt, die schon dadurch interessant sind, daß sie uns die ungeheuren Veränderungen vergegenwärtigen, welche in den letzten funfzig Jahren namentlich in Amerika sich vollzogen haben. Wie uns scheint, müßte das gegenwärtig ein sehr dankbares Unternehmen sein, namentlich auch im Hinblick auf die kürzlich vom Könige der Belgier gestiftete und allgemein mit so lebhafter Theilnahme begrüßte »Association internationale pour réprimer la Traite et ouvrir l'Afrique Centrale«, für deren großartiges, wenn auch noch etwas verschwommen erscheinendes Project eine solche Arbeit wohl nur sehr willkommen sein könnte.

Wappäus.

Wilhelm Löhe's Leben. Aus seinem schriftlichen Nachlaß zusammengestellt. Erster Band. Mit Porträt in Lichtdruck. Zweite mit Nach-

trägen vermehrte Auflage. Nürnberg. Verlag von Gottfr. Löhe, 1874. IV u. 394 S. Oktav.

Es muß auffallen, daß diese zweite Auflage der ersten schon nach einigen Monaten gefolgt ist. Freilich war Löhe eine in weiten Kreisen gekannte und sehr hoch gestellte Persönlichkeit; die von Neudettelsau ausgegangene Wirksamkeit hat eine ebenso intensive wie extensive Bedeutung. Doch müssen wir zur Erklärung der Theilnahme, welche diese Lebensbeschreibung gefunden hat, auch auf den Biographen, den Conrector der Missionsanstalt zu Neudettelsau, Joh. Deinzer, hinweisen. Derselbe hat die vorhandenen Aktenstücke, Briefe, Berichte so zusammenzustellen gewußt, daß dem Leser ein Verständniß dafür aufgeht, wie Löhe diese Entwicklung und diese Bedeutung gewonnen hat.

Geboren zu Fürth den 21. Februar 1808 verlor er schon nach 8 Jahren den Vater, einen in der Stadt angesehenen Kaufmann, der mit Ernst und Wohlwollen sein Haus regierte. In der Gewissenhaftigkeit des Knaben machte sich früh der Einfluß einer frommen Mutter geltend; ihr Wunsch, daß er möchte ein Pfarrer werden, war auch der seinige. Er besuchte die Schule seiner Vaterstadt bis zur Confirmation, welche wie der erste Abendmahlsgenuß, unter dem Eindruck mütterlicher Worte ihm stets in lebendiger Erinnerung blieb. Im Jahre 1821 kam er nach Nürnberg auf das Gymnasium, das bald nach seinem Eintritt der Leitung des ausgezeichneten Rectors Roth übergeben war. Dieser schrieb dem 17jährigen Jüngling in ein Ferientagebuch: »*optimam viam non discendi modo sed etiam vivendi te invenisse puto*«. Das Abgangszeugniß lautete: »Ist ein Jüngling von großer Ausdauer

in allen Arbeiten und von einem durchaus redlichen und festen Willen für das Gute beseelt. Hiedurch hat er seine vielen Fähigkeiten vorzüglich ausgebildet und in allen Lehrfächern einen trefflichen Erfolg errungen, mit Ausnahme der Mathematik, in welcher sein Fortgang nur das Prädikat »gut« erhalten hat. Er verläßt die Anstalt mit dem Lobe eines durchaus tadellosen und musterhaften Schülers und scheint nur daran erinnert werden zu müssen, daß er nicht durch allzustrenge Zurückgezogenheit sich übereile, ein Stubengelehrter im engsten Verstande zu werden«. Als Löhe 1826 die Universität Erlangen bezog, schloß er sich anfangs einem ausdrücklichen Rathe Roth's zufolge an die Burschenschaft an; aber es stellte sich bald heraus, daß er sich in diese studentische Verbindung nicht mehr finden konnte. Er nahm es mit dem ihm bevorstehenden Beruf und mit dem zunächst vorliegenden Studium so ernst, daß es ihm für das Burschenleben an Zeit und auch an Geschmack gebrach. Dagegen hatte er zu einem Stubengelehrten keine Anlage; sein Sinn war durchaus auf das Praktische gerichtet. Die gemüthliche Seite fehlte ihm nicht, nur befriedigte er dieselbe fast ausschließlich im Familienkreise, wie er denn den Seinigen mit inniger Liebe anhing. In dem Verkehr mit Studenten trat bei ihm die Richtung auf die Angelegenheiten der Kirche ganz entschieden in den Vordergrund wie bei der Missionssache, bei Gründung der evangelischen Kirchenzeitung. Schon im ersten Semester hatte er gleich vielen damaligen erlanger Studenten eine mächtige Anregung von dem glaubenstreuen reformierten Professor Krafft empfangen; er wurde aber bald in das Verständniß der lutherischen Lehre und in die Liebe zu

derselben eingeführt. Das Sommersemester 1828 brachte er in Berlin zu, kaufte hier seine Zeit auf das sorgfältigste aus und empfing tiefgehende dauernde Eindrücke von Neander, Theremin Strauß, auch von Schleiermachers Predigten. Es ist nicht zu verkennen, daß es schon damals zu einer seltenen Reife bei ihm gekommen war. Er schreibt seiner Schwester (d. 31. Juli 1828). »du klagst, daß der Herr noch immer nicht recht in dir Wohnung gemacht habe. Er wohnt oft wo und man weiß es nicht, er hat solches Incognito gern und Luther, bei dem er gar oft und viel so verborgen und heimlich wohnte, spricht: der Mensch glaubt nur so viel, als er von seinem Unglauben weiß. Denn das glaube ich ja nicht, daß du über Mangel an süßen Gefühlen klagen wolltest. Diese machen es nicht und sind für den Menschen im Fleisch gefährlich. Nur im Glauben verspricht der Herr in uns zu wohnen: das ist eine göttliche Gewißheit und kann durch kein menschliches Gefühl bestätigt werden. Die heiligsten gläubigsten Menschen fühlten ihre Sünden am meisten; denn die Sünde wird hier keiner los — wie bald würden wir sonst Sein vergessen, wir Elenden! Dies Sündengefühl ist allein der rechte Boden des Glaubens: da wächst der edle Baum heraus mit seinem kräftigen Stamm und seiner reichen Früchtenkrone hoch in den Lüften! Denn das ist eben die Herrlichkeit des Glaubens, daß die Sünde verstummen muß und das durch's Blut Christi versöhnte Herz über die Sünde hinweg sich zum Himmel schwingt und in der Vereinigung mit ihm Ruhe hat, aber keine faule Ruhe«. So schreibt er im December 1828. »Mir selbst ist meine Theologie mein Alles! Christus heißt das Alpha und Messias das

Omega meines Alphabets; wenn ein Buch nicht mit diesem ABC geschrieben ist, so mag ich's nicht«.

Nach Schluß der Universitätszeit wurde Löhe Vicar bei dem 72jährigen Pfarrer Ebert in Fürth und darnach am 25. Juli 1831 ordiniert. In dem Lebenslauf, den er in das Ordinandenbuch schrieb, finden sich die Worte: »da auch in unserer Zeit es an Candidaten nicht fehlt, welche alles evangelischen Glaubens und Lebens baar, dennoch Ordination und Namen evangelisch-lutherischer Geistlichen zu begehren sich erdreisten, so kann ich nicht umhin, hier zu erklären, daß ich in diese Classe durchaus nicht gerechnet zu werden wünsche. Die Augsburgische Confession — wenn mir Armen diese Worte erlaubt sind — ist auch meine Confession, die übrigen mit der Augustana übereinstimmenden symbolischen Bücher der evangelisch-lutherischen Kirche sind auch mir norma normata«. Die Treue, mit welcher Löhe an etwa acht verschiedenen Orten als Vicar fungierte, erwarben ihm bei seiner inneren Stellung viel Anerkennung und Liebe. Aber auch Widerspruch und Feindschaft blieben nicht aus. Auf der ersten Stelle in Fürth wurde ihm ein besonderer Vorwurf daraus gemacht, daß er die Kranken besuchte. Er blieb nur drei Monate dort, kam dann zu einem alten Pfarrer in Kirchenlamitz, der ihm bald sehr geneigt ward. Auch der zweite Pfarrer des Ortes schloß sich allmählich an ihn und es entstand in der Gemeinde eine große Bewegung. Da widersetzte sich ihm der Landrichter, ließ die Versammlungen im Pfarrhause durch Gensdarmen beobachten, verklagte ihn bei dem Decan und dem Consistorium in Bayreuth. Das letztere entschied trotz der ver-

schiedensten Reclamationen, daß der Pfarrer den Vicar zu entlassen habe. Zwar heißt es in dem Rescript: »es ist unverkennbar, daß Vicar Löhe in Kirchenlamitz neben seinen gründlichen Kenntnissen zugleich auch frommen Willen und rastlosen Eifer besitzt und mit eben so großer Gewissenhaftigkeit und Treue dem Prediger-Berufe, dem Unterricht der Jugend und der speciellen Seelsorge sich widmet, als er sich durch einen musterhaften Wandel und Wohlthätigkeitssinn auszeichnet«. Doch wird ihm hauptsächlich vorgeworfen, »daß er bei seiner einseitigen theologischen Richtung rücksichtslos andere für seine Ansichten zu gewinnen sucht«. Nur wurde ausdrücklich dabei erklärt, »daß diese Entfernung dem Privat-Vicar Löhe nicht als Strafe angerechnet werden soll«. Löhe kehrte in seine Heimath zurück und legte in einer Eingabe an die höchste kirchliche Behörde den Hergang der Sache dar; er wurde nach München beschieden und machte auf den Präsidenten des Oberconsistoriums offenbar den günstigsten Eindruck. Nach wenigen Monaten erhielt er in sehr ehrenvoller Weise vom Consistorium die Berufung als Verweser der zweiten Pfarrstelle bei St. Aegidien in Nürnberg. Hier sammelte er in Predigten, Bibelstunden, Abendandachten eine Zahl von Zuhörern um sich, die an Sonntagen die Räume der Aegidienkirche bis auf den letzten Sitz füllten. Freilich wurde vom Magistrat wiederum wegen seiner entschiedenen Predigt auf Entfernung angetragen; aber das Consistorium in Anspach vertrat ihn auf das bestmögliche. Anschaulich wird der Eindruck seiner Persönlichkeit und sein ganzes Auftreten in Nürnberg von einem Freunde beschrieben, dem Professor von Scheurl, der damals mit ihm

sehr vertrauten Umgang pflegte: »Das jugendliche Alter, in dem er stand, machte sich nur in der Frische, der Lebhaftigkeit und Leichtigkeit, womit er jede Berufsaufgabe bewältigte und in der Bescheidenheit bemerkbar, womit er Aelteren und Höherstehenden gegenübertrat. Die Reife, die Sicherheit, Ruhe und Besonnenheit, der Ernst und die Würde seines ganzen Wesens und Auftretens ließ ihn wie einen gestandenen Mann erscheinen. Ohne daß ihm feine gefällige Formen oder besondere Gewandtheit des Umgangs eigen gewesen wären, war doch die edle Zartheit und Schicklichkeit seines Benehmens, seine auch im Gespräch hervortretende Redegabe, seine Gemüthstiefe, die sich wohl auch mit trefflichem Humor verbunden zeigen konnte, gewinnend und anziehend genug. Aber was alles andere überragte und beherrschte und worin das eigentliche Geheimniß seiner so mächtigen und ausgebreiteten Wirksamkeit schon in jener frühen Zeit lag, das war sein beständiges Leben in Gott, seine Versenkung in die Ewigkeit, die Festigkeit und Stärke seines christlichen Glaubens, durch den er bereits damals zu dem vollen Frieden der Rechtfertigung durchgedrungen war, und in dem er auf dem Wege der Heiligung gewissen Trittens ohne Wanken und Schwanken einherschritt. Er hatte schon jetzt vollständig mit der Welt gebrochen. Was in unserer Zeit überhaupt wohl so sehr Wenige und auch diese fast immer erst im späteren Mannesalter erreichen, nämlich jene Gesundheit des geistlichen Lebens, die in der Unabhängigkeit desselben von wechselnden Stimmungen und Gefühlen besteht, in dem unbedingten zweifellosen einfältigen Glaubensgehorsam gegen Gottes Wort, in dem völligen Herausgehen aus

sich selbst und dem alleinigen Ruhen auf den göttlichen Verheißungen und Heilsthatsachen, das besaß er schon damals, da er fast noch Jüngling war in außerordentlichem Maße«. Ehe Löhe dann zu dem ständigen Pfarramte berufen ward, vicarirte er noch in verschiedenen Orten auch in Altdorf, wo sich ein Schul-lehrerseminar befand; immer trat seine anregende und belebende Wirksamkeit hervor. Kurz vor seinem Amtsantritt in Neudettelsau verweigerte er einem schriftwidrig Geschiedenen die Wiedertrauung; das Consistorium wollte ihn dazu nöthigen mit dem Bemerken, falls er sich weigere, liege es ihm ob, auf das Pfarramt zu verzichten. Das Oberconsistorium tadelte zwar auf das bestimmteste das Verhalten Löhe's, ordnete aber an, daß die Trauung durch einen andern Geistlichen vollzogen werden könne. Noch wird in diesem ersten Theile die Verlobung und Verheirathung Löhe's erzählt, die ihn wiederum als denselben Mann erscheinen läßt, wie er oben beschrieben ist. Die Wirksamkeit in Neudettelsau ist dem folgenden, noch nicht erschienenen zweiten Theil vorbehalten.

Mancherlei Beilagen und Briefe vervollständigen dem Leser die eben so anziehende wie lehrreiche Einsicht in die Eigenthümlichkeit eines Mannes, der auch da ein lebhaftes Interesse erwecken wird, wo man über wichtige Dinge anders urtheilt, als Löhe that.

Kotelow.

Uhden.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück 3.

17. Januar 1877.

Geschichte der Philosophie von Thales bis Comte von George Henry Lewes. Deutsch nach der vierten Ausgabe von 1871. —

I. Band. Geschichte der alten Philosophie. Berlin. Verlag von Rob. Oppenheim. 1871. X und 533 S. 8°.

II. Band. Geschichte der neueren Philosophie. Ebendasselbst. 1876. 811 S. 8°.

Das Werk ist nach der ausdrücklichen Erklärung des Verf. in der Absicht geschrieben, die englische Jugend vor der Verschwendung ihrer Kraft an unlösbare Probleme zu warnen und den Geist von der Metaphysik auf die »positive Philosophie« August Comtes zu lenken, deren erklärter Anhänger der Verf. ist. — Die Geschichte der Philosophie soll nur als Mittel der Kritik gebraucht werden, um zu zeigen, wie mit einer Schule auf die andere nur immer ein Mißlingen auf das andere gefolgt sei.

Da nun in der That Material und Form des ganzen Werkes diesem Zwecke völlig untergeordnet sind, so erfordert dessen Beurtheilung

nothwendig ein näheres Eingehen auf die in den Prolegomenen des I. Bandes ziemlich ausführlich, wenn auch nicht mit der wünschenswerthen Klarheit entwickelten Ansichten des Verfassers, mit deren Werthe der Werth des ganzen Buches steht und fällt.

Nach dem Verf. ist die Erkenntniß der Wesenheiten und Endursachen dem menschlichen Geiste verschlossen (I, 46). Alleiniger Gegenstand des wissenschaftlichen Erkennens sind die Erscheinungen, ihre Aehnlichkeiten, ihre Zusammenhänge und ihre Aufeinanderfolge (I, 13). Deren Kenntniß befähigt uns dann, den Eintritt künftiger Ereignisse vorherzusehen und unsere Handlungen nach der Ordnung der Außenwelt einzurichten (I, 17). »Wahrheit ist die Uebereinstimmung der Ordnung der Ideen mit der Ordnung der Phänomene, so daß die Eine eine Widerspiegelung der anderen ist — die Bewegung der Gedanken der Bewegung der Dinge folgt (I, 16). Direct können wir die Objecte der Außenwelt nicht erkennen (I, 17. 44. 50. 54. 55. 62). Durch das Zusammenstimmen der sinnlichen Erscheinungen untereinander und die übereinstimmenden Zeugnisse verschiedener Personen können wir jedoch eine relative Gewißheit darüber erlangen, daß die Sinne in unmittelbarer Verbindung mit den äußeren Objecten stehen (I, 46) und daß die wirklichen Gesetze der Dinge mit den Gesetzen unserer Auffassung, mögen sie auch an sich verschieden sein, doch in einem solchen Verhältnisse stehen, daß »gleiche Werthe beider vorhanden sind«, daß wir aus den Gesetzen unserer Erscheinungen entsprechende Veränderungen in der Außenwelt voraus berechnen (I, 63),

daß wir also unsere Handlungen nach der Ordnung der Außenwelt einrichten können (I, 17. 54. 55. 62. 64. 65). »Jene Voraussicht ist der Prüfstein der Wahrheit« (I, 50).

Anbequemung an die äußere Ordnung ist daher die letzte Absicht des Wissens und Wahrheit nennen wir es, wenn diese Anbequemung genau richtig ist.

Zur Erforschung der Wahrheit giebt es zwei Methoden (I, 18):

a) »Die objective Methode, welche ihre Ansichten nach den Realitäten modelt, indem sie der Bewegung der Objecte, wie diese sich nach einander dem Sinne darstellen, genau folgt, so daß die Bewegungen des Gedankens mit den Bewegungen der Dinge in dieselbe Zeit fallen«.

b) »Die subjective Methode, welche die Realitäten nach ihren Ansichten modelt, indem sie die Ordnung der Dinge unterscheiden will, nicht dadurch, daß sie die Ordnung der Ideen ihr Schritt vor Schritt anbequemt, sondern dadurch, daß sie mit einer Voraussetzung des Gedankens vorausseilt, wo denn die Richtung des Gedankens durch Gedanken bestimmt und nicht durch Objecte controlirt wird«.

Der Beobachtung der Objecte, die sich dem Geiste darstellen, muß die Conjectur über die Glieder, die sie verbinden, die aber noch nicht beobachtet sind, folgen. Die Stufen der Forschung, die auf einander folgen, gehen von der Beobachtung zur Conjectur und von der Conjectur zur Verificirung fort. Die subjective Methode hält bei der zweiten Stufe inne: ihre Function ist die Hypothese. Die objective Methode geht bis zur dritten Stufe fort: ihre Function ist die Verificirung«.

Letztere ist, wo es sich um Prüfung von Ob-

jecten im Bereiche der Sinne handelt, die Zurückführung des Schlusses auf den Sinneneindruck; wo es sich um Prüfung von Axiomen oder allgemeinen Principien handelt, welche über die Sinne hinausgehen, Zurückführung auf die Gesetze (Nothwendigkeit) des Gedankens (s. unten).

Die objective Methode führt zur positiven Philosophie, die subjective Methode hat zu den Irrthümern der Metaphysik verleitet. »Die Geschichte der Philosophie lehrt, daß diese Methode mit ihrer Unfruchtbarkeit sich über 2000 Jahre erstreckt hat und daß alle ihre Ergebnisse so wechselreich und eingebildet sind, wie die Phantome eines Traums« (I, 11).

Dieselbe findet ihren Ursprung in einer »vorhandenen eigenen Bewegung des Geistes, welche durch eine gewisse präexistierende Bewegung bestimmt wird, gerade wie sie von außen durch den Reiz der Objecte bestimmt werden kann« (I, 20. 26. 27). Sie begeht den Fehler, daß sie Material aus dem Subjecte zieht, statt nur Form daraus zu ziehen: Sie nimmt eine Folgerung und behandelt sie wie eine Thatsache und giebt so ihren eigenen Erdichtungen den Character der Realität.

Alles Wissen stammt aus der Erfahrung. Darunter versteht der Verf :

1) Die directen Affectionen des Bewußtseins in seinen Beziehungen zur Außenwelt und

2) Die Resultate dieser Affectionen durch die Thätigkeit des Bewußtseins im Combinieren, Classificieren und Transformieren des Stoffes. Sie ist das Product zweier Factoren, der Sinnlichkeit und der Gesetze des Bewußtseins. Letztere sind jedoch nicht a priori im Geiste enthalten.

Der Geist ist eine Function des Organismus (I, 20. 26. 87. 88. 91. 95. II, 419. 474. 526. 562. 573. 595. 752. 768. 776. 806 u. a.). »Wie die Function nur die Form der Thätigkeit eines Organs ist, so leuchtet ein, daß die Function und mit ihr die Gesetze ihrer Thätigkeit sich entwickeln, wenn das Organ sich entwickelt. So entwickeln sich jene Gesetze des Bewußtseins mit dem ihnen inwohnenden Character der Allgemeinheit und Nothwendigkeit mit dem Organismus, dessen Function sie sind. Dabei ist der Geist nicht als tabula rasa zu betrachten, sondern nach den Gesetzen über Wirkung und Gegenwirkung als eine reagirende Thätigkeit. Trotz dieses letzteren Zugeständnisses bekämpft der Verf. auf Grund seiner obigen Erörterung die Ansicht von der Apriorität nothwendiger Gedanken, indem er behauptet, daß diesen der ihnen inwohnende Character ursprünglicher Gewißheit nur durch die Erfahrung gewonnen werde.

Uebrigens sind »alle verificirten Behauptungen nothwendige Wahrheiten«; es giebt keinen Unterschied zwischen diesen und den conventiönnell als solche bezeichneten nothwendigen Wahrheiten, z. B. den elementaren Wahrheiten der Mathematik. In Betreff des Grundes ihrer Gewißheit besteht kein Unterschied. Der Verrasser verwirft deshalb den Unterschied von »That-sachen und Theorien« und unterscheidet nur verificirte und nicht verificirte Behauptungen (I, 23). Wahrheit ist ja nur Uebereinstimmung der inneren und äußeren Ordnung und diese findet für verificirte Facta und verificirte allgemeine Sätze gleichmäßig statt.

Mit einem Wort: »Die positive Philosophie ist die Ausdehnung der Methoden, die sich in den physikalischen Wissenschaften bewährt ha-

ben, auf alle Untersuchungen — die Umwandlung der Wissenschaft in Philosophie — die Zusammenfassung alles Wissens in einen homogenen Körper der Doctrin (II, 784 cf. II, 131).

Der Ursprung dieser neuen Lehre liegt in einer einseitigen Ueberschätzung des von der Naturforschung jetzt mit so überaus günstigem Erfolge angewendeten Verfahrens, welches gleichförmig auf alle übrigen Wissensgebiete angewendet werden soll.

Beobachtung, Hypothese und Experiment bilden dessen Hauptmomente. Der Verf. und sein Meister Auguste Comte haben jene Momente als »die 3 Stufen der objectiven Methode« mit neuer Etiquette versehen und als die Wünschelruthen dargestellt, vermittelt welcher sie uns das Thor der unfehlbaren positiven Wissenschaft erschließen wollen.

Die Behauptung ausschließlicher Berechtigung einer bestimmten Weise des Verfahrens an der Spitze philosophischer Untersuchungen erregt an sich schon gerechtes Bedenken, denn sie verführt leicht zu schablonenmäßiger Anwendung der empfohlenen Methode auf Kosten der zu entwickelnden Inhalte. Haben wir doch jüngst erst an dem Beispiele der Hegel'schen Philosophie erfahren, wohin es führt, wenn selbst ein geistreicher Mann in einer bestimmten Methode der Erkenntniß den Schwerpunkt philosophischer Untersuchungen gefunden zu haben glaubt! Auch August Comte ist an jener Klippe gescheitert und wenn uns die positive Philosophie noch ein gut Theil kahler und nichtsagender erscheint als das blendende Schauspiel der absoluten, so liegt das wohl nur daran, daß die nüchterne Pedanterie ihres Urhebers weit hinter der phantasie reichen Genialität He-

gels in den Schatten tritt. Beide kommen darin überein, daß sie einer Methode des Erkennens zu Liebe die zu erkennenden Inhalte schablonisieren; der Eine, indem er den Proceß der Weltentwicklung in die Formel eines leeren Gedankenspiels zwängte; der Andere, indem er aus dem Gebiete der erkennbaren Objecte einfach herausschob, was durch die objective Methode keine weitere Aufklärung erfahren konnte oder gleichartig machte, was vermöge seiner specifischen Eigenthümlichkeit dem Fesselzwange jener Methode widerstrebte. Dies scheint uns der einzige Grund zu sein, welcher die positive Philosophie veranlaßt haben mag, ganz willkürlich aus dem der unmittelbaren Beobachtung gleich offenen Gebiete sehr verschiedenartiger Lebensäußerungen nur die sinnlichen Erscheinungen herauszugreifen und deren Aehnlichkeiten, Zusammenhänge und Aufeinanderfolge als alleinigen Gegenstand des wissenschaftlichen Erkennens hinzustellen — denn nur auf das Gebiet sinnlicher Erscheinungen läßt sich ja die objective Methode mit Erfolg anwenden. »Wesenheiten sind überhaupt nicht Gegenstände des Erkennens«. Weshalb? — Weil sich unsere Gedanken darüber nicht verificiren lassen wie Hypothesen über das gegenseitige Verhältniß gewisser Naturerscheinungen. Die Sucht zu verificiren macht den Verf. blind gegen die ersten und ursprünglichsten Thatsachen der Selbsterfahrung, in welcher wir unserer eigenen Wesenheit unmittelbar inne werden — weil jene ja für sich klar sind, ohne einer Verificirung zu bedürfen; sie macht ihn blind gegen die doch so nahe liegende Ueberlegung, daß wir nirgends, weder im Leben noch in der Wissenschaft irgend welcher Annahmen

über die Wesenheit der Dinge entbehren können, die dort in Frage kommen, am wenigsten aber in der Philosophie, die doch »eine Erklärung der Welt, der Gesellschaft und des Menschen« (II, 736) geben soll, deren Aufgabe es eben ist, die vorläufigen und nur zu bestimmten einzelnen Zwecken gemachten Voraussetzungen über die Natur der Dinge zu rectificiren und mit einander in Einklang zu bringen. Verhältnisse unter den Dingen und Beziehungen solcher Verhältnisse unter einander können doch nicht rein für sich ohne gleichzeitige Annahmen über die Natur der Dinge, um deren Verhältnisse es sich handelt, Gegenstand unserer Vorstellung werden! Machen wir solche Annahmen nicht ausdrücklich, so machen wir sie stillschweigend und gelegentlich, wenn das im Laufe der Untersuchung hervortretende Bedürfniß sie erfordert. Da scheint es uns doch angemessener, wir spielen nicht Verstecken mit jenen Annahmen, sondern machen sie frank und frei mit vollem Bewußtsein und begleiten sie zugleich mit einer sorgsam Prüfung ihres Inhalts und ihres Umfangs. Der Verfasser hat, durch sein Vorurtheil mißleitet, den ersteren Weg eingeschlagen; ihm verdanken wir zum großen Theil die Unklarheiten und Widersprüche, in die er sich verwickelt.

Nur auf einer solchen gelegentlichen Annahme scheint es zu beruhen, wenn sich der Verf. den Geist als Function des Organismus vorstellte und doch hat gerade diese ziemlich unklare Vorstellung den Gang seiner Untersuchung auf das Bedenklichste beeinflußt. Nur wenn man die darin liegende Verflüchtigung des Subjectbegriffs und die naturwissenschaftlichen Reminiscenzen, welche den Verf. nebenbei

beeinflußt haben mögen, in Erwägung zieht,* scheint es erklärlich, wie derselbe die Wahrheit, als ginge sie das erkennende Subject gar nicht an, als ein Verhältniß zwischen zwei Reihen des Geschehens (S. I, 16. 44. 54. 62. 59), wie er das Wissen als eine »Anbequemung an die Dinge«, das Erkennen als eine »Bewegung des Gedankens« auffassen konnte, »welche den Bewegungen der Objecte genau folgt, so daß beide in dieselbe Zeit fallen« (I, 18. 23. 26), wenn er endlich Gedankenformen sich wie andere Lebensprocesse, wenn er die Gesetze des Denkens sich mit dem Organe bilden und entwickeln läßt, als dessen Function er es betrachtet.

Wir begegnen hier ganz ähnlichen Ungenauigkeiten, wie wir sie bei unseren materialistischen Schriftstellern zu finden gewohnt sind. Beide entstammen derselben Quelle, dem gemeinsamen Mangel scharfer und sorgsamer Bestimmung der Natur der Subjecte, deren Wechselbeziehungen den Gegenstand der Untersuchung bilden.

Jener Mangel trübt auch dem Verf. das Verständniß der specifischen Unterschiede, welche zwischen den inneren geistigen Erlebnissen und den beobachteten Vorgängen in der äußeren Natur obwalten. Er erklärt selbst, daß die Haupteigenthümlichkeit der positiven Philosophie aus dem einen Zwecke entspringe, alle Speculationen »gleichartig« zu machen (II, 736. 753). Gerade diese fälschlich vorausgesetzte Gleichartigkeit der Naturvorgänge und der geistigen Erlebnisse verleitet ihn dazu, wesentliche Bestimmungen der Letzteren in der angegebenen Weise nach Analogie der Ersteren zu erklären.

Es würde zu weit führen, wollten wir alle

die Einseitigkeiten und Widersprüche hier im Einzelnen verfolgen, in die sich der Verf. dadurch verwickelt.

Wollte er consequent bleiben, ist wirklich der Geist bloß eine Function des Organismus, besteht das Erkennen wirklich nur in einem Parallelismus zwischen Bewegungen der Gedanken und Bewegungen der Objecte, so würden alle einzelnen Erscheinungselemente atomistisch auseinanderfallen, denn deren Zusammenfassung zu Vorstellungen und Begriffen kann nur von einem einheitlichen Wesen ausgeübt werden (vergl. der Kürze halber: Lotze Mikrokosmos I. Buch cap. 1) nicht von einer Vielheit getrennter Atome und die Art der Zusammenfassung selbst, die beziehenden und vergleichenden Operationen des Denkens finden kein Analogon in den Bewegungen der äußeren Natur, dem sie parallel laufen könnten

Es wird das Gefühl dieses Widerspruchs sein, das den Verf. dazu gedrängt hat, jene subjective Separatströmung des Geistes anzunehmen, welche durch eine eigene »präexistierende« Bewegung desselben bestimmt sein soll«, ohne daß man begreift, woher jene Bewegung stamme, wie der Geist, diese Function des Organismus, es möglich mache, spontan aus sich heraus eine Eigenbewegung zu erzeugen und wie dieselbe es doch anfangs, die zerstreuten Elemente der Wahrnehmung mit einander zu Vorstellungen und Begriffen zu verbinden.

Ebenso scheint die Unzulänglichkeit seines Wahrheitsbegriffs den Verfasser zu dem Zugeständnisse gezwungen zu haben, daß doch wenigstens das Kriterium derselben in einem Ausspruche des Bewußtsein gefunden werden müsse (I, 50). Aber dieses Zugeständniß zeigt uns

nur, daß der Verf. sich von dem bisher üblichen Begriffe der Wahrheit, der etwas ganz anderes besagt als seine Definition, doch nicht ganz hat losmachen können und involvirt im Grunde eine Zurücknahme der früheren Definition. Wir sehen überdies nicht, wie und wo das Bewußtsein in dem Systeme der positiven Philosophie, welche nur Verhältnisse der Erscheinungen zum Gegenstande hat und keine Wesenheiten kennt, noch Sitz und Stimme finden können? Die Voraussetzung seines Vorhandenseins ist eine der schon gerügten gelegentlichen stillschweigenden Annahmen, welche sich dem Verf. im Laufe der Untersuchung zudrängen und ohne Bedenken benutzt werden, wie und soweit es das Bedürfniß der Untersuchung erfordert.

Außerdem ist das Zugeständniß nur ein halbes. Will man das Kriterium der Wahrheit in einem Ausspruche des Bewußtseins suchen, so muß man auch das Vorhandensein unmittelbar gewisser nothwendiger und allgemeiner Wahrheiten anerkennen, welche durch die Erfahrung wohl zum Bewußtsein gebracht, nicht aber durch dieselbe erzeugt sein können. (Lotze Logik 1874 Buch III cap. 3 u. 5). Der Verf. leugnet aber das Vorhandensein solcher apriorischer Elemente und läßt dieselben nach Analogie anderer Lebensprocesse sich mit den Organen entwickeln, deren Functionen sie sein sollen, ja er will in den Beispielen S. 104—107 Bd. I nachweisen, wie einige elementare Wahrheiten der Mathematik direct durch Erfahrung zu Stande gebracht werden sollen. Der Leser mag selbst über die Trifftigkeit jener Beweise urtheilen, welche nicht den scharfsinnigsten Theil des Buches bilden.

Noch einen wichtigen Punkt müssen wir zur

Sprache bringen. Die Comtesche Lehre will das philosophische Erkennen nicht allein auf die Methode, sondern auch in die Grenzen des Erkenntnißgebiets der Naturforschung hineinzwängen, denn Biologie und Sociologie — diese hochgepriesene erste Schöpfung Comte's — enthalten im Grunde nur eine erweiterte Physik, indem sie alle Erscheinungen des Lebens und der gesellschaftlichen Zustände der Menschheit aus Naturgesetzen ableiten und erklären sollen (757. 762. 770 u. 784). »Gottheiten und Wesenheiten sollen durch Gesetze ersetzt werden« (S. 749 u. 784). Alle Lebenserscheinungen werden ihres lebendigen Inhalts entkleidet und verflüchtigen sich in ein leeres Formenspiel blos gesetzlichen Geschehens. Mit dem Verständniß für die lebendigen Wesenheiten verschwindet auch die Möglichkeit der Einsicht in den Werth ihres Lebens und ihrer Entwicklung.

Gewiß fordert die durch die neuere Naturforschung erschlossene Einsicht, daß alles Geschehen nach constanten, ausnahmslos geltenden Gesetzen verlaufe, unsere höchste Bewunderung heraus, ja wir finden es entschuldbar, wenn die frische — vielleicht etwas handwerksmäßige — Begeisterung der Naturforscher hier oft den Wald vor Bäumen nicht sieht und in dem bloßen Gelten jener Gesetzlichkeit den Zweck des Weltlebens bereits erschöpft wähnt, aber trübselig und öde erscheint uns die nüchterne Weise, mit welcher die positive Philosophie dem trockenen und abstracten Vorurtheile der Unfehlbarkeit ihrer Methode zu Liebe jenen Eindruck in langweiliger Consequenz zu perpetuiren bestrebt ist. Nachdem man Endursachen und Wesenheiten als unmögliche Gegenstände der

Erkenntniß ausgeschlossen hat, bleibt der Philosophie nichts übrig als das nackte und kahle Gerüst — die zweite sog. große Schöpfung Comte's —, die Classification der Wissenschaften.

Was wir nach dem in der Einleitung entwickeltem Standpunkte allein erwarten konnten, findet sich denn auch in den folgenden Darstellungen bestätigt.

Das Hauptbestreben des Verf. geht darauf hinaus, die Nichtigkeit und Haltlosigkeit der in der Geschichte der Philosophie hervorgetretenen Ansichten und die universelle Geltung des Comte'schen Gesetzes der Entwicklung durch die theologische, metaphysische und positive Stufe daran nachzuweisen. In ermüdender Wiederholung legt der Verf. die Schablone der positiven Philosophie an die einzelnen Systeme und bestimmt deren Werth nach dem Maße, in welchem sie den Ansprüchen der objectiven Methode genügen.

Ueber die Geschichte der alten Philosophie enthalten wir uns weiterer Bemerkungen, nachdem dieselbe bereits in einer deutschen Zeitschrift (Fichte'sche Zeitschr. Bd. 60 Heft 2 S. 268—298) gründlich und ausführlich besprochen ist.

In der Einleitung des II. Bandes resumiert der Verf. seine Betrachtungen darüber:

»Wir haben gesehen, wie die Philosophie sich von der Theologie losmachte und nacheinander alle Hauptprobleme zu lösen suchte, wie es ihr überall mißlang, weil die Methode, die sie verfolgte, das Mißlingen unvermeidlich machte und sie darum noch einmal in der ganzen Christenheit unter die Herrschaft der Theologie zurückfiel.«

»Die Kirche war herrschend; und die Theologie widersetzte sich in jeder Hinsicht der Entwicklung des Geistes und der Erweiterung der Kenntnisse, war also durch Metaphysik aufzulösen, ehe die exacte Wissenschaft sich Gehör verschaffen konnte. Die Scholastik wirkte so als auflösendes Agens. Und hier haben wir wieder ein Beispiel von Comtes Gesetz der Entwicklung. Ein plötzlicher Uebergang von der theologischen Erklärung der Thatsachen des Universums zu der wissenschaftlichen — mit Weglassung der metaphysischen Zwischenstufe — wäre verhängnißvoll gewesen. Die Kirche stand an der Spitze der Geistesbewegung. Die exacte Wissenschaft hätte unter ihrer Herrschaft nicht aufkommen können, denn sobald sie als Nebenbuhlerin erschienen wäre, würde die Kirche die verwegene Neuerung rationeller Untersuchung unterdrückt haben« (II, 6). Nachdem dann die Scholastik circa 1000 Jahre an der Auflösung der Theologie gearbeitet hatte, war wieder *res integra*. Derselbe Proceß des metaphysischen Kreislaufs, der sich schon einmal in der alten Philosophie abgespielt hatte, konnte auf's Neue beginnen. »So nehmen Bacon und Descartes eine ähnliche Stellung ein wie Thales; genießen aber den unschätzbaren Vortheil, die Erfahrung von 20 Jahrhunderten und mit ihr, was noch mehr ist, eine neue Methode geerbt zu haben«. — »Ist nun in den 3 Jahrhunderten, die seitdem verflossen sind, wenig oder gar kein Fortschritt in der Metaphysik gemacht worden, da ja die letzten ontologischen Systeme wenig von den Alexandrinischen zu unterscheiden sind, so kommt dies von der Beibehaltung der alten Methode und von

dem Festhalten einer Speculation, die sich nicht verificiren läßt« (I, 2).

Neben den vergeblichen Bemühungen der Metaphysik schildert der Verf. das allmähliche Emporblühen der »positiven« Wissenschaften (d. h. der Naturforschung), deren Vertreter mit besonderer Vorliebe und Ausführlichkeit behandelt werden.

Bacon gilt ihm als Begründer der Philosophie der positiven Wissenschaften (II, 131). Von ihm stammen in gerader Linie: Hobbes, Locke, Diderot, D'Alembert, Condillac, Cabanis, die schottische Schule und Comte.

Descartes ist der Begründer der neuen Metaphysik. Seine Nachfolger sind: Spinoza, Malebranche, Leibnitz, Fichte, Schelling und Hegel«. Jene sind die Vertreter der objectiven, diese die Vertreter der subjectiven Methode (II, 123).

Trotz der wichtigen Stellung, welche demnach Descartes in der neueren Philosophie eingeräumt wird, enthalten die demselben gewidmeten 4 Abschnitte (S. 147—170), wie schon die Ueberschriften besagen, eigentlich nur Bemerkungen über dessen Methode neben bruchstückweisen Andeutungen einzelner Punkte seiner Lehre, welche damit in Zusammenhang gebracht sind. Wir finden darin nichts über den neu aufgestellten Begriff der Substantialität, über den Gegensatz der denkenden und ausgedehnten Substanz, das Verhältniß beider zur göttlichen Substanz und das Problem der Wechselwirkung, obgleich in diesen Gegensätzen und Problemen der Schwerpunkt der cartesianischen Weltanschauung beruht und fast die ganze spätere Entwicklung der neueren Philosophie sich darum dreht.

Von den Nachfolgern Descartes, welche dessen Problem der Wechselwirkung zu der Theorie des Occasionalismus entwickelten, ist nur der Eine, Malebranche, gelegentlich erwähnt. Eine Andeutung ihrer Lehren finden wir nirgends. Dagegen behandelt der Verf. den Spinozismus mit größerer Ausführlichkeit. Es imponiert ihm die geometrische Form, die Strenge und Folgerichtigkeit, mit welcher Spinoza »die Ordnung des Universums aus wenigen Definitionen und Axiomen entwickelt« (206. 219). »Seine Stärke ruht in seiner Folgerichtigkeit«. »Wenn Ontologie eine mögliche Wissenschaft ist, so ist der Spinozismus die vollkommenste Form, die er bisher erhalten hat« (219). »Er ist das richtige Ergebniß der subjectiven Methode (234). Nur weil die Methode falsch ist, ist der Spinozismus zu verwerfen (S. 219 sqq.). An sich sind »seine Grundbegriffe von Substanz, Ursache u. s. w. nicht weniger klar als seine Begriffe von Linien und Oberflächen« (222) — aber sie lassen sich nicht verificieren. Auf eine Prüfung des eigentlichen Inhalts und des inneren Werthes der Grundbegriffe und Ergebnisse läßt sich der Verf. nicht ein — es fehlt ihm ja auch auf dem Isolirschmel seiner objectiven Methode an jedem Maßstabe der Beurtheilung. Die praktische Philosophie Spinozas wird ebenso mit Stillschweigen übergangen wie der historische Zusammenhang seiner Lehre mit denjenigen seiner Vorgänger.

Die folgenden Darstellungen der Lehren von Hobbes und Locke scheinen uns zu den gelungensten Partieen des Buches zu gehören, wengleich andere Gesichtspunkte als solche, welche sich aus den allgemeinen Ansichten des Verf. ergeben, bei der Beurtheilung nicht geltend gemacht werden.

Um so schroffer tritt wieder die Einseitigkeit des Comteschen Standpunktes bei der Darstellung der Leibnitzschen Philosophie (S. 284—309) hervor. Der Verfasser nennt Leibnitz einen verlaufenen Scholastiker, weil seine Speculationen durch den Begriff der Weisheit und Güte Gottes beeinflußt seien (284). Wir fragen: Wen trifft hier wohl der Vorwurf größerer Verwandtschaft mit dem einseitigen Formalismus scholastischer Denkweise; Leibnitz, der auch den religiösen Factor mit in Rechnung zog, als er aus der Gesammtheit seines universellen Wissens und den reichen Erfahrungen seines durch erhabene Gemüthsbewegungen geläuterten Lebens die Summe seiner philosophischen Gedanken zog, oder Comte, der die Bedeutung der Philosophie auf den Werth eines leeren Formenspiels herabdrückte, indem er als alleinigen Zweck des Erkennens die Feststellung der Gesetze sinnlicher Erscheinungen betrachtete, ohne sich um die Inhalte zu kümmern, deren Realisirung jene als Mittel dienen könnten?

Gerade die Leibnitz'sche Philosophie steht im engsten Zusammenhange mit der ganzen Lebensentwicklung und den sonstigen Bestrebungen ihres Urhebers. Niemals ist es die Lust an nichtigen Gedankenspielereien, die ihn zur Speculation anregt. Das Bedürfniß einheitlicher Lösung practischer Fragen drängt seinen eminenten Forschergeist, die beobachteten Zusammenhänge der Erscheinungen überall bis zu ihren Wurzeln zu verfolgen und allgemeine Gesichtspunkte zu suchen, welche die auseinandergehenden Gebiete der Wissenschaft und des Lebens ihrem Inhalte und Werthe nach auf einen gemeinsamen Quell des Verständnisses zurückzuführen gestatten.

Seinem Scharfsinne waren die Widersprüche nicht entgangen, in welche sich die cartesianische Vorstellung der ausgedehnten Substanz, ja die Annahme einer für sich bestehenden Materie überhaupt, in ihren weiteren Consequenzen verwickeln mußten. Er hatte wohl erkannt, daß nur die Erscheinungen des geistigen Lebens unserer unmittelbaren Erfahrung zugänglich sind. Diese aus der Erfahrung gewonnenen Einsichten — nicht, wie der Verf. zu glauben scheint, eine speculative Liebhaberei — drängte ihn zu seiner Monadenlehre, welche ihm die Aussicht eröffnete, den Dualismus der denkenden und ausgedehnten Substanz zu überwinden, die Erscheinungen der Körperwelt aus einem verständlichen geistigen Principe, der Vorstellung, zu erklären. Mag er dabei im Einzelnen, namentlich durch seine ausschließliche Berücksichtigung der rein intellectuellen Seite des geistigen Lebens, vielfach geirrt haben; die Genialität des Versuchs und die Anregung, welche er der Speculation in dieser Richtung gab, fordern für sich schon unsere Achtung heraus.

Die Schwierigkeit der Erklärung einer Wechselwirkung zwischen getrennten Substanzen, zu deren Annahme der Augenschein der Erfahrung ihn veranlaßte, drängte ihn zu seiner Lehre der prästabilirten Harmonie, welche, wenn sie im Grunde auch nicht über den Occasionalismus hinausging, diesen doch in einer Weise formulierte, deren Genialität immerhin unsere Bewunderung erregt und den wohlfeilen Spott nicht verdient, welchen ihr der Verfasser angedeihen läßt (290). Zu unserem Erstaunen müssen wir sehen, wie dieser die eigentliche Schwierigkeit der Frage noch gar nicht begriffen hat. Er meint nämlich, Leibnitz habe keinen soliden

Grund gegen die Annahme eines gegenseitigen Einflusses gehabt, »da diese keineswegs erfordere, daß die materiellen Theilchen des einen Elementes auf das andere übergehen, sondern nur, daß die Bewegungen der Theilchen rhythmisch und mittheilbar seien« (291). Also Bewegungen sollen auf einander wirken, was die bewegten Dinge an sich nicht können! Das ist doch eine Erläuterung, die an innerer Unklarheit noch weit hinter der gemeinen Vorstellung eines influxus physicus zurückbleibt! Wollen wir Leibnitz hier überhaupt einen Vorwurf machen, so kann derselbe nur darin bestehen, daß ihn die Erkenntniß der Unmöglichkeit einer eigentlichen Wechselwirkung zwischen getrennten Substanzen nicht über die Annahme der letzteren hinaus zu der Einsicht geführt habe, daß nur ein einheitliches substantielles Wesen als Grund alles Geschehens denkbar sei. Ganz verkehrt aber ist die von dem Verfasser unbedenklich acceptierte — nicht wie dieser annimmt von K. Fischer, sondern u. M. zuerst von Feuerbach sämmtl. Werke V, S. 72. 95. 102) aufgestellte — Ansicht, »daß Leibnitz in den Stellen, wo er von Materie und Geist als zwei Substanzen oder zwei unverbundenen Sphären spreche, sich nur der populären Sprache anschließe — — — daß jede Monade zugleich Leib und Seele, ein beseelter Leib, eine lebende Maschine, ein Inbegriff von activen und passiven Kräften sei« — daß mithin die präst. Harmonie nur der äußerliche populäre Ausdruck für die metaphysische Identität der Seele und des Leibes sei. Diese Ansicht steht mit dem ganzen Geiste der L. Philosophie in unvereinbarem Widerspruch und ist außerdem durch keine directen Quellenzeugnisse belegt, während viele Aussprüche —

namentlich in den neu aufgefundenen Briefen an Arnauld — das Gegentheil bekunden (Briefwechsel zw. L. und Arnauld etc. Grotefend Hannover 1846 p. 63. 71. 110. 112. 124. 134 etc. Lettre V Mr. Clarke. Opera omnia ed. Erdmann 1840 p. 774).

Auffallend ist, daß bei Leibnitz die biographischen Notizen, welche Verf. sonst regelmäßig vorzuschicken pflegt, ganz fehlen, wo sie das Bedürfniß einer verständlichen und motivierten Darstellung gerade dringend erfordert hätte.

Bei der Darstellung der sensualistischen Schulen (Condillac, Hartley, Darwinsen, Destutt de Tracy und Cabanis S. 371—418) hat der Verf. die Gelegenheit wahrgenommen, seine schon Eingangs erwähnte Ansicht, daß der Geist eine Function des Organismus sei, ausführlich und nicht ohne ermüdende Wiederholung vorzutragen. Er behauptet dabei: (388) ohne nähere Begründung, »daß der Materialismus die wahre Wissenschaft der positiven Psychologie verfehle«. Der stillschweigende Grund kann nur der sein, daß der Materialismus eine bestimmte Behauptung über die Natur der Dinge ausspricht, welche die positive Philosophie, da sie angeblich nur mit Verhältnissen zu thun hat, principiell ablehnen mag. Uns scheint das nur auf einer Selbsttäuschung zu beruhen, denn wenn man behauptet, der Geist sei eine Function des Organismus, so sagt man doch implicite dasselbe, was der Materialismus will.

Helvetius, Diderot, die Encyclopädisten, La Mettrie und das *Système de la nature* sind merkwürdiger Weise in dem Buche mit Still-schweigen übergangen. Vielleicht mochte dem Verf., welcher rühmlichst bekanntermaßen ästhetischen Regungen des Gemüths nicht unzugäng-

lich ist, die Gemeinschaft jener in ihren Consequenzen allzu deutlichen Coryphäen materialistischer Weltanschauung etwas unbequem sein.

Weshalb er Voltaires nicht erwähnt, ist uns unerfindlich.

»Gall (435—465) war der Keppler der Psychologie. Der Verf. stellt ihn in wesentlichen Punkten über Kant. »Er wurde fruchtbar durch die Einsicht in die Nothwendigkeit (welche Kant fehlte), die organischen Gesetze (des Denkens) im Organismus zu suchen. Kant suchte sie in subjectiver Analyse« (464).

Die Darstellung der Kantschen Lehren (S. 481—580) ist dem in der Einleitung erwähnten Zwecke so sehr untergeordnet, daß nach dem bereits Gesagten wenig darüber zu berichten ist. Sehr ausführlich, jedoch ohne Eröffnung neuer Gesichtspunkte wird nochmals die Frage nach der Apriorität nothwendiger Wahrheiten ventilirt, nachdem dieselbe bereits in allen Abschnitten des Buchs mit ermüdender Gleichförmigkeit unter steter Wiederholung derselben Argumente erörtert worden ist.

»Kant war der erste, der eine klare Darlegung der subjectiven und objectiven Elemente im Denken unternahm. Das Unternehmen machte Epoche. Unglücklicherweise hatte er sich dem psychologischen Problem von der unrichtigen Seite genähert und die metaphysische Methode subjectiver Analyse angewandt, wo die biologische Methode objectiver Analyse ebenso unerläßlich war. Darum mißlang es ihm nicht nur, die Bedingungen der Empfindung und die Gesetze des Denkens zu entdecken, sondern gerade die Macht seines Geistes hielt den Fortschritt in dieser Richtung auf« (S. 556). »Weil er die geistigen Formen nicht als Resultate des

Organismus betrachten wollte, schloß er sich alle Möglichkeit ab, sie zu entdecken.

Die Kritik der Urtheilskraft hat der Verf. gar nicht erwähnt, über die Kritik der practischen Vernunft finden sich nur einige wenige dürftige Notizen (S. 550—552). Wie es keine angeborenen Ideen giebt, so giebt es auch nach dem Verf. kein angeborenes Sittengesetz. Kant soll dasselbe nur aus dem äußerlichen Grunde aufgestellt haben, weil er die Zerstörung der Theologie und der theologischen Ethik befürchtet habe. »Er errichtete kühn ein Gebäude auf dem Grunde, von welchem er nachgewiesen hatte, daß er die Negation alles Wissens sei und folgte so dem metaphysischem Verfahren, welches Royer Collard durch den glücklichen Ausdruck bezeichnet hat: *«de puiser l'ignorance à sa source la plus élevée»*.

In Betreff seiner Beurtheilung von Fichte, Schelling und Hegel (S. 580—698) können wir endlich dem Verf. in gewisser Weise Recht geben. Auch wir glauben, daß das Welträthsel nicht durch reine Speculation gelöst werden könne, daß das Ideal eines absoluten Wissens dem menschlichen Geiste unerreichbar sei. Auch wir glauben, daß eine fruchtbare Erweiterung des Gebiets unserer Erkenntniß nur durch engen Anschluß der Untersuchung an die Erfahrung zu erlangen sei. Dabei machen wir jedoch den von dem Verfasser unbeachtet gelassenen Vorbehalt, daß das erste und wichtigste Erforderniß einer solchen Untersuchung in einer ganz unbeschränkten Berücksichtigung und vorurtheilsfreien Würdigung aller Erfahrungselemente bestehen müsse. Wir haben nichts dagegen einzuwenden, wenn der Verf. das Verfahren der reinen Speculation als

subjective Methode und als unfruchtbar für die Erweiterung der philosophischen Erkenntniß bezeichnet, aber wir müssen dagegen protestieren, wenn der Verf. eine solche Methode als die für das Gebiet philosophischer Erkenntniß allein geeignete Methode erklärt. Für den Verf. freilich mag solche Behauptung ihre relative Geltung haben. Nachdem derselbe das Gebiet der Erfahrung ebenso willkürlich als verkehrt allein auf die sinnlichen Erscheinungen beschränkt und alle anderen geistigen Erlebnisse, welche Stoff und Anregung zu einer tieferen Einsicht in den Lauf der Dinge darbieten könnten, aus jenem Gebiete ausgeschieden hat, bleibt ihm allerdings in der so beschnittenen und ihres besten Inhalts beraubten Erfahrung kein geeigneter Rest übrig, der zur Erweiterung philosophischer Erkenntniß reizen könnte. Wer sein Geld zuvor leichtsinnig verthan hat, dem bleibt nichts übrig, als sich die schönen Sachen, welche er damit hätte kaufen können, nunmehr recht hübsch in der Phantasie auszumalen, ohne daß er doch — wie mit uns jeder zugeben wird — reellen Nutzen von solcher Phantasiespielerei verspüren würde. Wenn wir jedoch, unserem obigen Grundsätze getreu, alle Erfahrung in jungfräulicher Frische auf uns wirken lassen und die schönsten und reinsten Quellen, die daraus herfließen, nicht durch Vorurtheil thöricht verstopfen, so erschließt sich uns neben und außer dem für sich allein bedeutungslosem Spiele der Erscheinungen eine Fülle des Vorstellens, Fühlens und Strebens, deren unendliche, durch die Anreize von Außen und deren sorgfältigere Deutung nach immer neuen Richtungen in's Unausdenkbare hin zu erleuchtende Tiefe der Philosophie

für ewige Zeiten ein fruchtbares Gebiet der Forschung darbieten wird, ohne daß jene jemals gezwungen wäre, sich von der Erfahrung loszulösen und in reine Speculationen zu verflüchtigen.

Dieser soliden Richtung haben sich, nachdem der Rausch idealistischer Träumereien verflogen, die ernsteren Gemüther in Deutschland längst zugewandt und die Schriften eines Denkers wie Lotze hätten dem Verf. beweisen können, wie überraschende Perspectives des Verständnisses, wie befriedigende Consequenzen für das Gemüth durch eine ebenso scharfsinnige und aufrichtige als durch die Eleganz und Elastizität einer glücklichen Naturanlage begünstigte Ausbeutung der Erfahrung in jenem vorurtheilsfreiem Sinne aus der Betrachtung des Weltlaufs bereits erschlossen sind. Wir wissen wohl, daß die Zeit der philosophischen Systeme — in dem bisherigen Wortsinne — vorüber ist, aber gerade das befestigt in uns die Ueberzeugung, daß wir uns jetzt auf einer Bahn philosophischer Forschung befinden, welche, der Versuchung zu extremen und voreiligen Abschlüssen consequent ausweichend, sich auf der goldenen Mittelstraße bewegt und deren Ergebnisse in stetig fortschreitender und — wenn auch bescheiden — aufsteigender Reihe unseren Gesichtskreis nach allen Seiten hin dauernd zu erweitern versprechen.

Wenn der Verf. diese auf der Mittellinie philosophischer Entwicklung liegende Bewegung beachtet und nicht in den Ausschreitungen der Systeme eines Fichte, Schelling und Hegel den Abschluß der deutschen Philosophie gesucht hätte — in denen er mit Recht oder Unrecht gewisse Anklänge an die Speculationen Alexan-

drinischer Schulen gefunden haben mag — so würde er vielleicht von seiner — was die Extravaganz anbelangt, jenen Systemen nichts nachgebenden — Folgerung bewahrt sein, daß die Philosophie überhaupt sich im Kreise drehe und regelmäßig durch Durchlaufung gewisser Perioden rückläufig zu ihren Anfängen zurückzukehren pflege. Die Geschichte der Philosophie lehrt, daß der Erschließung neuer Gesichtspunkte regelmäßig deren Fortbildung nach extremen Richtungen hin auf dem Fuße gefolgt ist. Diese Thatsache hätte den Verf. in Betreff seiner Werthschätzung der letzterwähnten Systeme für die Beurtheilung des Ganges philosophischer Entwicklung überhaupt zur Vorsicht mahnen müssen. Er hat die Mahnung nicht beachtet, vielleicht hat er sie nicht beachten können, da ihm die einschneidende Bedeutung der Kant'schen Lehren — deren Neuheit er sogar bestreitet (S. 487) — nicht klar geworden sein mag — in beiden Fällen trifft ihn das volle Maß der Verantwortung für die voreiligen Consequenzen, welche er aus seiner schiefen Beurtheilung gezogen hat.

Zuletzt entwickelt uns der Verf. — welcher Herbart's nur flüchtig im Schlußcapitel erwähnt — das Leben und die Lehren seines Meisters August Comte. Wir wagen nicht, dem langjährigen Kenner der positiven Philosophie irgend welche Einwendungen in Betreff der sachlichen Vollständigkeit und Folgerichtigkeit seiner Darstellung zu machen. Was die positive Philosophie selbst betrifft, so haben wir die für die Beurtheilung des Lewe'schen Werkes uns sachdienlich scheinenden Momente bereits hervorgehoben. Bemerkenswerth scheint uns nur noch, daß Comte selbst, nachdem ihm, dem abstracten

Mathematiker, durch leidenschaftliche und reine Freundschaft zu einer Frau die Tiefe des Gemüthslebens erschlossen war, sein System im Wesentlichen aufgegeben hat (S. 727 und 786—791), offenbar, weil es ihm wenigstens in Rücksicht auf die Bedürfnisse des Gemüths keine Befriedigung gewähren konnte. Das ist zwar nur ein argumentum ad hominem, aber es beweist doch viel.

In der Auffassung des Verf. »schließt die positive Philosophie die Periode der Vorbereitung und eröffnet die der Entwicklung«.

Derselbe schließt mit einer Uebersicht des zeitigen Zustandes der Philosophie in den verschiedenen Europäischen Ländern. Wir Deutschen kommen dabei am schlechtesten weg: »die Deutschen rühmen sich, daß sie allein eine Philosophie besäßen und in der That können wir von einer deutschen Philophie wie von einer Chinesischen Religion sprechen, deren Dogmen und Gebräuche anderen Nationen unverständlich und abgeschmackt erscheinen« (801). Wir müssen dieses Urtheil dem beschränkten Standpunkte des Verf. zu gute rechnen, eines Ausländers, der in unseren oberflächlichen populären materialistischen Schriften dritten und vierten Ranges eine der bemerkenswerthesten Erscheinungen der neueren deutschen philosophischen Litteratur gefunden zu haben meint, die ihm zu dem Glauben Veranlassung giebt, daß auch Deutschland für die positive Philosophie reif sei.

Zweck und Inhalt des vorliegenden Werkes scheinen uns gleich verfehlt. Ein beschränkter Werth könnte demselben nur insofern beigemessen werden, als es die Absurditäten aufdeckt, zu denen eine consequente Durchführung

des einseitigen Standpunktes der positiven Philosophie nothwendig führen mußte. Aber selbst dieser Werth wird illusorisch, wenn man erwägt, daß das Buch der Belehrung der Jugend gewidmet sein soll und daß solcher Zweck die Innehaltung eines vorurtheilsfreien Standpunktes erforderte.

Es ist leicht, der Jugend ihre Ideale zu zerstören, schwer, ein gleichwerthiges Aequivalent wissenschaftlicher Einsicht an die Stelle zu setzen. Nur abstracte Voreingenommenheit konnte in der positiven Philosophie August Comte's ein solches Aequivalent erblicken.

Blankenburg am Harz. Hugo Sommer.

Kritische Studien und Rechtfertigungen zu Platon's Symposion von G. F. Rettig. (Besonderer Abdruck der der Ankündigung der Universitäts-Vorlesungen beigegebenen Abhandlung). Bern, Jent & Reinert. 1876. 23 S. 4.

Die vorliegende kleine Gelegenheits-Schrift bietet eine Anzahl kritischer Studien mit und neben Rechtfertigungen. Letztere richten sich gegen die über des Verf.s kritische Text-Ausgabe des Platonischen Symposions von Teuffel in den Jahrb. für Philologie 1876, S. 381 ff. erschienene Recension. Außerdem konnte sich der Verf. zugleich auf den inzwischen veröffentlichten zweiten Band seines Werks, auf den Commentar zum Gastmahl, beziehen, dessen Erscheinen der genannte Recensent des Textes nicht abgewartet hatte, ein Unterlassen, das ihm jetzt in der vorliegenden Schrift bei Besprechung einzelner Stellen zur Last gelegt wird.

Es ist, scheint mir, ein seltsames Zeichen der auf dem betreffenden Gebiet der philologischen Studien sich drängenden Arbeit, daß der Verf. eines so fleißigen Werks, wie es seine Symposions-Ausgabe doch ist, in dieser Art vorzugehen sich genöthigt sah, als ob er schon unter der Arbeit überholt wäre und nicht für die Zukunft sich bemüht hätte, sondern ein Werk betrieben, das beim Erscheinen bereits veraltet.

Redlicher Arbeit sich bewußt, sträubt er sich natürlich gegen ein Schicksal der Art und indem er seine Leistung vertheidigt, haben wir in dem vorliegenden Schriftchen eine in gewissen Grenzen gehaltene Selbstrecension derselben.

Eine erste Rechtfertigung betrifft den vom Verfasser bei seiner kritischen Text-Ausgabe eingeschlagenen Weg im Allgemeinen. Er erklärt, warum dieser Weg nicht der von Teuffel empfohlene ist, zu dem Ende das in der Vorrede der Text-Ausgabe Gesagte wiederholend und ausführend.

Er wollte eine kritische, für angehende Philologen und für Erklärer des Platon hauptsächlich berechnete Ausgabe liefern. Er wollte jenen die Mittel an die Hand geben, die nöthig sind, um sich in Handhabung der Kritik bei Platon mit Erfolg zu üben und zu vervollkommen, diesen, um, darauf gestützt, eine sichere Grundlage für Feststellung des Textes zu gewinnen. Die Mittheilung dieser Mittel mußte darum für beide, wenn auch eine kurzgefaßte und übersichtliche, so doch eine möglichst vollständige sein. Er nahm im Verfolg dieser Gesichtspunkte hinsichtlich der handschriftlichen Ueberlieferung an, daß dieselbe auf mindestens zwei Quellen zurückgehe, von welchen die eine zwar reiner fließt und bei Feststellung des Textes vorzugs-

weise in Betracht kommt, die andere aber aus dem Grunde, weil auch die Handschriften der ersten Classe nicht frei von Fehlern, Lücken und Interpolationen sind, die aus den Handschriften der zweiten Classe berichtigt, ausgefüllt, beseitigt werden können, nicht unbeachtet bleiben und entbehrt werden kann.

Indem der Verf. diese Grundsätze der Meinung Teuffels, daß es mit dem Festhalten an einzelnen Handschriften genug gewesen wäre, entgegenstellt, will er insbesondere die Thatsache sich nicht verdunkeln lassen, daß er sich auf den Bodlej. im Wesentlichen gestützt und nicht etwa, wie Teuffel dem Schein erwecken möchte, statt der Handschriften und zwar der letzten derselben die Ausgaben zur Grundlage des Textes gemacht habe.

Die Controverse in dieser Beziehung scheint einigermaßen bezeichnend für den gegenwärtigen Stand der Frage über die Platonische Textkritik. Nicht etwa bloß insofern, als die bisher befolgten und namentlich derzeit von K. F. Hermann präcisirten Grundsätze hinsichtlich des Gebrauchs des Bodlej., insbesondere natürlich der ersten und ursprünglichen Hand derselben, dadurch scheinen ins Wanken gerathen zu sein, sondern weiter insofern, als die relativ größere oder geringere Auctorität der verschiedenen Handschriften in Betracht kommt und mehr noch, insofern in Betracht kommt, was diese Auctorität in Stellen bedeutet, in welchen weder der Bodlej., noch irgend eine andere Handschrift das Richtige hat.

Es kann nicht meine Absicht sein, auf die in Betracht kommenden kritischen Fragen an dieser Stelle einzugehen, selbst wenn ich, was nicht der Fall, ein auf besondere Studien be-

gründetes Urtheil in der Sache hätte. Hier ist offenbar nur das Verlangen des Verf.s als gerechtfertigt anzuerkennen, daß über die Einrichtung des kritischen Apparats in der Text-Ausgabe nach dem oben erwähnten Zweck derselben, wie er schon durch den Titel-Beisatz »in usum studiosae juventutis et scholarum« gekennzeichnet war, hätte geurtheilt werden müssen. Da der Verf. dies fühlt, befremdet die Schärfe einzelner Stellen seiner Rechtfertigung nicht, oder doch weniger. Für besagten Zweck ist seine Einrichtung sicher mit Dank anzuerkennen und zwar nicht bloß für die eine oder andere Stelle, sondern durchgängig und im Ganzen. Einige größere Achtsamkeit darauf hätte den Recensenten ohne Zweifel vor Anschuldigungen bewahrt, deren Ungrund der Verf. leicht darlegt, z. B. S. 6 in Bezug auf die fehlenden Angaben bei den Stellen 211 D, 212 A, 218 D und S. 7 in Bezug auf die fehlende Angabe, daß das $\tau\delta$ 210 D die handschriftliche Ueberlieferung sei.

Weitere Rechtfertigungen geben dem Verf. Anlaß, im Rückblick auf mehrere früher erschienene und das Hauptwerk gleichsam vorbereitende Abhandlungen, sich für Vertheidigung angefochtener Stellen seine Prioritäts- und Besitzrechte auf Beachtung der von Platon angewandten individualisierenden Zeichnung und Stilmalerei zu wahren. Er hält sich durch Teuffels Beiträge zum Rheinischen Museum B. 29, S. 133 ff. in diesen Rechten bedroht, indem er jedoch selbst mit der nöthigen Bescheidenheit darauf hinweist, wie Aehnliches bereits von manchem früheren Erklärer des Platon, schon von Wolf und Böckh und Ast, gesehen worden ist. Das vom Verf. aus den früheren Abhandlungen

S. 9 Hervorgehobene läßt nicht zweifeln, daß Teuffel in der That das Argument jener Stilmalerei in der gedachten Abhandlung im Rhein. Mus. zu keck als ein von ihm zum ersten Mal zur Vertheidigung angefochtener Stellen angewandtes beanspruchte. Um so weniger will der Verf. den Vorwurf gelten lassen, dasselbe in seiner Text-Ausgabe in unzulässigem Maaße benutzt zu haben (S. 16).

Gewiß, die Forderung des Maaßhaltens ist nach dieser Seite der Textkritik, wenn ja nach einer, berechtigt. Die Controverse berührt einen interessanten Punkt, aber auch einen, an dem die subjective Willkühr streng in acht genommen werden muß. Ohne Zweifel gewinnt die philologische Kritik, in dieser Richtung mit psychologischen Menschen und Charaktere ins Auge fassenden Gesichtspunkten sich verbindend, an Lebendigkeit und Innerlichkeit. Nirgends scheint aber auch die Gefahr größer: *tot capita tot sensus*. Ja, fragt man sich hinsichtlich der rein Platonischen Sprache und Stilweise als solcher schon zuweilen wohl verwundert, wer denn unter unseren Philologen in sie so eingeweiht ist, um über die Schicklichkeit dieses oder jenes Worts, dieser oder jener Wendung jedesmal zu entscheiden, so wird die Sache noch verwickelter, wenn über das Angemessene in der Ausdrucksweise dieser oder jener Persönlichkeit aus der Reihe der von Platon redend Eingeführten entschieden werden soll. An Gelegenheit zu Vergleichen fehlt es in diesen Fällen mehr, als in jenem Fall; die Ergüsse der Redenden sind ja eben vereinzelt nur und das Bild ihrer charakteristischen Eigenheit wird zudem meistens aus Platon selbst gewonnen. Ich könnte mich versuchen lassen, ein dem Ernst

der Sache vielleicht nicht Angemessenes zu äußern, wenn ich freilich zugebe, daß ein vom Geiste des Weins Gehobener, wie Alkibiades im Symposion, an diesem Geiste ein Kriterium seiner Sprache bieten mag, wenn ich gleichzeitig aber warne, sich von demselben irre führen zu lassen. Wenigstens frage sich der Kritiker, ob er denn so genau wisse, wie ein Hellene im Rausche Worte und Sätze gewählt habe, oder auch weiter noch, ob er auf's Haar gewiß sei, daß sich der Rausch eines genialen Mannes wie Alkibiades eben mit jenem Worte und in jener Wendung habe Luft machen müssen, das oder die er — der Kritiker — ihm in den Mund legt? Denkt er bescheiden von seiner Kenntniß, so wird er sich in der Conjecturalkritik mäßigen.

Ich halte übrigens Teuffel's Vorwurf, wie der Verf. denselben darlegt, für ungerechtfertigt. Wenn letzterer sich äußert, wie S. 21, »daß es, bei der im Ganzen guten Ueberlieferung des Platonischen Textes durch die Handschriften, in vielen Fällen weit eher darauf ankommt, den Sinn des Ueberlieferten zu ergründen, als das gut Ueberlieferte zu beseitigen oder durch unzeitige Emendationsversuche zu verfälschen«, so ist nicht zu fürchten, daß er in der besprochenen Richtung, während er in jeder anderen conservativ genug ist, zu weit gegangen sein wird.

Eduard Alberti.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück 4.

24. Januar 1877.

Upsala Läkareförenings Förhandlingar. Redigerade af R. F. Fristedt. Elfte Bandet. Arbetsåret 1875—1876. Upsala, 1876. Akademiska Boktryckeriet. Ed. Berling. 664 S. in 8^o.

Der 11te Jahrgang der von mir in diesen Blättern wiederholt besprochenen Zeitschrift kommt in seinem Umfange dem 10ten Bande der Upsala Läkareförenings Förhandlingar gleich und beweist durch seinen Inhalt, daß die Thätigkeit der Gesellschaft, deren Organ er darstellt, auch in dem letzten Arbeitsjahre in erfreulicher Weise nach keiner Richtung hin Rückschritte gemacht hat. Im Gegentheil, wir finden manche Disciplinen, welche im Vorjahre wenig vertreten waren, dieses Mal weit besser berücksichtigt, z. B. Anatomie, Chirurgie und gerichtliche Medicin, obschon auch wie früher der Schwerpunkt der gesammten Leistungen in der Physiologie, den medicinischen Naturwissenschaften und in der Pathologie im weiteren Sinne liegt.

Betrachten wir die in dem vorliegenden Bande enthaltenen Arbeiten nach den verschiedenen

Disciplinen der Heilswissenschaft, so finden wir aus dem Gebiete der medicinischen Naturwissenschaften eine Anzahl pharmakognostischer Artikel von Fristedt, unter denen ein Aufsatz über den Mekka-Balsam in höchst anziehender Weise die Geschichte dieses als Balsam von Gilead bereits im Alten Testamente vorkommenden Products vorführt. Ebenfalls von vorzüglichem historischem Interesse ist ein Artikel Fristedts über die Urquelle des Kyphi-Recepts, welche den Nachweis liefert, daß das von Dioskorides und andern medicinischen Schriftstellern des Alterthums unter dem Namen Kyphi beschriebene und von Damokrates sogar in Jamben besungene Räucherungs- und Heilmittel bereits in dem vor wenigen Jahren von Ebers entdeckten Papyros, fast genau den Angaben des Dioskorides entsprechend, sich beschrieben findet, so daß die in Rede stehende Mischung dem Alter des genannten Papyros entsprechend mindestens schon 1600 Jahre vor Chr., wahrscheinlich aber da nach Ebers dem medicinischen Theile des Papyros weit ältere Quellen zu Grunde lagen, im 4ten Jahrtausend vor Chr. Geburt bekannt gewesen ist. Unter den übrigen Aufsätzen Fristedts ist ein solcher über die Bakterien hervorzuheben, welcher insbesondere im Anschluß an die Arbeiten von Billroth und F. Cohn die naturhistorischen Verhältnisse dieser für die moderne Lehre der Sepsis so wichtig gewordenen Gebilde bespricht.

Die medicinische Chemie ist vorwaltend durch Almén, und so weit es sich um physiologische und pathologische Chemie handelt, durch Hammarsten vertreten. Almén liefert, abgesehen von einer Uebersicht der in den Jahren 1873 und 74 erlassenen Gesetze über das Apotheker-

wesen in Schweden, eine Fortsetzung seiner Beiträge zur Untersuchung des Biers, eine Analyse des Eisenwassers von Karlstad und einen längeren Artikel über Salicylsäure- und Carbonsäure-Reactionen. In Hinsicht auf die Bieruntersuchung hat Almén neuerdings besonders das von Dragendorff angegebene Verfahren verfolgt, nicht jedoch ohne dabei im Auge zu behalten, daß dasselbe keineswegs als ein vollkommen abgeschlossenes betrachtet werden kann, während allerdings die von Dragendorff angegebene Vorprobe, um zu erkennen, ob ein Bier neben Hopfen noch einen andern bittern Zusatz enthalte, wie das Almén auch betont, als praktisch und leicht ausführbar bezeichnet werden muß. Die von Almén neuerdings untersuchten Bierarten, mehrere Sorten von schwedischem Porter, enthielten keinen fremden Bitterstoff und zeigten neben 5—6 Gewichtsprocenten Alkohol 7—9 % Extract, so daß sie in Bezug auf Alkohol und Extractgehalt alle andern schwedischen Biersorten übertreffen. Die von Almén analysirte Eisenquelle, welche in der Nähe von Karlstad in Wärmeland an der linken Seite des Klarelf im Jahre 1875 entdeckt wurde, bietet insofern besonderes Interesse, als sie nach Almén's Untersuchungen die an kohlen-saurem Eisenoxydul reichste Quelle des Königreichs Schweden ist. Indem die Quelle in 10,000 Theilen 0,67 FeO, CO₂ enthält, gehört sie zu den eigentlichen Stahlwässern, zumal da ihr sonstiger Gehalt an Salzen außerordentlich unbedeutend ist und stellt sich bezüglich ihres Eisengehalts selbst über Driburg, Pymont und Schwalbach. Für Schweden ist dies in der That von großer Bedeutung, da von den bisher bekannten eisenhaltigen Mineralwässern eigentlich nur Porla,

welches mit 0,47 in 10,000 Th. etwa Giesshübel und Recowa gleichkommt, als ein Eisenwasser betrachtet werden kann. Die auf Porla bezüglichen Angaben gründen sich aber auf eine vor 44 Jahren von Berzelius ausgeführte Analyse, und nach einzelnen von Almén angestellten colorimetrischen Versuchen ist das gegenwärtige Porlawasser schwächer als das von Berzelius analysirte. Mit dem Eisengehalte von Ronneby kann sich freilich Karlstad nicht messen, aber man muß bedenken, daß ersteres schwefelsaures Eisenoxydul enthält und somit mit den eigentlichen Stahlquellen nicht in eine Linie gestellt werden kann.

Die Arbeiten von Hammarsten sind, wie gewöhnlich, den Eiweißstoffen des Thierkörpers gewidmet und bringen auch dieses Mal nicht unbedeutende Beiträge zur Kenntniß derselben; speciell betreffen sie das lösliche und unlösliche Casein in der Milch, das Fibrin und die sogenannten Fibringeneratoren.

Zu den chemischen Arbeiten gehört auch ein Aufsatz von K. A. H. Mörner, in welchem die früher von Kletzinsky und Fabian aufgestellte Behauptung, daß bei Personen, welche in Folge des Aufenthalts in Wohnräumen, deren Wände mit arsenhaltigen Tapeten bekleidet sind, an chronischer Arsenikvergiftung leiden, Arsen im Harn nachgewiesen werden kann, auf Grund verschiedener neuer Beobachtungen bestätigt; doch ist es dazu nöthig, das Secret von mehreren Tagen aufzusammeln, und selbst in dieser Quantität ist in einzelnen Fällen der Nachweis nicht mit Sicherheit zu führen, vielleicht in Folge individueller Verhältnisse oder besonderer äußerer Umstände, worauf übrigens auch schon Fabian hingewiesen hat. Zur Zerstörung der

organischen Substanzen in dem fraglichen Untersuchungsobject hält Mörner den Gebrauch von chlorsaurem Kali und Salzsäure nicht geeignet und empfiehlt die Schneider'sche Methode zur Destruction organischer Massen.

Man sieht aus diesem Aufsätze, daß arsenhaltige Tapeten, deren Folgen wir in verschiedenen der früheren Jahrgänge von uns in diesen Blättern besprochener schwedischer Zeitschriften öfters begegnet sind, ihre Rolle im scandinavischen Norden noch nicht ausgespielt haben und gewiß hatte die schwedische Regierung Recht, daß sie in diesem Jahre mit einem sehr energischem Gesetzgebungsacte in Bezug auf die Einführung und Verarbeitung des Arseniks vorgegangen ist, wenn auch nicht die in den meisten Ländern Europa's seit der Einführung der Phosphorzündhölzchen sehr verminderte criminelle Verwendung des Arseniks in Schweden noch immer von großer Bedeutung wäre. Einen Beweis dafür liefern die beiden gerichtsärztlichen Fälle, welche Lundblad mittheilt; beides Exhumationen an acuter Arsenikvergiftung Verstorbener, Vater und Tochter, binnen Jahresfrist verstorben, durch arsenige Säure, welche ihnen die Gattin und Mutter in mehrmals wiederholten Dosen beigebracht hatte, um sich in Besitz des Geliebten zu setzen, den die Reize der 19jährigen Tochter ihr abwendig gemacht hatten. In medicolegaler Hinsicht ist die vortreffliche Conservirung des Leichnams des erst nach Jahresfrist exhumirten Vaters gegenüber der stark vorgeschrittenen Fäulniß des 9 Tage nach dem Tode wieder aufgegrabenen weiblichen Leichnams hervorzuheben, da dies Verhalten den Beweis liefert, wie wenig zuverlässig der Verwesungszustand an sich für die Stellung der Diagnose

auf Arsenicismus sei und wie namentlich äußere Umstände, z. B. hohe Temperatur, wie sie zur Zeit des Todes der Tochter in der That statt hatte, oder ein gleichzeitig bestehender Status putridus, wie solcher im concreten Falle vielleicht durch kurz vor dem Tode stattgehabten Abortus veranlaßt wurde, der Mumification hindernd in den Weg zu treten vermögen. Daß Arsen nicht allzufeindlich auf niedere Organismen wirkt, lehrt die bei beiden Exhumationen gemachte Beobachtung des Vorkommens lebender Fliegenlarven in den Cadavern. Das Auffinden körniger Concremente im Magen bei dem nach Jahresfrist Ausgegrabenen dürfte noch zu erwähnen sein, weil dieselben sich als phosphorsaure Ammoniak-Magnesia herausstellten.

Neben dieser forensisch-medicinischen Mittheilung Lundblads liefert der in Rede stehende Band noch einen zweiten, sehr wichtigen Beitrag zur gerichtlichen Medicin in Gestalt eines Vortrages von E. W. Wretlind über unzurechnungsfähige Mörder. In diesem sehr lesenswerthen Aufsätze findet sich eine ziemlich ausführliche Mittheilung über eine schwedische Mörderin, welche sich an die Seite der Gesche Gottfried, Geheimrätthin Ursinus, Margarethe Zwanziger und der Jeanneret stellt, insofern die von ihr ausgeführten Giftmorde theilweise ganz ohne eigentliches Motiv erscheinen. Die angewendete Substanz war hier wiederum Arsenik, das Schaudrama spielte in Fredrikshall in Norwegen im Hause des Großhändlers Stang, des Dienstherrn der Verbrecherin Sofia Johannesdotter aus Aertmark in Dalsland, die Zeit der Handlung bilden die Jahre 1869—1875, in welchem letzteren Jahre die damals 36jährige Verbrecherin zu ihren Mordthaten noch das Delict der Brandstiftung

hinzufügte, welches sie zuerst vor den Untersuchungsrichter brachte und zur Entdeckung ihrer übrigen Frevelthaten führte. Sie war 1868 in den Dienst bei Stang getreten und schon 1869 führte sie die erste Vergiftung an ihrer Mitmagd Maren Johannesdotter aus, die nach wenigen Tagen Kranksein unter Erbrechen und Durchfällen am 16. October 1869 starb. Merkwürdiger Weise ist der 16. October auch der Todestag ihres zweiten Opfers, der Frau Stang, welche 1872 unter ähnlichen Erscheinungen zu Grunde ging. Im December 1874 starb als drittes Opfer ihr Dienstherr an Arsenikvergiftung. Im Februar 1875 zündete sie das Haus an, in welchem der Sohn des Verstorbenen und ein 16jähriges Fräulein, Mathilde Wiel, letztere bettlägerig, sich befanden. Dann kam die Verhaftung und Untersuchung und nun stellte sich heraus, daß die Angeklagte auch an der Wiel im Jan. 1875 einen Vergiftungsversuch gemacht hatte, als sie dieselbe während einer Erkrankung pflegte und daß sie im Juli 1874 ganz unter gleichen Verhältnissen der Haushälterin bei Stang Arsenik beigebracht hatte. Die Untersuchung brachte sie weiter zum Geständniß zweier mißlungener Vergiftungsversuche an Herrn und Frau Stang und überführte sie schließlich auch noch des Diebstahls von Leinwand und andern kleinen Artikeln im Gesamtwerthe von etwa 22 Speciesthalern. Das ist der nackte Thatbestand der Verbrechen, welche die Angeklagte in der Untersuchung erst nach und nach eingestand, nachdem sie anfangs den Tod ihrer Herrschaft als einen zufälligen und den ihrer Mitmagd Maren als durch Selbstmord verursacht hinstellen versucht hatte. Ein freiwilliges Geständniß erfolgte nur in Bezug auf die miß-

lungenen Vergiftungsversuche an ihrer Dienstherrschaft und der eben erwähnten Haushälterin, welche Verbrechen sie im December 1875 8 Monate nach dem Schlusse des Verhörs aus eigenem Antriebe bekannte. Das Zeugniß, welches ihr ihre Dienstgenossen ausstellen, lautet sehr ungünstig, sie wird als lügnerisch, unverträglich und verleumderisch bezeichnet und allgemein der Absicht bezichtigt, sich auf Kosten ihrer Mitmägde bei der Dienstherrschaft in ein gutes Licht zu setzen. So erscheint sie gewissermaßen als eine Verworfene, welche von einem Verbrechen zum andern taumelt und doch fehlt es für ihr Hauptverbrechen, wie schon oben bemerkt, an einem ausreichenden Motive. Mit der vergifteten Maren lebte sie allerdings in Uneinigkeit und als Grund des Verbrechens giebt sie selbst an, sie habe ihrer bittern Sinnesstimmung nicht widerstehen können, aber es ist ausgemacht, daß Maren wenige Tage nach der Darreichung des Giftes den Dienst verlassen sollte und das betreffende Motiv somit nicht ganz hinreichend. Mehr motiviert ist der Giftmord der Frau Stang, welche sich von der Augendienerei ihrer Magd nicht täuschen ließ und ihr wiederholt den Dienst auf sagte; Aeußerungen der Angeklagten wie: solch ein altes Weib sollte aufgehängt werden, sind verbürgt; nichtsdestoweniger aber war Frau Stang keine böse Dienstherrin, und auch hier ist das Motiv nicht ganz ausreichend. Jeder Grund fehlt aber für die Vergiftung ihres Dienstherrn, welcher bis kurz vor seinem Tode in Sofia Johannesdotter großes Vertrauen setzte und, als er sich von ihrer Unzuverlässigkeit überzeugt hatte, sie nichts davon merken ließ; er hatte dieselbe stets gut behandelt und in Sofien's Heimath war

sogar das freilich völlig unrichtige Gerücht entstanden, daß er sie wieder heirathen wolle. Sie selbst hat bei der Untersuchung keine andere Ursache anzugeben gewußt, als daß sie matt und in einem Zustande von Stumpfheit gewesen sei. Auch war sie, wie von ihren Dienstgenossen bezeugt wird, nach dem Morde höchst unglücklich und verzweifelt, während sie nach dem Tode der Frau Stang ganz heiter war. Auch als Grund für den Vergiftungsversuch an der Wiel giebt sie einen ähnlichen Stumpfsinnszustand im Bewußtsein ihrer Missethaten an (wenigstens anfangs, während sie später behauptete, sie habe von der Krankenpflege sich frei machen wollen) und ebenso gebricht es an jedem ausreichenden Motive für den Vergiftungsversuch an der Haushälterin. In Hinsicht auf den Mordbrand gab die Angeklagte als Beweggrund »Zorn und übele Laune« an und behauptete, sie sei nicht auf den Hausboden gegangen, um Feuer anzuzünden, aber als es gebrannt habe, sei es ihr nicht eingefallen, dasselbe zu löschen. Bezüglich der meisten Vergifteten hatte sie ihrer Aussage nach schon früher wiederholt Lust gehabt, dieselben zu vergiften, doch kam es nicht zur Ausführung.

Jeder mit Psychologie Vertraute wird zugeben, daß bei dieser Giftmischerin des Nordens, gegen welche der norwegische Gerichtshof das Todesurtheil ausgesprochen hat, die Handlungen in einem solchen Mißverhältnisse zu den Motiven stehen, daß an eine geminderte Zurechnungsfähigkeit wohl gedacht werden kann und daß es geradezu als die Pflicht des Gerichtsarztes erscheint, nachzuforschen, ob nicht Momente vorhanden sind, welche eine geistige Störung wahrscheinlich machen. Wretling hat ver-

sucht, aus den bezüglichen Acten und namentlich auch aus Mittheilungen des Gefängnißarztes solche Momente zu gewinnen, welche die Annahme der sogenannten moral insanity oder geradezu einer Psychose stützen könnten. Daß eine gehemmte und verkehrte Entwicklung in moralischer Hinsicht bei Sofia Johannesdotter anzunehmen sei, ist mir nicht wahrscheinlich. Sie hat zwar bei der Confirmation ein nicht besonders gutes Zeugniß im Lesen und in der Kenntniß des Christenthums davon getragen, aber sie hat später durch eigene Uebung Schreiben gelernt und im Uebrigen sowohl in Dienstangelegenheiten als bei Ausübung ihres Verbrechens verhältnißmäßig viel Intelligenz gezeigt, so daß kaum an eine Entwicklungshemmung zu denken ist. Ob sie in ihrer Jugend an einer Gehirnaffection gelitten, ist nicht ermittelt; ebenso wenig sind erbliche Anlagen zum Wahnsinn nachgewiesen. Niemals war sie epileptisch, noch wurde an ihr Manie oder eine bestimmte Form von Monomanie beobachtet. Eher könnte man an Melancholie denken, aber die Art und Weise, wie sie ihre Verbrechen vollführte, die ruhige Ueberlegung, mit der sie zu Werke ging, die von ihr lange vorher getroffenen Vorbereitungen, die List bei Ausführung ihrer Frevelthaten, endlich ihre Beharrlichkeit im Leugnen sind Momente, welche geradezu eine Melancholia activa ausschließen. Wretling glaubt, daß die Verbrecherin an Hysterie gelitten habe. Die Thatsachen, welche er für diese Ansichten anführt, geben dafür eine gewisse Wahrscheinlichkeit, doch lehren sie auch mit Bestimmtheit, daß tiefere hysterische Leiden bei ihr gewiß nicht vorgelegen haben. Außerdem ist Manches davon nur den Angaben der Angeklagten ent-

nommen und daher ohne Beweiskraft; so z. B., daß sie in dem Herbst, wo sie den Dienst bei Stang annahm, öfters von unglücklicher Seelenstimmung befallen sei, welche sie zum Weinen brachte, ohne daß sie gewußt habe, weshalb sie weine. Solche Gemüthsstimmungen sind übrigens auch bei nichthysterischen Frauenzimmern zu gewissen Zeiten nicht selten und außerdem ist nicht erwiesen, ob eine solche Stimmung auch in der späteren Zeit, wo sie ihre Verbrechen beging, angedauert hat. Wretlind glaubt, sie habe an Cardialgie und Intercostalneuralgie gelitten; das aber ist nur eine Hypothese, und der Umstand, daß sie den Arzt während ihrer Dienstzeit wiederholt wegen Brust- und Seitenschmerzen consultirte, läßt eine große Anzahl anderer Deutungen zu. Die von Wretlind angeführte Aussage einer Dienstgenossin, welche ein halbes Jahr nach dem Tode der Frau Stang in das Haus kam, wonach Sofie Johannesdotter oft geweint, religiöse Bücher gelesen und gesagt habe, sie wolle sich zu Gott wenden, da sie große Sorge darum habe, daß Frau Stang und ihr Vater todt seien, kann eben so gut auf Gewissensbisse als auf hysterische Erscheinungen bezogen werden. Allerdings liegt auch ein Attest des Hausarztes und des Gefängnißvogtes, daß sie an hysterischen Phänomenen leide, vor, aber von Ersterem fehlt die Angabe der Erscheinungen, und die im Gefängniß geäußerte Unruhe, ihre Aeüßerung, ihr bange vor dem Tode, da sie noch nicht zu sterben bereit sei, braucht wahrlich nicht hysterisch zu sein. Wretlind selbst scheint, obschon er von dem Vorhandensein von Hysterie überzeugt ist, Zweifel zu hegen, ob dieser Zustand ihre Zurechnungsfähigkeit als gemindert erscheinen lasse. Diesen

Zweifeln muß ich mich im vollsten Maaße anschließen, um so mehr, als ich das Vorhandensein der Hysterie nicht für vollkommen erwiesen halte. Das Verhältniß liegt hier offenbar ganz anders wie bei der Jeanneret, welche nach ärztlichen Zeugnissen an ausgeprägten hysterischen Convulsionen litt; bei der schwedischen Verbrecherin muß man, wenn wir von den ärztlichen Zeugnissen absehen, die für Hysterie sprechenden Aussagen bei unparteiischer Betrachtung für völlig irrelevant ansehen. Ich habe vorhin angegeben, daß für die Vergiftung des Herrn Stang und für die späteren Vergiftungsversuche Motive vermißt werden und daß solche bei den ersten von ihr vollführten Vergiftungen nur schwach sind. Aber Haß und Zorn, die sie in den ersten beiden Fällen zum Verbrechen trieben, geben zu ruhiger Ueberlegung entschieden nicht Raum und so ist es nach meiner Ueberzeugung auch nicht von der durchgreifenden Bedeutung, welche Wretling darin setzt, daß die Verbrecherin wußte, wie ihre Mitmagd den Dienst in kurzer Zeit verlassen würde. Gerade wie bei Selbstmord sind auch bei andern Morden die Motive oft äußerst schwach, ohne daß deshalb die Zurechnungsfähigkeit in Frage gezogen wird und daß nicht allein beim Todtschlag im Affecte, sondern geradezu beim prämeditirten Mord, wie wir dies z. B. bei dem Mordversuche an Professor Otto in Braunschweig, um ein Beispiel aus der jüngsten Zeit zu nehmen, in prägnantester Weise sehen. Wir haben also bei dem ersten Verbrechen Motive; dürfen wir uns wundern, bei den späteren keine zu haben und dürfen wir daraus auf eine geminderte Zurechnungsfähigkeit schließen? Wollte man das thun, so verübte die Gesche Gottfried ihre mei-

sten Verbrechen auch bei geminderter Zurechnungsfähigkeit, und nicht allein bei ihr, sondern auch bei den übrigen oben genannten Giftmörderinnen, mit denen wir die schwedische Dienstmagd in Parallele gestellt haben, findet sich jenes ganz motivlose Vergiften von Personen, welche den Verbrecherinnen nie etwas zu Leide gethan hatten, z. B. selbst von Kindern, auftretend nach einem oder mehreren, auf ein bestimmtes Motiv zurückzuführenden Verbrechen der in Frage stehenden Art. In der That scheint uns aber für die beiden ersten Verbrechen der schwedischen Jeanneret ein fast ausreichendes Motiv in den Zwistigkeiten, welche zwischen der Mörderin und ihren Opfern obwalteten, gegeben zu sein, ausreichend in dem Sinne, daß es bei schlecht erzogenen Personen mit Charactereigenschaften, wie sie der Angeklagten von Seiten ihrer Dienstgenossen beigelegt werden, zum Verbrechen zu verleiten vermag, das vielleicht das erste Mal im Affect verübt wurde. Erst mit der Ermordung ihres Dienstherrn beginnen die motivlosen und auf den ersten Blick beinahe unsinnigen Verbrechen, bei denen der Zweifel der Zurechnungsfähigkeit der Verbrecherin seitens der Vertreter der Humanität erhoben werden kann, und doch sind gerade diese Frevelthaten der Ausdruck der entwürdigendsten Bestialität, welche an den gezähmten Tiger erinnert, der, nachdem er einmal Blut geschmeckt, seine Raubthiernatur nicht mehr verleugnet und selbst nicht mehr des Hungers als Motiv bedarf, um seiner Mordlust Genüge zu thun. Der Spruch des norwegischen Gerichtshofes ist, so weit ich die Sache übersehen kann, eine Sentenz der Gerechtigkeit und es könnte höchstens die Frage sein, ob die erkannte Todesstrafe überhaupt

zur Vollstreckung gelangen dürfe, d. h. aus allgemein ethischen Gründen, nicht aus Ursachen, welche in dem betreffenden Falle speciell belegen sind.

Daß von dem gegenwärtigen Stande der Anschauungen in Schweden über die Zulässigkeit der Todesstrafe kein günstiges Prognostikon für das Leben der Verbrecherin gestellt werden kann, lehrt uns eine Arbeit von Frithiof Holmgren, welche in ungezwungener Weise den Uebergang von den medicolegalen zu den physiologischen Arbeiten des vorliegenden Bandes macht. Der fragliche Aufsatz behandelt die Physiologie der Enthauptung und ist hervorgehoben durch Angriffe, welche man in der schwedischen Presse gegen diese Todesart aus Gründen der Humanität vorgebracht hat. Diese Gründe, welche kurz zusammengefaßt darauf hinauslaufen, daß der abgeschnittene Kopf noch mehrere Stunden lang sein Selbstbewußtsein behalte und dadurch selbstverständlich auch das Gefühl der intensivsten Schmerzempfindung wahrnehme, das er durch Bewegungen des Gesichtes kund gebe, beruhen freilich auf irrigen Voraussetzungen und insbesondere auf der Verwechslung der Dauer der Reizbarkeit gewisser Körperbestandtheile mit dem wirklichen Leben und Functioniren der Organe. Für den Fachmann ist es längst entschieden, daß bei der Enthauptung weder ein heftiger Schmerz zum Bewußtsein gelangt, noch überhaupt das Bewußtsein nach der Abtrennung des Kopfes fort dauert; nichtsdestoweniger sind Holmgren's Beweisführungen, daß das Bewußtsein nach der Enthauptung nicht länger als höchstens $\frac{1}{10}$ Sec. andauern könne, selbst unter der Voraussetzung, daß im Momente der Decapitation das Sensorium voll-

ständig ungetrübt war, auch für den Arzt interessant und sogar belehrend und überhaupt ist Holmgren's Aufsatz wohl das Bedeutendste, was jemals über den fraglichen Gegenstand publiciert worden ist. Daß Gesichtsbewegungen, unter Umständen auch Bewegungen der Zunge, auch noch später als $\frac{1}{10}$ Sec. nach der Enthauptung vorkommen, läßt sich nicht in Abrede stellen, aber diese Bewegungen sind, wie Holmgren hervorhebt, nicht der Ausdruck einer Schmerzempfindung oder willkürliche Aeüßerungen des Lebens, sondern Muskelactionen, welche von der durch Sauerstoffentziehung bedingten Reizung des verlängerten Marks abhängen und somit als Athembewegungen aufzufassen sind. Holmgren hat diese Bewegungen nicht nur bei Thierversuchen, sondern auch als Augenzeuge bei der Hinrichtung eines Mörders beobachtet, wo außerdem Bewegungen der Iris und der Augenmuskeln constatirt wurden, welche letzteren selbstverständlich, da sie auch im Schlafe und im bewußtlosen Zustande vorkommen, nicht als Zeichen des fortdauernden Sensoriums, sondern höchst wahrscheinlich als Reflex gedeutet werden müssen. Von Interesse ist bei der Section des von Holmgren beobachteten Enthaupteten die außerordentlich große Menge Luft in den Subarachnoidealräumen, ferner unter der Dura mater und in den großen Venen auf der Convexität des Gehirns, ein Befund, welcher früher auch von Lelut bei Guillotinierten wiederholt constatirt wurde. Die Annahme, daß der Luftzutritt vor Allem durch den eröffneten Rückenmarkscanal geschehe, hat die größte Wahrscheinlichkeit für sich.

Holmgren hat außer dem oben besprochenen Aufsätze noch eine Reihe anderer Arbeiten aus

dem Gebiete der Physiologie theils selbst publiciert, theils durch seine Schüler ausführen und veröffentlichen lassen. Die wichtigste der hiergehörigen Untersuchungen ist eine Arbeit von J. G. Edgren über den Mechanismus der Irisbewegungen beim Frosche, welche von Holmgren fortgesetzt und erweitert wurde. Der Anregung des Letzteren ist auch ein Aufsatz von Ivar Lundberg über die Sehschärfe in der Gegend des blinden Flecks zu verdanken, auf dessen Inhalt näher einzugehen der Raum nicht gestattet.

Was die Arbeiten aus dem Gebiete der Pathologie anlangt, so müssen wir bei der großen Zahl derselben uns mit einer kurzen Erwähnung der hauptsächlichsten begnügen. Sehr mannigfaltig ist der Inhalt der praktischen Mittheilungen von Ivar Svensson, von denen wir einen Fall von Coccygodynie, welcher durch Durchschneidung des schmerzhaften Nerven, vermittelt subcutaner Neurotomie ausgeführt, geheilt wurde, erwähnen; anfangs stellte sich nach der Operation eine starke Blutgeschwulst, die zu Tenesmus Veranlassung gab, ein, doch verschwand dieselbe binnen Monatsfrist. Ferner sind aus denselben hervorzuheben ein Fall von Empyem, in welchem die Ausspülung des Pleuresacks mit Wasser plötzlichen Tod zur Folge gehabt zu haben scheint, wobei die Section als Todesursache Hirnhyperämie nachwies, so wie ein Fall von Lungenaffection, bei welchem die Lammbluttransfusion mit dem zu erwartenden negativen Erfolge ausgeführt wurde. Ein interessanter Beitrag zu den Fremdkörpern im Organismus wird ebenfalls von Svensson mitgetheilt: es handelt sich dabei um ein Stück Juncus oder Scirpus, welches den Kern von Steinbildung in der

Blase abgegeben hatte und bei Einführung eines Binsenhalms zum Zwecke der Beseitigung von Dysurie seinen ungewohnten Platz verdankte. Außer den Mittheilungen von Svensson gehören vorzugsweise noch diverse Aufsätze von Björnström und Hedenius dem Gebiete der praktischen Medicin an. Ersterer theilt u. a. einen interessanten Fall von Herzfehler mit, den er an einem 23jährigen Studenten beobachtete und welchen wir nach der mitgetheilten Symptomatologie offenbar als *Insufficiencia valvularum arteriae pulmonalis* mit gleichzeitigem Defect im *Septum ventriculorum* aufzufassen haben. Auch ein von Björnström mitgetheilte Fall von *Darm-syphilis* nimmt unser Interesse im höheren Grade in Anspruch, und zwar sowohl in klinischer Hinsicht, indem der betreffende Patient an einer von diesem Leiden ausgehenden *Darm-perforation* mit nachfolgender *diffuser Peritoritis* zu Grunde ging, als in pathologisch-anatomischer Beziehung, insofern es sich nicht um scharf begrenzte Tumoren, sondern um *diffuse syphilomatöse Infiltration* handelt. Björnström hat außerdem eine einfache und wohl zu beachtende *Modification* des *Waldenburg'schen pneumatischen Apparats* angegeben und in dem der Beschreibung desselben gewidmeten Aufsätze sich über die *Indicationen der Pneumatherapie* in gewohnter Klarheit ausgesprochen. In Gemeinschaft mit *E. Landelius* beschreibt er weiter 2 Fälle von *Eclampsia gravidarum*. Auch die mehr zusammenstellenden Aufsätze Björnströms, in denen er die *therapeutischen Eigenschaften der Salicylsäure* und die *Anwendung des Phosphors als Medicament* bespricht, verdienen Beachtung. Hedenius berichtet über einige *Sectionen plötzlich Verstorbenen*, welche vom 25sten September

bis zum 28sten October 1875 in auffälliger Weise in Upsala sich gehäuft hatten, wobei in 2 Fällen Glottisödem, in einem Falle Leptomeningitis und Hyperämie der großen Hirnhemisphären, in einem 4ten Falle acuter Alkoholismus als Todesursache nachgewiesen wurde, während im fünften Falle ein den Tod erklärender pathologisch-anatomischer Befund nicht constatirt werden konnte. In Gemeinschaft mit Belfrage beschreibt derselbe einen Fall von Enteritis phlegmonosa. Endlich erwähnen wir noch als zur medicinischen Casuistik gehörig Mittheilungen von P. Kempe über eine Atropinvergiftung bei einem zweijährigen Mädchen und über Erfrierung der Hände nach mehrstündiger Manipulation von Salzwasser und Schnee in einem erwärmten Zimmer, sowie einen von S. Almström beschriebenen Fall von Erysipelas phlegmonosum capitis mit Blutung zwischen Galea aponeurotica und Cranium.

Der Chirurgie und Ophtalmologie gehören 2 Aufsätze von L. Schlegel an, welcher über einen Fall von Mundklemme und über eine von Mesterton ausgeführte Resection im Kniegelenk berichtet, und eine gleiche Anzahl von Aufsätzen John Björkén's über neue Staaroperationsmethoden und über Knochenbildung in der Chorioidea. Zur Geburtshülfe gehört ein von R. Alm berichteter Fall von centraler Ruptur des Perineum.

Außer den genannten Originalarbeiten enthält der in Rede stehende Band verschiedene Referate über wichtige Arbeiten des Auslandes und mit gewohnter Sorgfalt gearbeitete Uebersichten der Constitutio epidemica in Upsala und verschiedenen Theilen des Königreichs Schweden. Eine große Anzahl kurzer Notizen in jedem Hefte des uns vorliegenden Bandes über Vorträge von Mitgliedern des ärztlichen Vereins zu Upsala,

welche aus verschiedenen Gründen bisher nicht zum Abdruck gelangten, legt ein weiteres Zeugniß für die außerordentlich rege Thätigkeit der Gesellschaft im verflossenen Arbeitsjahre ab.

Th. Husemann.

The »Challenger« Expedition. — Papers by Sir Wyville Thomson, Mr. Murray, Mr. Moseley, Mr. Buchanan and the late Dr. von Willemoes-Suhm, communicated, by permission of the Lords of the Admiralty, to the Royal Society and printed in their Proceedings. With Charts and Sections. London, printed by Taylor and Francis. 1876. 172 S. Oktav.

Durch diese Publication empfangen wir wiederum eine neue und sehr wichtige Fortsetzung der über die Challenger Expedition erstatteten officiellen Berichte und muß die Wissenschaft der Admiralität für die Mittheilung dieser Berichte an die Royal Society, so wie auch dieser für diesen Separatabdruck aus ihren Proceedings (Vol. XXIV. pp. 463—636) sehr dankbar sein.

So sehr wir uns verpflichtet fühlen, nach unserer Anzeige der früheren amtlichen Publicationen über die Challenger Expedition in diesen Bll. (Jahrg. 1876, St. 40 u. 48) alsbald auf das Erscheinen dieser wichtigen Berichte aufmerksam zu machen, so gestatten doch die Mannigfaltigkeit und Reichhaltigkeit des Inhalts es nicht hier auf eine Analyse der verschiedenen Berichte einzugehen. Wir müssen uns auf eine kurze

Inhaltsübersicht beschränken, die indeß auch schon genügen wird alle Geographen und Naturforscher, insbesondere die Zoologen, zum Studium dieser Schrift einzuladen. Nur auf zwei der mitgetheilten Berichte, die des Professors Sir Wyville Thomson, »Director of the Civilian Scientific Staff on Board« glauben wir etwas näher eingehen zu müssen, weil sie sehr wichtige Ergänzungen zu den Reports of Capt. Nares etc. bringen, welche wir im vorigen Jahrg. dieser Bll. besprochen haben und von welchen der eine allein auch nicht wie alle übrigen als »vorläufiger« (*preliminary*) Bericht bezeichnet ist, welche Bezeichnung diesen jedoch nichts an wissenschaftlichem Werth nimmt, weil dadurch nur ausgedrückt werden soll, daß die Berichte über die betreffenden Materien noch nicht als abgeschlossen zu betrachten sind, weil sie vor völliger Beendigung der Untersuchungsexpedition abgestattet worden.

Die beiden Berichte Sir W. Thomson's sind überschrieben »Preliminary Report to the Hydrographer of the Admiralty on some of the Results of the Cruise of H. M. S. »Challenger« between Hawaii and Valparaiso, datiert aus Valparaiso 5. Dec. 1875 (S. 462—470 mit 5 Tafeln)« und »Report etc. on the Voyage of the »Challenger« from the Falkland Islands to Monte Video, and a Position in lat. $32^{\circ} 24'$ S., long. $13^{\circ} 5'$ W., Ascension, March 1876. S. 621—636 mit 9 Tafeln). Beide knüpfen an den Bericht über die Reise und die auf derselben ausgeführten Lothungen, Temperaturbeobachtungen und Schleppnetzoperationen allgemeine und zum Theil ganz neue Gesichtspunkte eröffnende Betrachtungen über die großen Oceane an, der erste über den Stillen, der andere über den At-

lantischen Ocean, aus welchen wir einiges hier hervorzuheben uns nicht versagen können. »Obgleich, heißt es in dem ersten Bericht S. 468 über den Stillen Ocean, noch verschiedene Punkte im Detail zu untersuchen übrig bleiben, so erscheint doch die allgemeine Vertheilung der Temperatur im Stillen Ocean ziemlich einfach. Erstens, die ganze Masse des Wassers besteht aus zwei wohlbezeichneten Abtheilungen — einer oberen Schicht (*layer*) von nicht großer Tiefe, in welcher eine rapide Abkühlung von der Oberfläche abwärts und ein bedeutender Unterschied der Temperatur in verschiedenen Localitäten stattfindet, und einer unvergleichlich viel größeren Wassermasse, welche bis zum Meeresboden sich ausdehnt und welche, man kann sagen, durchweg beinahe dieselbe Temperatur hat. Diese beiden Abtheilungen gehen in einander über (*shade into one another*); doch kann die Isotherme (*isothermobath* oder *isobathytherm*, wie der Verf. sich immer ausdrückt), von 5° C. im allgemeinen als grenzbezeichnend zwischen beiden angesehen werden, unterhalb dieser wird die Isothermallinie zwar von der Oberflächentemperatur noch beeinflußt, jedoch verhältnißmäßig unbedeutend (*slightly*). Oberhalb der Linie von 5° wird der Lauf der Isotherme allem Anschein nach völlig durch auf die Oberflächen-Temperatur wirkende Ursachen reguliert, d. h. direct oder indirect durch Oberflächen-Strömungen, welche durch permanente, periodische oder variable Winde verursacht werden. Die Aequatorial-Strömung nimmt die Region der Passatwinde ungefähr zwischen 20° N. 20° S. ein und dabei findet sich eine starke aber schmale Gegenströmung, welche völlig dem Gegenstrom im Atlantischen Ocean zwischen den Parallelen von

5° und 8° N. zu vergleichen ist. — Die Temperatur des darunterliegenden kalten Wassers rührt aus einer anderen Quelle her und ihre Vertheilung wird durch andere Gesetze bedingt. Durch den Pacifischen Ocean hindurch hat die Isotherme von 5° C. einen sehr ebenen Verlauf, indem sie nur zwischen 400 und 500 Faden schwankt. Diese Schwankungen hängen von auf die Oberfläche wirkenden Ursachen ab, denn diese Linie steigt und fällt in Uebereinstimmung mit den höheren Isothermlinien. Die Linie von 5° C. weicht an zwei Stellen erheblich von ihrem vergleichsweise geraden Laufe ab. In der Aequatorial-Region sinkt sie bis zu einer Tiefe von 625 Faden, wahrscheinlich durch die Mittheilung von Wärme und durch Vermischung aus der oberen Wasserschicht; und unter 40° N. steigt sie bis 300 Faden, wahrscheinlich durch die Aufstauung von kaltem Wasser gegen die Arktische Landbarriere. Die nächsten drei Temperaturgrade verlieren sich mit zunehmender Langsamkeit in den nächsten 700 Faden, indem die Linie von 2° C. einen sehr ebenen Lauf in der Tiefe von 1100 Faden zeigt, und der übrig bleibende Grad, oder Grad mit einem Bruchtheil verliert sich zwischen 1100 Faden und dem Boden. Die Tiefe des Stillen Oceans nimmt langsam von Süd gegen Nord zu, der mittlere Unterschied der Tiefe des Süd- und des Nord-Oceans beträgt vielleicht an 1000 Faden. Ungeachtet dieser Zunahme der Tiefe haben wir uns, obgleich die Bestimmung eine sehr schwierige ist, überzeugt, daß die Boden-Temperatur von S. nach N. langsam zunimmt. — Ebenso findet eine sehr geringe Abnahme in der Boden-Temperatur von Ost nach West statt. Wenn man das (dem Berichte beigegebene) Diagramm N. 19

betrachtet, so kann man, glaube ich, kaum bezweifeln, daß, wie die ähnliche Masse von kaltem Bodenwasser im Atlantischen Oceane, das Bodenwasser des Stillen Oceans eine außerordentlich langsame Einströmung (*indraught*) aus dem Süd-Meer*) ist. Daß es sich bewegt und aus einer kalten Quelle kommt, ist durch das Factum evident, daß es viel kälter ist als die mittlere Wintertemperatur des von ihm eingenommenen Areal und kälter als die mittlere Temperatur der Erdkruste. Daß es in einer Masse vom Süden her sich bewegt, beweist die Gleichförmigkeit seiner Verhältnisse, das gradweise Steigen der Boden-Temperatur nordwärts, das Factum, daß es keine adäquate nördliche Quelle für eine solche Wassermasse giebt (indem die Behringsstraße nur 40 Faden tief ist und ein beträchtlicher Theil derselben durch die aus dem Stil-

*) *Southern Sea*, worunter der Verf. offenbar das große um die ganze Erde herum zusammenhängende Meer im Süden der großen Continente der Alten und der Neuen Welt versteht, welches wir in unserer Anzeige der Reports über die Challenger Expedition nach diesen mit dem Namen Antarktischer Ocean bezeichnet haben, worunter auch nicht bloß das eigentliche innerhalb der südlichen Polarzone liegende Meer verstanden ist. Der Verf. liebt es überhaupt neue Benennungen zu gebrauchen, wie er denn auch zuerst in seinem officiellen Bericht an die Admiralität nicht nach Graden des Fahrenheit'schen Thermometers, wonach die Temperaturbeobachtungen immer angestellt sind, sondern nach Celsius rechnet, und in seinem Werke über die Tiefsee-Untersuchungen der britischen Schiffe »Lightning« und »Porcupine« (*The Depths of the Sea etc. London 1873*) auch schon die Faden in Meter verwandelt hat, was in diesem Berichte noch nicht geschieht und hoffentlich auch in dem von ihm zu erwartenden großen Werke über die Challenger Expedition nicht geschehen wird. S. unsere Note Jahrg. 1876 S. 1262 dieser Bll.

len Meer nach der Arktischen See gehende Strömung eingenommen wird) und daß nur, wie wir durch Beobachtungen wissen, zwei oder drei unbedeutende Strömungen aus der Ochotskischen und der Behring-See, welche von der Hauptmasse des kalten Wassers ganz unabhängig sind, den einzigen Arktischen Zufluß bilden. Durch ihr Fortschreiten gegen Norden wird der obere Theil der Masse ein wenig mehr erwärmt durch Mischung mit den oberen durch die Sonnenhitze beeinflussten Schichten und möglicherweise durch langsame Ueberleitung (*conduction*) aus denselben. — Das kältere Bodenwasser im westlichen Theile des Oceans mag von der geringen Initialrotationsgeschwindigkeit des Antarktischen Wassers herrühren, wodurch eine Ablenkung desselben gegen die Westküste verursacht wird. Ich überzeuge mich täglich mehr, daß der Zufluß von kaltem Wasser nach dem Stillen und dem Atlantischen Ocean von Süden her, der einfachsten und augenfälligsten aller Ursachen zuzuschreiben ist, nämlich dem Uebergewicht der Verdunstung über den Niederschlag in der nördlichen Landhemisphäre und dem Ueberschuß des Niederschlags über die Verdunstung in den mittleren und südlichen Theilen der Wasserhemisphäre. Nach dem Gesagten brauche ich kaum hinzuzufügen, daß ich niemals weder für den Atlantischen noch für den Stillen Ocean den geringsten Grund zu der Annahme gefunden habe, daß es eine von Unterschieden in der specifischen Schwere abhängige allgemeine Circulation des Oceans gebe.

Wir schließen hier gleich die Betrachtung des andern Berichts desselben Verfassers an, in welchem derselbe nochmals auf seine Ansichten über die Quelle des kalten Bodenwassers der Oceane in der gemäßigten und heißen Zone

zurückkommt. Nach einem sehr interessanten und viel ausführlicheren Berichte über die Reise des Challenger von den Falklands-Inseln nach Ascension als der von uns angezeigte in N. 7 der *Reports* mitgetheilte des Capt. Frank T. Thomson über dieselbe Reise, in welchem S. 627 der Verf. auch schon beiläufig den zwischen diesen Inseln und Montevideo gefundenen Strom kalten Wassers, in welchem bei der Sondierung das Thermometer im Atlantischen Ocean zum ersten Male unter den Gefrierpunkt fiel, als kalten Wall (*cold wall*) bezeichnet, der an der »submarinen Klippe der Brasilianischen Strömung« aufgestaut wird, und hervorhebt, daß dessen transversale Section dort ungefähr 800 Seemeilen betrage, während die des Golfstroms nur ungefähr 8 S. M. messe, faßt er seine Ansichten über die verticale Configuration des Atlantischen Beckens und über die Hauptursachen der Vertheilung der Temperatur in diesem Ocean (S. 629 f.) folgendermaßen zusammen: »1) die Section zwischen Montevideo und dem Meridian von Tristan da Cunha umfaßt, außer den Sondierungen auf dem Südamerikanischen Plateau (welches nach dem Verf. von der Küste von Süd-Amerika aus über nahe 400 S. M. sich erstreckt und die Falkland-Inseln umschließt) und in dem »kalten Wall«, eine Reihenfolge von Lothungen in einem westlichen Bassin (oder Trog, *trough*, wie der Verf. sich ausdrückt), mit einer mittleren Tiefe von 2750 Faden und einer mittleren Temperatur v. — 0^o,₄ C., und eine auf der Mittel-Bank des Atlantischen Oceans mit einer mittleren Tiefe von 1850 Faden und einer mittlern Bodentemperatur von 1^o,₃ C. 2) In dem Bassin schleicht eine ungeheure Masse von Antarktischem Wasser in einer Temperatur zwischen

1^{0,5} bis — 0^{0,5} C. nordwärts zu 1800 Faden übersteigenden Tiefen; beim Ansteigen (*on the rise*) gelangt wenig Wasser von niedriger als 1^{0,5} C. Temperatur nordwärts; dies rührt jedoch allein von der Abwesenheit der erforderlichen Tiefe her, denn die Isothermen von 1^{0,5} und 2⁰ C. liegen in Wirklichkeit in demselben Niveau über dem Central-Plateau (worunter wohl die in unserer Anz. der Challenger Reports S. 1534 bezeichnete *Dolphin's Ridge* verstanden ist) und über dem Bassin. 3) An der Oberfläche bewegt sich eine vielleicht an 800 S. M. breite warme Strömung, welche auf das Wasser bis zu einer Tiefe von 250 Faden Einfluß ausübt und im Norden mit der südlichen Abzweigung eines Theils der Aequatorialströmung im Zusammenhange steht, südwärts mit einer geringen Abweichung gegen Osten in Folge ihrer größeren ursprünglichen (Rotations)-Geschwindigkeit. 4) Der Regel nach fällt die Temperatur durch die ganze Section hindurch rasch bis auf 3⁰ C. in 600 Faden und dann sehr langsam bis zum Boden«. — Nachdem dann der Verf. noch auf eine Reihenfolge von ansehnlich tiefen Lothungen nach Ueberschreitung der »Dolphin Rise« (der Centralbank des Atlantischen Oceans) auf der Reise von Teneriffa nach Sombrero (Antillen) i. J. 1873 aufmerksam gemacht und hinzugefügt hat, daß die tiefsten dieser etwas über 3000 Faden betragenden Lothungen schon nahe in der Axe des Antarktischen Zuflusses (*Antarctic indraugh*) zu liegen scheinen, aber in keinem Falle unter 1^{0,3} C. sinken, ferner, daß weiter südlich sich ein Gürtel geringerer Tiefen (nicht über 2000 Faden) gezeigt habe, der von dem Central-Plateau unter ungefähr 21⁰ N. und 46⁰ 30' W. nach der Küste von Süd-Amerika ungefähr bei Capt.

Nassau sich erstrecke, und endlich, daß man im Norden davon viel größere Tiefen aber keine Temperaturen niedriger als $1^{\circ},3$ C. finde, folgert er, »daß es evident sei, daß das Wasser des Atlantischen Oceans nicht allgemein durch einen Zufluß aus der Arktischen See beeinflusst werde« und recapituliert endlich die Thatsachen und Schlüsse in Betreff der Vertheilung der oceanischen Temperaturen in dem westlichen Bassin (*trough*) des Atlantischen (d. h. des nordatlantischen) Oceans folgendermaßen: 1) Daß dies Bassin und der Atlantische Ocean als ein Ganzes, als eine Einbucht oder ein Golf des allgemeinen Oceans der »Wasser-Hemisphäre« angesehen werden müsse, der sich direct von dem Südmeer (Southern Sea, d. h. dem antarktischen Meer) aus eröffne. 2) Daß das Wasser des Südmeers einfach in den Atlantischen Ocean überwallt (*wells up*), und daß alle seine Temperaturzonen (*temperature bands*) wesentlich in Continuität ständen mit gleichen Temperaturzonen in dem Südmeer mit diesen Modificationen (a), daß oberhalb einer gewissen Linie, welche annäherungsweise durch die Isothermenlinien von 5 und 4° C. bezeichnet angenommen werden könnten, die Temperatur des Wassers augenscheinlich durch directe Ausstrahlung und direct und indirect durch die sehr complicierten Wirkungen der Wind-Strömungen bedingt werde, und (b) daß die ganze Masse des Unterwassers gradweise und gleichmäßig in der Temperatur gegen das Innere (*the head*) des Golfs steige. 3) Daß Wasser in irgend einer gegebenen Temperatur unter 4° C. im Atlantischen Ocean nur da vorkommen könne, wo eine directe Communication mit der Zone von Wasser gleicher Temperatur in dem Süd-Meer ohne Dazwischentreten einer zu-

sammenhängenden Barriere bestehe. 4) Daß durchaus kein kalter Zufluß aus der Arktischen See auf die Temperatur des Wassers des Atlantischen Oceans eine merkliche Wirkung ausübe, (die Labrador-Strömung und die kleine Verzweigung der Spitzbergen-Strömung werden absichtlich vernachlässigt, weil diese sicherlich die allgemeinen Temperaturen des Atlantischen Ocean nicht merklich afficieren). 5) Daß, obgleich ein beträchtlicher durch die Windströmungen verursachter Abfluß von Oberflächen-Wasser aus dem Atlantischen Ocean nach dem Südmeere stattfindet, derselbe nicht hinreichend sei, den Zufluß in das Atlantische Becken zu compensieren, daß aus verschiedenen Gründen (der geringere barometrische Druck und der wahrscheinliche (supposed) größere Betrag des Regenfalles in dem Süd-Meere, das Uebergewicht der specifischen Schwere an der Oberfläche über die in größeren Tiefen im Atlantischen Ocean und diejenige in seinem Oberflächenwasser im Norden des Aequators über die im Süden desselben) es wahrscheinlich sei, daß die allgemeine Circulation vorzüglich durch das Uebermaaß der Verdunstung in der Region des Nordatlantischen Oceans verursacht werde, durch welche ein entsprechendes Uebermaaß des Niederschlags über die Verdunstung in der Wasser-Hemisphäre compensiert werde«.

Aus dem Mitgetheilten geht hervor, daß Sir W. Thomson, der Chef des wissenschaftlichen Corps der Challenger Expedition in seiner Darstellung der allgemeinen Configuration des Atlantischen Beckens im Allgemeinen mit der davon in den a. a. O. S. 1553 angezeigten Reports über die Challenger Expedition gegebenen Darstellung wohl übereinstimmt, über die allgemeine Circu-

lation der oceanischen Gewässer und die Ursachen der Vertheilung der Temperaturen im Atlantischen Ocean dagegen eine zwar sehr einfache, aber, wie uns scheint, doch ziemlich gewagte Theorie aufstellt, welche von den bisher darüber herrschend gewesenen und auch durch die erwähnte Abhandlung in den Reports, wenn auch nicht ausdrücklich, doch gewissermaßen stillschweigend bestätigten Ansichten sehr abweicht und wahrscheinlich auch noch in der Wissenschaft Controversen hervorrufen wird. Daß auf die Temperaturen des Unterwassers im Stillen Ocean und dadurch auf die allgemeine Circulation in diesem Ocean die Arktische See nur sehr wenig oder gar keinen Einfluß ausübt, scheint ja freilich sehr wahrscheinlich, ob dies aber auch ebenso, wie Thomson behauptet, in dem Atlantischen Ocean und speciell in dem Nordatlantischen der Fall ist, ob insbesondere die Labrador- und die Spitzbergen-Strömung so wenig Einfluß ausüben, daß sie für diese Frage wie Th. will, ganz vernachlässigt werden können, scheint doch noch sehr zweifelhaft. Die neusten Beobachtungen der »Pandora« und des »Valorous« i. J. 1875 in den westgrönländischen Gewässern so wie auch die auf der Polaris-Expedition gemachten Beobachtungen scheinen dafür nicht zu sprechen. Auch scheint es bemerkenswerth, daß die kälteste im Faröer-Canal auf der Expedition des »Lightning« und »Porcupine« gefundene Temperatur der niedrigsten im Antarktischen Ocean von Capt. Nares beobachteten ($29^{\circ},5 \text{ F.} = -1^{\circ},4 \text{ C.}$) gleichkommt. (Reports N. 2 p. 16). Indeß werden zur Entscheidung dieser Frage noch weitere Beobachtungen, namentlich auch über die submarinen Strömungen erforderlich sein. Sehr gespannt muß man auch in dieser Beziehung auf

die Beobachtungen der großen englischen Nordpol-expedition von 1875 sein. Dieselben Gründe, welche Th. ein Uebergewicht der Niederschläge über die Evaporation in seiner Southern Sea annehmen lassen, scheinen doch auch für die Gewässer in der arktischen Region zu gelten. Wodurch wird denn hier dies Uebergewicht compensiert?

Doch wir müssen zum Schluß eilen, und können deshalb auch die übrigen Abhandlungen der vorliegenden Schrift, welche überwiegend zoologischen Inhalts und an den Professor Wyville Thomson erstattet sind, nur noch kurz bezeichnen. Es sind dies: II. John Marray, Naturforscher der Expedition. »Vorläufiger Bericht über die am Bord des Challenger ausgeführten Arbeiten«. Der Bericht zerfällt in 3 Abtheilungen: 1) Bericht über Organische Ablagerungen (S. 471—532), 2) über einige Organismen der Oberfläche und ihre Beziehungen zu den Organischen Ablagerungen (S. 532—537) und 3) über die auf der Reise gesammelten Vertebraten (S. 537—544). Beigegeben sind eine interessante, den Meeresboden auf den von dem Challenger untersuchten Strecken gewissermaßen geognostisch illuminiert darstellende Weltkarte in Mercator'scher Projection und 4 Tafeln Abbildungen neu entdeckter und beschriebenen Mollusken u. s. w. (darunter auch eine neue Gruppe von Tief-See Rhizopoden, vorläufig *Challengeridae* genannt). — III. »Vorläufiger Bericht des Hrn. H. N. Moseley, Naturforscher der Expedition, über die in tiefem Wasser auf dem Challenger vom 30. Dec. 1870 bis 31. Aug. 1875 durch das Schleppnetz gefischten wahren Korallen (S. 554—569) mit Angabe der geographischen Position und den Tiefen ihres Fundorts, Beschreibung der seltenen

und neuen Arten und einer Abbildung von *Stephanophyllia complicata* in Holzschnitt. — IV. Bericht des verstorbenen Dr. Rudolf von Willemoes-Suhm, Zoologe der Expedition, über die während des früheren Theils der Reise des Challenger gemachten Beobachtungen (S. 569—585). Diese Arbeit unseres jungen Landsmannes, der die Arbeiten der Expedition seit dem Dec. 1872 getheilt hat und dessen am 13. Sept. 1875 auf der Reise von den Sandwich-Inseln nach Tahiti an einer Kopfrosee erfolgter Tod auch für die Wissenschaft ein schmerzlicher Verlust gewesen, beschäftigt sich nach einem allgemeinen Bericht über die Reise mit den interessantesten durch das Schleppnetz an den Küsten und an den Inseln des Atlantischen Oceans gefischten Thieren, vornehmlich Crustaceen, und einigen auf St. Paul und den Gruppen von Fernando de Noronha und Tristan da Cunha gefundenen Landthieren. — V. Vorläufiger Bericht desselben über im anarktischen Ocean beobachtete Crustaceen (S. 585—592). — VI. Bericht des Hrn. J. Y. Buchanan, Chemiker und Physiker der Expedition, über die am Bord ausgeführten (chemischen und geologischen) Arbeiten (S. 593—623). Der Bericht zerfällt in die Abtheilungen 1) über das specifische Gewicht des Seewassers (S. 593—602), worin sehr viele interessante Beobachtungen und als ein Hauptresultat derselben mitgetheilt wird, daß mit einer einzigen Ausnahme auf der Höhe der Küste von Brasilien, das Seewasser am dichtesten in der Section zwischen Teneriffe und St. Thomas, im Herzen der Nord-Ost-Passat-Region, gefunden worden, wo wegen der Stärke und der Trockenheit des Windes der Betrag der Verdunstung sehr groß sein muß. 2) Ueber die im Seewasser enthaltene Kohlensäure (S. 602—606), woraus hervorgeht, daß das Seewasser viel Kohlensäure sehr festhält und daß in dem Gehalt an Kohlensäure zwischen dem Wasser der Oberfläche und dem der Tiefe wenig Unterschied stattfindet, was anzuzeigen scheint, daß das animalische Leben am Meeresboden und in großen Tiefen nicht sehr reich sein kann, weil sonst hier in Folge der constanten Erzeugung und des Mangels an Mitteln zur Entfernung von Kohlensäure nothwendig ein entschiedenes Uebergewicht davon stattfinden müsse; doch würde, wie der Verf. hinzufügt, es voreilig sein, vor der Bestimmung des Sauerstoffs darüber zu speculieren. Auch ist noch hervorzuheben, daß die sorgfältigen Untersuchungen des Verf. keineswegs

der allverbreiteten Bedeckung des Meeresbodens mit gallertartigen Organismen, welche von Huxley *Bathybius* genannt worden, günstig sind. Was im Bodenschlamm etwa für eine solche organische Materie gehalten werden könnte, »das wunderbare Moner« Häckels, der auch eine ihm zu Ehren benannte Species, *B. Haeckelii*, abgebildet hat (Anthropogenie 3. Aufl. S. 416), ergab sich bei der Analyse als schwefelsaurer Kalk, welcher aus dem im Schlamm immer enthaltenen Seewasser als ein amorpher Niederschlag durch Alkohol gefällt worden, so daß dieser Urprotoplast nichts wäre als ein flockiger Niederschlag von Gyps. Diese skeptische Mittheilung Buchanan's über den *Bathybius* erscheint aber um so bemerkenswerther, als der Director des wissenschaftlichen Stabs der Expedition, Wyville Thomson, zu den Zoologen gehört, welche lebhaft »amoeboid« Bewegungen dieser formlosen Plasson-Stückchen des lebendigen Schlammes beobachtet haben«. — 3) Ueber das Vorkommen von manganhaltigen Klumpen und Concretionen am Meeresboden und von Steinen mit manganhaltiger Rinde, wie von an einer Stelle unter 52° S. B. in großer Menge durch das Schleppnetz heraufgebrachten Steinen, die im Innern gänzlich trocken sich zeigten, und welche letztere der Verf. durch Eis aus dem antarktischen Lande von weit her herbeigeführt glaubt (S. 606—609). — 4) Ueber Seewasser-Eis (S. 609—611), woraus als Resultat sorgfältiger chemischer Analysen und Temperaturbeobachtungen sich ergab, daß wirkliches Seewassereis kein trinkbares Wasser giebt, daß man aber aus dem Packeis sich solches verschaffen kann, wenn man es sehr langsam aufthauen läßt, indem das Salz-Eis, weil sein Gefrierpunkt niedriger ist, zuerst schmilzt, und deshalb, wenn man die Masse in der diesem entsprechenden Temperatur erhält, das Frischwasser-Eis, welches dem Packeis durch Schnee zugeführt worden, erhalten bleibt. Wenn dann alles Salzwassereis geschmolzen, kann man die Lake abgießen und aus dem nachgebliebenen Eise süßes Wasser erhalten. — 5) Ueber geognostische Beobachtungen auf einigen besuchten Inseln (S. 611—623), die größtentheils jedoch nur flüchtig angestellt werden konnten, und etwas genauer nur Keruelen's Land kennen lehren. Wappäus.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück 5.

31. Januar 1877.

Les origines de la France contemporaine par
H. Taine. Tome I. L'ancien régime. Paris.
Librairie Hachette et C^{ie}. 1876. VIII u. 553 S.

Das vorliegende Werk gehört zu derjenigen Classe von Büchern, bei deren Beurtheilung der Referent sich in Verlegenheit befindet, nicht etwa weil er zu überlegen hätte, wo sein Tadel anheben, sondern vielmehr, weil es ihm schwer fällt, sich darüber schlüssig zu machen, wo sein Lob aufhören soll. Zu sagen, daß es ein fleißiges, gut geschriebenes Buch sei, wäre noch ein sehr unangemessenes Urtheil. Man wird es richtiger charakterisiren, wenn man es ein großartiges schriftstellerisches Kunstwerk nennt, das sich dreist dem Besten an die Seite stellen darf, was über einen so oft behandelten Gegenstand gesagt worden ist, und dieses Beste in vielen Punkten noch übertrifft. Ueberschlägt man mit einem Blick die gewaltige Literatur über das ancien régime, die sich allmählich angesammelt hat, so sollte man es kaum für möglich halten, daß auf diesem Felde noch große Lorbeeren zu

erringen wären. Die eigenthümliche Verbindung feudaler Gesellschafts-Ordnungen mit centralisirter Staats-Verwaltung, die Unterwühlung der thatsächlichen Zustände durch die Literatur, die Ausbreitung der gleichen unwiderstehlichen Ideen in einer äußerlich noch kastenartig getrennten Bevölkerung: alles das, was den localen Ursprung der französischen Revolution erklärt, ist ja längst zum Gemeingut des Wissens geworden und steht in seinen Grundzügen klar vor aller Augen.

Auch erhebt Hr. Taine keineswegs den Anspruch hier durch neue Entdeckungen überraschen, unsere Gesamtanschauung irgendwie ändern zu wollen. Allein er schöpft aus so vielen neuen Quellen, er bekundet ein solches Geschick in der Anordnung der zerstreuten Zeugnisse, daß das ganze Bild frischer und lebensvoller erscheint als jemals vorher. Jahrelange Studien müssen der Herstellung dieses Bandes vorausgegangen sein, der als ein Muster dafür gelten kann, wie man historisches Roh-Material verarbeiten soll. Memoiren und Reiseberichte, gedruckte und ungedruckte Briefe, Protocolle der Provinzialversammlungen und Relationen der Intendanten und Steuerbeamten, Tagebücher und Cahiers, Beschwerdeschriften von Gemeinden und Corporationen, Werke der Statistik, der Landwirtschaft, des Finanzwesens neben der Fülle geschichtlicher und schöner Literatur: alles das hat der Verf. ausgebeutet, mit Kritik das Wichtigste aushebend oft unter wörtlicher Anführung besonders bezeichnender Stellen. Mit gutem Grunde ist das Buch »den Archivaren und Bibliothekaren der Nationalbibliotheken und des National-Archivs« gewidmet.

Nächst diesem Reichthum an neuem Material erhält es seinen eigenthümlichen Charakter dadurch, daß es sich nur als den Anfang eines

größeren Ganzen ausgiebt. Sein Haupttitel lautet: »Les origines de la France contemporaine«, und zwei weitere Bände »La révolution« und »le régime nouveau« werden dazu bestimmt sein, diesem ersten zu folgen, um jene Frage mit beantworten zu helfen, wie das »zeitgenössische Frankreich« entstanden sei. Es wäre vielleicht richtiger gewesen zu sagen »das moderne Frankreich«, denn es erscheint doch immerhin gewagt, sieben Jahrzehnte einfach nur als Anhang der geschehenen Veränderung mit in Kauf zu nehmen, ohne mit einem Worte anzudeuten, daß sie bei aller Beständigkeit in den Grundformen das Ihrige gethan haben sie zu modificieren und innerhalb derselben den verschiedenartigsten Kräften freien Spielraum zu gewähren. H. Taine geht darüber hinweg. »Am Ende des letzten Jahrhunderts, sagt er, macht Frankreich, ähnlich einem Insect, das sich verwandelt, eine Metamorphose durch. Seine alte Organisation löst sich auf, es selbst zerreißt ihre kostbarsten Gewebe und fällt in Zuckungen, die tödtlich zu sein scheinen. Nach wiederholten Zerrungen und einer peinlichen Lethargie richtet es sich wieder auf. Aber seine Organisation ist nicht mehr dieselbe, in Folge einer stillen inneren Arbeit ist ein neues Wesen an die Stelle des alten getreten. Im Jahre 1808 sind alle seine großen Züge fertig und festgestellt. Départements, Arrondissements, Cantone und Communen nichts hat, seitdem in diesen äußeren Theilungen und Näthen gewechselt. Concordat, Code, Tribunale, Universität, Institut, Præfecten, Staatsrath, Steuern, Steuereinnehmer, Rechnungshof, einförmige und centralisirte Verwaltung, alle seine hauptsächlichen Organe sind noch die gleichen. Adel, Bourgeoisie, Arbeiter, Bauern,

jede Classe hat seitdem die Lage, die Interessen, die Gefühle und Traditionen wie heute ... In der Organisation, die sich Frankreich im Anfang des Jahrhunderts gegeben hat, waren alle allgemeinen Linien seiner zeitgenössischen Geschichte vorgezeichnet: politische Revolutionen, sociale Utopieen, Theilung der Classen, Rolle der Kirche, Verhalten des Adels, der Bourgeoisie und des Volkes, Entwicklung, Richtung oder Abweichung der Philosophie, der Wissenschaften und der Künste. Wollen wir daher unsere gegenwärtige Lage begreifen, so werden unsere Blicke sich immer zurücklenken müssen auf jene furchtbare und fruchtbare Krisis, durch welche das ancien régime die Revolution, und die Revolution das neue régime hervorgebracht hat ... Die sociale und politische Form, in die ein Volk eintreten und in der es bleiben kann, ist nicht seinem Belieben anheimgestellt, sondern durch seinen Charakter und seine Vergangenheit bestimmt. Wir sind niemals recht mit unserem politischen Gebäude zufrieden gewesen, dreizehn Mal in achtzig Jahren haben wir es niedergedrückt, um es neu herzurichten und wir haben dasjenige, welches uns paßt, noch nicht gefunden ... um es zu finden, giebt es nur einen Weg: Wir müssen uns selbst studieren, je genauer wir wissen werden, was wir sind, desto eher werden wir entwirren, was für uns paßt. Man muß die übliche Methode umkehren und sich erst die Nation klar machen, ehe man die Constitution redigiert«.

Man sieht, wie der Historiker, indem er das Seinige in diesem Aufklärungs-Proceß zu thun unternimmt, zugleich der Gegenwart zu dienen sucht, frei von jeder Tendenz, vielmehr allen denen entgegengesetzt, die einer bestimmten Ten-

denz zu Gefallen die thatsächlichen Vorbedingungen mißachtet haben. Insofern schließt sich das Werk von H. Taine den Arbeiten an, in denen auch französische Schriftsteller sich ohne Voreingenommenheit bei der großen Revision der Revolutions-Geschichte zu betheiligen begonnen haben. Es ist von demselben streng wissenschaftlichen Geiste durchdrungen, der neuerdings in der Revue historique ein so vortreffliches Organ erhalten hat, und man hat an eben dieser Stelle die Mittheilung neuer Documente aus der Zeit der Revolution von Taine zu erwarten. Dabei gebietet der Verfasser in seltenem Maaße über das Wort. Sein Stil ist immer fesselnd, wechselnd von ruhiger Auseinandersetzung zu lebhafter Schilderung, reich an glücklichen Bildern und Vergleichen ohne durch ihre Fülle zu ermüden, am Schluß einzelner Abschnitte häufig zu epigrammatischen Wendungen zugespitzt ohne durch ihre Gesuchtheit zu prunken.

Auch die Disposition des Ganzen verräth überall die Hand des Künstlers. Nur hie und da sind kleine Wiederholungen nicht vermieden, wie z. B. bei Betonung der zunehmenden Verarmung des Adels. Auch würde zur Vervollständigung des Bildes ein Blick auf die auswärtigen Beziehungen des alten Frankreich von Werth gewesen sein. Das erste Buch zeigt die »Structur der Gesellschaft«. Es ist von der üblichen Darstellungsweise etwas Abweichendes, unter dem Begriff der »Privilegirten« neben Klerus und Adel auch den König selbst zu verstehn. Allein indem Hr. Taine diesen Gedanken durchführt, gelingt es ihm um so besser darauf hinzuweisen, daß »das Centrum der Regierung das Centrum des Uebels« war. Er bestrebt sich dabei nicht weniger als frühere Forscher

den Druck der Vorrechte von Klerus und Adel zum Bewußtsein des Lesers zu bringen und schließt seine Betrachtung mit der zusammenfassenden Bemerkung: »Déjà avant l'éroulement final la France est dissoute par ce que les privilégiés ont oublié leur caractère d'hommes publics«. Breiter angelegt ist das zweite Buch »Die Sitten und die Charaktere«, und hier zeigt sich der Verfasser doch noch bei weitem mehr in seinem Element. Wir erhalten ein fein ausgeführtes Bild vom Hofe, dem ungeheuren Personal und den ungeheuren Ausgaben des königlichen Hauses, den Beschäftigungen des Monarchen, der Eintheilung seines Tages, das ganze Versailles in seinem alten Flitterstaat, mit seinem Ceremoniell und mit seinen Lustbarkeiten taucht vor unsern Augen auf. Es erscheint als ein großer Salon, der König dazu bestimmt beständig zu »repräsentieren«, »sich und seine Gäste zu amüsieren«. Es wird im Einzelnen gezeigt, wie eben dieser Ton des Salon-Lebens in den höheren Schichten der Gesellschaft der herrschende wird, wie er einwirkt auf die Verhältnisse des Hauses, Ehe, Erziehung, Conversation, Vergnügen, wie er alle anderen ernstern Interessen absorbirt, bis man seiner müde wird, sich zurückzuziehen sucht zur Natur, und mit der Sentimentalität ein neues Element eindringt, das nicht fähig ist dem Charakter denjenigen Grad von Stärke zu geben, den er im Kampfe mit der »entfesselten Bestie« nöthig haben würde.

Die unerläßliche Ergänzung dieser Ausführungen bildet das dritte Buch, welches die Ueberschrift führt »Der Geist und die Doctrin«. Hier gilt es den revolutionären Geist auf seine Ursprünge hin zu verfolgen. Die Fortschritte

der Naturwissenschaften, die Emancipation vom theologischen Zwange, die Entwicklung der Geschichtswissenschaft führen zur Annahme der analytischen Methode, welche dadurch nichts an tiefgreifender Bedeutung verlieren konnte, daß man allzuoft einen voreiligen Gebrauch von ihr machte. Mit ihr verbindet sich ein zweites, was der Verfasser, wie mich dünkt, nicht eben glücklich »l'esprit classique«, nennt. Er versteht darunter jene Neigung zum Allgemeinen und Unbestimmten zunächst in der Kunst, welche man eher aus dem ungeschichtlichen, kosmopolitischen Zuge der Zeit erklären möchte. Denn wenn diese Neigung auch schon aus dem siebzehnten Jahrhundert stammte, wenn sie in der Rhetorik des Dramas namentlich zum Ausdruck gekommen war, so erhält sie doch im achtzehnten eine Beimischung von Tendenz, auf die Hr. Taine noch etwas deutlicher hätte aufmerksam machen können. Er wirft statt dessen beide Epochen zusammen und sucht eine allgemeine Definition dessen, was er den »classischen Geist« nennt, zu geben. »Die classische Kunst, sagt er zunächst, schafft keine wahren Individuen, sondern nur allgemeine Charaktere, den König, die Königin, den jungen Prinzen, die junge Prinzessin, den Vertrauten, den Oberpriester, den Capitän der Garden. Die Umstände von Zeit und Ort giebt sie kaum an, sie abstrahiert von ihnen. Die Wahrheit zu sagen, in der Tragödie spielt die Scene überall und in jedem Jahrhundert, und man könnte ebenso gut sagen, daß sie in keinem Jahrhundert und nirgends spielt«. Hier ist unzweifelhaft und nicht zum ersten Male ein richtiger Gedanke ausgesprochen, und es fällt dem Verf. nicht schwer die wachsende Macht dieses Hanges zur Generalisation und zur

Abstraction auch auf anderen Gebieten und mit Bezug auf Persönlichkeiten wie Condillac, Rousseau, Helvetius, Condorcet, Volney, Sièyes etc. nachzuweisen. »Man steht, meint er, bei ihnen nie auf dem soliden Boden persönlicher Beobachtung, sondern immer in der Luft, in der leeren Region reiner Allgemeinheiten«. Auch hier indeß wird man Unterschiede machen müssen. So sehr dies Urtheil auf Rousseau den Politiker passen würde, so wenig würde es Rousseau den Dichter treffen.

Setzt sich der revolutionäre Geist nach dem Verf. aus den beiden angegebenen Bestandtheilen zusammen, so sieht er mit ihrer Verbindung den Kampf beginnen, der Jahrzehnte lang im Namen der »Vernunft« gegen die Autorität geführt wird. Es werden mehrere Stadien in diesem Kampfe unterschieden, dasjenige, welches die Deisten und Reformatoren auf dem Schauplatze erscheinen sieht und dasjenige, in dem der Materialismus und die Rückkehr zur Natur gepredigt wird. Voltaire und Montesquieu *) erscheinen als Vertreter der einen Reihe, Diderot d'Holbach, Rousseau als Vertreter der anderen Reihe bewegender Geister, ohne daß die tiefen Unterschiede der verschiedenen Persönlichkeiten verwischt würden. Diese literarischen Portraits, in denen man den Verfasser der Englischen Literaturgeschichte erkennt, gehören ohne Zweifel mit zum Besten des ganzen Buches, wenn schon seine Disposition es mit sich bringt, daß man ihre einzelnen Züge von mehreren Stellen her zusammenzusuchen hat. So tritt das Viergestirn

*) Beiläufig bemerkt geht es doch schlechterdings nicht an von Montesquieu zu sagen: »sa célébrité n'était point une influence« (p. 278). Man denke nur an die Schule Montesquieu's in der Constituante!

Montesquieu, Voltaire, Diderot, Rousseau in seiner eigentlichen Größe erst am Schlusse des folgenden Buches auf, in dem es sich darum handelt »die Propaganda der Doctrin« zu schildern. Es war hier in der That kein anderes Wort zu wählen, wie denn Tocqueville für die Revolution überhaupt schon den Ausdruck aufgebracht hat, daß sie nach Art einer neuen »Religion« sich angebreitet habe. Um die Propaganda der revolutionären Doctrin zu erklären, untersucht Hr. Taine zunächst in feinsinniger Weise die Form, deren sich ihre Verkündiger bedienten, die Kunst ihres Stils, die schriftstellerischen Reizmittel, von denen sie einen so ausgiebigen Gebrauch machten. Er schildert darauf den Geist des Publicums, das sie vorfanden, seine Empfänglichkeit, seine steigende Theilnahme, seine wachsende oppositionelle Gesinnung, sei es, daß sie sich in zersetzender Skepsis oder in überschwänglichem Optimismus äußerte. Er beginnt dabei mit der Gesellschaft der Aristokratie und des Klerus, verweilt mit gebührender Ausführlichkeit beim tiers état und gelangt so von selbst dazu im fünften Buche den Uebergang zur Ausmalung des Zustandes der großen Masse (»le peuple«) zu finden.

Hr. Taine hat in seinem ganzen Buche die dunklen Farben nicht gespart. Man kann, auch ohne etwa ein Werk wie Hettner's Literaturgeschichte zur Vergleichung heranzuziehen, bezweifeln, ob er der Aufklärungs-Literatur nicht Unrecht gethan hat, indem er dasjenige, was wir Nachgeborenen ihr dauernd verdanken, zu sehr hinter demjenigen hat zurücktreten lassen, was ihr an verhängnißvollen Schwächen angehörte. In diesem letzten Abschnitt seines Werkes aber, der das Elend, die Verkommenheit, die Ver-

dummung der untersten Volksklassen schildert, wird auch die dunkelste Farbengebung nur als zutreffend erscheinen. Es ist von Interesse, diesen Abschnitt neben das erste Capitel von Sybel's Geschichte der Revolutionszeit zu halten. Man wird finden, daß beide Werke in ihren Ergebnissen sich vorzüglich decken, wenn auch Taine manches ausführlicher geben konnte, anderes wie z. B. eine Skizzirung des Zunftwesens leider übergangen hat. In vielem begegnet er sich mit den Ausführungen von L. Blanc, doch hat er den großen Vorthail, gerade hier von einer beneidenswerthen Fülle wichtiger, zum Theil bisher unbekannter Documente Gebrauch machen zu können. An der Hand von Briefen von Intendanten, Berichten von Steuerbeamten und Militärpersonen, Protocollen von Provinzial-Versammlungen, Beschwerdeschriften u. s. w. entwirft er ein Bild von der Lage der Bauern, der Agrikultur, der Lohnverhältnisse, des Steuerwesens, der Bettler und Briganten, der Soldaten etc. und des wunderlichen Gemisches gefährlicher Vorstellungen in den Köpfen der Millionen von Gedrückten. Er erreicht die Wirkung, die er beabsichtigt, im Leser das Gefühl der Vorahnung eines gewaltsamen Ausbruches furchtbarer Leidenschaften wachzurufen, und die geistreiche Fiction von Laharpe, an die er zum Schluß erinnert, wirkt nicht dazu, dies Gefühl abzuschwächen. Einige Beilagen dienen zur Controlle und Ergänzung des Textes. Sie handeln »über die Zahl der Geistlichen und Adligen«, »über die Feudalrechte und den Zustand einer Feudal-Domäne 1783«, »über den Unterschied der nominellen und wirklichen Revenue der geistlichen Würden«, »über die Erziehung der

Prinzen und Prinzessinnen«, »über die Ziffer der directen Steuer«.

Die vorhergehende kurze Charakterisirung des Werkes von Taine wird schon klar gemacht haben, worin es sich mit dem berühmten Buche Tocqueville's berührt und worin es sich von ihm unterscheidet. Ein ausgezeichneter französischer Kritiker, H. Sorel, hat sich darüber bereits in trefflicher Weise ausgesprochen: »Beim ersten Blick ist man versucht das Buch von H. Taine mit Tocqueville's »Ancien régime et la révolution« zu vergleichen. Beide Werke ergänzen sich, es wäre Unrecht sie einander gegenüberzustellen. Es ist schwer zwei einander unähnlichere Geister und verschiedenere Arten der Behandlung zu denken. Auch ist der Gegenstand nicht der gleiche, und die Beziehung zwischen beiden Büchern nur eine scheinbare. Tocqueville wie Taine hatte eine Erklärung des modernen Frankreich versucht; wie Taine war er auf das ancien régime zurückgegangen; wie Taine hatte er den ersten Theil seines Werkes für sich veröffentlicht, und dieser erste Theil war dem ancien régime gewidmet. Aber was Tocqueville erklären wollte, war weniger der Mensch, seine Leidenschaften, seine Gefühle, seine Ideen, als die Gesellschaft, ihre Organisation und ihre Gesetze. Das Buch von Tocqueville sollte den Zeitgenossen dazu dienen, sich ein öffentliches Recht zu geben, das Buch von Taine soll ihnen dazu dienen, sich eine politische Meinung zu bilden. Tocqueville knüpft an die Beziehungen der Institutionen an, er analysiert und entwickelt, Taine knüpft an den öffentlichen Geist an, er gruppirt und schildert. Tocqueville ging von Montesquieu aus, Taine geht von Sainte-Beuve aus, von Stendhal, von Balzac. Im

»ancien régime« von Tocqueville fand man den Autor der »Démocratie en Amérique« wieder, im »ancien régime« von Taine findet man den Autor der »Geschichte der Englischen Literatur und der Französischen Philosophen« wieder. —

Diesem Urtheil wird man beistimmen. Von den beiden genannten Werken macht keines das andere überflüssig. Sie gehören beide zu den edelsten Früchten der geschichtlichen Literatur Frankreichs.

Bern.

Alfred Stern.

L'Afrique et la Conférence Géographique de Bruxelles, par Émile Banning, Membre de la Conférence. Avec une Carte. Bruxelles. Librairie Européenne C. Muquardt 1877. 150 S. Oktav.

»Das wichtigste geographische Ereigniß, und in dem was sich daraus entwickeln soll und kann — wie wir Alle hoffen — wohl das folgenreichste Ereigniß seit der letzten Versammlung unserer Gesellschaft, ist die im Folge einer besonderen Einladung Sr. Majestät Leopold II., Königs der Belgier im September zu Brüssel im königlichen Palais zusammengetretene Konferenz zur Berathung der Mittel für die weitere Erforschung und Erschließung von Central-Afrika«. Dieser Ausspruch, mit welchem der ausgezeichnete wissenschaftliche Begleiter der Novara-Expedition und gegenwärtige Präsident der k. k. Geographischen Gesellschaft in Wien seinen Bericht über die Brüsseler geographische Conferenz eröffnete, rechtfertigt es wohl, wenn wir hier etwas eingehender die obige Schrift be-

sprechen, welche über die Verhandlungen und Beschlüsse jener Conferenz ausführlicher Bericht erstattet und vornehmlich den Zweck hat, das gebildete Publikum über die Intentionen des hohen Veranstalters der Conferenz und den verhandelten Gegenstand genauer zu unterrichten. Daß zu dieser Conferenz Alles was Europa jetzt an geographischen Berühmtheiten und Sommitäten besitzt von dem König der Belgier geladen und größtentheils auch versammelt gewesen und daß von den hervorragendsten auswärtigen Mitgliedern derselben alsbald nach ihrer Rückkehr in die Heimath, namentlich in London, Paris, Wien und Berlin bereits im Verbande mit der in Brüssel errichteten internationalen Association zur wissenschaftlichen Aufschließung und zur Civilisation von Centralafrika »nationale« Afrikanische Gesellschaften gestiftet worden, zu welchen unmittelbar hervorragende Notabilitäten aller Stände ihren Beitritt erklärt und über welche kaiserliche und königliche Prinzen das Protectorat übernommen haben, das ist durch die Zeitungen allgemein bekannt geworden; über den Zweck und die Pläne dieser großartigen internationalen Association hat bisher jedoch das größere Publikum noch nichts Genaueres erfahren. Die vorliegende Schrift muß deshalb um so willkommener sein, als ihr Verfasser, Director im Belgischen Ministerium des Aeußeren, nicht allein als Mitglied an der Conferenz theilgenommen, sondern auch als ihr »ebenso gewandter als ihren Zwecken ergebener« Protocollführer, wie es in dem vom Präsidenten der Berliner Geographischen Gesellschaft erstatteten Bericht heißt, functioniert hat.

Hr. Banning hat sich zwar in seinem Vorwort zu der Erklärung veranlaßt gesehen, daß

er in seiner Schrift nur persönlichen Ueberzeugungen Gehör und Ausdruck gegeben habe. Dies kann sich indeß nur auf den ersten eine selbstständige geographisch-ethnographische Abhandlung darbietenden Theil seiner Schrift beziehen, seine Berichterstattung über die Verhandlungen und Beschlüsse der Conferenz so wie über die dabei dargelegten Intentionen ist gewiß als ein durchaus authentischer, wenn auch nicht geradezu amtlicher anzusehen.

In dem erwähnten ersten Theil seiner Schrift sucht der Verf. den Leser erst im Allgemeinen mit Afrika in historischer, physischer und socialer Beziehung bekannt zu machen und scheint uns dieser Versuch auch wohl gelungen. Am besten hat uns davon das erste Capitel (S. 15—36) gefallen, in welchem eine vortrefflich geschriebene Uebersicht der seit Mungo Park in Afrika ausgeführten Entdeckungsreisen dargeboten ist, die zwar weniger in's Detail geht, als die kürzlich in diesen Bl. (1876. St. 42) angezeigte Schrift von Chavanne und auch nicht so wie diese zu weiteren Studien anzuregen geeignet ist, weil der Verf. alle Litteraturnachweisungen unterlassen hat, die aber doch dem Nichtgeographen ein klares und anziehendes Bild davon zu geben vermag, was in der neueren Zeit für die geographische Aufschließung des Erdtheils geleistet worden und wie viel darin zu thun noch übrig bleibt. In den beiden folgenden Capiteln (S. 36—71), die eine geographische und ethnographische Skizze von Afrika bringen, zeigt der Verf. ebenfalls gründliche Studien und viel Darstellungstalent und muß uns Deutsche insbesondere auch die Anerkennung freuen, welche er dem bahnbrechenden geographischen Werke Carl Ritter's über Afrika wiederholt

(S. 35. 55. 95) zollt, von dem er u. a. treffend sagt, daß es ein »*Monument de génie et de science*« bleibe. Dies zeugt jedenfalls für den gesunden geographischen Sinn des Verf. und erscheint es auch sehr entschuldbar, wenn derselbe in leicht erklärlicher Vorliebe für den Erdtheil, für dessen Aufschließung er begeistert ist und für den er das Interesse des Lesers gewinnen will, hie und da denselben etwas zu günstig erscheinen läßt, wie z. B., wenn es S. 51 heißt: »*La flore et la faune africaines sont d'une richesse, d'une variété extrêmes*«. Dies ist wissenschaftlich nicht correct, denn wie in seiner horizontalen und verticalen Configuration, so zeigt auch Afrika in seiner organischen Welt den Charakter relativer Einförmigkeit. Auch hierin überwiegen die generellen Bildungen das Individuelle zum Nachtheil der Mannigfaltigkeit. Schwächer als der geographische erscheint uns der ethnographische Abschnitt und insbesondere der über den gegenwärtigen Sklavenhandel (Cap. IV. S. 71—83), mit welchem der Verf. sich ganz an das Werk von Berlioux *La traite orientale* (Paris 1870) gehalten hat und eigentlich nur einen kurzen Auszug aus diesem Buche giebt. Verwiesen ist zwar auch auf das kürzlich auch in diesen Bll. (Stück 2) besprochene Werk von Cooper, doch scheint dasselbe nicht eben benutzt zu sein, und sehr zu bedauern ist, daß der Verf. das a. a. O. von uns ebenfalls angeführte englische Blaubuch gar nicht gekannt zu haben scheint.

Der zweite, der wahre Haupttheil der Schrift »*La Conférence géographique de Bruxelles*« (S. 83—119) beginnt mit folgenden als Schlußfolgerungen aus den vorhergehenden Abschnitten aufgestellten drei Thesen: 1) Afrika bietet die

mannigfaltigsten Bedingungen der Bewohnbarkeit dar; es ist nirgends absolut unzugänglich (*im-pénétrable*); es ist reich an Productionen aller Art und besitzt im Ueberfluß alle, die materielle Basis der Civilisation bildenden Hilfsquellen. — 2) Die afrikanischen Bevölkerungen sind alle für die Cultur weder unpassend, noch sind sie ihr feindselig. — 3) Wenn die Kunde Europa's über Afrika und seine Bevölkerung vier Jahrhunderte hindurch stationär geblieben, so ist davon die vorzüglichste wenn nicht die einzige Ursache der Sklavenhandel. Alle auf die Civilisation der afrikanischen Bevölkerungen gerichteten Bestrebungen müssen als unmittelbares Object die Ausrottung des Sklavenhandels verfolgen, und zwar nicht allein in seinen directen Erscheinungen, sondern auch in dem ihn nährenden Princip, welches in nichts anderem besteht, als in dem Institut der Sklaverei sowohl in den muselmännischen Staaten des Orients als bei den Afrikanern selbst«. (S. 83—85). — Wenige werden diesen drei Thesen nicht von Herzen zustimmen. Auch haben die darin ausgedrückten »Wahrheiten« der Conferenz als Ausgangspunkt und Richtschnur für ihre Arbeiten gedient. Die Möglichkeit »*de planter définitivement l'étendard de la civilisation sur le sol de l'Afrique Centrale*«, wie es in der königlichen Eröffnungsrede heißt, ist keinen Augenblick in Zweifel gezogen worden. Die Verhandlungen wendeten sich gleich den practischen Mitteln zur Ausführung der in's Auge gefaßten Aufgabe zu und zunächst dem vom Könige aufgestellten Plan der Errichtung eines Systems von permanenten unter europäischer oder internationaler Aufsicht stehenden Stationen auf dem afrikanischen Continent, die nach der Definition in der königlichen Eröffnungs-

rede einen dreifachen Charakter haben sollten, sie sollen gastliche, wissenschaftliche und civilisatorische Posten sein (*stations hospitalières, scientifiques et pacificatrices* oder *civilisatrices*, wie es auch in den Verhandlungen heißt; S. 85—89). Man vereinigte sich auch bald darüber, daß diese Stationen vor Allem Unterkunftsplätze, Asyle für die Erforscher Afrika's sein sollten, wo dieselben die Gäste Europa's wären, sich von ihren Strapazen erholen und den günstigen Augenblick zur Wiederaufnahme ihrer Reise abwarten könnten, und ferner, daß diese Stationen zugleich Centren bildeten für das Studium und für aller Art Untersuchungen über die Orographie, die Productionen, das Klima und die Bevölkerungen in ihren Umgebungen, wofür sie denn auch mit den erforderlichen wissenschaftlichen Hilfsmitteln, Special-Karten und Büchern, astronomischen und physikalischen Instrumenten, Medicamenten und Kleidungsstücken, Waaren und Geldmitteln u. s. w. ausgestattet werden sollten. Auch über die zunächst und vorläufig zu gründenden Stationen hat man sich, nachdem zwei verschiedene Systeme vorgeschlagen worden, durch einen von dem allen Theilnehmern an dem internationalen geographischen Congreß zu Paris von 1875 als liebenswürdiger General-Secretär dieses Congresses bekannt gewordenen Hn. Charles Maunoir formulierten Compromiß dahin vereinigt, daß solche errichtet werden sollen zuerst auf dem Littoral, zu Bagamojo (wo bereits eine französische Mission besteht, welche in richtiger Weise mit der religiösen zugleich eine industrielle Erziehung der Eingebornen erstrebt, vergl. diese Bll. S. 49) im Sultanat Zanzibar auf der Indischen und zu S. Paulo de Loanda in den Portugiesischen Besitzungen auf der At-

lantischen Seite und darauf im Innern zu Ujiji am östlichen Ufer des Tanganyka-Sees, zu Nyangwe am Lualaba, dem nördlichsten von Livingstone und Cameron erreichten Punkte und an einem noch näher zu bestimmenden Orte im Gebiete des mächtigsten Häuptlings Central-Afrika's Muata-Yamvo. Auf der Karte beschreiben diese Stationen eine im Süden des Aequator's schräg von Nordost nach Südwest laufende Linie, die sich genau an die von Cameron vom Tanganyka-See an ausgeführte Route anschließt, was auch wohl vor der Hand das allein Erreichbare sein mag, wogegen es indeß für die Aufschließung Central-Afrika's viel wichtiger sein würde, wenn die Linie von Nyangwe aus gerade gegen Westen lief, die Cameron auch zu verfolgen beabsichtigte, aber wegen der Feindseligkeit der Bevölkerung aufzugeben und gegen SW. sich zu wenden gezwungen war, so daß er nun Central-Afrika in einem nach den Explorationen von Livingstone, Magyar und anderer Reisenden schon nicht mehr ganz unbekanntem Theile durchschnitt.

Weniger entscheidend, als für die Eröffnung Central-Afrika's sind die Vereinbarungen der Conferenz über die Mittel und Wege zur Erreichung des zweiten großen Hauptzwecks der Association gewesen, nämlich der Civilisierung der afrikanischen Bevölkerungen; man hat darüber die Entscheidung der Zukunft überlassen. Man begnügte sich vorläufig mit dem Ausdruck der gemeinschaftlichen Ueberzeugung, daß die zu gründenden gastlichen und wissenschaftlichen Stationen auch zugleich Centren civilisatorischer Thätigkeit sein und als Sitze der Cultur auf ihre Umgebungen einwirken müßten; auf welche Weise aber dies bewerkstelligt werden sollte,

darüber wurde nichts bestimmt. Es wurde nicht verkannt, daß noch andere Factoren nothwendig sein würden, um die Civilisation, wie beabsichtigt, von den Stationen aus über weitere Kreise zu verbreiten und in diesen zu befestigen und dabei mußte denn nothwendig sich die Frage aufdrängen, ob die Organisation der Stationen auch eine commercielle und religiöse werden sollte. Diese Frage ist verneint worden. Es wurde vereinbart, daß die Stationen weder Handelsfactorien noch Missionen sein sollten (S. 93). Und hierin zeigt sich, glauben wir, eine schwache Seite der ganzen Unternehmung. Namentlich wird es sich bald als eine Nothwendigkeit herausstellen, sich darüber klar zu werden, wie die Association sich zu dem Handel stellen will, der nothwendig von den zu eröffnenden Stationen aus wird unternommen und zweckmäßig organisiert werden müssen, wenn von ihnen aus das Innere Afrika's wirklich aufgeschlossen werden soll und der sich ohne Zweifel auch von selbst, ohne Zuthun der Association einstellen wird, und dann, ganz frei sich selbst überlassen, vielleicht ebenso gut wieder wie ehemals und wie jetzt noch mehrfach zur Belebung des Sklavenhandels als zur Ausrottung desselben dienen kann. Unser Verf. hat mit Recht bei seinen Mittheilungen über die den Handel betreffende Discussion der Conferenz einen großen Passus aus der französischen Uebersetzung von Ritter's Afrika herbeigezogen, in welchem Ritter auf die Bedeutung des Handels »als Träger der Culturideen durch den ganzen Orient« aufmerksam machte. Der Verf. hätte aber wohl hervorheben müssen, daß Ritter an dieser Stelle (Die Erdkunde u. s. w. 2. Ausg. 1 Th. S. 460 f.) den zu großen mächtigen Han-

delsgesellschaften organisierten Großhandel im Auge hatte und ganz besonders den damals von James Grey Jackson (Account of Timbuctoo, London 1820, S. 276) gemachten Vorschlag »zur Vereinigung der vorhandenen Kräfte, die schon zum Besten Afrika's thätig seien, um die Civilisation von Afrika auf der sicheren Basis des schon bestehenden Großhandels — auf eine dauernde und fortschreitende Weise zu begründen«, woran bei dieser Gelegenheit zu erinnern wohl auch nicht überflüssig ist. Nach den Ideen Ritter's scheint es, müßten die Stationen auch Handelsfactoreien sein, und glauben wir auch, daß die Association über diese commercielle Organisation ihrer Stationen durchaus einen Entschluß fassen muß, sie nicht der Zukunft d. h. dem Zufalle überlassen darf. Daß alsdann, bei richtiger Organisation des Handels Central-Afrika wirklich aufgeschlossen werden könne, halten wir für sehr wahrscheinlich. Dagegen ist es eine andere Frage, ob mit dieser Eröffnung für die Wissenschaft durch den Handel zugleich, gleichsam von selbst, auch der andere Zweck der Association erreicht werden würde, nämlich die Civilisierung der Eingebornen Afrika's und insbesondere die Ausrottung des Sklavenhandels, welcher mit Recht als die vorzüglichste, wenn nicht einzige Ursache der afrikanischen Abgeschlossenheit und Barbarei von der Conferenz anerkannt worden, und diese Frage möchten wir nicht bejahen. Denn so lange der Sklavenhandel so eminent lucrativ bleibt, daß er jeden legitimen Handel daneben unmöglich macht, wie dies bekannt ist, und wie dies auch unser Verf., wie es scheint ganz unabhängig von Cooper (s. S. 50 dies. Bll.) aber fast ganz mit denselben Worten ausspricht (S. 81), so

lange wird der Sklavenhandel nicht auszurotten sein, und die ungeheure Einträglichkeit dieses Handels wird dauern, so lange als die Nachfrage nach dieser Handelswaare dauert, d. h. so lange das Institut der Sklaverei in verschiedenen muhamedanischen Staaten Afrika's und Asien's bestehen bleibt. Cooper hat denn auch mit Recht die Ausrottung der Sklaverei in jenen Ländern als die nothwendige Vorbedingung für die Ausrottung des Sklavenhandels gefordert und dies Werk als eine Aufgabe der europäischen Culturvölker hingestellt. Sie an die Erfüllung dieser Pflicht der Humanität zu mahnen, hat er sein neuerlich von uns in diesen Bll. besprochenes Buch geschrieben und er ist damit jetzt hervorgetreten, weil er glaubt, daß es den Europäern bisher noch nicht rechter Ernst mit der Ausrottung des Sklavenhandels gewesen, daß nun aber die gegenwärtige Zeit für diese Lehren empfänglich geworden sei. Wir wollen das hier dahingestellt sein lassen und bei dieser Gelegenheit nur daran erinnern, daß zu dem Handel, um ihn wahrhaft civilisatorisch zu machen, noch ein anderer Factor hinzukommen muß. Dem Ideal nach sollte freilich jeder Kaufmann aus unseren hochcivilisierten Ländern unter den noch rohen Völkern und so auch unter den Indigenen Afrika's zugleich ein Culturträger, d. h. ein christlicher Missionar sein. Da dies aber nicht so ist und auch nicht sein wird, so wird zum wahren Heil der zu civilisierenden Eingebornen neben dem Handel, der als solcher, ganz naturgemäß, immer nur den möglich höchsten Gewinn sucht, der uneigennützigte Culturträger noch selbständig auftreten müssen, d. h. es wird die Mission der Kirche neben dem Handel herbeigezogen werden müssen, um »definitiv die

Fahne der Civilisation auf dem Boden Central-Afrika's aufzupflanzen«, wie es die königliche Eröffnungsrede fordert (S. 114). Nun hat sich die Conferenz allerdings keineswegs feindselig gegen die christliche Mission gezeigt. Sie hat wenigstens nicht Zeugniß abgelegt für die in unseren gebildeten Classen und zumal in den durch die ungeheure materielle Entwicklung der Neuzeit am meisten bevorzugten immer mehr sich verbreitende Ueberzeugung, daß die Culturmission der Kirche ihre Aufgabe erfüllt habe, und daß nunmehr der Staat »die Gesellschaft« die Functionen übernehmen müsse, welche früher der Kirche anheimfielen, also namentlich auch die »in alle Welt zu gehen und die Völker zu lehren«. Auf der Conferenz ist sogar die Nützlichkeit einer Hülfe durch Missionare anerkannt. »L'histoire démontre, sagt unser Verf., que le christianisme possède une vertue particulière pour retirer de la barbarie les races incultes et leur faire franchir rapidement les premières étapes de la civilisation« (p. 93) und der hochverdiente. Präsident des internationalen geographischen Congresses von 1875, Vice-Admiral de la Roncière le Noury fügte der Bemerkung des berühmten Assyriologen General-Majors Sir Henry Rawlinson, »daß die zu gründenden Stationen keinen exclusiven religiösen, politischen und commerciellen Charakter haben, sondern Nachweisungs-Centren, gastliche Posten, Foyers der Civilisation sein müßten« hinzu, daß »les missions religieuses, qu'il ne faut pas organiser directement, mais qui suivraient les stations, seraient d'un utile concours« (p. 92). — Praktisch hat sich die Conferenz aber doch auf jenen Standpunkt gestellt, indem sie beschloß, »daß die zu gründenden Stationen einen rein welt-

lichen (*purement laïque*) Charakter tragen sollten, sie hätten durchaus keine religiöse Mission zu verfolgen, sie repräsentierten keine Confession, keinen Cultus« (p. 92). Und in der That war dies auch insofern ganz correct, als der Idee einer internationalen Association entsprechend das kirchliche Element ausgeschlossen werden mußte. Denn seit der Kirchenspaltung in Deutschland ist keine Kirche mehr eine internationale Institution. Und, wer wollte verkennen, daß durch diesen Beschluß diese internationale Association auch eine eminent zeitgemäße geworden. Sie unternimmt nunmehr »*une croisade digne de ce siècle de progrès*«, wie der König es treffend in seiner Eröffnungsrede ausgedrückt hat, und deshalb ist auch nicht zu bezweifeln, daß dies Unternehmen (wie denn dies sich auch schon unmittelbar durch die begeisterte Kundgebung der 49. Versammlung deutscher Aerzte und Naturforscher zu Hamburg durch den Telegraphen gezeigt hat, s. Tageblatt der Versammlung u. s. w. redigiert von Spengel. Hamburg 1876. S. 108), sehr allgemeinen Anklang und Theilnahme im Publicum und insbesondere in den sich immer mehr erweiternden Kreisen der dem radicalen Fortschritt huldigenden Gebildeten finden und daß diese reichlich »ihren Obolus« beisteuern werden, worauf es nach der Eröffnungsrede für die Verwirklichung des hochherzigen Unternehmens vor Allem zunächst ankommt. Und wenn somit, wie es wohl gewiß ist, »die Zeitströmung und die Sympathie der Massen« und damit auch die erforderlichen Geldmittel für das Unternehmen gesichert sind, so werden sich auch die Männer finden, die Afrika-Reisenden zur Gründung der gastlichen und wissenschaftlichen Sta-

tionen in Afrika und zur Unternehmung der von da aus zu leitenden Culturmissionen an Stelle der bisherigen Kirchenmissionen. Wie groß der Erfolg dieses modernen »Kreuzzuges« sein wird, wird die Zeit wahrscheinlich bald lehren.

Niemand kann dieser Association zu ihrem großartig concipierten Werke der Humanität und Philanthropie inniger Glück wünschen als wir, wenn gleich wir gestehen müssen, daß wir uns eine Humanität und Philanthropie, welche so große Dinge vollbringen soll, nicht abgetrennt von der im lebendigen Christenthum wurzelnden Barmherzigkeit vorstellen können, die nothwendig auch zur kirchlichen Mission drängt.

Man wird sagen, wie ja auch in der Conferenz es ausgesprochen ist, die religiösen Missionare werden sich von selbst an den gegründeten gastlichen und wissenschaftlichen Stationen einstellen, ebenso wie der civilisatorische Handel. Auch wir glauben, daß sie sich einstellen werden, wir fürchten sogar, sie werden sich nur zu zahlreich einstellen. Wie viele religiöse Confessionen giebt es gegenwärtig nicht, die auch ihre Missionare unter die Heidenvölker ausschicken? Was wird aus der Concurrenz von vielleicht einem Dutzend religiöser Missionare von verschiedener Denomination werden, die von einem Punkte aus ihr Werk der Bekehrung betreiben. (In Britisch-Ostindien arbeiten gegenwärtig allein 35 protestantische Missions-Gesellschaften). Wird da die nothwendige Harmonie und das Zusammenwirken zu erwarten sein, die für einen wirklichen Erfolg in der Christianisierung nothwendig erscheinen? Hat doch in Amerika die spanische Regierung sogar gegen verschiedene Orden einer und derselben Kirche friedentiftend einschreiten müssen, wenn sie mit

ihren Missionen sich gegenseitig ins Gehege kamen. Wird nicht die internationale Commission für die Eröffnung und Civilisation von Central-Afrika vielleicht bald auch solchen Conflicten verschiedener Missionsgesellschaften in ihren gastlichen und wissenschaftlichen Stationen gegenüberstehen und vielleicht dazu gezwungen werden, sich für die Protection der einen oder der anderen Mission zu entscheiden? Wird sie nicht wenigstens Partei nehmen müssen, wenn etwa der Islam von ihren civilisatorischen Stationen aus zu missionieren anfangen sollte? Daß die muhamedanische Propaganda noch nicht aufgehört hat, scheint doch unzweifelhaft. Soll doch selbst im Britisch Ostindien unter einer christlichen Oberherrschaft der Islam fortwährend bedeutende Fortschritte machen und darin selbst von Engländern, wie z. B. durch das Buch von R. Bosworth Smith »Mohamad and Mohamadanism«, welches auch alsbald ins Hindustanische (Urdu) übersetzt worden, unterstützt werden (S. Garcin de Tassy, *La Langue et la Littérature Hindoustanies* en 1876. Paris 1877, S. 100. Vergl. auch den Bericht für 1874 S. 47, für 1875 S. 65. 78 u. 92). Und daß wenigstens bisher die Heidenvölker Afrika's für die Lehren des Islams empfänglicher gewesen als für die des Evangeliums, ist ja eine bekannte Thatsache. Bemerkenswerth erscheint auch, daß die Muhamedaner gegenwärtig in Sierra Leone eine hohe Schule haben, auf welcher an tausend Zöglinge Unterricht erhalten (Garc. de T. Bericht über das Jahr 1872 S. 60). — So drängen sich Fragen auf, denen man, wie uns scheint, mit der einfachen Erklärung, daß die zu gründenden Stationen durchaus keine religiöse Mission zu verfolgen hätten und keine Confession und keinen

Cultus repräsentieren sollen, nicht lange mehr wird aus dem Wege gehen können und an die wir erinnern zu dürfen glaubten, so weit wir natürlich auch davon entfernt sind, unsrerseits solche Fragen beantworten zu wollen oder zu können.

Das folgende Cap. VI (S. 100—108) handelt von den Berathungen über die Organisation der »*Association internationale pour l'exploration et la civilisation de l'Afrique*« oder wie es an anderen Stellen heißt: »*Association internationale pour réprimer la Traite et ouvrir l'Afrique Centrale*«, so daß man über den wirklich angenommenen Namen in Zweifel bleibt. Es wurden darüber neun Resolutionen einstimmig angenommen, von denen die folgenden die wichtigsten sind: »Es sollen eine internationale Commission für die Erforschung und Civilisierung von Central-Afrika und nationale Comité's gebildet werden, welche sich mit der Commission in Einvernehmen zu setzen haben, zu dem Zweck, so viel wie möglich die durch ihre Landesangehörigen gemachten Anstrengungen zu centralisieren und durch ihr Zusammenwirken die Ausführung der Beschlüsse der Commission zu erleichtern. — Die National-Comité's constituieren sich in der ihnen am besten scheinenden Art. — Die Commission soll zusammengesetzt sein aus den Präsidenten der hauptsächlichsten geographischen Gesellschaften, welche auf der Brüsseler Conferenz vertreten sind oder ihrem Programme beipflichten werden und aus zwei von jedem National-Comité gewählten Mitgliedern. — Der Präsident soll das Recht haben, auch solche Länder, welche auf der Conferenz nicht vertreten waren in die Association aufzunehmen. — Die Central-Commission soll, nachdem sie ihr Reglement festgestellt hat, die Mission haben, durch

das Organ eines Executiv-Comité's, die zur Erreichung des Zieles der Association anzustrebenden Unternehmungen und Arbeiten zu leiten und die durch die Regierungen, die Nationalen Comité's und die Privaten beigesteuerten Geldmittel zu verwalten. — Das Executiv-Comité soll dem Präsidenten zur Seite stehen und aus drei oder vier vorläufig durch die gegenwärtige Conferenz und später durch die internationale Conferenz designierten Mitgliedern zusammengesetzt sein«. — Auf Antrag des österreichisch-ungarischen Finanzministers, Freiherrn von Hofmann, übernahm, dazu einstimmig durch Acclamation ersucht, Se. Majestät der König das Präsidium der Commission, beschränkte dasselbe aber auf ein Jahr.

Cap. VII (S. 108—115) bringt eine schwungvolle Schlußbetrachtung über die Bedeutung des auf der Brüsseler Conferenz angefangenen Werks der Wissenschaft und der Philanthropie, dessen Entwicklung der Verf. mit sehr großen Erwartungen entgegen sieht, indem er u. a. es als ausgemacht betrachtet, »daß bei einheitlicher Leitung des Strebens und durch Zusammenwirken in den Operationen mit Hülfe reichlicher Geldmittel die geographische Erforschung der noch unbekanntenen Regionen von Afrika vor dem Ende dieses Jahrhunderts vollendet sein und die gegenwärtige Generation nicht verschwinden wird, ohne die Karte des Continents, wenn auch noch nicht in ihren geringsten Details, doch mindestens treu in ihren allgemeinen Zügen gesehen zu haben«. »Die Eroberungen der Civilisation, fährt der Verf. dann (S. 112) fort, werden denjenigen der Wissenschaft auf dem Fuße folgen. Die Stationen werden, nachdem sie als Zufluchts- und Stützpunkte für die Reisenden gedient ha-

ben, Heimstätten der Aufklärung, Centren eben so vieler Gruppen von Bevölkerungen geworden sein, die sich unter ihren Auspicien zu socialen Zuständen höherer Ordnung erheben. Die religiösen Missionen, die jetzt an den Küsten zurückgehalten werden, werden in das Innere vordringen und den Samen des Evangeliums auf einem Boden ausstreuen können, der ihnen vor jedem anderen reichliche Erndten verspricht«. Möchten diese großen Erwartungen, die übrigens nur der treue Ausdruck der Anschauungen der im königlichen Palais zu Brüssel tagenden Elite der europäischen Geographen zu sein scheinen, sich nur nicht alsbald als zu optimistisch erweisen! Freilich ist ja einerseits die Zeitströmung diesem unserer Zeit des Fortschritts so würdigen Kreuzzuge durchaus günstig. Andererseits scheint aber unsere Zeit wieder für denselben nicht ohne Gefahr. Denn ebenso wie ein ächtes Kind der Zeit ist dies Unternehmen auch durchaus ein Werk des Friedens und nur des Friedens. Eine allgemeineren Unterbrechung des Weltfriedens, wie sie doch nur eine Frage der Zeit zu sein scheint, würde wahrscheinlich auch diese internationale Association wenigstens in ihrem harmonischen Zusammenwirken lähmen. Die Neutralität Belgiens, die für die Errichtung des Sitzes der internationalen Commission und des Executiv-Comité's in Brüssel besonders in Anschlag gebracht worden, würde in Kriegzeiten diese vor ernstesten Störungen in ihren Functionen, namentlich durch Ausbleiben der nothwendigen Geldzuflüsse schwerlich schützen und was dann das Schicksal der bereits gegründeten und in der Entwicklung begriffenen afrikanischen »*Stations hospitalières, scientifiques et pacificatrices*« sein würde, ist leicht einzusehen.

Hoffen wir deshalb, daß insbesondere auch die Erwartung unseres begeisterten Verfassers, »daß die combinirten Bestrebungen so vieler Männer verschiedener Nationalität ein neues Band der Solidarität um die Staaten der Alten Welt schlingen werde« (S. 113) in Erfüllung gehen, hoffen wir, daß dies neue von dem König der Belgier angerégte und bereits von kaiserlichen und königlichen Prinzen unter Protection genommene »*Mouvement civilisateur*« überall auch der Ueberzeugung mit zum Siege verhelfen werde, daß nicht der Krieg, wie in neuerer Zeit mehr und mehr und selbst von hervorragenden Repräsentanten der Humanitäts-Studien gelehrt worden, das wahre Cultur-Ideal ist, sondern der Friede, der »ewige Friede« nach der Idee desselben großen Philosophen, dessen »kategorischer Imperativ« denselben Kriegsenthusiasten doch so sehr paßt.

Ein Appendix (S. 117—150) theilt noch verschiedene in dem Buche und zum Theil auch schon in dieser Anzeige angezogene Actenstücke mit, nämlich 1) die Liste der Mitglieder der geographischen Conferenz zu Brüssel vom 12., 13. und 14. September 1876, wobei es bemerkenswerth ist, daß aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika, die doch vielleicht den höchsten Anspruch auf Theilnahme an diesem internationalen Werke der Humanität haben, kein Delegirter an der Conferenz theilgenommen hat und auch kein amerikanischer Geograph dazu eingeladen zu sein scheint, so daß die Conferenz doch mehr einen europäischen als einen internationalen Charakter, wie er ihr beigelegt worden, getragen hat und woraus sich denn auch erklärt, daß von einzelnen Mitgliedern der Conferenz die über die afrikanischen Stationen zu

führende Aufsicht als eine europäische, nicht internationale bezeichnet worden. 2) Die Inaugurationsrede des Königs der Belgier. 3) Die Declaration der Conferenz in Betreff der Stationen. 4) Die Resolutionen der Conferenz in Betreff des Organisationssystems. 5) Die Declaration der bevollmächtigten Gesandten der Signaturmächte des Pariser Friedens vom 30. Mai 1814 auf dem Congreß zu Wien vom 8. Febr. 1815 über die Aufhebung des Neger- und des Sklavenhandels. 6) Die Declaration des Congresses zu Verona über die Aufhebung des Negerhandels. 7) Die Rede des Königs bei der Einsetzung des Belgischen Comité's. 8) Das Statut des Belgischen National-Comité's und 9) Zusammensetzung des Belgischen National-Comité's.

Die dem Buche beigegebene Karte ist eine deutsche, nämlich ein Abdruck der von Fr. v. Stülpnagel gezeichneten General-Karte von Afrika in der neusten Auflage des Stieler'schen Handatlasses (N. 68) von der sie sich nur dadurch unterscheidet, daß sie nicht coloriert ist, dagegen aber die Reiseroute Cameron's eingetragen enthält.

Wappäus.

La France avec ses Colonies par E. Levasseur, Membre de l'Institut. Contenant 174 cartes, coupes et figures explicatives insérées dans le texte et suivie de la Table alphabétique de tous les noms mentionnés dans l'ouvrage. Paris, Charles Delagrave 1877. 923 S. Oktav.

Cartes pour servir à l'intelligence de la France avec ses Colonies faisant partie de l'Atlas physique, politique, économique par E. Levasseur, Membre de l'Institut, Professeur au Collège de

France. 1^{er}. Fascicule. Ebendasselbst in gr. Atlas-Format.

Wir zeigen hier gern das vollständige Erscheinen des vortrefflichen geographischen Werks an, auf welches wir schon im Jahrg. 1876 d. Bll. Stück 24 bei der Besprechung einiger anderer geographischer Schriften des Hrn. Levasseur nach der davon dem internationalen geographischen Congreß von Paris vorgelegten Ausgabe aufmerksam gemacht haben. Da Geist und Plan des Werks ganz dieselben sind, die wir a. a. O. eingehender bei der Betrachtung der dort angezeigten Lehrbücher dargelegt haben, so brauchen wir darauf hier nicht noch einmal wieder einzugehen und nur zu bemerken, daß dieses Lehrbuch für den secundären Unterricht bestimmt ist und daß zu dem Zwecke der Verf. dem physikalischen und historischen Theile des Buches eine solche Ausdehnung gegeben hat, daß das Lehrbuch in Harmonie mit den übrigen Unterrichtsgegenständen den Anforderungen eines guten Secundär-Unterrichts entspreche. Wir glauben, daß das wirklich gelungen ist und daß gegenwärtig kein anderes Land mit Ausnahme etwa Oesterreich-Ungarn's (in der »Geographie von Oesterreich-Ungarn« von A. Steinhauser. Prag 1872) ein besseres, ja vielleicht nicht einmal ein so gutes Lehrbuch der vaterländischen Geographie besitzt wie Frankreich es durch dies Buch des Hrn. L. erhalten hat.

Der oben genannte Atlas soll die auf Frankreich bezüglichen Karten des großen *Atlas physique, politique et économique* des Hrn. Levasseur in neuer Ausgabe vereinigen und so, da wie Hr. L. sich ausdrückt, es viele geographische Facta giebt, »*qu'il est plus facile et beaucoup moins*

long de faire voir que de décrire«, zur Unterstützung des Unterrichts durch sein Lehrbuch dienen. Er wird aus 13 großen Blättern bestehen, die 120 Karten enthalten, die im Holzschnitt schon in dem Buche mitgetheilt sind, aber hier, sauber illuminiert nach den entsprechenden Capiteln des Lehrbuches neben einander gegeben sind, und so in der That eine Masse von geographisch-statistischen Daten leicht übersichtlich darstellen. Mit Recht betont Hr. L., daß zum Unterricht für die Jugend bestimmte Lehrbücher zugleich sehr genau und sehr klar sein sollen und demgemäß hat er auch überall aus den eigentlichen Quellen geschöpft. So ist der geologische Theil auf die *Carte géologique au 500,000^e* und auf die geologische Beschreibung von Frankreich von Dufrenoy und Élie de Beaumont gegründet, der topographische auf die *Carte d'État-Major au 80,000^e*, der statistische auf die *Statistique de la France* des französischen Statistischen Bureau's. Auch ist es ein Vorzug dieses Atlases vor den meisten ähnlichen, daß alle Karten desselben in nur drei unter einander in einfachen Verhältnissen stehenden Maaßstäben gezeichnet sind, nämlich in den von 1:3,500,000, zu 7,000,000 und zu 14,000,000, doch scheint uns der letztere im Text des Buches am meisten gebrauchte Maaßstab für die vielen Details, welches diese Karten darstellen, etwas zu klein, wenn ihr Studium die Augen der Schüler nicht zu sehr angreifen soll. Die vorliegende Lieferung des Atlases enthält 8 Blätter mit 114 Karten. Sie sind sehr instructiv und sehr gut ausgeführt und lassen der Vollen- dung des Atlases, der noch fünf Blätter von Frankreich und drei von den Colonien bringen wird, mit vielem Interesse entgegensehen.

Wappäus.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück 6.

6. Februar 1877.

The doctrine of Addai, the apostle, now first edited in a complete form in the original syriac, with an english translation and notes. By George Phillips, D. D., president of Queens' college, Cambridge. London: Trübner & Co. 1876. pp. XV. 52 engl. Text, 53 syr. Text.

Unter den syrischen Schriftstücken, welche W. Cureton in seinen *ancient syriac documents relative to the earliest establishment of Christianity in Edessa* 1864 zuerst veröffentlichte, waren das für die Kirchengeschichte und die kirchliche Sage weitaus Wichtigste die Bruchstücke der *doctrina Addaei*, eines sehr alten Berichts über die Gründung der Kirche von Edessa durch Addai, »einen der 72 Apostel«. Was Cureton aus verschiedenen Handschriften gegeben und bis auf wenige kleinere Fragmente zu einem ziemlich zusammenhängenden Ganzen zusammengestellt hat, genügte um zweifellos zu machen, daß das syrische Original der Excerpte des Eusebius (h. e. I, 13) gefunden sei, obwohl ge-

rade diejenigen Stücke, welche in früheren Zeiten das Interesse vorwiegend in Anspruch genommen hatten, die Correspondenz zwischen König Abgar und Jesus, im Syrischen noch fehlten. Die Herausgabe einer angeblich dem 5. Jahrhundert angehörigen armenischen Uebersetzung der vollständigen Schrift nebst französischer Uebersetzung durch den Armenier Alishan (*Lettre d'Abgar etc. Venise, imprimerie Mekhitariste de S. Lazare 1868*) bot einigen Ersatz für das Fehlende, aber doch nur einen ungenügenden; denn abgesehen von der durchgängigen Verstümmelung der Namen und der sichtlichen Ungenauigkeit der armenischen Uebersetzung, zeigte sich hier gegen den Schluß eine so dreiste Umgestaltung des Thatsächlichen, daß auch alles Uebrige, was der Armenier allein darbot, etwa die Hälfte des Ganzen, nur mit verdächtigen Augen angesehen werden konnte. Der Armenier hatte aus dem Abschied des Addai von dieser Welt eine Abreise desselben nach dem Osten gemacht, um für den Anspruch Armeniens auf diesen Apostel und Märtyrer wenigstens Raum zu schaffen, wie das aus Moses von Khorene (II, 33. 34 bei Cureton a. a. O. p. 132. 136) deutlicher zu erkennen ist. Daß hier eine systematische Interpolation vorliege, konnte nur ein Armenier mit starkem Glauben an seine kirchliche Ueberlieferung sich zu verbergen suchen (s. die Anm. Alishan's p. 46). Schon der eine Umstand, daß in diesem Theil der armenischen Version (p. 46 sqq.) der Apostel von Edessa, welcher bis dahin wie im syrischen Original Addai hieß, auf einmal wie von Eusebius und Moses von Khorene Thaddäus genannt wird, und daß nun statt dessen sein Schüler, der im Original Aggai heißt, unter

dem Namen des Addai Erbe des »apostolischen Stuhls des Thaddäus« in Edessa wird, beweist, daß hier eine fremde Ueberlieferung eingeflossen ist. Eine Stelle über die Unsterblichkeit der Seele, welche Alishan p. 51 not. 2 aus dem merkwürdigen Grund für eine Interpolation in seinen (interpolierten) armenischen Text erklärt, weil sie von Syrern und Armeniern manchmal citirt worden ist, paßt so offenbar nur in die Abschiedsrede des sterbenden Addai, daß an der Originalität der syrischen Darstellung, wonach Addai kurz vor seinem Tode in Edessa diese Rede gehalten und, wie wir jetzt wissen, auch diese Worte gesprochen hat, nicht zu zweifeln ist.

G. Phillips hat sich ein sehr nennenswerthes Verdienst erworben, indem er aus einer petersburger Hs., auf welche schon Wright aufmerksam gemacht hatte, den vollständigen syrischen Text mit englischer Uebersetzung und einigen Anmerkungen herausgab. Das einzige an seiner Stelle fehlende Blatt der Hs. hat sich an einer andern Stelle desselben Bandes unter den acta Johannis gefunden, und wir sehen nun, daß der Verdacht gegen die bisher nur durch den Armenier vertretenen Theile der Schrift unbegründet war. Abgesehn von der erwähnten Umgestaltung am Ende entspricht die syrische doctrina ihrer armenischen Uebersetzung in allem Wesentlichen vollständig. Daß laut Vorrede Wright die Ausführung des Drucks mit überwacht hat, steigert die Zuversicht, daß wir einen treuen Abdruck der petersburger Hs. mit allen ihren Fehlern besitzen. Mehr will dieser syrische Text nicht sein. Die Varianten des Cureton'schen Textes sind zum großen Theil unter dem Text oder in den Anmerkungen zur englischen

Uebersetzung von Phillips bemerkt, aber nicht vollständig. Es wird z. B. nicht notiert, daß der Name *Abshelama* (p. 40 syr. Text, p. 33 engl. Uebers.), statt dessen Cureton an der ersten Stelle, wo er vorkommt, *Barshelama* giebt, bei Cureton selbst an zwei folgenden Stellen (Cur. p. 18. 23 syr. T.) ebenso wie in der petersburger Hs. und beim Armenier überall lautet. Auf p. 8 syr. T. (= Cur. p. 6) vermißt man abgesehn von kleineren orthographischen Dingen manche stilistisch nicht unwesentliche Varianten. Daß die von Cureton p. 110 syr. herausgegebenen Fragmente nunmehr ihre Stelle gefunden haben (Phillips p. 18. 19. 40. 44 engl. Uebers.) und als Textzeugen neben die petersburger Hs. treten, erfährt man gar nicht. Es ist auch recht mißverständlich geredet (p. 2 not. a), daß Cureton's Text als Titel des Hannan *tabellarius* gebe. In der von Cureton herausgegebenen *doctrina Addaei* selbst heißt derselbe an der einzigen Stelle, wozu Cureton eine Parallele hat (Cur. p. 23 syr.), ebenso wie in der petersburger Hs. טבולרא שרירא. Nur der syrische Uebersetzer der Kirchengeschichte des Eusebius übersetzte mit טבלרא ganz richtig (Cur. p. 2 syr.) das *ταχυδρομιος* seiner Vorlage, welches selbst ein auf Verwechslung der syrischen Umschreibungen von *tabellarius* und *tabularius* beruhender Uebersetzungsfehler des Eusebius oder seines Amanuensis ist. Aus diesen Beispielen, welche ohne viel Suchen stark vermehrt werden können, erhellt, daß man, um diesen syrischen Text für wissenschaftliche Zwecke verwerthen zu können, an jeder wichtigeren Stelle neben der neuen Ausgabe auch die von Cureton zur Hand nehmen muß. Selbstverständlich ist die Vergleichung der armenischen Uebersetzung

und der eusebianischen Fragmente, welche Phillips nur ganz ausnahmsweise hier und dort berücksichtigt hat. Eine große Unbequemlichkeit ergiebt sich hieraus zumal bei der jetzt üblichen Weise syrische Texte zu drucken, deren Nutzen mir nicht ersichtlich ist. Ein sehr alterthümliches, orientalisches Aussehn haben allerdings diese Drucke ohne Capiteleintheilung und Zeilenzählung, ohne Verweisung auf die Seitenzahlen der vorgedruckten Uebersetzung, nur mit der syrischen Ziffer an der Spitze der Seite. Aber warum sollen wir bei der Lectüre syrischer Autoren diejenigen Erleichterungen für das Citieren und Wiederauffinden entbehren, deren wir uns bei abendländischen Schriftstellern zu erfreuen haben?

Die englische Uebersetzung des Herausgebers ist, soweit mir ein Urtheil zusteht, im ganzen genau und auch da, wo Cureton als Uebersetzer vorangegangen war, eine neue Arbeit. Ueber Einzelnes wird sich streiten lassen. Wenn z. B. hier ܪܫܘܢܐ durch *sign* (of baptisme) wiedergegeben ist, so scheint das genauer zu sein als Cureton's *seal* (p. 15), aber richtiger ist es schwerlich; denn das syrische Wort, welches z. B. Apoc. 13, 16 = *χάραγμα* ist, muß hier Aequivalent für die bekannte Bezeichnung der Taufe als *σφραγίς* sein, obwohl es in der Peschittha weder an den Grundstellen für jenen kirchlichen Sprachgebrauch wie Eph. 1, 13 noch sonst für *σφραγίς*, *σφραγίζειν* gebraucht wird. Die Uebersetzung *deputy of our lord the emperor* p. 2 läßt eher auf einen legatus Augusti schließen, als auf das Fremdwort *ἐπίτροπος* (= *procurator*) im syrischen Original. Es wird zwar p. 4 bemerkt, daß Gamaliel im Grundtext ܪܒܐ heiße, dennoch aber *chief priest* übersetzt, was

nur der zweiten Stelle entspricht, wo ihm dieser verkehrte Titel (רַב דְּכֹהֵנָא) sowohl im Syrischen wie im Armenischen wirklich gegeben wird. Aber es besteht doch wohl kein Grund, das Richtige nach dem Falschen zu ändern und zu übersetzen. An den meisten Stellen jedoch, wo ein dunklerer Text die Uebersetzung zweifelhaft macht, wird man durch die Anmerkungen auf die Unsicherheit aufmerksam gemacht, so daß diese angenehm zu lesende Uebersetzung ohne Gefahr von Jedem benutzt werden kann, der ohne selbst den syrischen Text benutzen zu können den geschichtlichen Inhalt kennen zu lernen wünscht. Von großem Nutzen ist sie aber auch für den, der das Syrische weniger leicht liest als das Englische.

Ueber die Abfassungszeit und den geschichtlichen Werth der merkwürdigen Schrift hat der Herausgeber sich in der Vorrede ziemlich kurz geäußert. Ebenso wie Cureton, Alishan und Bickell (*Conspect. rei liter. Syrorum* p. 15 sq.) glaubt auch Phillips durch die Annahme einiger Interpolationen die Aechtheit des Ganzen retten zu können. Labubna, der Hofhistoriograph zu Edessa, welcher die mit dem 12. October des Jahres 31 p. Chr. beginnenden Ereignisse noch miterlebt hat (p. 18 engl.), soll dieses Alles »von Anfang bis zu Ende aufgeschrieben«, und derselbe Archivar und Secretär Abgar's, Hannan, welcher schon am Anfang der Erzählung in dieser amtlichen Eigenschaft den Verkehr seines Königs mit dem römischen Statthalter und mit Jesus vermittelt, soll den Bericht Labubna's, mit seinem Zeugniß versehen, im königlichen Archiv niedergelegt haben. Also spätestens um 70 p. Chr. will dieser Bericht aufgesetzt sein. Bickell a. a. O. p. 16 muthet uns schon recht

Seltsames zu, wenn er uns an's Ende des 1. Jahrhunderts verweist.

Das Mißtrauen, mit welchem Phillips selbst an eine Schrift von so hohem Anspruch anfangs herangetreten zu sein bekennt, ist vor dem Eindruck der Zeitgemäßheit und Glaubwürdigkeit derselben allmählich geschwunden (pref. p. V. X). Und in der That wüßte ich ihr aus dem Kreis apokrypher Apostelgeschichten in Bezug auf Würde der Darstellung und geschichtlichen Werth nichts an die Seite zu stellen. Die Predigt Addai's vor Fürst und Volk von Edessa und die hauptsächlich an die Geistlichkeit gerichtete Abschiedsrede sind gleich fern von Platttheit und rhetorischem Schwulst. Sie enthalten Stellen von ursprünglichem Geist und überraschender Schönheit, wie z. B. die feine und ergreifende Darstellung des Gerichts (p. 22 engl.) oder die Vergleichung des Königs Christus mit den Königen der Erde (p. 43). Auch solche Stellen, wozu sich in der altkirchlichen Literatur leichter Parallelen finden, wie die Gebete der Patronike (p. 12 sq.) oder die Rede gegen die Creaturvergötterung (p. 23), sind mit Wärme und Frische geschrieben. Die besten Grundsätze über die nothwendige Uebereinstimmung zwischen Lehren und Handeln, die Warnung vor allem Mechanismus des Gottesdienstes (p. 40), die trefflichen Ermahnungen über das Verhalten der Geistlichen gegen die Fürsten (p. 43), das würdige Selbstzeugniß des sterbenden Addai (p. 44); das Alles verfehlt seinen Eindruck nicht. Das ganze Bild von der Christianisierung des Fürstenthums von Edessa, wo ohne Zweifel zum ersten Mal und in noch sehr früher Zeit das Christenthum auf dem Thron Platz fand, ist ein liebliches Vorspiel der Tragödie, deren

ersten großen Act der Name Constantin bezeichnet. Wenn es einmal heißt: »Weder der König Abgar, noch der Apostel Addai zwangen irgend jemand, daß er gewaltsam an Christus gläubig werde« (p. 34 syr.), so soll freilich die Macht der Wunderthaten, von denen die Predigt begleitet war, menschliche Gewalt überflüssig gemacht haben; aber es wird mit diesem Mittel sehr mäßig umgegangen. In Bezug auf Edessa selbst wird nur erzählt von einem wunderbaren Lichtglanz, welchen Abgar beim ersten Eintritt Addai's auf dessen Gesicht wahrnimmt, und von einer Heilung des Königs und eines seiner Magnaten durch Addai. Unter dessen Nachfolger Aggai verlautet nichts mehr von Wundern; es ist vor allem der moralische Eindruck, vermöge dessen die Kirche Freunde und immer neue Glieder gewinnt (p. 48). Aber diesen Zeugnissen hohen Alterthums stehen doch nicht wenige und zwar sehr bestimmte, von den Vertretern der wesentlichen Echtheit des Ganzen nur sehr unvollständig angeführte Zeichen einer Abfassung frühestens um 250 p. Chr. entgegen. Der Vorschlag, diese verrätherischen Stellen sämmtlich durch die Annahme einer nachträglichen Interpolation zu beseitigen, ist ein verbrauchtes Mittel, Alles zu vertheidigen, was man vertheidigen möchte, un-erlaubt jedenfalls, so lange nicht innere Widersprüche die ursprüngliche Einheit eines überlieferten Ganzen unmöglich erscheinen lassen. Einen solchen Widerspruch glaubt Phillips zu finden zwischen der Angabe, daß Palut, der zweite Nachfolger Addai's, da sein Vorgänger Aggai durch plötzlichen Tod an seiner Ordination gehindert war, sich bei dem Bischof Serapion von Antiochien »die Handauflegung des Priesterthums« geholt habe (p. 50 engl.), und

der früheren Angabe, daß Addai selbst noch den damaligen Diaconus Palut zum Presbyter geweiht habe (p. 39). Aber es handelt sich an der späteren Stelle offenbar um die bischöfliche Ordination. Das sagt der allgemeine Ausdruck (אִידָא דְכֹהֲנֹתָא) freilich nicht; aber er verbietet auch nicht, was die Sache erfordert. Derselbe Ausdruck wird z. B. in der doctrina apostolorum (Cureton, anc. doc. p. 24. 33 sq. engl.) von den Aposteln selbst und von den Ländern, die sie kirchlich organisiert haben, gebraucht. Und wie dort die Apostel, welche als erste Bischöfe gelten, und Addai selbst nicht selten als Priester an den Orten ihrer Mission bezeichnet werden (p. 33, 24; 34, 11 und 22), so lesen wir auch in unsrer Schrift, wo es sich um die kirchliche Organisation Mesopotamiens, also vor allem um Einsetzung von Bischöfen handelt, Aggai habe dort vermöge der Handauflegung, die er von Addai empfangen hatte, Priester und Führer eingesetzt (p. 47). Jedes Bedenken muß schwinden vor der Bemerkung, daß unsere Schrift selbst die Ordination des Aggai, welcher längst Presbyter gewesen war (p. 33 sq.), zum Bischof zwar nicht in der Erzählung davon (p. 39), wohl aber in der ganz unmißverständlichen Rückbeziehung darauf (p. 47) als »priesterliche Handauflegung« bezeichnet. Schon Cureton a. a. O. 161 sq. hatte für das hohe Alter der Schrift und zugleich als Beweis für die Interpolation der Stelle über Serapion geltend gemacht, daß nur hier der Titel ἐπίσκοπος sich finde, dagegen im Verlauf der Erzählung in Ermangelung eines festgeprägten Kunstausdrucks nur der alterthümlich umschreibende Ausdruck »Führer und Gebieter«. Besonders befremdlich klingt die Wiederholung dieses Arguments bei

Bickell, welcher die schon durch die armenische Uebersetzung und nun auch durch die petersburger Hs. widerlegte Hypothese aufstellte, daß der Redactor, welcher die in der Haupthandschrift Cureton's folgenden Schriften *doctrina apostolorum* etc. mit der *doctrina Addaei* verbunden hat, die viel ältere Schrift über Addai jenen jüngeren Machwerken habe assimilieren wollen; denn gerade in der *doctrina apostolorum* ist jener angeblich alterthümliche Ausdruck, der übrigens in dem *ἀρχων καὶ ἡγούμενος* (constit. apost. II, 26 cf. didasc. syr. p. 36, 18) ziemlich genau wiederkehrt, der durchaus herrschende (Cureton p. 27, 21; 28, 23; 29, 24; 33, 11. 16. 20; 34, 1. 7. 11. 16. 22), und niemals findet man dort *ἐπίσκοπος*. Wenn also die *doctrina Addaei* in der gehobenen Sprache der fortlaufenden Erzählung zweimal (syr. p. 11. 40 vgl. noch p. 17) jene Umschreibung und dagegen in den trockenen Notizen am Schluß dreimal *ἐπίσκοπος* gebraucht (p. 52), so könnte das höchstens zu der Vermuthung verführen, jene Phrase sei ein ungeschickter Versuch, den Addai und seine Zeit in möglichst antikem Gewande erscheinen zu lassen.

Einen wirklichen Grund, warum der Anspruch des Buchs, ein Werk des Labuna zu sein, mehr gelten soll, als die in allen entscheidenden Punkten durch die verschiedenen syrischen Hss., durch die armenische Version und theilweise auch durch Eusebius verbürgte Integrität desselben, hat der neueste Herausgeber so wenig als der frühere angegeben. Wenn er von einigen zum Theil namhaft gemachten Stücken bemerkt, sie trügen ihre Verurtheilung an der Stirn, so möchte sich das in dem Sinne, in welchem es gemeint ist, ohne Schwierigkeit auf die ganze

Schrift ausdehnen lassen. Es werden sich nicht Viele über die Correspondenz zwischen Jesus und Abgar durch die Beobachtung beruhigen lassen, daß nach der petersb. Hs. und dem Armenier die Antwort Jesu eine mündliche und erst durch Hannan zu Papier gebracht sei. Es war das in etwas mißverständlicher Kürze schon bei Eusebius zu lesen; denn in der Ueberschrift dieses Briefs ist in sichtlicher Abweichung von der des Schreibens Abgar's τὰ ἀντιγραφέντα ὑπὸ Ἰησοῦ ohne ein καὶ πεμφθέντα mit διὰ Ἀνανίου verbunden; und noch in der viel jüngeren Gestalt der Sage, welche Tischendorf (acta apost. apocr. p. 261 sqq.) griechisch darbietet, ist die Antwort eine mündliche. — Die Geschichte beginnt nach dem syrischen Text a. 343 Seleuc. (31/32 p. Chr.), nach Eusebius und dem Armenier a. 340 (28/29 p. Chr.) mit der Absendung einer Gesandtschaft des Abgar Ukama an »Sabinus, den Sohn des Eustorgius, den Procurator unseres Herrn des Kaisers (Tiberius), welcher (Sabinus) über Syrien, Phönicien, Palästina und ganz Mesopotamien herrschte«. Wer ist dieser Sabinus? Es wäre denkbar, daß in den Jahren 21—32, während welcher L. Aelius Lama nur nominell legatus Augusti in Syrien war (Schürer, *Neutestl. Zeitg.* S. 167. Marquardt, *Römische Staatsverw.* I, 260), ein Procurator thatsächlich die Verwaltung in Händen gehabt hätte (Marquardt I, 415). Aber in Palästina, wo damals Pilatus und Herodes Antipas geboten, hätte derselbe damals gewiß nicht viel und in Mesopotamien vor Trajan sicherlich nichts zu sagen gehabt. »Unseren Herrn« würde der königliche Historiograph von Edessa den Tiberius nicht genannt und schwerlich auch Edessa im Unterschied von Assyrien zum römi-

schen Gebiet gerechnet haben, wie dies p. 35 engl. trotz der davon verschiedenen Ausdrucksweise p. 36 deutlich geschieht. Selbst der Verfasser des viel jüngeren Buchs *de transitu Mariae* (bei Cureton p. 110 engl.) scheint das unangemessen gefunden zu haben. Er läßt die Gewalt des Sabinus nur bis zum Euphrat reichen. Wir wissen von einem Procurator Sabinus, der aber nicht unter Tiberius, sondern um's Jahr 4 a. Chr., während Varus Legat von Syrien war, in Palästina wirthschaftete. Eine dunkle Kunde von diesem muß unsern Schriftsteller, dem es auch sonst auf ein Menschenalter mehr oder weniger nicht ankommt, zu seiner Combination verführt haben. Ganz ebenso hat er etwa ein Menschenalter vorausgegriffen, indem er den Tiberius in seinem Briefe an Abgar sagen läßt, Pilatus habe über die Ereignisse beim Tode Jesu an seinen Consular Albinus berichtet. Die Zumuthung ist doch stark, welche uns Cureton p. 159 und Phillips p. 37 machen, hierin eine zufällige, den Schreibern zur Last fallende Verwechselung zu finden zwischen dem bekannten Albinus, welcher 52—64 p. Chr. Procurator von Palästina, aber niemals Präses von Syrien war, und einem Consular von ganz unähnlichem Namen wie L. Vitellius oder Pomponius Flaccus. Schon aus diesen Proben wird ersichtlich sein, daß unser Erzähler von den bedeutendsten politischen Verhältnissen der Zeit von 1—70 p. Chr. keine sichere Ueberlieferung mehr besitzt; und man sieht nicht, wo die angeblichen Interpolationen anfangen und aufhören sollen, wenn es gestattet wäre, sich aller Geschichtsconfusionen durch das bequeme Mittel derartiger Hypothesen zu entledigen. Der fabelhafte spanische Krieg des Tiberius, während dessen

Claudius als Vicekaiser in Rom regiert, findet sich nicht nur in einer Erzählung, welche Phillips für interpoliert erklärt (p. 10 sq. cf. pref. VI), sondern auch im Brief des Tiberius (p. 38), welchen er schützen zu wollen scheint; und die im dortigen Zusammenhang sich häufenden historischen und geographischen Abenteuer (p. 39) bedürfen ebensowenig einer Kritik, als ein ernstlicher Versuch ihrer Rechtfertigung denkbar ist. Es steht nicht besser mit den kirchlichen Verhältnissen. Um von dem zu schweigen, was die Vertheidiger der Echtheit als spätere Zuthat ausmerzen wollen, so paßt die Berufung auf eine in Jerusalem festgestellte apostolische Kirchenordnung (p. 39), wahrscheinlich die syrische *doctrina apostolorum*, und die unverkennbare Hinweisung auf das Lectorenamt als Vorstufe des Diaconats (p. 39 cf. p. 33) allenfalls zur Zeit des Serapion und des Zephyrinus, aber wahrlich nicht zu der Zeit der hier gleich darauf genannten Edessener Labubna und Hannan.

Wir müssen schon damit zufrieden sein, daß wir an dieser *doctrina Addaei* einen im 3. Jahrhundert geschriebenen, aus localer Ueberlieferung und dichtender Phantasie geschöpften Bericht über die Kirchengründung zu Edessa besitzen. Die Abfassungszeit läßt sich ziemlich genau bestimmen. Wenn schon aus der chronologisch ganz unmöglichen Einführung des Bischofs Zephyrinus von Rom (a. 199—217) folgt, daß das Buch kaum vor 250 geschrieben sein kann, so ergibt sich dasselbe mit viel größerer Sicherheit aus der Fabel von der Ordination Palut's durch Serapion von Antiochien († um 210). Denn bei der äußeren Nähe von Antiochien und der Innigkeit der Beziehungen zwischen den Kirchen von Antiochien und Edessa, welche eben

hier ihr ältestes Zeugniß hat, erscheint es undenkbar, daß vor Ablauf wenigstens eines halben Jahrhunderts nach der Zeit Serapion's ein nicht ungebildeter Edessener sich in Bezug auf diesen namhaften Bischof um mehr als ein Jahrhundert sollte geirrt haben. Also nach 250, aber andererseits vor 325 ist das Buch geschrieben; denn daß Eusebius diese unsre Schrift im syrischen Original in Händen gehabt hat, ist jetzt noch deutlicher als es bisher war. Aus dem Anfang derselben hat er die Zeitbestimmung (h. e. I, 13, 20), aus den letzten Zeilen die Behauptung, daß diese Schrift den öffentlichen Urkunden des Archivs zu Edessa entnommen sei; und Alles, was Eusebius giebt, findet sich in unsrem Buch. Die von Cureton erneuerte Vermuthung Grabe's, Eusebius habe seine Excerpte der Chronographie des Africanus entlehnt, verwirft Phillips mit Recht. Sie ist nach dem vorhin Bemerkten schon chronologisch unmöglich. Aber auch Phillips erklärt den Eusebius, ohne es zu wollen, der offenbaren Lüge fähig, wenn er es mit dessen Aussagen (I, 13, 5. 10. 20 cf. II, 1, 6 u. 8) verträglich findet, daß Eusebius die von einem älteren Schriftsteller gemachten Auszüge einfach herübergenommen habe. Freilich hat Eusebius die Archive von Edessa nie gesehen; aber daraus folgt nur, daß *ἀρχεῖα* dort eben nicht mit *γραμματοφυλακεία*, sondern mit *δημόσιοι χάρται* synonym ist (vgl. m. Buch über Ignatius p. 376. 122 und neuerdings Patr. apost. II, 78 sq.). Zu letzteren gehört das Buch seinem Selbstzeugniß zufolge; also konnte Eusebius sagen, er habe die Briefe Abgar's und Jesu aus den archivalischen Urkunden von Edessa geschöpft und aus dem Syrischen ins Griechische übersetzt. Die etwaigen Zweifel an der dazu

erforderlichen Sprachkenntniß berechtigen nicht dazu, ihm auch in diesem zweiten Punct wieder einer so windigen Prahlerei zu zeihen, wie ich sie nicht einmal einem Hieronymus zutrauen möchte. Er hat auch aus dem aramäisch geschriebenen Nazaräerevangelium auf der Bibliothek zu Caesarea das ihm Interessante herauszufinden und zu verwerthen gewußt; und die zum Theil recht starken Uebersetzungsfehler in den Excerpten über Addai lassen sein Verständniß des Originals nicht eben wunderbar erscheinen. Als möglich wäre nur zuzugeben, daß ihm dabei ein sprachkundigerer Gehülfe zur Seite gestanden habe. Es besteht ferner kein Recht, irgend ein Stück unsrer doctrina für nach-eusebianisch zu erklären, wie auch von Phillips anerkannt wird. Eusebius hat sich anfangs nur anheischig gemacht, die beiden Briefe Abgar's und Jesu mitzutheilen; dann fügt er wie nachträglich noch den Bericht über das erste entscheidende Auftreten Addai's in Edessa hinzu, wobei er sich abgesehn von sprachlichen Mißverständnissen zum Original ähnlich verhält, wie in seiner Reproduction des Martyrium Polycarpi. Aus seinem Schweigen läßt sich in Bezug auf den Inhalt der ihm vorliegenden Schrift nichts schließen. Nun erfährt man allerdings aus unsrer Schrift Dinge, die man bisher nicht für so alt zu halten berechtigt war, aber darin besteht zum Theil die Bedeutung des Fundes. Hier haben wir die älteste Nachricht über das nachmals so berühmt gewordene Bild Jesu in Edessa (p 5 engl.). Hier wird es noch ganz einfach von Hannan, der auch Maler seines Königs ist, gemalt, ohne Dazwischenkunft des Wunders, wovon Euagrius (h. e. IV, 27) und die griechischen Acten des Thaddäus und alle Späteren zu be-

richten wissen. Daß Eusebius sich diese Stelle nicht gerade zur Mittheilung aussuchte, ist begreiflich, wenn man sich seiner Bemerkungen aus Anlaß des Standbilds von Paneas (h. e. VII, 18, 4) oder seines bilderfeindlichen Briefs an Constantia (Pitra, spic. Solesm. I, 383 sqq.) erinnert. Viel deutlicher zeigt Eusebius seine Gewohnheit, das ihm Mißfällige zu verschweigen, indem er den letzten Satz des Briefs Jesu fortläßt. Es ist jene Weissagung Jesu über Edessa, deren sich die Edessener von Ephräm's Zeiten an noch oft in bösen Tagen getröstet haben (Cureton p. 152 sq.); und die dagegen gerichtete Berufung des Euagrius (h. e. IV, 27) auf Eusebius, bei dem dieser Satz nicht stehe, ist hinfällig, seitdem das syrische Original nebst der armenischen Version uns nicht nur diesen Schlußsatz, sondern auch eine wörtliche Rückbeziehung Addai's auf denselben wiedergeschenkt hat (p. 5. 28 engl.). Die Uebereinstimmung des Moses von Khorene mit Eusebius kommt gar nicht in Betracht; denn neben einer oberflächlichen Benutzung der doctrina Addaei selbst giebt dieser das Excerpt des Eusebius mit Einschluß von dessen Uebersetzungsfehlern wieder. Eusebius mochte es unangenehm empfinden, daß die Weissagung schon in den Jahren 215—217 sich schlecht bewährt hatte. Noch der gelehrte Bayer in der *Historia Osrhoena* p. 108 ist von solchen Reflexionen beherrscht.

Sehr überraschend ist ferner die Geschichte von der Auffindung des Kreuzes Christi in Jerusalem, welche hier Addai in aller Ausführlichkeit (p. 10—16 engl.) wesentlich ebenso erzählt, wie sie von Rufin an in Bezug auf Helena berichtet wird. Die Kaiserin ist hier die durch Petrus in Rom bekehrte Gemahlin des Vice-

kaisers Claudius, Namens Protonike nach dem syrischen Text, nach der armenischen Version Patronike, nach anderen armenischen Nachrichten Parthunike (Alishan p. 19). Die zweite Form wird dem Richtigen am nächsten kommen; denn gewiß soll der Name, der wahrscheinlich *Πετρονίκη* gelautet hat, ebenso an die geistlichen Eroberungen des Petrus erinnern, wie in der römischen Sage der Name der Petronilla, der filia S. Petri apostoli, wie sie zu Gregor's des Großen Zeiten hieß. Phillips hat ohne Frage Recht, wenn er in der so spät festen Bestand gewinnenden Sage von Helena eine bloße Uebertragung dieser viel älteren orientalischen Sage erkennt. Denn, hatte einmal Helena diesen Ruhm vorweggenommen, so ist die nachträgliche Erfindung der hier vorliegenden Gestalt der Sage undenkbar, zumal die Uebertragung von Helena auf Petronike frühestens im 5. Jahrhundert geschehen sein könnte. Aber schon im 5. Jahrhundert soll die armenische Version verfertigt sein, welche sie genau ebenso darbietet, und nach Alishans Angabe findet sich in einem noch älteren armenischen Kalender schon ein Fest der Kreuzfindung unter Hinweisung auf den »Brief des Abgar« und den Namen Patronike. Ist darnach die Annahme einer Interpolation unsrer Schrift nach dem Muster der Helenasage unhaltbar, so haben wir hier das Original der mehr als 100 Jahre später zeitgemäß modificierten Sage vor uns. Wer den Brief des Cyrill von Jerusalem an Constantius mit der in diesem Fall ältesten Hinweisung auf die Kreuzfindung unter Constantin (Cyrilli opp. ed. Toutté p. 352) für echt hält, möge bedenken, daß Cyrill auch sonst irgend welche Kenntniß der doctrina Addaei verräth, welche vielleicht doch nicht, wie ich

bisher annahm (Ignatius p. 123), allein durch Eusebius vermittelt ist. Dann könnte um 350 in Jerusalem die Uebertragung der alten Sage auf die Celebritäten der jüngeren Vergangenheit begonnen haben.

Außer dem Angeführten wüßte ich nichts zu entdecken, was auch nur den Schein einer nach-eusebianischen Einschlebung an sich trüge. Es darf also, wenn man nicht künstlichen Annahmen über die Verbreitung der Schrift bis zu Eusebius hin verfallen will, ihre Abfassung zuversichtlich in die Jahre 260—300 gesetzt werden. Daß sie in Edessa geschrieben ist, wird Niemand beanstanden. Es ist der Localpatriotismus, der sie eingegeben hat; und der Verfasser verräth eine so detaillierte Kenntniß der Oertlichkeiten in der Stadt Edessa, wie sie von Verfassern apokryphischer Apostelgeschichten nicht affectiert zu werden pflegt. Dann aber haben wir hier mehr als eine Dichtung, welche uns den in jenen Gegenden um 260—300 herrschenden kirchlichen Geist und zugleich die Anfänge mancher kirchlichen Sagenbildung erkennen lehrt; wir besitzen daran eine nicht zu verachtende Quelle für die Geschichte der dortigen Kirchengründung. Mag dieser Edessener von Tiberius und Claudius, von Sabinus und Albinus die allerverworrensten Vorstellungen haben, über die umwälzenden Ereignisse, welche sich nachweislich nicht viel mehr als 100 Jahre vor seiner Zeit in seiner Heimat zugetragen hatten, mußte dort eine Ueberlieferung vorhanden sein, aus welcher die Wirklichkeit irgendwie zu erkennen ist, und an dieser Ueberlieferung konnte ein Dichter von solchen Absichten wie dieser am wenigsten vorübergehn. Er wird ihr das meiste Thatsächliche entlehnt, die Reden und Briefe aber dazu erfunden haben.

Die sichern Punkte, von wo aus die Anfänge der Kirchengeschichte von Edessa festzustellen wären, möchten folgende sein: 1) Die Thatsache, daß während des Osterstreits zwischen Victor von Rom (189—199) und Polycrates von Ephesus unter anderen auch Bischöfe des Fürstenthums von Edessa sich zu einer Gesamtäußerung vereinigt haben (Eus. V, 23, 3), 2) die, wie Assemani (bibl. or. I, 391) gewiß richtig bemerkte, aus heidnischer also uralter Quelle stammende Nachricht der Chronik von Edessa, daß im J. 201 p. Chr. auch »der Tempel der Kirche der Christen« daselbst durch eine Ueberschwemmung verwüstet worden sei, und 3) die Nachrichten über Bardesanes, welche aber wohl noch ein wenig gründlicher, als es von Merx und Hilgenfeld in ihren Schriften über denselben geschehen ist, verwerthet und mit anderweitigen Nachrichten combinirt werden müssen. Seine Chronologie ist seitdem auf's neue festgestellt durch die Nachricht bei Gregorius Barhebraeus (Chron. eccl. ed. Abbeloos et Lamy p. 145 sq.), welche ihrer Fassung wegen aus einer von der edessenischen Chronik unabhängigen, und ihrer Umgebung wegen aus einer ausführlichen Quelle geflossen sein muß. Sachlich aber stimmt die Angabe des Gregorius, daß Bardaisan 221/222 p. Chr. im Alter von 68 Jahren gestorben sei, genau mit dem Geburtsjahr 153/154 in der Chronik von Edessa (Assemani I, 389). Von diesen Punkten aus ergibt sich, daß das Christenthum spätestens seit 170 in Edessa Eingang gefunden hat. Damit stimmt nun aber auch unser apokryphischer Bericht, wenn man die sagenhafte Verkleidung abstreift. Wenn Palut, der dritte Bischof von Edessa, durch Serapion von Antiochien (etwa 189—210)

zum Bischof ordiniert wurde, so wird das erste Auftreten des grundlegenden Missionars Addai, welcher den jungen Palut zum Diacon weihte und nach längerer Wirksamkeit den Aggai zu seinem Nachfolger im Bisthum zu Edessa hatte, etwa 30 Jahre früher fallen, also von der mittleren Zahl für Serapion an gerechnet, c. 170 p. Chr. Palut ist eine geschichtliche Persönlichkeit. Die Häretiker zu Edessa nannten noch zu Ephräm's Zeit die Katholiken Palutianer (cf. Bickell a. a. O. p. 16 not. 7). So muß also Palut zu einer Zeit gelebt haben, als von den im 4. Jahrhundert gewöhnlich zusammengestellten Parteien des Marcion, des Valentin, des Bardaisan und des Manes (Aphraates' Homilien übers. von Bickell S. 59; Ephraem übers. von Zingerle II, 306. 309 f.) wenigstens die eine oder andre neben der katholischen Kirche sich etablierte, was in den dortigen Gegenden kaum vor Ende des 2. Jahrhunderts geschehen sein kann. Palut wird wirklich Zeitgenosse Serapion's sein. Geschichtlich ist aber auch die Person seines Vorgängers Aggai. Die sehr originelle Erzählung von seiner Ermordung durch den in's Heidenthum rückfälligen Sohn des ersten christlichen Abgar (Phillips p. 49 cf. 33. 45) halte ich für unerfindbar. Von seinem Grab in der damals noch einzigen Kirche zu Edessa innerhalb des mittleren Thors zwischen den Sitzplätzen der Männer und Weiber würde der Verfasser um 200—300 nicht so haben reden können, wenn's nicht dort noch zu sehen gewesen wäre. Er hat es verschmäht, den Mörder Aggai's und dessen Bruder mit Namen zu nennen. Es ist von mehreren »abtrünnigen Söhnen« Abgar's die Rede, so daß man nicht weiß, ob es der unmittelbare Nachfolger des ersten christlichen

Fürsten von Edessa sein soll, der dem Aggai die Beine hat zerbrechen lassen; nur die hier interpolierte armenische Version sagt das ausdrücklich. Nun hat sich aber in anderweitiger Ueberlieferung wenigstens der Beinamen von Aggai's Mörder erhalten. In einer Schrift über die 72 Apostel heißt er *Severus* (Cureton anc. doc. p. 109 engl.), woraus durch eine in syrischer Schrift sehr leichte Verschreibung bei Salomon von Bassora *Herodes* entstanden ist (Cureton p. 163 sq.). während eine andere syrische *notitia apostolorum et discipulorum* bei Bickell p. 15 *Serenus* daraus macht. Wenn in der ersten Schrift der Ermordete nicht Aggai, sondern Addai heißt, und wenn bei Salomon ein und derselbe Herodes d. h. Severus nach einander den Addai, Aggai und Thaddai umbringt, so sind das Confusionen, welche uns nicht mehr zu verwirren brauchen. Es scheint vielmehr sicher zu sein, daß Aggai unter dem einzigen Abgar VII. mit Beinamen Severus gestorben ist, welcher seinem Vater Abgar VI. i. J. 188 gefolgt sein und nur 1 Jahr 7 Monate regiert haben soll (Bayer p. 162). Der ihm folgende Manubar-Abgar (189—200) wird aber nicht sein Sohn, sondern sein Bruder, nämlich der andere »abtrünnige Sohn« Abgar's VI. gewesen sein. Ist es nämlich schon an sich chronologisch unwahrscheinlich, daß der 200—216 regierende letzte Abgar VIII. der Urenkel des 188 gestorbenen Abgar VI. sein sollte, so wird, wenn ich nicht sehr irre, durch genauere Verwendung der Nachrichten über Bardaizan vollends gewiß, daß er vielmehr dessen Enkel war. Von besondrer Wichtigkeit ist diese Frage jedoch nicht; denn es handelt sich hier um Uebereinstimmung oder Abweichung zwischen unsrer kirchlichen Sage

und der gerade hier sehr dunkeln Tradition über die politische Geschichte von Edessa nur in einem nebensächlichen Punct. Von entscheidender Bedeutung dagegen wäre es, daß Abgar Severus im J. 188 oder 189 den Aggai nach mehrjähriger Führung des bischöflichen Amtes getödtet hat. Dann ist sein Vater Abgar VI. (153—188) der Fürst, unter welchem das Christenthum in Edessa festen Fuß faßte, und es müssen die geschichtlichen Thatsachen, welche um 260—300 in der edessenischen Ueberlieferung über Addai enthalten waren, spätestens um 170 sich zugetragen haben. Man wird zugeben, daß das Zusammentreffen der von ganz verschiedenen Puncten aus eingeschlagenen Wege in demselben Zeitpunkt auffällig ist, und nicht nur die Neigung verlieren, der Legende in die Zeit des Abgar Ukama (8—44 p. Chr.) und seiner Söhne zu folgen, sondern auch geneigt werden, unter der theilweise fabelhaften Einkleidung bedeutende geschichtliche Erinnerungen zu suchen.

Von besondrer Wichtigkeit ist unsere doctrina für die Geschichte des Neutestl. Kanon's. Was sie in dieser Hinsicht auf Anordnung des Addai zurückführt, muß zur Zeit der Abfassung des Buchs in Edessa gültig gewesen sein und seit Menschengedenken, also etwa seit 200 so gegolten haben. Nun findet sich hier neben ungenaueren Angaben über die biblischen Bücher, welche im Gottesdienst vorgelesen und von den angehenden Geistlichen studiert werden sollen (z. B. p. 35 syr., 33 engl.), auch eine in Bezug auf das N. Testament anscheinend vollständige Aufzählung; sie schließt nämlich mit dem Satz: »Diese Schriften lest in den Kirchen Christi, und mit denselben zugleich lest nichts Anderes; denn es giebt nichts Anderes, worin die Wahr-

heit geschrieben ist, die ihr haltet, außer diesen Büchern, die ihr ergriffen habt mit dem Glauben, zu dem ihr berufen seid« (p. 46 syr. 44 engl.). Da werden aufgezählt: das Evangelium, die Briefe des Paulus und die Apostelgeschichte. Während die katholischen Briefe und die Apokalypse ausgeschlossen erscheinen, wird vom Evangelium als dem täglichen Hauptvorlesebuch für das Volk geredet. Was aber unter dem Evangelium zu verstehen sei, wird an einer Stelle deutlich, wo Cureton (anc. doc. p. 15 syr. 15 engl. cf. p. 158) nur durch Conjectur aus einem verderbten Worte *διατεσσαρων* herauslas. Die armenische Version (p. 41) hatte aus Unverstand oder mit Absicht daraus ein Bekenntniß zur Trinität gemacht. Die petersb. Hs. dagegen bietet Cureton's Conjectur als deutlichen Text: »Viel Volks aber versammelte sich Tag für Tag und kam zum Gebet des Gottesdienstes und zum Alten Testament und zum Neuen des *Diatessaron*« (p. 36 syr. 34 engl.). Es ist hier nicht der Ort zu zeigen, wie mancherlei Unsicherheiten und Verkehrtheiten durch diese Stelle ein für allemal beseitigt sind. Nur an einige Thatsachen sei es erlaubt schließlich noch zu erinnern. Dies Diatessaron, welches im dritten Jahrhundert das gewöhnliche »Evangelium« der edessenischen Kirche war, ist selbstverständlich dasselbe, welches im vierten Jahrhundert Ephräm in Edessa commentiert hat. Dieses fing aber nach der noch vorhandenen armenischen Uebersetzung von Ephräms Commentar, wie nach dem Zeugniß späterer syrischer Gelehrten mit den Worten an: *ἐν ἀρχῇ ἦν ὁ λόγος* (cf. Lagarde, constit. apost. p. VII). Dann wissen wir aber auch, was Niemand bemerkt zu haben scheint, daß der sogenannte »persische

Weise« Aphraates in den Jahren 337 und 344 aus diesem Diatessaron seine zahlreichen und in mancher Hinsicht so auffälligen Evangeliencitate, gewiß auch seine ganze Harmonistik und evangelische Chronologie hat. Denn gleich in der ersten Homilie heißt es in Worten, welche an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lassen: »Auch Wort und Rede des Herrn ist Christus, wie geschrieben ist an der Spitze des Evangeliums unsres Heilands: Im Anfang war das Wort« (The homilies of Aphraates ed. Wright, vol. I, 13). Dann ist es auch gar nicht mehr verwunderlich, daß Theodoret in den Kirchen seiner etwas weiter westlich gelegenen Diöcese mehr als 200 Exemplare dieser Evangelienharmonie fand und so spät erst durch die 4 kanonischen Evangelien ersetzen mußte. Es ist das Diatessaron des Syrsers oder Assyrers Tatian, welches, frühe in's Syrische übersetzt, in dessen Heimat vom Ende des zweiten bis in's fünfte Jahrhundert hinein sich im kirchlichen Gebrauch behauptet hat. Wollte ein des Armenischen Kundiger uns auch nur die Reihenfolge der evangelischen Stücke angeben, welche darin nach Ephräm's Commentar verarbeitet waren, so würde man sich nach den genannten Quellen ein sehr genaues Bild von diesem Werke machen können; und es bedarf wohl keines Wortes darüber, in wie mancher Beziehung es von Wichtigkeit wäre zu wissen, was der Schüler Justin's des Märtyrers in seinen 4 Evangelien las, und wie er dieselben zu einem Ganzen verarbeitete.

Th. Zahn.

Studien zur semitischen Religionsgeschichte.
Von W. W. Graf Baudissin. Heft I. Leipzig,
Grunow 1876. 336 S. 8.

Von den fünf Abhandlungen, welche dieses Buch enthält, soll hier vorzugsweise die letzte besprochen werden, welche sich mit einer gegenwärtig viel ventilirten Frage berührt, da sie sich mit der Erklärung von Hadad-Rimmon (Zachar. 12, 11) befaßt. Der Prophet reproducirt im 12. Cap. die bei Joel und Ezechiel sich findende Erwartung eines der messianischen Zeit vorhergehenden allgemeinen Völkersturms gegen Jerusalem, der mit der Vernichtung der Heidenmächte endigt, worauf dann unter den Juden, als eine Folge der Güte Gottes, eine große Buße eintritt, bittere Reue darüber, wie sie sich ehemals gegen ihren nunmehrigen Retter benommen haben. In der Beschreibung davon heißt es nun mit Bez. auf eine einzelne uns unbekannte Frevelthat, worin die frühere Boshaftigkeit gegen Jahve sich am stärksten geäußert hat — wie es scheint ist die Ermordung eines hervorragenden Propheten gemeint: »und sie werden auf ihn schauen, den (?) sie durchbohrten (= ihren Blick zurückwenden auf die Schandthat) und ihn beklagen, wie man den einzigen Sohn beklagt, so bitter wie den Erstgeborenen. Jenes Tages wird die Klage zu Jerusalem so groß sein wie die Klage Hadadrimmons in der Ebene Megiddo«. Was hier die Klage Hadadrimmons bedeute, darum handelt es sich.

Alle älteren Erklärer, beginnt B., haben sie verstanden von der Todtenklage (um Josias) an einem sonst unbekanntem Orte dieses Namens in der Ebene Megiddo. Das ist nicht richtig, der Syrer und Chaldäer haben das

nicht gethan. Dieses Verständniß hängt lediglich von Hieronymus ab, der sich hier in Widerspruch mit der jüdischen Tradition befindet. Allerdings sind aber alle christlichen Erklärer dem H. gefolgt. Nur Hitzig und Movers haben *misped Hadadrimmon* aufgefaßt als die Klage nicht zu, sondern um Hadadr. und diesen mit dem Adonis gleichgesetzt. Daß nun in jener Zeit der Adonis in der Ebene Megiddo beklagt wurde, läßt sich annehmen, und daß Hadadrimmon von Natur ein Gottes- und kein Ortsname ist, steht fest. Aber Baudissin bestreitet, daß dieser Gott mit dem Adonis in Verbindung gebracht werden könne, und zwar wesentlich des Namens wegen.

Rimmon (= der Granatbaum und seine Frucht), sagt er, sei wohl für den Gott eine falsche Aussprache, derselbe hänge nicht mit dem Granatbaume zusammen, sondern sei der assyrische Luftgott Ramman. Diesen weist er, in gleicher Eigenschaft, für Syrien und Phönicien nach aus zwei griechischen Glossen bei Hesychius und Stephanus Byz. Aber in beiden ist von einem Gotte Ramman oder Rimmon wenig zu finden. Bei Hes. heißt es: *Ραμα ὑψηλή. Ραμας ὁ ὑψιστος*. Soll des schließenden *ς* wegen (vgl. das gleich zu besprechende *Ραμανθας*) Ramas hier etwas anderes sein als *רמא*? Stephanus meldet aus Herennius Philo *περὶ πόλεων*, das syrische Laodicea habe einst geheißten *Ραμιθα*. *Κεραυνωθεὶς γὰρ τις ἐν αὐτῇ ποιμὴν ἔλεγε Ραμανθας, τουτέστιν ἀφ' ὑψους ὁ θεός. ραμαν γὰρ τὸ ὑψος, αθας δὲ ὁ θεός*. Wo sagt hier Philo, *ραμαν* sei ein Gottesname? Der Eigenname, der hier erklärt wird, ist *Ραμιθα* — *ραμανθας* ist nach dem Zusammenhange ein Satz, worin auf aramäisch eine Etymologie von *Ραμιθα*

gegeben wird. Daß man um diese zu verstehen, sich nicht an den griechischen Interpreten halten kann, bedarf keines Beweises; aramäisch aber kann *ραμανθας* kaum etwas anderes sein als *ραμ ανθα* (hoch bist du), und so ergibt sich auch eine dem etymologischen Naturalisten wohl zuzutrauende Combination mit *רמנר* = *Ραμιθα*. Aus diesen Glossen geht also nicht »so viel mit Gewißheit hervor, daß Ramman auch in Syrien und Phönicien einen Gewittergott bezeichnet, also nicht ein Beinamen des Adonis gewesen sein kann«, vielmehr ist darin überhaupt von diesem Gotte keine Rede. Vorläufig werden wir also die Ueberlieferung, die der hebr. Vocalisation zu Grunde liegt, wonach der Name des Gottes und des Granatbaumes derselbe ist, festhalten, auch nicht die analoge und namentlich bei noch lebenden Wörtern ganz regelrechte Aussprache *Ρεμμων* (LXX) als Einwand dagegen betrachten (S. 306) und am wenigsten in der unhebräischen Form *Ramm on* einen Compromiß zwischen Ramman und Rimmon stiften, der um so unnöthiger ist, da ja *gabbâr* = *gibbôr*. Daß auch bei den Semiten zwischen Gottheit und Baum Beziehungen walteten, ist bekannt, sowohl für El, als für Uzza, dem Feminum des Aziz. Daß aber die Granate in der ganzen alten Welt eine Art von Heiligkeit hatte, die sie wohl für den Adonis eignet, wird man nicht bestreiten können; die bestimmteren Zeugnisse des Arnobius und des Clemens Al. scheint mir Baudissin nicht richtig geschätzt und auch nicht genau geprüft zu haben.

Sorgfältig und gewissenhaft ist dagegen die Untersuchung über den anderen Bestandtheil des Namens, nämlich über Hadad. Das Ergebnis derselben ist freilich auch nicht stichhaltig,

aber das ist mehr der Keilforschung als des Verf. Schuld. Im Gegensatz zu dem was letzterer darthut, steht es jetzt fest, daß der aramäische Baal, der Sonnengott mit der Strahlenkrone, den Namen Hadad und nicht Hadar geführt hat; indem Nöldeke auf Assemani verwies, hat er mehr als einen $\text{בַּרְדַּדַּי} = \text{Baradatoç}$ entdeckt, vgl. den Index der Bibl. orient. I unter Baradatus. Der Beziehung von Hadad (= Baal) auf Adonis legt die Specificierung durch H. »Rimmon sicher nichts in den Weg. Der Versuch Baudissins, die Unmöglichkeit einer solchen aus dem Namen abzuleiten, ist vollständig mißglückt. Wenn er freilich behauptet, daß Hadadrimmon als wirkliche Bezeichnung des Adonis außer unserer Stelle nicht nachweisbar ist, so ist dagegen nichts einzuwenden.

Ist denn aber nachzuweisen, daß H.-R. wirklich ein Ort bei Megiddo war? Der einzige Zeuge dafür ist Hieronymus z. d. St., welcher sagt, Adadremmon sei »urbs juxta Jezraelem, quae hoc olim vocabulo nuncupata est et hodie vocatur Maximianopolis in campo Mageddon, in quo Josias rex justus a Pharaone cognomento Nechao vulneratus est«. Maximianopolis hat allerdings sicher vor Maximianus anders geheißen, an eine Neugründung ist aus mehreren Ursachen nicht zu denken. Eusebius erwähnt die Stadt noch nicht, aber schon in seiner Zeit taucht sie auf und sofort als der Bischofssitz der Ebene Esdraelon, als der bedeutendste Ort zwischen Scythopolis und der Küste, von dem Hieronymus, wenn er selbständig verfährt, bei der Bestimmung der Ortslagen der Umgegend ausgeht. Der Bischof von Cäsarea Palästinae muß sie unter ihrem älteren Namen gekannt haben. Von einer Stadt Hadadrimmon (nicht vicus, sondern urbs)

nun ahnt er nichts, aber etwa an derselben Stelle wie Maximianopolis liegt Legio, und dies ist dem Eusebius der bekannteste Ort in der Ebene Esdraelon, wonach er im Onom. stets die Entfernungen angiebt. Wenn man nicht annehmen will, daß kurz vor 325 — denn auf dem Concil von Nicäa subscribiert schon der Bischof von Maximianopolis — ein plötzlicher Wechsel stattgefunden hat, oder daß damals Legio und Maximianopolis alle beide dicht bei einander die Vororte jener Gegend gewesen sind, die aber nie zusammen vorkommen und von denen Eusebius nur den ersteren kennt, so muß man sich entschließen, Max. mit Legio gleichzusetzen, welcher ältere Name später wieder (auch in Beziehung auf den Bischofs- oder Suffragansitz) den jüngeren verdrängt hat. Weiter aber ist Legio selber auch kein alter Name, wohl aber eine alte Ortslage, was in Palästina a priori und insbesondere bei wichtigen Städten wahrscheinlich ist. Nun ist früherhin der namhafteste Ort in jener Gegend Megiddo gewesen: z. Z. des Eusebius ist er verschwunden — es wird sich aber auch hier bloß um den Namen handeln. Sowie »die Ebene von Megiddo« sicher »die große Ebene von Legio« ist, so ist Megiddo selber auch wohl Legio — die Lage paßt vollkommen, vgl. Robinson III, 414 f. Hieronymus erschüttert diese Annahme keineswegs, denn er weiß gar nicht, wo Megiddo liegt, und hat kein Recht, es von Legio-Maximianopolis zu unterscheiden.

Um die Angabe des Hieronymus aufrecht zu erhalten, müßte man also annehmen, Hadadrimmon sei = Megiddo. Da thäte man aber diesem Heiligen zu viel Ehre an. Hätte es wirklich einen Ort Hadadr. in der dortigen Ebene gegeben, so würde der Chaldäer, welcher viel bes-

ser als Hier. in der paläst. Geographie Bescheid weiß, mit beiden Händen darnach gegriffen haben, denn er versteht die große Todtenklage in der Ebene Megiddo (Zach. 12, 11) ebenfalls von der Klage um den dort getödteten König Josias und dabei macht ihm nur der Name Hadadrimmon die handgreiflichste Unbequemlichkeit — weil er eben nichts davon weiß, daß derselbe den Ort bezeichnet, wo Josias fiel. Was will dagegen jener, wo er auf eigenen Füßen steht, durch und durch unzuverlässige Kirchenvater sagen? Er hat einfach die gewaltige Schwierigkeit, die sich durch »die Trauer Hadadrimmons« der traditionellen Deutung auf Josias entgegenstellte, dadurch fortgeräumt, daß er Hadadr. als Ortsnamen ansah und ihn mit der Stadt identificierte, die zu seiner Zeit — ganz richtig — als die Stätte des Unglücks galt. Dabei ward er dadurch unterstützt, daß wirklich ein Ort ähnlichen Namens dicht bei Megiddo im Alten Testament erwähnt wird, nämlich Gath-Rimmon Jos. 21, 15 — leider aber ein bloßes Versehen für Jibleam, s. Knobel z. d. St. »Ein heutiges Dorf Rummaneh $\frac{3}{4}$ Stunden von Legio, worin sich der alte Name erhalten zu haben scheint« giebt es nicht, und ich vermuthe fast, daß sich Baudissin ebenso wie Hier. durch das falsche Gath-Rimmon Jos. 21, 25 hat täuschen lassen, welches R. Joseph Schwarz mit Maximianopolis identificiert und $\frac{3}{4}$ St. südöstlich von Legio ansiedelt.

Mit dem Orte Hadadrimmon ist es also nichts. Angenommen aber, es gäbe einen solchen Ort, angenommen, wir wüßten, Josias wäre da gefallen, so fand doch die große Klage über ihn nicht auf dem von den Aegyptern behaupteten Schlachtfelde statt, welches die Judäer mit der Leiche des Königs flüchtig verließen, sondern zu

Jerusalem. Man würde dadurch genöthigt, die »Klage H. R.« aufzufassen als die »Klage um das Unglück zu H. R. in Jerusalem« — diese Auffassung widerspricht aber wiederum dem Gegensatz von בירושלם und במגדו in den beiden Parallelen des Verses, wonach die Klage zu Jerusalem einer Klage zu Megiddo gegenübergestellt wird. In Summa: die übliche und von Baudissin vertheidigte Erklärung von Zach. 12, 11 ist in jeder Beziehung unmöglich; die bis jetzt einzig mögliche, freilich auch nicht beweisbare ist die Hitzig'sche.

Obwohl ich glaube, daß B. sich in der bisher besprochenen Abh. einigemal stark vergriffen hat, so bin ich doch mit dem Grundsatz, vorsichtig zu sein in der exegetischen Schöpfung von Göttern, von mytholog. Bräuchen und Vorstellungen, von Herzen einverstanden. Von diesem Grundsatz ist der Verf. auch sonst überall geleitet. Die umfangreichste Abh. ist die zweite über die Anschauung des A. T. von den Göttern des Heidenthums. Das Material ist hier sehr vollständig beigebracht und sorgsam gesichtet; vermißt habe ich nur die Anführung so wichtiger Stellen wie Hos. 3, 4. 5. 9, 3—6 und die Berücksichtigung der Erscheinung, daß das n. p. Jahve allmählich allgemeinen Gottesnamen Platz macht. Mit den Schlüssen, die B. aus seinem Material zieht, stimme ich allerdings auch hier vielfach nicht überein. Wie kann er es z. B. für möglich halten, daß Jephtha's Wort Jud. 11, 24 oder Davids 1 Sam. 26, 19 blos für den Standpunct dieser Männer und nicht für den des Schriftstellers zieht? Ueberhaupt scheint mir der ganze Unterschied der drei Perioden Baudissins recht problematisch, einmal weil die Schriftsteller über die erste Periode selber der zweiten oder dritten angehören, sodann weil der unbewußte

Monotheismus mit einem hölzernen Eisen in nächster Verwandtschaft steht. Auf seinem eigentlichen Felde befindet sich der Verf. in den drei Aufsätzen, welche sich nicht so sehr mit dem A. T., als mit dem semitischen Heidenthum und dessen hellenistisch-gnostischen Nachwuchs beschäftigen. Der dritte, über den Ursprung des Gottesnamens Jao, verräth eine stupende Belesenheit und ist in seiner Art abschließend. Den gleichen gediegenen Eindruck macht auch der erste, über den religionsgeschichtlichen Werth der phöniciſchen Geschichte Sanchuniathons, und der vierte, über die Symbolik der Schlange im Semitismus. Zu S. 190 bemerke ich, daß Ananuel (vgl. Nathanael) sicher nicht aus dem syrischen אננא und אל zu erklären ist, denn El ist kein Fem. und das Prädikat steht nicht im stat. emph. Zu S. 272 mache ich auf Saramalla, den Namen eines reichen Syrsers bei Josephus, aufmerksam.

Gerade gegenwärtig ist ein so ausgerüsteter Arbeiter auf dem Gebiete des semitischen Heidenthums sehr willkommen zu heißen. Denn da jetzt die bedeutendsten Typen desselben aus den Ruinen von Ninive und Babylon ihre Auferstehung feiern so ist es doppelt nothwendig, das anderweitige sichere Material, welches wir auf diesem Gebiete besitzen, zur Controle und Vergleichung bereit zu halten, es zu sichten und zu sammeln in einer Weise, wofür Selden aus früherer, Lagarde aus unserer Zeit als Muster aufgestellt zu werden verdienen. Es ist im hohen Grade zu wünschen, daß Graf Baudissin diese Aufgabe im Auge behält; nur wird er künftig die beiden Strömungen schärfer auseinander halten müssen, wenn der Zweck erreicht werden soll. Aber es wäre von Uebel, wenn urtheilsfähige und nüchterne Gelehrte durch eine Panik, von der die Assyriologen selbst auch nicht die abgeschwächteste Regung verspüren, sich abhalten ließen fürder sich überhaupt mit den Ergebnissen der Keilforschung einzulassen, und der Vf. scheint wohl der Mann, auf einem wichtigen Gebiete die Controle zu übernehmen.

Greifswald.

J. Wellhausen.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück 7.

14. Februar 1877.

La Langue et la Littérature Hindoustanies en 1876. Revue annuelle par M. Garcin de Tassy, membre de l'Institut. Paris. Librairie Orientale de Maisonneuve & C^{ie}. MDCCCLXXVII. 178 Seiten Großoctav.

In dem diesjährigen Literaturbericht des berühmten Orientalisten, den wir uns freuen noch immer auf dem von ihm vorzugsweise erwählten Gebiete unermüdet thätig zu sehen, erwähnt er zuvörderst, daß die Annahme des Kaisertitels von Seiten der Königin von England auch andere orientalische Fürsten zu einer Titelserhöhung veranlaßt hat; so nennt der Amir von Kabul sich jetzt *Padischah* (*pati-schah*, der Herr König) und der König von Birma geht damit um sich zum Kaiser ausrufen zu lassen, um der Kaiserin von Indien und den Kaisern von Deutschland und Rußland an Rang nicht nachzustehn. Demnächst ersehen wir, daß bei des Prinzen von Wales Anwesenheit in Madras vor ihm ein Drama aufgeführt wurde, dem die Geschichte *Nal's* und *Daman's* (*Damajanti's*) zu Grunde

lag, während in Bombay das parsische Liebhabertheater die nicht minder bekannte Geschichte *Hatim Tay's* (s. z. B. Dunlop-Liebr. S. 519) auf die Bretter brachte. Zu Ehren des Prinzen ließ man selbst in der Strenge der Frauenabschließung auf mancherlei Weise nach, so daß sogar ein Babu, Namens Dschaganand, dem Prinzen Zutritt zu seinem Gynaecium gestattete. Dies rief allerdings unter den Eingeborenen das größte Aufsehen hervor und gab selbst Veranlassung zu einer Farce, die unter dem Titel »Dschaganand und der Prinz« im Nationaltheater zu Calcutta gespielt wurde und nicht nur sehr unanständig, sondern auch für den Prinzen sowohl wie für die europäischen Frauen, den Babu und seine Familie höchst verletzend war, weshalb auch die fernere Aufführung des Stückes in Folge einer polizeilichen Maßregel unterblieb. Neben die genannten scenischen Darstellungen verschiedener Art stellen sich dann auch noch die poetischen Ergüsse, welche hundertundfünfzig moslemitische, hinduische, parsische, portugiesische und englische Dichter an den Prinzen zur Feier seines Besuchs richteten und welche wahrscheinlich mit wenigen Ausnahmen unverstanden oder ungelesen geblieben sind. — Demnächst bespricht der Verf. die neuesten literarischen Arbeiten auf dem Gebiete des Hindustani, wobei er unter anderm erwähnt, daß der gelehrte Indianist Growse seine vollständige Uebertragung von Tulcidas's Hindi-*Ramayana* gegen Ende des vorigen Jahres zum Abschluß bringen wollte. Dieses *Ramayana* ist keine Uebersetzung oder Nachahmung des gleichbenannten Gedichtes Valmiki's, sondern ein ganz verschiedenes, obschon natürlich mit letzterm oft übereinstimmendes Werk. Die »arische Gesellschaft« (*Arya Samâj*) zu Bombay beab-

sichtet die Originaltexte der Veda's und anderer Denkmäler der altindischen Literatur, die zur Aufhellung der Religion der Arier dienen können in das Hindustani übersetzen zu lassen. Ferner ist, wie das Journal »Awadh Akhbar« ankündigt, eine Hindiübersetzung der Tausend und eine Nacht in Devanagarischrift erschienen, ebenso auch eine Ausgabe des berühmten Hindiromans *Bakâwali* unter dem Titel *Bakâwali Saman* (Die Blume Bakâwali's); ferner eine Hindiredaction des *Tuti Nameh* unter dem Titel *Suk Bahattri*. Auch die Geschichtsstudien gehen nicht leer aus, und unter anderm hat der Großvezir des Maharadscha von Pattyala, Said Muhammed Hassan Khan, die Geschichte dieses Landes von der ältesten Zeit an zu schreiben unternommen, so wie der Pandit Baschmir zu Patabgarh einen historischen Ueberblick über die vornehmsten englischen und indischen Schriftsteller, welche vom Unglück heimgesucht wurden, auf Urdu herausgegeben (also ein Seitenstück zu des ältern D'Israeli *Calamities of Authors*). Demnächst giebt G. de T. ein Verzeichniß der neuesten sowohl wissenschaftlichen wie nationalen Hindu-Literatur, welches ungefähr 60 Schriften umfaßt und woraus ich nur eine 1875 zu Calcutta in drei Bänden erschienene und von Krischna Tschandra Dharmadikari verfaßte Hindi-Prosaübersetzung des *Mahâbhârata* namhaft mache, so wie einen von dem Pandit Schiv Narayan verfaßten Briefsteller mit dem Titel *Mufîd ulinschâ* (das zum Briefschreiben Nöthige), Lucknow 1875; noch erwähne ich das zu Delhi erschienene *Burhâpe nâma* (das Buch vom Greisenalter) von Nazir, welches in seiner Darstellung der Beschwerden dieses Alters hervorhebt, also den geraden Gegensatz zu Cicero's

und Jacob Grimms Schriften über denselben Gegenstand bildet. — Die Journalistik macht den Gegenstand des vierten Abschnittes, woraus man unter anderm ersieht, daß neben der großen stets wachsenden Zahl hindustanischer, persischer und englischer Zeitschriften in Indien nur eine einzige arabische und zwar zu Lahore herauskommt, nämlich das *Mufîd-i'âm* (das Allen Nützliche), bei welcher Gelegenheit G. de T. bemerkt, daß ein gelehrter Syrier, Namens H. Hassan, unlängst in London eine arabische Zeitschrift unter dem Titel *Mirât ulahwâl* (der Spiegel der Ereignisse) gegründet hat. In Kaschmir ist die Presse frei, wie unlängst der Minister des Maharadscha bei Gelegenheit der Beschwerde eines Beamten erklärte, wohingegen die englische Regierung die einheimischen Blätter der Censur zu unterwerfen beabsichtigt. Demnächst folgt das Namensverzeichniß der 31 neuen meist monatlichen hindustanischen Zeitschriften. — Im folgenden Abschnitt bespricht der Verf. das Unterrichtswesen in Indien, welches so günstige Ergebnisse geliefert hat, daß die Regierung einen Hindu, den Rao Sahib Narayan, bisherigen Vorsteher der höhern Schule zu Puna, zum Director des öffentlichen Unterrichts in der Provinz Berar hat ernennen können. Zu Ehren des um das indische Schulwesen sowohl wie auch sonst um Indien hochverdienten Sir William Muir haben die Muhammedaner an ihrer Universität (Musulman Anglo-Oriental College) zu Aligarh ein seinen Namen tragendes Stipendium gegründet, während andererseits die Hindus ihm zu Allahabad eine Bildsäule zu errichten beabsichtigen, wozu außer andern zahlreichen Beiträgen auch von dem Maharadscha von Benares, der die erste Idee dazu gegeben, zweitausend Rupieen

(4000 Mark) beigesteuert worden sind. Das letzterwähnte College ist bereits in voller Wirksamkeit, und der Said Ahmed Khan Bahadur, der zur Gründung desselben am meisten beigetragen, hat seine einträgliche Stelle als Richter zu Benares aufgegeben, um hinfort seine ganze Thätigkeit jenem Institut zu widmen, bei welcher Gelegenheit der Unterstatthalter (Lieutenant general) der nordwestlichen Provinzen, Sir John Strachey, ihm einen sehr schmeichelhaften Brief geschrieben und ihm nicht nur von den Muselmännern, sondern auch von den Hindus und Engländern zu Benares eine nicht minder schmeichelhafte Adresse in einem silbernen Kästchen mit goldenem Futteral überreicht worden ist. Auch der Prof. Monier Williams beabsichtigt in Oxford ein »indisches Institut« zu gründen, das für alle diejenigen, die sich irgendwie für Indien interessieren, als Mittelpunkt dienen und, als Erziehungsanstalt betrachtet, die schon jetzt in Oxford gehaltenen Vorlesungen ergänzen, d. h. also Sanscrit, Arabisch, Persisch, Hindustani u. s. w., ferner das indische Recht, Philosophie u. s. w. lehren soll. Die letztgenannten Sprachen sollen das Latein und Griechisch ersetzen und die indischen Studenten ihre besondern akademischen Grade erhalten, so wie zum indischen Civildienst vorbereitet werden. Professor Williams hat zur Verwirklichung seines Planes eine längere Reise in Indien unternommen, über welche der Verf. ausführlich Bericht erstattet. Wir erfahren ferner, daß der bekannte Orientalist Eastwick ein Reisehandbuch für Indien in acht Bänden vorbereitet, von denen jeder einen besondern »Kreis« behandeln wird, so wie daß in diesem Augenblick sich etwa achtzig junge Indier in England aufhalten, theils

der Fachstudien wegen, theils aber auch blos um England und seine Institutionen kennen zu lernen, welche beiden Zwecke durch den Londoner Zweig der »National-Indian Association« nach Kräften gefördert werden, wie solches auch durch die andern Zweiggeseellschaften in England und Indien geschieht. Wir erfahren ferner, daß im Pundschaß mehr als in den übrigen Provinzen die Schulen besucht werden, namentlich von den Muselmännern, und aus dem Gränzdistrict Harara vernimmt man die bemerkenswerthe Thatsache, daß die im J. 1872 dort vorhandenen wenig besuchten drei Schulen jetzt auf fünf- undzwanzig gestiegen sind und zweitausend Zöglinge enthalten, die zum Theil dem jenseits der Grenze gelegenen unabhängigen Gebiet angehören. In Audh zählt man gegenwärtig 1555 Schulen mit 60,000 Zöglingen (also zwei Procent der Bevölkerung), und das Urdu genießt noch immer den Vorzug; statt der 31,889 Zöglinge, die es im J. 1873—4 studierten, gab es deren 33,888 im J. 1874—5. Englisch lernten 50,000 Zöglinge, Arabisch 800, Sanscrit nur 200. Auch in Audh sind die Muhammedaner für die Staats-erziehung günstiger gestimmt als die Hindus. Der Maharadscha von Dschaipur, einer der aufgeklärtesten indischen Fürsten und intimer Freund des ermordeten Earl Mayo, dem zu Ehren er ein prächtiges Hospital hat erbauen und davor dessen Bildsäule errichten lassen, hat auch zur Errichtung einer großen Schule, des »Mayo College«, in Adschmir im Lack Rupieen hergegeben, und ebendasselbst findet man auch eine Schule der schönen Künste, Mädchenschulen mit europäischen Lehrerinnen, eine öffentliche Bibliothek u. s. w., ja die Stadt wird sogar zum großen Erstaunen der Einwohner mit Gas erleuchtet. —

Was die sich unaufhörlich mehrenden Gesellschaften (*Andschuman*) betrifft, die das Wohlergehen und den socialen Fortschritt der Indier zum Zweck haben, so ist die »Indian Association« bereits erwähnt worden, deren Wirkungskreis sich von Kaschmir bis zum Cap Comorin erstreckt, deren Hauptsitz jedoch sich in Calcutta befindet. Auch die Wiederverheirathung der Wittwen begünstigt sie gleich allen andern Gesellschaften, da die unverheirathet bleibenden Wittwen sich nach Aufhebung des Suttí und in Folge der Verstoßung von Seiten ihrer und des verstorbenen Gatten Familie sich in einer verzweifelten Lage befinden und dadurch zuweilen zum Selbstmord getrieben werden. Bei dieser Gelegenheit erfährt man auch, daß unter den Muhammedanern in Indien die Wiederverheirathung der Wittwen gleichfalls höchst verpönt ist, die Verständigen unter ihnen jedoch die größten Anstrengungen machen, um dieses Vorurtheil auszurotten, wobei ihnen nicht selten von Seiten der Fanatiker der Tod droht. Unter den übrigen Gesellschaften ist besonders die zu Cassur, einer kleinen Stadt in dem District von Lahore, bemerkenswerth; denn obwohl erst seit kurzem gegründet, besitzt sie doch bereits 228 Mitglieder und eine Monatsschrift mit 325 Abonnenten. Die mit der Gesellschaft verbundene englisch-persische Schule zählt 334 Zöglinge, von denen 125 der Abtheilung für Künste und Handwerke angehören. Die zur Schule gehörige Bibliothek enthält 247 Bücher in englischer, arabischer und persischer Sprache so wie in Urdu, Hindi, Bhascha, Sanscrit und Gurumiki (Pendschabi), welche verschiedene Wissenschaften betreffen und theils von den Gesellschaftsmitgliedern geschenkt, theils auf Kosten der Gesell-

schaft angeschafft worden sind. Es könnte sich manche größere Stadt in Europa an diesem Andschuman, eines kleinen indischen Ortes, ein Beispiel nehmen! Unter den Auspicien der bekannten religiösen Reformgesellschaft *Brahma Samaj* hat des Babu Tschander Rao zu Anfang des vorigen Jahres das »Allahabad Asylum« gegründet und dabei auf die Unterstützung religiöser und mitleidiger Seelen gerechnet. Dasselbe wird Wittwen und Waisen jeder Religion und Farbe aufnehmen, so weit die Mittel es gestatten, jedoch nur unter der Bedingung, daß sie Zeugnisse über ihren moralischen Charakter beibringen und an dem Unterricht in Wissenschaften und Künsten, so wie in der Sittenlehre und über die Einheit Gottes Theil nehmen, welcher in der Anstalt ertheilt wird. — Da die Beziehungen der Sprache und Literatur zur Religion, wie der Verf. bemerkt, sehr eng sind, so macht er in dem nun folgenden Abschnitt verschiedene Bemerkungen über die zwei Hauptreligionen Indiens, den Hinduismus und Islamismus. Hinsichtlich des erstern führt er zuvörderst die Meinung des Rev. G. Trevor an, wonach die eben erwähnte *Brahma Samaj* eher eine Gesellschaft englischer Hindugelehrten bildet als eine religiöse Gesellschaft. Nach dem »Indian Mirror« versammeln sich der Babu Keschab Tschandar und seine angesehensten Jünger in einem zu diesem Zwecke angekauften Garten, wo sie ihren Gottesdienst halten. Auf Matten oder Tigerfellen unter den Bäumen sitzend, sprechen sie zwei oder drei Stunden lang über religiöse Gegenstände, worauf sie schreiben oder lesen oder sich mit anderer Arbeit beschäftigen, Wasser ziehen, Bambus schneiden, Alleen anlegen oder Bäume pflanzen und

sie begießen, und zwar zum Theil baarhäuptig oder selbst ganz unbekleidet. So arbeiten sie mehrere Stunden lang und beginnen dann von neuem den Gottesdienst. Sobald es Nacht wird, fangen sie an Musik zu machen und durchziehen singend die Straßen, wobei sie zuweilen irgend eine arme Hütte betreten und für die Bewohner derselben beten. Nach dem Vorbilde der *Brahma Samaj* entstehen in allen Theilen Indiens noch mancherlei andere reformirende Secten, über mehrere von welchen der Verf. verschiedene bemerkenswerthe Angaben mittheilt. Wieder andere Gesellschaften, so der *Dharm sobha* (Gesellschaft des Gesetzes), sind dagegen auf jede Weise bemüht, den Neuerungen Einhalt zu thun, obwohl trotz alledem die alten indischen Sitten und Gebräuche nach und nach verschwinden, während andererseits der Islam in Indien fortwährend bedeutende Fortschritte macht, wie z. B. gegen alle bisherigen Annahmen hinsichtlich der Frauen gerade die Mehrzahl derselben in Sind unlängst zum Islam übergetreten ist. Natürlich war den Anhängern des letztern das Werk von R. Bosworth Smith »Mohamad and Muhamadism« sehr willkommen; auch haben sie es bereits ins Hindustanische (Urdu) übersetzt und in ihren Zeitschriften ausführlich besprochen, so wie dadurch Veranlassung genommen, mehrfache Schriften zur Vertheidigung des Islam und Bekämpfung des Christenthums erscheinen zu lassen. Weit entfernt also Zeichen von Schwäche und Verfall zu geben strebt ersterer nach nichts geringerem als nach einer vollständigen Wiedergeburt. Diese Bewegung offenbart sich in Bucharra, Khiva, Khokand, Kaschgar, und auch in China suchen die Muhammedaner ihr Joch abzuschütteln; es scheint, daß sie dort große und

rasche Fortschritte machen und in den entferntern Provinzen einen neuen Aufstand vorbereiten, welcher dieses Mal auch bei mehreren kriegerischen, obwohl nicht muselmännischen Stämmen, die des chinesischen Joches gleichfalls überdrüssig sind, Unterstützung finden wird. Der Herrscher von Kaschgar, Yacub Khan, hat den Neffen des Gouverneurs von Momein, der mit dreißig seiner Offiziere im Kampfe für die muselmännische Unabhängigkeit gefallen ist, ehrenvoll empfangen und sich bereit erklärt, seine aus China fliehenden Glaubensgenossen bei sich aufzunehmen. Auch in Tonkin leben 50,000 zwar chinesisch gekleidete, jedoch ihrer Religion treu bleibende Muhammedaner, die daselbst zehn Moscheen besitzen. Die bezügliche Sachlage in Indien endlich ist bekannt und die englische Regierung darf sie keinen Augenblick aus den Augen verlieren. Ueberall also zeigt sich ein wahrhaftes, allem Anschein nach durch die europäische Geringschätzung hervorgerufenes Wiedererwachen des Islam. Bei dieser Gelegenheit ist es wohl passend zu erwähnen, daß wiederum einige Europäer in Indien in letzter Zeit zu der genannten Religion übergetreten sind; so z. B. Thomas William Pradiston, Stadtrath (City magistrate) aus London, der in der Zeitung »Awadh Akhbar« anzeigte, daß er die Ehre gehabt, am 22. Mai vorigen Jahres in den Islam aufgenommen zu werden; ferner ein Staatsbeamter, der zu Calicut in der Kathedralmoschee das Christenthum feierlich abschwor und so noch andere. Noch auffallender aber scheint, daß ein junger Engländer sogar zum Hinduismus übergegangen und als Yogi (Büßer) in den auf dem Berge Jako gelegenen Tempel eingetreten ist. — In dem siebenten Abschnitt

folgen verschiedene die protestantischen Missionen in Indien betreffende Angaben, aus denen wir ersehen, daß nach der letzten amtlichen Zählung 896,658 eingeborene Christen vorhanden sind und darunter 318,363 dem Protestantismus angehören; der »Indian Mail« vom 9. Sept. 1876 giebt die Gesamtzahl der eingeborenen Christen jedoch nur auf 270,391 an, worunter sich 380 ordinierte Geistliche der anglicanischen Kirche befinden; die Zahl der von Missionären geleiteten Schulen beläuft sich auf 3451. Unter den in letzter Zeit zum Christenthum Bekehrten befindet sich ein Kschetrya und ein sehr angesehener Bramine, Namens Subrah Mangam. Unter den Muhammedanern sind jedoch die Bekehrungen sehr schwierig und nicht selten kehren diese Convertiten wieder zu ihrer frühern Religion zurück. Noch führe ich aus diesem Abschnitte an, daß das Buch des Thomas a Kempis so wie die »Bekenntnisse« des heiligen Augustin nächstens in hindustanischer Uebersetzung erscheinen werden. — Der letzte Abschnitt der »Revue« enthält wie gewöhnlich einen Nekrolog der bekanntesten im vorigen Jahre verstorbenen Hindustanisten und hindustanischen Schriftsteller, von welchen erstern ich nur den Bischof von Calcutta, Dr. Milman, den Prof. Martin Haug und Robert Childers namhaft mache; andere wie Julius Mohl und Edward William Lane werden von G. de T. zwar auf höchst ehrenvolle Weise als ausgezeichnete Orientalisten erwähnt, jedoch haben sie sich nie mit dem Studium des Hindustani beschäftigt. — In dem am Schluß angehängten »Appendice« giebt der Verf. ein alphabetisches Verzeichniß aller derjenigen hindustanischen Dichter, die in dem fast 900 Namen enthaltenden zu Lucknow 1875 erschienenen

Sukhan-i schu'ara (Die Reden der Dichter) des Mollah Abu Muhammad Abd ulgafür Khan, benannt »Nassak«, angeführt, in des Verfassers »Histoire de la Littérature Hindouie et Hindoustanie« jedoch nicht zu finden sind, welches Verzeichniß also eine Ergänzung der letztern bildet.

Hiemit verlasse ich die diesjährige, wie immer inhaltreiche und anziehende »Revue« und hoffe auch noch in den nächsten Jahren mit dem würdigen Veteranen der orientalischen Literatur hier wieder zusammen zu treffen.

Lüttich.

Felix Liebrecht.

1. Regesten und Urkunden zur Geschichte des Geschlechts Wangenheim und seiner Besitzungen. Eine zweite bis zum J. 1871 reichende Sammlung von Friedrich Herm. Albert von Wangenheim seinen Vettern und Freunden gewidmet. Als Manuscript gedruckt mit zwei lithographirten Karten. Göttingen, Druck der Universitäts-Buchdruckerei von E. A. Huth. 1872. 502 S. in 8^o.

2. Beiträge zu einer Familien-Geschichte der Freiherren von Wangenheim beider Stämme, Wangenheim und Winterstein, auf den Grund der vorangegangenen beiden Urkunden-Sammlungen, für seine Vettern und Freunde zusammengestellt von Fr. H. A. von Wangenheim. Als Manuscript gedruckt mit 7 lithogr. Wappentafeln, 12 Photographien und 12 Stammtafeln. Göttingen, gedruckt in der Universitäts-Buchdruckerei von E. A. Huth. 1874. 1014 S. in 8^o.

Das erste der beiden vorliegenden Werke bildet die Fortsetzung und Ergänzung der Sammlung von 300 Nummern Urkunden bis zum J. 1533 (Hannover 1857, bei Culeman), welche der Hr. Verf. schon vor 20 Jahren herausgegeben hat und welche in diesen Bll. (1858 Stück 40) noch von dem verewigten E. G. Förstemann angezeigt und nach Verdienst gewürdigt worden. Die Herausgabe dieses ersten Bandes seiner Urkundensammlung, von welchem der anspruchlose Verfasser selbst eingesteht, daß er nicht frei von Lücken und Irrthümern gewesen sei, hat ihm die Wege zur bessern Benutzung der Archive zu Gotha, Weimar, Dresden und Magdeburg gebahnt und auch der kön. Archivrath Beyer (früher in Coblenz, gegenwärtig in Stolberg am Harz, Herausgeber des Mittelrheinischen Urkundenbuchs) hat ihm einige werthvolle Urkunden aus dem von ihm geordneten städtischen Archiv zu Erfurt mitgetheilt, von dem leider! noch immer gegen 3000 Urkunden im Provinzial-Archiv zu Magdeburg aufbewahrt werden, darunter auch die auf die Geschichte der vom Rathe 1392 gegründeten Universität sich beziehenden. Es steht zu hoffen, daß jetzt nach Vollendung des neuen Rathhauses zu Erfurt mit einem feuerfesten Archivlocal diese für die Stadt und den seit 11 Jahren bestehenden Verein für Erfurtische Geschichte und Alterthumskunde so werthvollen Schätze der berechtigten Eigentümerin werden zurückgegeben werden.

Das der Stadt Erfurt gehörige Archiv besitzt schon jetzt eine werthvolle Sammlung von alten Original-Urkunden und Abschriften der meisten außerhalb Erfurt aufbewahrten durch den Fleiß des unermüdet thätigen Archivraths B., außerdem Copialbücher, die Libri dominorum und LL. Com-

munium, die alten Verrechtsbücher aus verschiedenen Jahren seit 1490 mit den Namen aller steuerbaren Bürger (für mehrere Jahrgänge schon in alphabetische Ordnung gebracht), und hat seit 1875 durch eine werthvolle Schenkung aus dem Nachlasse des eifrigen Sammlers und Verf. der Bibliotheca Erfurtina (Erfurt 1863), Stadtrath Karl Herrmann einen werthvollen Zuwachs Thüringischer und Erfurter Chroniken und andrer handschriftlicher Schätze erhalten. — Während die erste Sammlung der Wangenheimschen Urkunden und Regesten 300 Nummern umfaßte, welche nicht über das Jahr 1532 hinausgingen, hat der unermüdet thätige Verf. in dieser zweiten Sammlung seitdem 374 Nummern aus demselben Zeitraum zusammengebracht, theils Berichtigungen früherer Irrthümer, theils vollständige Urkunden, von denen in der ersten Sammlung nur die betreffende Regeste abgedruckt war, hauptsächlich aber ganz neue oder wenigstens in seiner ersten Sammlung noch nicht benutzte Urkunden. Die darauf folgenden Nummern 375—451 gehören dem 16. und 17ten Jahrhundert von 1534—1696, die übrigen NN. 452—460 dem 18. und 19ten Jahrhundert an, von denen die letzten ausführlichen Verträge für die ganze Zukunft des zahlreichen Stammes wichtig sind, nämlich 457 die Familienstiftung des Wangenheim-Wintersteinschen Zweiges für die Unterstützung unverehelicht gebliebener Töchter des Hauses, vom 28. März 1841; sodann Nr. 461 die Urkunde vom 25. Apr. 1861 über die Einrichtung eines immerwährenden Familien-Fideicommisses und Majorats für die Güter Wake, Neuwake und Kerstlingeröderfeld, endlich N. 462 (nachdem der erste Vertrag über die dem von Wangenheim-Winterstein'schen Geschlechte gehörigen Familiengüter vom 3. Juli

1852 wegen nicht erlangter landesherrlicher Confirmation nicht perfect geworden war) das am 24. Jan. 1870 bestätigte Familien-Fideicommiß-Statut der freiherrlich von Wangenheimschen Familie des Stammes Winterstein, betreffs sämtlicher Güter des Stammes einschließlich des Ober- und Unterguts zu Sonneborn, der drei Güter zu Brüheim nebst den Zubehörungen zu Wolfsbehringen und Oesterbehringen und des Oberguts zu Winterstein.

Was der verewigte Förstemann von der ersten Sammlung dieser Urkunden und Regesten (Götting. gel. Anz. 1858 S. 373) ausgesprochen hat, »das ganze Werk sei eine Musterarbeit und eine Fundgrube für den Geschichtsforscher«, das kann vielleicht in noch höherem Grade von dieser zweiten Sammlung gesagt werden, deren Ergebnisse und Leistungen sich keineswegs auf die Geschichte des Wangenheim'schen Geschlechtes allein erstrecken, sondern auch für die Geschichte seiner geistlichen und weltlichen Oberlehnsherren (der Landgrafen von Thüringen, der Wettiner, der Bisthümer Mainz und Fulda u. a.) und für die Geschichte und Genealogie anderer Thüringischer Adelsgeschlechter werthvolle Ergänzungen und Berichtigungen geben. Erhöht wird die Brauchbarkeit dieser Forschungen und die Leichtigkeit des Nachschlagens durch die beigegebenen Register: A. der hauptsächlichlichen Orts- und Personen-Namen, welche in den Regesten vorkommen; B. über die Ausstellungsorte der Urkunden, soweit dieselben ausdrücklich genannt sind; außerdem ist eine Karte über die v. Wangenheimschen, von Behr-Negendankschen, von Trütschlerschen Rittergüter im H. Goth. Justizamte Wangenheim, östlich von der Eisenachischen, südlich von der preußischen Grenze bei Langensalza, im Süden bis Friedrichs-

werth und Sonneborn reichend, und eine zweite der Besitzungen bei Winterstein und Sondra, zwischen dem Mechterstedter Walde, Groß-Tabarz, dem Wintersteiner und dem Ruhlaer Forste beigegeben. Bei der Aufnahme späterer Urkunden (seit 1534) ist es wohl nur anzuerkennen, daß der Herausgeber die Rücksicht beobachtete, sich möglichst zu beschränken und nur solche Actenstücke aufzunehmen, welche besonderes Interesse zur Characterisierung ihrer Zeit oder wegen ihrer fortdauernden Bedeutung für die Familie und den alten Stamm-Besitz darboten, während alle auf die nicht zu den Stammgütern gehörigen Besitzungen sich beziehenden Documente ausgeschlossen blieben. Ausführliche Anmerkungen zu den einzelnen Nummern, wie sie die erste Sammlung in großer Anzahl enthält, hat Herr von Wangenheim in dieser Sammlung darum weggelassen, weil er schon damals mit dem Plane einer Verarbeitung der gewonnenen Resultate für eine Geschichte des Wangenheimschen Geschlechtes in ununterbrochenem Zusammenhange umging und diesen nun auch in dem zweiten hier zu besprechenden Werke unter dem bescheidenen Titel: »Beiträge zu einer Familien-Geschichte« u. s. w. nur zwei Jahre nach dem Erscheinen der zweiten Sammlung seiner Urkunden und Regesten ausgeführt hat.

Wenn man auf dem Goldbacher Berge (nördlich vom Krahnberge, zwischen den alten Straßen von Gotha nach Eisenach und nach Langensalza) steht, so bietet sich dem Auge nach Westen, Norden und Osten hin ein Panorama von grünen Hügeln, von Kirchdörfern und Flecken dar. So weit der Blick reicht, sind dies von Wangenheimsche Besitzungen oder sind es doch ge-

wesen. Aber außer diesem engeren Complex von Gütern hat dies alte Geschlecht schon im 12. und 13. Jahrhundert weit zerstreute Güter und Höfe in der Strecke von Erfurt bis Eisenach zwischen dem Thüringer Walde und der Unstrut, im alten Westergau, im Altgau, in Südthüringen, theils als Beneficien des Stiftes Fulda, oder vom Reiche, theils als Lehen des Erzstiftes Mainz, besessen. Winterstein, welches entfernter von Gotha am nordwestlichen Abhange des Inselbergs liegt, kommt zwar erst nach 1250 im Besitze der in Urkunden genannten Herren von Wangenheim vor, hat aber wohl schon dem älteren Bruder Ludwigs II. Bertohus (erwähnt 1195) gehört und ist erst nach dem Aussterben seiner Descendenz an die Nachkommen jenes Ludwig gekommen. Zwar kommt auch 1246 ein Waltmann de Winterstein vor und innerhalb der Herrschaft sind auch die Herren von Setinstede (Settelstedt) ansässig; doch wird es wohl nicht festgestellt werden können, ob diese damals selbst Besitzer oder nur Burgmannen eines den Wangenheims nahe verwandten Geschlechts waren (Beiträge S. 13).

Die Chroniken erwähnen die Ritter v. Wangenheim oft; auch in dem Memoriale des Erfurter Stiftsgeistlichen von St. Sever, Konrad Stolle, (so nennt er selbst seine keineswegs in streng chronologischer Folge geordneten Aufzeichnungen aus den letzten Jahrzehenden des 15ten Jahrhunderts, welche der verstorbene Hesse in den Stuttgarter Publicationen unvollständig herausgegeben hat) fand Ref. vielfache Erwähnungen ihrer Theilnahme an wichtigen Ereignissen der thüringischen Geschichte. Aber mit Recht beseitigt der Verf. die Fabeleien von der Einwanderung dieser und anderer Adelsgeschlechter

in Thüringen mit den Hunnen oder den Sachsen (Beitr. S. 4) und verwirft selbst die von Emil Rückert »die Vorzeit Altensteins und Liebensteins« festgehaltene Ansicht, daß ihr Ahnherr zu den zwölf schwarz geharnischten, mit Landgraf Ludwig dem Bärtigen aus dem Wasgau eingewanderten Rittern gehört habe, welche den in Thüringen erworbenen oder gegründeten Wohnstätten und Burgen dieselben Namen gegeben hätten, welche ihre Stammsitze im Elsaß hatten. Er leitet den Namen vom ahd. *Wanga*, Wiesengrund, *campus*, *pratium*, her, welches als Endung von Ortsnamen auch in Schwaben und Bayern vorkommt; aber ebenso kommt an der Unstrut ein Groß- und ein Klein-Wangen vor, welchen Namen ja auch das Gothaische Dorf in der Volkssprache führt. Vielmehr schließt der Verf. auf einen früheren Wohnsitz des Geschlechts in Thüringen auch aus dem Umstande, daß unter Landgraf Ludwig III. und seinem eisernen Sohne die Wangenheime nicht immer im Gefolge derselben als ihre Ministerialen, sondern bei mehreren Gelegenheiten im Gefolge des Erzbischofs von Mainz oder des Abts von Fulda vorkommen und einzelne von ihnen geradezu als Ministerialen der Fuldaischen Kirche bezeichnet werden. Unter den vom Mönche Eberhard verzeichneten älteren Schenkungen an die fuldaische Kirche (in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts zusammengestellt, welche Dronke in bessere Ordnung gebracht hat, als Schannat in seinen *Vindemiae litterariae* sie aufführt), werden schon freie Männer aus den Dörfern Wangenheim und Tungeede als Donatoren aufgeführt, welche der Zeit der letzten Karolinger und Kaiser Konrad's I. angehören und von denen Walter de Wangenheim vielleicht als ältester Stamm-

vater des Geschlechts anzusehen ist, ein Sohn oder Nachkomme Otolfs, in dem man vielleicht (Beiträge S. 178) den historischen Udo der Gleichenstein'schen Genealogie in Rudolphi's *Gotha diplomatica* erkennen darf, welchen Gleichenstein aber als einen in Thüringen zurückgebliebenen Hunnenkameraden ansieht, wie er überhaupt verschiedene Herren W. mit Vornamen, wie sie in der Familie nicht vorkommen, und die urkundlich nicht nachzuweisen sind, auführt, (vgl. Beitr. S. 178).

Außer den allgemeinen Nachweisungen über Namen und Abkunft des Geschlechts — (I. Buch 1. Kap. S. 3—15. 2. das Wappen, wozu 7 lithographierte Tafeln, S. 15—32, der Güterbesitz des Wangenheimschen Geschlechts, mit Einschluß der Gerichtsbarkeit, der Patronats- und der Lehnsverhältnisse, der Passiv- und Activ-Lehne, S. 33—133) — bespricht das I. Buch noch die Senioratsverhältnisse und Familien-Versammlungen und endlich die Stiftungen des Wangenheimschen Geschlechts für Geistliche und milde Zwecke und für die Mitglieder der Familie, namentlich für die Wittwen und unversorgten Töchter, S. 134—174. Das II. Buch enthält in seinem ersten Abschnitt S. 175—356 die genealogischen und biographischen Nachrichten über die 11 ersten Generationen (mit Beseitigung der von Gleichensteinschen Phantasieen) von Ludwig I. an, der in Urkunden von 1133, 1144 und 1145 als Zeuge vorkommt, und dessen Enkel Ludwig II. das älteste Siegel, ein ungetheiltes Wappen mit drei Paar Zwillingsbalken, (ohne das Windspiel in der linken Abtheilung) in einer Urkunde des J. 1219 führt, welche von einer wichtigen und bedeutenden Schenkung der Dörfer Hagen und Katterfeld, von 12 Hufen in

Fahner und den erblichen Nutzungsrechten an den fuldaischen Stiftsgütern in Wutensberg (Utzberg bei Erfurt) an das Kloster Georgenthal handelt. Der Sohn desselben, Ludwig III., Gemahl der Heilwiga von Treffurt, Schwester des Hermann von Brandenfels (siehe die von Wangenheim berichtigte Genealogie des Geschlechts, in welchem der Familienname öfter wechselt, Beiträge S. 192) war wohl auch Begleiter des Landgrafen Ludwig auf dem Zuge nach Polen 1225, sowie auf dem Kreuzzuge 1228, von welchem er aber, wie die meisten übrigen thüringischen Edeln, nach dem Tode des Landgrafen am 11. Sept. mit dessen Gebeinen zurückkehrte, da er wiederum 1229 als *Ludovicus iunior* auf einer Reinhartsbrunner Urkunde erwähnt wird; denn schwerlich kann der allerdings damals noch lebende Vater (senior), rüstig genug gewesen sein, um den Zug mitzumachen; und Herr von Wangenheim berichtet hiernach S. 186 f. die Angabe der Schwarzburgischen Chronik des Jovius und seine eigne Stammtafel in der ersten Regesten-Sammlung. Dieser Ludwig III. war der jüngere Bruder des Berthous II., (welcher letztere, nach 1196 nicht wieder vorkommend, nach des Verf.'s Ansicht mit dem Abt Berthous von Reinhartsbrunn 1240—56 identisch ist, während Möller den Berth. d. W. für den Stammvater eines neuen Geschlechts mit andern Namen hält; in der ersten Regestensammlung S. 38 muthmaßte auch Hr. v. W. noch, es könne der villicus B. de Hagen sein, verwirft dies aber nun selbst, Beiträge S. 187*). Ludwig III.

*) An die Möglichkeit eines weltlichen Besitzes dieses Berthous (Winterstein) und des Aussterbens seiner Descendenz vor 1250 denkt allerdings der Herr Vf. S. 13,

erlebte das Aussterben der Landgrafen und den traurigen Erbfolgestreit zwischen Sophia von Brabant und Markgraf Heinrich dem Erlauchten, in dessen Umgebung er auf einer Reifensteiner Urkunde 1257 erscheint. Seine beiden ihn überlebenden Söhne (aus der fünften Generation, S. 197) werden aber Stammväter der beiden noch jetzt blühenden Hauptlinien; Ludwig IV. von Wangenheim, Gemahl der Jutta von Varila, welcher auch in der Umgegend von Erfurt (Walsleben) begütert war, S. 199, und sein jüngerer Bruder Friedrich von Winterstein; ersterer war gewiß 1304 schon verstorben (S. 200 Z. 9 muß es Ludwig IV. statt L. III. heißen); der zweite führte zuerst in einer Urkunde von 1289 das seitdem gebräuchliche Wappen mit dem Windspiel im getheilten Schilde und war 1297 schon todt, vielleicht 1296 bei Eschenberge gefallen; bei dieser Gelegenheit zählt der Verf. S. 202. 3 die urkundlich erwähnten Herren von Herbsleben auf, aus deren Geschlecht Friedrich's Gemahlin Luccardis war und berichtet die Ansicht Sagittars und W. Rein's über das Kloster Heyda, welches nicht in Wannigeroda bei Emleben zu suchen, sondern für das Kloster Heyda bei Morschen in Hessen zu halten sei, worin ihm auch Rein noch kurz vor seinem Tode Recht gegeben habe.

Man könnte vielleicht mit dem Verf. rechten, ob es zweckmäßig war, auch die 6 folgenden Generationen in der Weise fortzuführen, daß er nun alle Brüder, dann die Schwestern, endlich auch die Wintersteiner Vettern und Cousinsen

welcher Stelle oben (S. 209) Erwähnung geschehen ist; er bemerkt indeß ausdrücklich, daß dies urkundlich bis jetzt nicht nachzuweisen sei.

bespricht, ehe er zur nächsten Generation übergeht, anstatt, wie er später thut, die Geschichte der einzelnen Linien und Viertel derselben in zusammenhängender Folge der Generationen zu behandeln, z. B. S. 401—425 die XI—XXII. Generation der ersten Linie des Stammes Wangenheim; aber da der älteste Bruder immer zuerst genannt und am ausführlichsten behandelt wird, die jüngern Geschwister kürzer besprochen werden, schließen sich auch die gleichzeitigen Schicksale beider Linien näher zusammen. Eine der ruhmvollsten Persönlichkeiten ist der Sohn jenes Friedrich's I. von Winterstein, Friedrich III., in jüngeren Jahren ein treuer Gefährte Landgraf Friedrich des Freidigen (mit der gebissenen Wange) sowie nach dessen Tode (13. Nov. 1324) als Vogt oder Landpfleger von Gotha eine treue Stütze seiner dort residierenden Wittwe Elisabeth von Arnshaug und ihres unmündigen Sohnes Friedrich des Ernsthaften. Nach siegreicher Vertreibung der räuberischen Herren von Treffurt 1327 zog er mit dem Grafen von Schwarzburg und dem Vogt Heinrich d. Aelteren von Gera dem Markgrafen Ludwig dem Aelteren von Brandenburg (nicht L. dem Römer, wie er S. 223 genannt wird, der 1327 geboren ward) gegen Johann von Böhmen zu Hülfe und schloß den Waffenstillstand zu Schönerlinde 25. Dec. 1328, verbürgte sich dann 1331 mit Graf Günther von Kevernburg und einigen Rittern solidarisch für den nachmaligen Kaiser Günther von Schwarzburg bei einigen Erfurter Bürgern für 33 Mark Silbers, welche dieser für farbiges Tuch schuldete. Später 1335 wurde er in den Krieg zwischen Erzbischof Balduin und Heinrich von Mainz verwickelt, half das Hülfsheer unter dem Grafen von Katzenellenbogen bei Langen-

salza schlagen, öffnete aber später auch dem mit seinem Landgrafen gegen Erfurt verbündeten Balduin sein Schloß Wangenheim. Nachdem er (wahrscheinlich kinderlos) auf seinen Neffen Friedrich IV. seinen Antheil an Burg Brandenfels und Großenbehringen übertragen hatte, zog er mit dem jungen Landgrafen nach Frankreich dem König Eduard III. zu Hülfe und hier verlangte sein Lehnsherr im Lager von Cambray 1336 (oder 1337) von ihm den Ritterschlag, »den er nur von einem solchen erhalten wollte, der nie vor einem Feinde geflohen«. Hochgefeiert ob dieser Ehre kehrte er nach Thüringen zurück und wurde 1339 unter die Schiedsrichter in dem Streite zwischen Erzbischof Heinrich von Mainz und den Grafen von Hohenlohe und Hanau über die Rinecker Erbschaft gewählt. Auch später stand er dem Landgrafen in den Kämpfen gegen Mainz und gegen widerwillige Thüringische Edle bei, rettete den schwer Verwundeten in einem Gefechte vor der Gefangenschaft und brachte ihn in das Erfurter Kloster der Benedictinermönche, welche ihn treu pflegten — für einen Theil der bedeutenden Geldmittel (800 Mk. Silbers), welche Friedrich zu dieser Kriegführung aufwenden mußte, entschädigte ihn der Landgraf durch Belehnung mit Friezen, dem Wangenheim'schen Antheil am Brandenfels und dem Hause zum Heinrichsberge (damals einer Stolbergischen Veste, später wieder im Besitz der Stolberge, denen es die Bürger von Nordhausen und der Graf von Hohnstein 1344 entrissen und zerstörten; vielleicht wirkte der Streit um diese Raubburg mit zum ersten thüringischen Grafenkrieg, 1341 n. 42). Für die dem Landgrafen 1346 mit 12 Helmen (statt bisher mit 5) und Oeffnung aller seiner Schlösser

gegen Mainz geleistete Hülfe (nachdem der Erzbischof Langensalza von den Herren von Salza erkaufte hatte) überwies ihm der Landgraf Schloß und Gericht Mühlberg*) und einige Dörfer, welche bisher Hans von Salza besessen hatte. Wiederholt wohnte er noch wichtigen Verhandlungen seines Herrn in Nürnberg und Eisenach 1346 und 1347 über wiederkäufliche Verpfändung der Lausitz an den Landgrafen und den Vertrag mit Günther von Schwarzburg, über den Zoll und die Zollstraße von Frankenhäusen, bei; er nahm nach dem Tode Landgraf Friedrichs des Ernsthaften (2. Febr. 1349) von dessen Sohne, Friedrich dem Strengen, mit seinen Neffen 2 Schlösser und 3 Dörfer mit einigen Rechten und Einkünften in Lehen und ordnete in demselben Jahre ihren gemeinsamen Besitzstand gegenüber dem Vetter Lucz VI. aus dem Stamm Wangenheim durch einen Vertrag, wornach sämmtliche Vettern noch 4 Jahre nach Friedrich's Tode in ungetheiltem Besitze ihres alten Familiengutes bleiben wollten (S. 228). Zum letzten Mal erscheint der gefeierte Senior 1351 bei der Verpfändung des Dorfes Brüheim für 200 Mark durch die jungen Landgrafen an

*) Herr von Wangenheim läßt es unentschieden (Reg. und Urk. II. N. 51 S. 39), ob nicht an das Mühlberg in Meißen zu denken sei; aber auch der verstorbene Rudolstädter Archivrath Dr. B. F. Hesse, Geschichte des Schlosses Mühlberg in Thüringen und seiner Grafen, im V. Hefte der Mittheilungen des Vereins für die Geschichte und Alterthumskunde von Erfurt, 1871 S. 27, bezieht diese Angabe auf das zunächst der Wachsenburg und der Wandersleber Burg Gleichen gelegne Schloß, dessen Besitz gerade in diesen Jahren vielfach wechselte, ehe von Erzb. Gerhard seine Hälfte wiederkäuflich, von den Grafen von Henneberg und Schwarzburg die ihnen zustehenden Viertel an Erfurt überlassen wurden, 1357 und 62.

ihn und seine Neffen, zur Entschädigung für die Kriegsschäden im Kampfe gegen Mainz. Seinen Tod setzt der Verf. vor 1355; genauer könnte man ihn wohl zwischen dem 24. Jul. 1353 und dem 12. Dec. 1354 ansetzen, den Daten der Urkunden 71 und 73 der zweiten Sammlung, in denen ersterer noch neben seinem Neffen »Friedrich der junger« (IV) genannt wird, in der letzten dagegen nur dieser als Marschalk und Geheimerath (»Heimelicher«) Friedrich's des Strengen nach dem Tode Thymo's von Kolditz; seit 1358 erscheint Friedrich IV. als Hauptmann und Vogt des Thüringer Landes (S. 241), während der Kämpfe des Landgrafen gegen Erfurt, Nordhausen und Mühlhausen um Kindelbrück, gegen Hermann von Beichlingen und den Abt und die Ritterschaft von Fulda; er wohnt 1360 einer Berathung der Landgrafen mit ihren Räthen bei, wobei ihm und dem Otto von Ebeleben und Christian von Witzleben zur Führung des Kriegs sämtliche Einkünfte des Landes überwiesen werden, nur mit Ausschluß der Münze zu Freiberg und der Bergwerke (S. 242). Eine gleich darauf angeführte Urkunde von 1361, Reg. II, N. 90, über den Verkauf des Dorfes Hausen durch die Landgrafen an Heinrich von Siebeleben vermehrt die schätzenswerthe Zusammenstellung des Hrn. Archivraths von Mülverstedt über die Herren von Siebeleben in den Mittheilungen des V. f. G. u. A. K. von Erfurt 1867. III S. 192, welcher eine dem J. 1355 angehörende Urkunde desselben aus Tentzel Supplem. ad. Hist. Goth. II S. 14 anführt, während ein älterer Dieterich Sibeleybin in der Wangenheim'schen Sammlung II, N. 23. 32 und 38 aus den Jahren 1310. 1325 und 1327 vorkommt; von demselben führt Hr. von Mülverstedt allerdings

auch noch Urkunden aus den J. 1320. 1327. 1328. 1329 und 1332 an; die ältesten dieses Geschlechts 1227 urkundlich vorkommenden sind 2 Heinrich, der letzte Heinrich von Siebeleben, Vogt des Schlosses Vippach 1400. Ein Erfurtischer Geistlicher, Heinrich v. S., wurde an der Landstraße nach Arnstadt nahe dem Waldschlößchen ermordet, wo ein ihm errichtetes Kreuz ohne Jahreszahl seinen Namen trägt; aus dem Todtenbuche des Erfurter Marienstifts (Dom), welches in Karlsruhe aufbewahrt wird, wissen wir nun, daß er am 10. Dec. 1313 vom Grafen Heinrich von Schwarzburg ermordet wurde; siehe »Karl Herrmann, das Kreuz auf der Steigerhöhe an der Arnstädter Chaussee, Mittheilungen etc. von Erfurt, II S. 183 ff. und von Mülverstedt, Einige Bemerkungen zu dem Aufsatze über das Kreuz etc. ebendas. III S. 187 ff.

Nachdem beide Wangenheimischen Stämme 1359 den Vertrag über ihre beiderseitige Auseinandersetzung wegen ihres Antheils am Hause Wangenheim und wegen Haltung eines Burgfriedens geschlossen und durch denselben die erste Trennung des Stammes Wangenheim vom Wintersteiner Stamme, die Ausscheidung des ersteren aus der Stammguts-Gemeinschaft und eine Todttheilung eingeleitet hatten (S. 232 f.), gaben sie gegen Ende des Jahrhunderts dem Streben der Landgrafen nach Ausdehnung ihrer Lehnsherrschaft durch Ausmerzung der nur noch sehr sporadisch in Thüringen bestehenden freien Herrschaften nach und trugen den letzten Rest ihrer dynastischen freien Herrlichkeit, die Herrschaft Wangenheim, den Landgrafen zu Lehen auf, aber die Wintersteiner Lucz VIII und Friedrich VIII, ihren Antheil Wilhelm dem Aelteren von Meißen, der Wangenheim-Wangenheimer

Friedrich V. der Aeltere († 1431) an Balthasar und erhielt am 8. Juli 1395, was ihr »recht frei eigen« Erbe gewesen, als landgräfliches Lehen zurück. Da sich die Stämme hierbei nicht gegenseitig die gemeine Hand gewahrt hatten, so war die Möglichkeit abgeschnitten, der im Laufe des 18. Jahrhunderts eingetretenen Veräußerung der sämtlichen Stammgüter des Stammes Wangenheim entgegen zu treten (S. 257). Auch das 15. Jahrhundert brachte manche Verwicklung und denkwürdige Ereignisse in Folge der politischen Verhältnisse. Friedrich der Aeltere (V) führte 1415 während des Flegelerkriegs die Meißenischen Markgrafen Friedrich und Wilhelm in seine Burg auf ihrem Zuge gegen ihren Vetter, Landgraf Friedrich den Jüngeren (oder den Einfältigen, Sohn und Nachfolger Balthasar's, seit 1406), dessen Marschall ihr Wintersteiner Vetter Friedrich VIII. war; aber, wie der Verf. wohl mit Recht annimmt, that es Friedrich V. wohl nur im Sinne einer vermittelnden Versöhnung zwischen den erzürnten Vettern, da wir ihn bald nachher wieder unter den Bürgen des Landgrafen und an seinem Hoflager finden (S. 260, vgl. 282, Reg. u. Urk. I N. 153). In einer Thüringischen Chronik auf der Bibliothek zu Wernigerode fand Ref. die Angabe, daß Markgraf Friedrich am 6. Tage vor Maria Magdalena (16. Jul.) nach der Burg Wangenheim geführt worden sei, aber wegen Inhibition des Schwarzburger Grafen keinen Einlaß erhalten habe (Bl. 62b). Dem Wintersteiner Friedrich VIII., seinem Marschall, und dessen Neffen, Hans I., dem Stammvater der noch blühenden Linien dieses Stammes, ertheilte der Landgraf 1412 einen Lehnbrief über ihre Besitzungen, der noch vorhanden ist (Reg. u. Urk. I, N. 152; Beitr. S. 283);

demselben verkaufte er 1436 die Burg Scharffenberg mit Zubehör (S. 306, Reg. I, N. 188). Der älteste Sohn Friedrich's V. des Aelteren, Jacob, der früher in Treffurt residirt und schon 1415 Markgraf Friedrich den Streitbaren nach dem Concil zu Constanz begleitet hatte, war unter den Führern des thüringischen Fußvolkes in Böhmen und starb in der Schlacht von Aussig den Heldentod 15. Jun. 1426 (S. 289—293) mit Hinterlassung zweier Söhne, Claus und Hans II. (S. 316 f.); ersterer begleitete Herzog Wilhelm fast auf allen seinen Kriegszügen. Auch der Wintersteiner Georg, Vetter Hans des Aelteren, fiel schon 1429 bei Alt-Dresden oder im darauf folgenden Winter bei Grimma mit Friedrich Vitzthum gegen die Hussiten, deren Gefangener der oberste Fähnrich Georg von Witzleben wurde. Ein Sohn jenes Hans I., Hans IV., begleitete nach Angabe fast aller Thüringischen Chronisten den Herzog Wilhelm auf seiner Wallfahrt zum heiligen Grabe und erhielt auf diesem Zuge den Ritterschlag (S. 331). Der jüngste (6.) Bruder, Georg II., trat später in die Dienste des Brandenburgischen Markgrafen Albrecht Alcibiades als Marschall, und mußte bei dessen unruhigem und kriegslustigem Wesen großen Aufwand machen und zur Bestreitung desselben manche Schuld aufnehmen, S. 336 f. Der Vater der 6 Wintersteiner Brüder, Hans I. der Aeltere, war darauf bedacht gewesen, viele verpfändete und sonst verlorene Güter wieder zu gewinnen und hatte schon 1469 beim Herannahen seines Alters durch eine Satzung zwischen seinen Söhnen und denen seines verstorbenen Sohns Lutz IX. Fürsorge getroffen, daß seine hinterlassenen Güter als Gesamtgut der Familie seiner Nachkommenschaft erhalten blieben; dadurch war die

Fideicommiss-Qualität der Familien-Stammgüter in diesem Stamme der Hauptsache nach erhalten worden. Von seinen Enkeln erhielt Hans VI. der Jüngere, der Sohn Lutzens die eine Hälfte der Güter. Dessen ältester Sohn Erasmus und dessen Sohn Hans hinterließen keine weitere Nachkommenschaft, aber die jüngeren Brüder des Erasmus, Lütz XI. der Aeltere und Friedrich XIII., beerbten sie und wurden die Stammväter des noch blühenden 2ten (gelben) und 1sten (blauen) Viertels; die Söhne Friedrich's Friedrich XII. und Apel VI. gründeten das 3. (rothe) und das 4. (grüne) Viertel des Wintersteiner Stammes; welches letztere erst 1844 mit dem sächsischen Kammerherrn Ernst Wilhelm von Wangenheim ausgestorben ist, worauf seine Besitzungen, soweit sie nicht durch Heirath seiner Schwester an die Familie Trützscher gekommen sind, dem 3. Viertel zu Theil wurden. Der einzige Stammhalter des älteren 1278 abgezweigten Stammes Wangenheim, Bernhard († 1519) welcher den Besitz des Hauses Wangenheim mit Hans d. J. von Winterstein theilte und darüber manche ärgerliche, erst durch Intercession des Kurf. Ernst von Sachsen und Schiedsrichter von 1498—1501 beigelegte Streitigkeiten hatte, hinterließ zwei Söhne, die Stammväter der noch heute blühenden Linien. Die genealogische Geschichte dieser einzelnen Linien behandelt das zweite Buch (S. 357—815).

Das dritte Buch (S. 817—1086), behandelt die Besitzungen des Geschlechts und zwar zuerst die noch im Besitze desselben befindlichen alten Stamm- und Familiengüter in alphabetischer Ordnung; sodann die übrigen noch jetzt im Wangenheim'schen Besitz befindlichen, aber nicht zu den alten Stammgütern gehörigen Be-

sitzungen; endlich diejenigen Besitzungen, welche früher, längere oder kürzere Zeit, sich in Wangenheim'schem Besitze befunden haben.

Gerade die traurigen Erfahrungen und Verluste, welche die Agnaten beim Aussterben des 4ten Wintersteinschen Viertels und der Auseinandersetzung mit Frau von Trützschler als Allodial-Erbin gemacht haben, zum Theil verschuldet durch die traurige Vermögenszerrüttung des letzten Stammhalters und die Leichtfertigkeit des beauftragten Sachwalters Rath S., veranlaßte den fleißigen und gewissenhaften Verfasser zur gründlichen Forschung über das urkundliche Material über die Besitz- und Rechtsverhältnisse der Familie, um welche er sich ebenso ein wesentliches Verdienst erworben hat, wie um die Geschichte dieses Theils von Thüringen und der Landgrafen überhaupt.

Erfurt.

J. C. Herm. Weißenborn.

Dr. Richard Rothe's Entwürfe zu den Abendandachten über die Briefe Pauli an den Timotheus und Titus nebst einem Anhang: Luther's Gedächtnistage. Aus R. Rothe's handschriftlichem Nachlaß herausgegeben von Carl Palmié, Pastor zu Wormsdorf. Wittenberg, Herm. Krelling, 1876. XIX und 387 Seiten in Octav.

Ein zweites Titelblatt, welches den gegenwärtig vorliegenden Band als ersten bezeichnet, und ein Wort des Herausgebers (Vorrede S. IX) begründet die Hoffnung, daß ähnliche Entwürfe über den ersten Brief Johannis, die Bergpredigt u. s. w. mitgetheilt werden mögen. Wenn diese, wie der Herausgeber sagt, druckfertige Fortsetzung in ihrem Werthe, woran nicht

zu zweifeln sein wird, dem jetzt Dargebotenen entspricht, so wird auch die neue Gabe den wärmsten Dank verdienen. Solche Entwürfe empfehlen sich nicht leicht, zumal für die Menge derjenigen, welche die nach denselben gestalteten Reden nicht selbst gehört haben. Die Rothe'schen Entwürfe aber nehmen, je tiefer man hineinkommt, ein um so stärkeres Interesse in Anspruch. Diese Entwürfe, im Durchschnitt etwa je drittelhalb Druckseiten umfassend, haben so viel Andeutung der mündlichen Ausführung, daß ein wirklich aufmerksamer und ernstlich nachdenkender Leser im Stande ist, die weitere Gestaltung, wie sie von dem edlen Rothe gedacht war, befriedigend zu verstehen und zu genießen. Es ist ein wahrer, ebenso lehrreicher als erbaulicher Genuß, den feinen und tiefen Gedanken Rothe's nachzugehen; man kann sich vorstellen, mit welcher Liebe die Mitglieder des Prediger-Seminars in Wittenberg, in deren Abendandachten Rothe zu reden hatte, auf einen solchen Prediger hingeblickt haben.

Die beiden ersten Pastoralbriefe werden in ununterbrochener Folge behandelt; besonders reiche Texte, in denen jedes Wort ausgelegt sein will, kommen wiederholt vor. Auch der Titusbrief ist wesentlich vollständig dargelegt; doch finden sich einige unbedeutende Lücken in der Textfolge. Der Prediger steht mit klarster Entschiedenheit, mit liebevollster Hingebung fest in seinem Texte. Das Thema ist immer ein einfacher, reichhaltiger, textmäßiger Gedanke. Auch die Hauptpartition ist immer ganz leicht und ungesucht; die weitere Disposition ergibt sich aus dem innern Leben der behandelten Materien. Auch diese Kunst des Disponirens zeigt den wahren Meister. Die dargebotenen Sachen aber, das überall merkbare Schöpfen aus dem Stollen, der tiefe Ernst der Anschauungsweise, die bis auf den Grund gesunde, klare und warme Frömmigkeit, die überall sich geltend machende höchste Würdigung des Predigeramts, die wahrhaft seelsorgerischen Mahnungen, welche von

da aus nach allen, auch scheinbar entlegenen Beziehungen hin, mit unbestechlicher und dabei so liebevoller, Vertrauen erweckender und getrosteten Muth machender Pflichtforderung sich ergeben, die weit und tief reichenden Blicke in die eigenthümlichen Versuchungen, Gefahren, Aufgaben und Vorzüge der Gegenwart, dazu die Menge schlagender Sentenzen, knapper Kernsprüche, welche dazu geeignet sind, weite Perspektiven zu öffnen und wahrhaft befruchtend in das Herz und den Verstand des Lesers sich einzusenken — das alles sind unschätzbare Vorzüge des vorliegenden Werkes, welches den seligen Rothe nicht nur in seiner Ehrwürdigkeit, Gewissenhaftigkeit und geistigen Hoheit, sondern auch in seiner lautern Liebenswürdigkeit vor Augen stellt. Diese Entwürfe sind dazu angethan, das sorgsamste Studium der Geistlichen und der Candidaten in Anspruch zu nehmen; namentlich auch nach der Seite der Ethik bieten sie eine ungewöhnliche Fülle von Belehrung und Anregung. In diesen Entwürfen wird der, welcher richtig zu lesen versteht, eine vortreffliche Pastoraltheologie finden.

Den Vorzügen dieses Werkes gegenüber erscheint es fast kleinlich, Ausstellungen, die in der That nicht von Belang sein können, zu machen. Doch mögen die folgenden Bemerkungen gestattet sein. Die Rothe'sche Ansicht von dem dereinstigen Aufgehen der gegenwärtigen Kirche in den christlichen Staat findet sich auch hier wiederholt ausgesprochen. Aber auch wer anderer Ansicht ist, wird den Ernst evangelischer Frömmigkeit, mit welchem Rothe seine Anschauung gestaltet, da er in seinem christlichen Staate eine Verklärung und Vollen- dung der kirchlichen Lebensform erblickt, nur mit tiefem Respect würdigen. Als irrthümlich aber wird man die in mehreren Entwürfen fest gehaltene Beziehung des Textes 2 Tim. 2, 1 ff. auf eine dem Timotheus zuge- muthete Reise nach Rom in Anspruch nehmen müssen; indessen wirkt dies Versehen nicht über die Grenzen der einleitenden Bemerkungen hinaus. Auf den Heraus- geber zielt das Bedenken, ob es wohl gethan sei, auch den zweiten Entwurf über 2 Tim. 2, 8 (S. 191) aufzu- nehmen, welcher doch nur für eine hinter dem voran- gehenden Entwürfe zurückstehende Doublette gelten kann. Eine Rüge aber verdient die auffallende Menge von Druckfehlern.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück 8.

21. Februar 1877.

Nordiskt medicinskt Arkiv. Under medverkan af Prof. Dr. G. Asp, Prof. Dr. J. A. Estlander, Prof. Dr. O. Hjelt i Helsingfors, — Prof. Dr. H. Heiberg, Prof. Dr. J. Nicolaysen, Prof. Dr. E. Winge i Kristiania, — Prof. Dr. P. L. Panum, Prof. Dr. C. Reiß, Dr. F. Trier i Köbenhavn, — Prof. Dr. C. Ask, Prof. Dr. C. Naumann, Prof. Dr. V. Odenius i Lund, — Adj. Dr. R. Bruzelius, E. o. Prof. Dr. C. Rossander, E. o. Prof. Dr. E. Odmansson i Stockholm, — Adj. Dr. J. Björkén, Prof. Dr. P. Hedenius, Prof. Dr. Fr. Holmgren i Upsala, redigeradt af Dr. Axel Key, Prof. i Patolog. Anat. i Stockholm. Sjunde Bandet. Med 9 tafloer och 13 träsnitt. 1875. Stockholm. Samson & Wallin.

Eine Reihe vorzüglicher Arbeiten aus fast sämtlichen Zweigen der Arzneiwissenschaft bietet auch der 7te Band der von uns in diesen Blättern wiederholt besprochenen, in der Ueberschrift genannten scandinavischen Zeitschrift, welche wie die im 4ten Hefte No. 25 p. 20 gemachten Mittheilungen über die Tauschverhält-

nisse des Nordiskt medicinskt Arkiv mit auswärtigen wissenschaftlichen Journalen lehren, auch im Auslande eine immer zunehmende Beachtung findet. Scandinavische Abhandlungen von größerem Umfange scheinen fast durchgängig dem Arkiv zuzufießen, welches von den uns bekannten scandinavischen Zeitschriften allerdings über den größten Raum zu verfügen hat und dadurch in den Stand gesetzt ist, gründliche und erschöpfende Arbeiten zu bringen. Wir haben wiederholt auf die vorzügliche Ausstattung hingewiesen und die Fülle der mit großer Sorgfalt ausgeführten Holzschnitte und Lithographien, welche den einzelnen Aufsätzen beigegeben sind, hervorgehoben; dieses Verhältniß hat sich nicht geändert, und daß eine solche Aenderung nicht eingetreten ist, nachdem die Zeitschrift ihr siebentes Lebensjahr vollendet hat, ist das beste Zeichen für die Verbreitung derselben.

Der vorliegende Jahrgang wird eröffnet durch einen Aufsatz von Axel Lund, Badearzt in Modum, über Chlorose und Wesen und Ursachen dieser Krankheit, welcher die Aufmerksamkeit der Aerzte im Allgemeinen und insbesondere der Hygienisten verdient, insofern die Arbeit eine Anzahl bisher wenig beachteter Gesichtspunkte enthält. Lund definiert Chlorose als Blutarmuth, welche sich ohne unmittelbar wahrnehmbare Ursache, unabhängig von Alter und Geschlecht, entwickelt. Lund hält die Affection für unabhängig von Jahreszeit und klimatischen Verhältnissen und sucht diese Behauptung durch Tabellen aus der Praxis seines Vaters, welche die im Decennium 1864—73 behandelten Bleichsuchtsfälle umfassen, darzuthun. Es ist mir nicht völlig zweifellos, ob die Zahl

dieser Fälle (868) einerseits und das Territorium, auf welches sich die Beobachtungen beziehen (Königreich Norwegen) andererseits, groß genug sind, um für solche, der allgemeinen Ansicht geradezu gegenüberstehenden Schlußfolgerungen als genügend sichere Grundlage zu dienen. Auch die weitere, aus denselben Zahlen abstrahierte Deduction, daß Chlorose in besseren Ständen, nicht häufiger als in niedern vorkäme, können wir als erwiesen nicht betrachten, zumal da die Classen, welche Lund unterscheidet, seinem eigenen Zugeständnisse nach scharfe Grenzen nicht darbieten, und da es absolut an einer Vergleichung der Zahlenverhältnisse der zu jeder dieser Classen gerechneten chlorotischen, mit denen der diesen Classen überhaupt angehörigen Personen fehlt. Lund ist dagegen der Ansicht, daß die Ursachen der Chlorose in einer erblichen Schwäche und in Verhältnissen, welche im kindlichen Lebensalter auf den Organismus einwirken, zu suchen seien, wobei er sich auf die von Virchow bei Chlorotischer nachgewiesene mangelhafte Entwicklung des Gefäßsystems und in specie der Aorta bezieht. Eine Erblichkeit bei Chlorose zu vermuthen, veranlaßte ihn namentlich das Vorkommen der Krankheit in einzelnen Familien, in denen sämmtliche Kinder an mehr oder minder ausgesprochenen Erscheinungen von Anämie leiden. Lund glaubt aus seinen desfallsigen Beobachtungen den Schluß ziehen zu dürfen, daß vorzugsweise von Eltern mit chronischen Krankheitszuständen, insbesondere mit Phtisis, Krebs, Alcoholismus chronicus oder selbst mit sehr ausgesprochener Anämie chlorotische Kinder erzeugt und geboren werden und daß die Bleichsucht vorzugsweise in causalem Zusammenhange mit Phtisis stehe. Lund glaubt hierfür

auch einen Beweis in dem von ihm ermittelten Umstande gefunden zu haben, daß in den einzelnen Districten von Norwegen, welche die meisten Todesfälle an Phtisis aufzuweisen haben, sich auch die größten Zahlen für Chlorose ergeben, und umgekehrt. So interessant dieses Factum an sich ist, zumal da es sich nicht nur in größeren Provinzen, sondern selbst in den kleinsten ärztlichen Bezirken nachweisen läßt, so kann es doch kaum als ein Beweis für die Heredität der Chlorose oder deren causalen Zusammenhang mit der Phtisis angesehen werden, da es sich einfach dadurch erklärt, daß innerhalb der einzelnen Districte oder Provinzen depotenzirende Einflüsse derselben Art in stärkerem oder geringerem Maße bestehen, welche die Entwicklung von Schwächezuständen im Allgemeinen, also sowohl der Phtisis als der Chlorose, befördern. Ein gewichtiger Einwurf gegen die Theorie des Verf. ist zweifelsohne die Prädisposition des weiblichen Geschlechts, die einer besonderen Erklärung bedürfen würde. Von einer solchen abstrahiert Lund, dagegen behauptet er im Widerspruche zu den allgemein verbreiteten Anschauungen, daß Chlorose beim männlichen Geschlechte überhaupt nicht so selten sei und nur von den Aerzten als solche verkannt werde, weil sich die Affection bei männlichen Individuen unter andern Symptomen darstelle wie bei weiblichen, daß andererseits auch, weil Cardialgien, enorme Mattigkeit und insbesondere Störungen der Katamenien, welche letzteren oft chlorotische weibliche Individuen zum Arzte treiben, bei den mit Chlorose behafteten männlichen Personen vermißt werden, eine große Anzahl der letzteren sich der Beobachtung entzieht. Lund sucht die verschiedene Auffassung des Begriffes

Chlorose des männlichen Geschlechts seitens der Aerzte aus der starken Verschiedenheit der Morbilitätszahlen in den einzelnen Districten Norwegens nachzuweisen, indem z. B. in Kristiania nur 0,5% der Fälle von Chlorose dem männlichen Geschlecht angehören, dagegen in Nord Bergenhus und Jarlsberg 9—10% auf das männliche Geschlecht fallen. Der Verfasser mag Recht haben, daß Chlorose bei Männern häufiger ist als gewöhnlich angenommen wird, aber selbst wenn wir die höchsten Procentverhältnisse, die er selbst anführt und welche wohl kaum erheblich überschritten werden dürften, als maßgebend annehmen, so bleibt doch das Uebergewicht der weiblichen Chlorotischen über die männlichen, so bedeutend, um Lund's Deduction als hinfällig erscheinen zu lassen. Cantrel, der bisher die höchsten Verhältnißzahlen für die Chlorose beim männlichen Geschlechte hatte, zählte unter 160 Fällen 148 beim weiblichen und 12 beim männlichen Geschlechte, woraus doch gewiß nicht zu folgern ist, daß die Chlorose keine Abhängigkeit vom Geschlechte habe. Es ist natürlich hier nicht der Ort, die Ursachen der Prädisposition des Weibes zu discutieren, welche z. B. Julius Vogel mit der geringeren Zahl der rothen Blutkörperchen im weiblichen Blute und in der damit zusammenhängenden geringeren Tendenz zur Blutkörperchenbildung sucht; gewiß sind dieselben schwer exact bestimmbar, aber es dürfte schwer fallen, das überwiegende Ergriffensein des Weibes allein auf die Einwirkung von Gelegenheitsursachen zurückzuführen, welche nicht in gleicher Weise beide Geschlechter treffen. Daß dabei der Mangel an frischer Luft und Bewegung im Freien eine sehr bedeutende Rolle spielt, geben wir Lund unbe-

denklich zu, wie wir auch den dafür beigebrachten statistischen Beweis (bedeutende Abnahme der Zahl der Chlorosen in den höheren Ständen während günstiger Zeit) als vollkommen ausreichend betrachten. Lund betont schließlich die Zunahme der Bleichsucht, hält dieselbe indeß für nicht so schlimm als es den Anschein habe, da die höheren Zahlen zum Theil darauf beruhen, daß die Diagnose exacter geworden und der Begriff der Chlorose klarer gestellt, resp. erweitert ist. Einen andern Theil der Zunahme glaubt Lund in der größeren Verbreitung der Phtisis begründet; den Hauptantheil jedoch haben nach seiner Ueberzeugung die Veränderungen der socialen Verhältnisse in der neueren Zeit, welche alle Classen der Gesellschaft betroffen haben und im Allgemeinen zu einem längeren und un-
ausgesetzteren Aufenthalte im Hause führten. Die Darstellung aller derjenigen Verhältnisse, welche in der neueren Zeit einen Mangel an frischer Luft für Kinder und Erwachsene verschulden, bildet eine der lesenswerthesten Partien des Aufsatzes, auf deren Einzelheiten indeß hier nicht weitläufiger eingegangen werden kann. Manche der schädlichen Momente zu beseitigen, ist Sache der Familie, z. B. das die Freistunden der Kinder beschränkende Klavierspiel; manches sind Institutionen des Staates, und ihre Abstellung ist Sache der öffentlichen Gesundheitspflege. In letzterer Beziehung wollen wir nur auf einen Umstand hinweisen, der sich in Norwegen als hygienischer Fehler erwiesen hat und zwar heben wir ihn aus dem Grunde hervor, weil man auch bei uns in denselben Fehler zu verfallen geneigt ist: ich meine die Beschränkung der Unterrichtsstunden auf den Vormittag, welche in Norwegen schon seit 1835 besteht.

Wir wollen nicht die frische Luft, welche das Kind auf dem wiederholten Gange zur Schule oder aus derselben einzuathmen genöthigt ist, allzuhoch anschlagen, wohl aber die Ventilation der Schulzimmer, welche bei der nothwendigen Verlängerung der Schulzeit am Vormittag einerseits weit nöthiger, andererseits aber weit weniger gut ausführbar wird.

Einen höchst interessanten Aufsatz in dem ersten Hefte behandelt Davos als Winterstation und stützt sich auf die Erfahrungen des Verf., Dr. Curt Wallis in Stockholm, während eines Aufenthalts an dem genannten Bündnerischen Luftcurorte im Laufe des Winters 1874. Wallis betont zunächst, daß der Vortheil des Winteraufenthalts im Süden vorwaltend in der Möglichkeit bestehe, daß der Kranke längere Zeit als unter dem nördlichen Himmel sich in freier Luft aufhalten kann und daß Davos als Wintercurort, dessen glückliche Resultate nicht in Abrede zu stellen seien, einen scheinbaren Gegensatz zu den übrigen klimatischen Curorten des Südens darbietet, insofern die mittlere Temperatur von Davos bei einer Seehöhe von 5200 Fuß mit derjenigen des nördlichen Schwedens übereinstimme und z. B. in den Monaten November und Januar niedriger als diejenige von Hernösand in Westernorrland ist. Ein solcher Vergleich der mittleren Temperaturen ist indeß, wie Wallis treffend hervorhebt, nicht statthaft, weil es sich dabei nur um Schattentemperaturen handelt, während die Temperatur in der Sonne bedeutende Verschiedenheiten darbietet und in nördlichen Punkten kaum eine Abweichung von der Schattentemperatur zeigt, während an hellen Tagen in Davos im Schatten -5° und in der Sonne $+30^{\circ}$ C. neben einander vorkommen können,

welches letztere sich leicht begreifen läßt, wenn man bedenkt, daß Davos mit Meran und Montreux auf demselben Breitengrade liegt und bei der geringen Feuchtigkeit der Luft die Wärmeabsorption seitens der Atmosphäre nur unbedeutend ist. Ohne diese starke Insolation, welche es möglich macht, daß Brustkranke in Davos mit gewöhnlicher Winterkleidung im Freien, d. h. in der Sonne sitzen können, und ohne die große Anzahl klarer Tage, welche Davos aufzuweisen hat, würde seine Bedeutung als Wintercurort nur eine sehr geringe sein. Ein weiterer Vorzug von Davos ist gegeben in der ruhigen Luft, ohne welche die Wirkung der Sonne wenig Bedeutung haben würde. Wallis ist der Ansicht, daß die Natur in dieser Beziehung Davos außerordentlich begünstigt habe, indem die Einfassung des Thales durch 3—4000 Fuß über dasselbe erhobene Alpen den Zutritt der meisten Winde in dasselbe verhindern. Nur nach Norden und Südwesten ist das Thal geöffnet und allerdings kann an Tagen, wo Nordost weht, leicht der Beweis für die Nothwendigkeit ruhiger Luft zu glücklichen Curen geliefert werden. Wallis bezeichnet die klaren und ruhigen Tage in Davos, an denen die Kranken in den schlimmsten Monaten 4 Std. in der Sonne sich aufzuhalten im Stande sind, als die angenehmsten, welche man genießen könne, von denen man sich, ohne sie erlebt zu haben, kaum einen richtigen Begriff zu machen vermöge, und betont mit Recht die zweckmäßigen Einrichtungen, welche von Seiten der Hôtels und Pensionen in Davos getroffen sind, um den Kranken den vollen, durch Zugwind unverkümmerten Genuß des Aufenthalts in der Sonne zuzuwenden. Im Gegensatze dazu freilich stehen andere Tage mit bedecktem Him-

mel und Schneegestöber, niedriger Temperatur und heftigem Wind, welche für den Gesundheitszustand der überwinternden Kranken eben solche Gefahren in sich schließen, wie in nördlicheren Klimaten, und mit Recht hebt Wallis hervor, daß das Zahlenverhältniß zwischen klaren und stürmischen Tagen für den Werth eines derartigen klimatischen-Curorts maßgebend sei. Gerade in dieser Beziehung glaubt aber der Verf. Davos keinen Vorzug vor dem am Mittelmeere belegenen Winterstationen zuschreiben zu dürfen und zwar sowohl aus theoretischen Gründen, welche die Theorie der Winde an die Hand giebt, als auf Grundlage directer Beobachtungen. So glaubt sich Wallis denn im Allgemeinen für südlichere Wintercurorte aussprechen zu müssen und zwar, weil die südlicheren Punkte mehr sonnige Tage haben und auch überhaupt den Kranken einen längeren Aufenthalt in frischer Luft gestatten, andererseits weil dieselben viel weniger Stürme aufzuweisen haben und nicht jenen raschen Temperatur- und Feuchtigkeitswechsel zeigen, welcher in nördlichen Klimaten — und Davos bildet in dieser Beziehung gewissermaßen ein Mittelglied zwischen Süden und Norden — so oft die Veranlassung zu Katarrhen und Entzündung der Respirationsorgane geben. In der That muß Ref. nach Mittheilung, welche ihm an Ort und Stelle von Davoser Aerzten gemacht worden sind, den Ansichten von Wallis beitreten, da Davos auf vorhandene chronische Katarrhe keinen heilsamen Einfluß äußert. Uebrigens vergißt Wallis nicht, auch diejenigen Momente hervorzuheben, welche für Davos sprechen, namentlich den ganz vorzüglichen Schutz gegen die Kälte, welche mancher Nordländer im südlichen Italien nach dem Untergange der

Sonne in höchst empfindlicher Weise zu schmecken bekommt, sei es, indem er sich nach der Art der Eingeborenen in das Unvermeidliche fügt und den fehlenden Ofen durch Einhüllung in möglichst viele Kleidungsstücke zu ersetzen sucht, sei es, indem er sich der landesüblichen Kohlenbecken zur Erwärmung seiner Wohnräume bedient und dadurch letztere mit Kohlenoxyd füllt, welches ihm sicher mehrstündige Kopfschmerzen, wenn nicht schlimme Intoxicationserscheinungen spendet, wie ich solches selbst bei einem Winteraufenthalte in Pisa zu beobachten Gelegenheit hatte. Wer nord- und mittelitalienische klimatische Curorte besucht hat, wird mit dem Verf. auch ganz darin übereinstimmen, daß von einer entnervenden Einwirkung zu hoher Temperaturen im Winter dort überall nicht die Rede sein kann und daß es durchaus ungerechtfertigt ist, das Klima von Davos als stimulierend und deshalb für Phtisiker zuträglicher im Gegensatz zu diesen Gebieten zu setzen. Ein Vorzug von Davos könnte noch in der Küche gesucht werden, da manchem Nordländer die italienische Küche nicht zusagt und in der That auch nicht, namentlich im Anfange wohl bekommt. Die Frage, bis zu welcher Höhe im Norden man derartige klimatische Curorte einzurichten im Stande sei, beantwortet Wallis dahin, daß nicht allein in den Alpen, sondern auch in den Vogesen und dem Schwarzwalde windgeschützte Thäler in großer Zahl vorhanden sind, welche in ihrem klimatischen Verhalten Analogie mit Davos zeigen, dagegen hört weiter nördlich für die Kranken die Möglichkeit auf, in frischer Luft sich aufzuhalten, so daß man zu den Aushülfsmitteln von großen Glashäusern, entsprechend den sogenannten Madeirahäusern in England, greifen

muß, wie dies in Görbersdorf geschehen ist. Daß die Verhältnisse noch höher hinauf, z. B. in Schweden noch ungünstiger liegen, zumal in Anbetracht des stürmischen Wetters, ist leicht ersichtlich. Als Sommeraufenthalt für Lungenkranke hält Wallis Davos nicht für so geeignet, wie tiefer gelegene Orte derselben Localität, weil die lange und heftige Insolation während der Sommermonate starke Luftströmungen erzeugt, die von den benachbarten Gletschern in das Thal hinab wehen. Wallis hält es deshalb für unzumutbar, schwache und reizbare Personen nach Davos als in eine Sommerfrische zu senden, da die dabei vorschwebenden Ziele auch in einer Seehöhe von 2000—3000 Fuß zu erreichen sind. Daß der verminderte Luftdruck in derartigen Höhenklimaten wie Davos einen specifisch günstigen Einfluß auf Phtisiker habe, widerlegt Wallis mit guten Gründen und ebenso weist er zum Schluß nach, daß die große Wichtigkeit, die man der sogenannten Immunitätszone behufs der Auswahl klimatischer Curorte für Lungenleidende beigelegt habe, als irrig zu bezeichnen sei.

In dritter Reihe folgt eine größere Abhandlung des bekannten dänischen Physiologen Panum über die Indication und Methode der Transfusion. Der um die Transfusionsfrage höchst verdiente Autor geht von seinen früheren Versuchen aus, welche den Nachweis lieferten, daß bei einem complet fastenden Hunde nach starker Vermehrung des Bluts durch Transfusion die Blutmenge in einigen Tagen wieder auf das alte Niveau herabsinkt, während die Zahl der Blutkörperchen sich fast proportional der Menge des eingeführten Bluts vermehrt zeigt, und daß bei der Inanition weder die Menge des

Bluts noch die relative Menge der Blutkörperchen merkliche Veränderungen erfahren. Es erhellt aus diesen Versuchen einerseits, daß die Ernährung der Gewebe nicht durch den Verbrauch von rothen Blutkörperchen bedingt wird und andererseits, daß eine Transplantation der letzteren aus dem Gefäßsystem des einen Hundes in das des andern möglich ist. Aber auch die Eiweißstoffe des Bluts, welches transfundiert wurde, können für die Ernährung der Gewebe keine erhebliche Beihülfe leisten, da ein der Inanition unterworfenen Hund nach der Transfusion am Tage mehr verliert als vorher, so daß eine Verlängerung des Lebens durch wiederholte Transfusionen nicht möglich ist. Die Menge des in 24 Std. ausgeschiedenen Stickstoffs ist viel beträchtlicher als der Stickstoffgehalt der Eiweißmaterien, welche man durch wiederholte Transfusionen dem Thiere zuführen kann. Insbesondere kann dem Fibrin bei Transfusion ein Werth für die Ernährung nicht zugestanden werden, denn die Menge desselben steigt stets in Entzündungen während der durch reichliche Zellenproduction characterisierten Periode und wird nicht merklich durch Inanition, Venäsection oder directe Transfusion alteriert, während sie anscheinend in Folge der Passage des Blutes durch Leber und Nieren ein wenig abnimmt. Hierauf basirt Panum die Vermuthung, daß der Blutfaserstoff ein accessorisches Product bei der Zellenbildung darstelle, welches zur Bildung der in den Se- und Excreten vorhandenen Producte dient. Selbst die kühne Hypothese, daß das transfundierte Fibrin zur Wiederherstellung der Gewebe durch seine continuirliche Zersetzung, vermöge deren Harnstoff und analoge Körper gebildet werden, von Nutzen sei, ist nach Panum nicht aufrecht zu halten,

da die Fibrinquantität eine viel zu minimale ist, um in dieser Richtung von Werth sein zu können. Einen Nutzen der Transfusion in solchen Fällen, wo das Blut mit toxischen Materien verunreinigt ist, welche sich fortwährend reproducieren, also bei zymotischen Krankheiten, glaubt Panum ebenfalls nicht statuieren zu dürfen, weil das Blut, das hauptsächlich nur zum Transport der im Nahrungscanal vorbereiteten Nährstoffe und des in den Lungen aufgenommenen, für die Gewebe bestimmten Sauerstoffs, so wie der zur Excretion bestimmten Producte der Decomposition dient, in einem gegebenen Momente nur eine minimale Menge aller dieser zum Transport bestimmten Materien enthält, deren in 24 Std. angehäuften Quantität nur durch die fortwährende Accumulation an den Ausgangsstellen eine beträchtliche wird. Das Verfahren der combinirten Transfusion ist in diesen Fällen ganz illusorisch, weil die entleerte geringe Menge der materies peccans sich in wenigen Minuten im Blute reproducirt. Panum erkennt nur eine einzige rationelle Indication der Transfusion an, nämlich den Mangel einer hinlänglichen Menge rother Blutkörperchen, welche fähig sind, sich mit dem Luftsauerstoff zu verbinden und diesen den Geweben zuzuführen und hält zur Feststellung dieser Indication eine Zählung der rothen Blutkörperchen, zu deren Ausführung er die Methode von Malassez empfiehlt, für unerlässlich. Auf's Neue spricht sich Panum für die Transfusion von defibrinirtem Blute wegen der Leichtigkeit und Bequemlichkeit ihrer Ausführung aus und betont, wie man in der That vermittelst dieser Methode die rothen Blutkörperchen eines Hundes in einen andern in der Weise verpflanzen kann, daß dieselben min-

destens eine Woche lang fortleben, selbst wenn man fast das gesammte Blut des Versuchstieres durch defibrinirtes Blut anderer Hunde ersetzt hat. Die Meinung Magendie's, daß die Gegenwart des Fibrins zur Erleichterung des Kreislaufes in den Capillaren nothwendig sei, weist Panum ab, da defibrinirtes Blut durchaus keine andern pathologischen Erscheinungen erzeugt als faserstoffhaltiges Blut. Der Verf. kommt dann zu der Frage der zu wählenden Blutart bei der Transfusion am Menschen. Die Bedenken, welche man gegen den mit der Transfusion sich unvermeidlich verknüpfenden Aderlaß geäußert hat, sind, wie Panum richtig bemerkt, entschieden übertrieben. Die Gefahren, welche etwa daher resultieren, daß man die Venäsection in einer inficierten Atmosphäre vornimmt, lassen sich völlig vermeiden, da nach Panum's Versuchen das zur Transfusion bestimmte Blut sich mehrere Stunden in einem mit Eis umgebenen Gefäße aufbewahren läßt. Das nöthige Quantum Menschenblut wird man für die Transfusion bei richtig gestellter Indication überall erhalten. Mit großer Entschiedenheit verwahrt sich Panum gegen den Gebrauch von Lammblood oder überhaupt von Blut differenter Thierarten, weil die Blutkörperchen dieser sich nicht im Blute des Menschen halten, sondern sich rasch im Plasma auflösen und weil die Eiweißsubstanzen des transfundierten Blutes sich in gleicher Weise in nutritiver Hinsicht verhalten müssen, mögen sie von derselben oder von einer andern Thierspecies abstammen. Noch mehr, die Transfusion von Lammblood oder Thierblut überhaupt bietet geradezu Gefahren, indem das Plasma des injicierten Blutes nicht zu unterschätzende Mengen von Menschenblutkörperchen

auffösen kann und indem die Producte der Dissolution der rothen Blutkörperchen des Menschen- oder Thierbluts nicht nur eine Ausscheidung von Eiweißkörpern und Hämoglobin im Harn oder capilläre Hämorrhagien, sondern auch eine ernsthafte Nierenaffection mit mehr oder minder vollständiger Unterdrückung der Harnstoffausscheidung bedingen können. Die vorübergehende Erregung, welche das im Blutplasma aufgelöste Hämoglobin bewirkt, hat nach Panum's Meinung Aerzte und Kranke getäuscht, wiegt aber durchaus nicht die eben hervorgehobenen Gefahren der Lammbloodtransfusion auf, welche nur deshalb in praxi nicht so oft zur Beobachtung kommen, weil meist nur sehr geringe Quantitäten Blut transfundiert wurden und zwar, wie Panum zeigt, weit geringere als von den Operateuren in der Regel angenommen wird. Man sieht, Panum ist ein entschiedener Gegner der in der neueren Zeit von Gesellius in Petersburg und von Hasse in Nordhausen präconisirten Methode und er geht in dieser Gegnerschaft wohl kaum zu weit, wenn er von einer Desorientierung und Mystification des ärztlichen Publicums durch die unerhörte Kühnheit redet, mit welcher Gesellius die klaren und bestimmten Resultate der Wissenschaft verleugnet und verfälscht hat, um an ihre Stelle willkürliche, wahrheitswidrige Sätze zu stellen. In Bezug auf Hasse, dem er die Kühnheit vorwirft, die Ideen von Gesellius für die medicinische Praxis verwendet zu haben, hat Panum noch einen weiteren Artikel über denselben Gegenstand im 4ten Hefte des vorliegenden Jahrganges, worin er in rücksichtsloser Weise die Schwächen des neuesten Elaborates des genannten Autors (in Band 64 von Virchow's Archiv)

aufdeckt. In der That sind die Gründe, welche von Letzterem für die Wahl des Lamdbluts angeführt werden, wonach u. a. ein junges Lamm dem Menschen viel näher stehen soll als ein altes »Schaf« so überaus eigenthümlicher Art, daß man sich an die Zeiten der ersten Ausführung der Transfusion um 1677 zurückversetzt sieht, wo Coga ebenfalls das Lamdblut zur Transfusion empfahl: quia sanguis agni symbolicam quandam facultatem habet cum sanguine Christi.

Das zweite Heft des vorliegenden Bandes enthält vorzugsweise der externen Medicin angehörige Aufsätze und zwar zunächst die Beschreibung eines Falles von Sectio Caesarea, welche W. Netzel in Stockholm an einer Primipara wegen eines im kleinen Becken incarcerirten Myoms auszuführen genöthigt war. Der Ausgang war für die Mutter ungünstig in Folge von diffuser Peritonitis. In dem zweiten Aufsätze bringt E. Ingerslev statistische Notizen über das Gewicht der Neugeborenen nach Erfahrungen der Entbindungsanstalt in Kopenhagen, welche u. a. den von Hecker constatirten Einfluß der Pluriparität auf die Schwere der Neugeborenen und die Abnahme des Körpergewichts in den ersten Tagen, welche sich nicht allein durch die Evacuation von Meconium und Urin erklärt, bestätigt. Es schließt ich hieran eine Abhandlung von Gustav Dunér über innere Urethrotomie und an diese eine Abhandlung von Panum über die Bestimmung des Abstandes der Drehungspunkte beider Augen, welche wir hier des Raumes wegen übergehen müssen.

Das dritte Heft eröffnet eine Abhandlung von Professor A. G. Drachmann in Kopenhagen über Spondylitis, welche sich auf 161 Be-

obachtungen des Verf. stützt und somit ein sehr reichhaltiges, zu Schlußfolgerungen wohl geeignetes Material enthält. Eine Steigerung der Phosphorsäureausscheidung im Verlaufe der Affection ist von Drachmann nicht beobachtet. Die Prognose quoad vitam hält derselbe für günstiger als man gewöhnlich glaubt, indem er bei seinen Fällen nur 13% Congestionsabscesse und 13,6% Paralyse als Complicationen fand, welche bekanntlich den tödtlichen Ausgang in der verschiedensten Weise, z. B. vermittelt Pyämie, Decubitus, amyloider Degeneration, Tuberculose und Morbus Brighti herbeizuführen geeignet sind. Als Hauptzweck der Behandlung bezeichnet der Verf. die Hervorrufung einer festen Ankylose zwischen den afficierten Wirbeln und als wirksamste Mittel dazu die Unbeweglichstellung des Rumpfes und die scrupulöseste Sorgfalt in hygieinischer und diätetischer Hinsicht. Mechanische Mittel gegen die Deformität verwirft er als unnütz und gefährlich; die Paralyse behandelt er im Anfan rein gexpectativ, später mittelst Derivantien (Wiener Aetzpaste), Massage und passiver Bewegungen. Congestionsabscesse werden sich selbst überlassen und, wenn sie der Eröffnung nahe sind, punktirt und antiseptisch behandelt. In der folgenden Abhandlung bespricht Prof. Berghman die Behandlung frischer traumatischer Gelenkentzündungen mittelst Massage, in einer weiteren Adam Oewré aus Kristiania das schon mehrfach von ihm behandelte Thema über die Vererbung der Syphilis von Vater und Mutter. Der bekannte Dermatologe S. Engelse in Kopenhagen theilt einen Fall von lymphatischen Neubildungen der Haut mit, in welchem eine Arsenikcur Heilung erzielte. Diese eigenthümliche

Hautaffection ist unseres Wissens bisher nur von Domange und Ranvier (1874) beschrieben und scheint den Veränderungen der Milz und der Lymphdrüsen in der Leukämie sich analog zu verhalten. Sehr interessant ist eine statistische Mittheilung von Prof. Ernst Oedmansson über das sogenannte Curhaus der Stadt und der Provinz Stockholm. Die schwedischen Curhäuser sind ausschließlich zur Aufnahme der an Lues und analogen Affectionen leidenden Personen bestimmt und geben, da andere Hospitäler derartige Kranke fast gar nicht aufnehmen, die aus ersteren erhaltenen Zahlen einen ziemlich genauen Ausdruck für das Vorkommen der in Rede stehenden Krankheiten. Die Statistik derselben weist außer einer continuierlichen Zunahme der Zahl (1826—295, 1851—674, 1874—908) häufige Schwankungen in größerer oder geringerer Höhe nach. Die Zunahme steht ohne Zweifel im engen Zusammenhange mit dem Wachsthum der Bevölkerung Stockholms von 80,000 auf 150,000 und der Ausbreitung der Prostitution; sie erweist sich als keine stetige, sondern schubweise sich geltend machende und ist im Verhältniß zur Bevölkerung von 1826—1851 stärker als nach dieser Zeit. Schwieriger ist die Erklärung der Schwankungen, welche so bedeutend sind, daß z. B. in den Jahren 1839 und 69 die doppelte Zahl der behandelnden Kranken, wie die Jahre 1851 und 74 trotz der um das Doppelte gestiegenen Bevölkerung aufweist. Offenbar deuten die Schwankungen der fraglichen Erkrankungen auch auf analoge Fluctuationen der Prostitution hin, deren Ursache aufgefunden werden muß. Es liegt nahe, die letztere in Hunger und Elend zu suchen, welche ja ihre constanten Begleiter

sind, und es ist eine auffallende Thatsache, daß die beiden durch die höchste Elevation der Erkrankungen ausgezeichneten Jahre beide auf sehr schlechte Ernten folgen, daß sie selbst sowohl wie die beiden zunächst vorhergehenden Jahre 1838 und 1868 das Minimum der geschlossenen Heirathen und auch (mit Ausnahme von 1809) das Minimum der Geburten im Laufe dieses Jahrhunderts darbieten und daß endlich von 1830 ab in Bezug auf die relative Zahl der Diebstähle 1868 die dritte und 1838 die fünfte Stelle einnimmt. In gleicher Weise zeigt sich auch eine Analogie der Vermehrung der Lues und der Diebstähle bei Abnahme der Verehelichungen und Geburten in den Jahren 1842, 1846 und 1852. Oedmansson thut weiter dar, daß die nämlichen Zahlenverhältnisse der in Frage stehenden Krankheiten für Stockholm und das ganze Königreich im Wesentlichen übereinstimmen, ein weiterer Beweis für die Rückwirkung ungünstiger socialer Umstände auf Moral und Gesundheit. Der nun folgende Aufsatz von Professor Hjort in Kristiania behandelt einen Fall von Osteomyelitis spontanea diffusa des Humerus, ausgezeichnet durch den Leichenbefund, welcher neben Fettembolien in den Lungen Massen von Mikrokokken in den Capillargefäßen der Lungen und Nieren zu Tage förderte. Auffallend ist, daß zu derselben Zeit in einem andern Krankenhause ein Mann an Periostitis purulenta maligna und pyämischem Fieber zu Grunde ging, welcher vor seiner Aufnahme in das Hospital mit dem erwähnten Kranken in einem Bette geschlafen hatte und daß der im Hospital neben Letzterem liegende Patient an demselben Tage, wo derselbe starb, an Erysipelas ambulans mit Synovitis articularis er-

krankte. Bei beiden der erstgenannten Kranken war dem Ausbruche des Leidens eine Contusion vorausgegangen. Hjort hält alle 3 Fälle für Folge der Einwanderung von Mikrokokken und möchte die beiden ersten Fälle geradezu als Erysipelas ossium bezeichnen, indem er auf den unzweifelhaften Connex zwischen allen 3 Erkrankungen, auf die Uebereinstimmung der Symptome (pyämisches Fieber, multiple Gelenkabscesse) und auf die Identität der Leichenbefunde bei Osteomyelitis diffusa und Erysipel hinweist. Den Schluß des dritten Heftes bildet eine Zusammenstellung der Resultate der bis 1875 in Stockholm vorgenommenen Trichinenuntersuchungen von F. W. Warfwinge, über welche wir hier füglich hinweggehen können, da eine ähnliche Mittheilung von demselben Verf. in der Hygiea von 1873 bereits in unserer Anzeige der letztgenannten Zeitschrift ausführlichere Besprechung gefunden hat.

Im 4ten Bande bringen zunächst Axel Key und Gustav Retzius eine Abhandlung über die Structur und die Saftbahnen der Sehnen. Es ist dies ein Theil einer bisher ungedruckten Arbeit der genannten Forscher über die mikroskopische Structur des Nervensystems, welche im April 1875 den großen Preis der Svenska Läkare Sällskap erhalten hat und, wie wir hier hervorheben wollen, in deutscher Sprache unter dem Titel »Studien in der Anatomie des Nervensystems und des Bindegewebes« bei Sanson und Wallin in Stockholm erscheinen wird. Die erste Hälfte dieses Werks, welches sich durch die wahrhaft ausgezeichneten Tafeln, wie überhaupt durch äußerst brillante Ausstattung vor allen ähnlichen Werken dieser Art in verschiedenster Weise auszeichnet, ist bereits Ende

1875 erschienen und giebt eine Darstellung der fraglichen Verhältnisse des Gehirns und Rückenmarks und ihrer Adnexa in 39 Foliotafeln, die mit der größten Sorgfalt theils in Lithographie, theils in Farbendruck ausgeführt sind.

Neben dieser anatomischen Studie und dem bereits oben referierten Panum'schen Aufsätze über Lammbloodtransfusion bringt das 4te Heft eine sehr berücksichtigungswerthe Arbeit von Warfwinge über die Verschiedenheit des Typhus exanthematicus und des Typhoidfiebers und Mittheilungen über neue Analysen der Mineralquelle zu Torpår. Warfwinge stützt auf das Studium von 2239 Fällen von Petecchialtyphus und 248 Fällen von Ileotyphus seine Ueberzeugung von der Nichtidentität beider Affectionen. Er weist zunächst auf die große Contagiosität des Fleckfiebers hin, welches in dem Stockholmer Hospitale, das die hauptsächlichste Grundlage seiner Beobachtungen bildete, nicht weniger als 4 Aerzte, 22 Krankenpfeleger und 55 Kranke anderer Kategorien ansteckte, obschon strenge Isolierung der an Petecchialtyphus Leidenden inne gehalten wurde, während nur eine einzige Ansteckung an Typhoidfieber im Hospital constatiert wurde. Ferner weist Warfwinge darauf hin, wie das Fleckfieber in Stockholm oft mit Herden zusammenhängt, die sich in der Stadt und in überfüllten und von Armen bewohnten Häusern gebildet hatten, wie dasselbe von Zeit zu Zeit in eigentlich epidemischer Weise herrscht, wie seine Häufigkeit wächst vom Beginne des Winters bis zum Anfange des Frühlings, somit zu einer Zeit, wo die ärmere Bevölkerung sich in schlecht ventilirten Räumen sammelt, und im Sommer erlischt, während im geraden Gegensatze hierzu das

Typhoidfieber in Stockholm endemisch ist, fast alle Jahr dieselbe Zahl von Fällen zeigt und im Sommer häufiger als im Winter vorkommt. Der Verf. liefert dann zahlreiche Belege dafür, daß das Ueberstehen von Typhoidfieber keinen Schutz gegen Fleckfieber gewährt und umgekehrt und zeigt die besondere Prädisposition des Ileotypus für das Lebensalter von 10—30 Jahren, welches von den Stockholmer Fällen 79,8% lieferte, während der Flecktyphus nur unbedeutende Variationen in der Lebensperiode vom 10ten bis zum 50sten Jahre zeigt. Zu diesen Momenten kommen, wie dies übrigens auch schon früher bei uns, z. B. von Rühle hervorgehoben wurde, die großen Differenzen der Erscheinungen bei Lebzeiten und post mortem, unter welchen letzteren neben den Verschiedenheiten im Tract auch die abweichende Beschaffenheit der Milz betont wird, welche beim Petecchialtyphus zwar etwas vergrößert und erweicht, aber niemals so sehr verändert wie beim Typhoidfieber ist. Ausführlich verweilt Warfvinge bei den Temperaturverhältnissen: sehr rapides Ansteigen im Typhus exanthematicus, so daß die Eigenwärme schon am Abend des ersten Tages die Höhe von 40° erreicht, an dem folgenden Tage Sinken am Morgen und Ansteigen am Abend bis über die abendliche Temperatur des ersten Tages, Erreichen des Maximums meist gegen Ende des 4ten Tages und Verharren der Abendtemperatur auf ihrer Akme in der ersten Woche und an den drei ersten Tagen der zweiten Woche, starkes und definitives Absinken am 14ten Tage, — beim Ileotypus langsames Ansteigen bis zu einer abnormen Höhe, von welcher die Temperatur nur gradweise und in immer mehr ausgesprochenen Morgenremissionen absinkt. In

Hinsicht auf die Verschiedenheiten des Exanthems betont der Verfasser namentlich das frühere Auftreten und die längere Persistenz beim Petecchialtyphus, in Hinsicht auf Nebenerscheinungen die größere Seltenheit der Epistaxis und die größere Häufigkeit der Albuminurie bei demselben, ferner in Bezug auf Verlauf und Dauer das plötzliche Auftreten und das frühzeitige Ueberhandnehmen von Stupor und Somnolenz so wie von Delirien im Typhus exanthematicus, endlich die geringere Mortalität der letztgenannten Affection und die eigenthümliche Zunahme der Sterblichkeit mit zunehmendem Alter.

Im Ganzen müssen wir die Darlegung dieser Differenzen als wohl gelungen bezeichnen und uns dem Ausspruche des Verf. anschließen, daß Intestinal- und Petecchialtyphus außerordentlich leicht zu diagnosticieren und von einander zu unterscheiden seien, nicht schwieriger als Typhus überhaupt von acuter Miliartuberculose, acuter Nierenentzündung und analogen Affectionen. Wir glauben aber, daß man über kurz oder lang noch weiter gehen wird und die gemeinsame Benennung Typhus für beide Krankheitsprocesse auf die Dauer nicht mehr haltbar ist: man wird den sogenannten Typhus exanthematicus zu den acuten Exanthemen, also zu Blattern, Scharlach und Masern viel richtiger stellen als zu den den Infectiouskrankheiten verbleibenden Typhoidfieber.

Ueber die Quelle von Torpås in geologischer und chemischer Hinsicht berichtet Levertin im Anschlusse an eine größere Arbeit über denselben Gegenstand, welche der Verf. im Anfange des vorigen Jahres publiciert hatte. Neue von ihm an verschiedenen Stellen vorgenommene Bohrungen haben ihn zu dem Resultate geführt,

daß die in ihren Bestandtheilen der Kreuznacher Elisenquelle nahe stehende Mineralquelle der Auslaugung von Resten aus einer Periode, in welcher das ganze Gebiet vom Meere überschwemmt war, seine Herkunft verdankt.

Das 4te Heft schließt mit drei kleinen Abhandlungen, in denen G. E. Bentzen in Kristiania Beiträge zur Entwicklungsgeschichte der Gelenkhöhlen, Professor A. Stadfeldt in Kopenhagen Untersuchungen über die Dauer der Gravidität und der Herausgeber des Archivs Axel Key Notizen zur histologischen Technik geben. Die zu den Abhandlungen von Axel Key und Retzius einerseits und von Bentzen andererseits gehörigen Tafeln hat leider das Schicksal betroffen, bei dem großen Brande der Stockholmer Centralbuchdruckerei vernichtet zu werden und sollen mit einem der nächsten Hefte des folgenden Bandes ausgegeben werden.

Theod. Husemann.

An elementary Treatise on Elliptic Functions. By Arthur Cayley. Cambridge (Deighton, Bell and Co.) 1876. X und 384 pp. gr. 8^o.

Im Jahre 1841 machte Verhulst den Versuch, in seinem »*Traité élémentaire des fonctions elliptiques*« (Bruxelles, 1841) die von Legendre, Abel und Jacobi gefundenen Resultate dem größeren mathematischen Publicum zugänglich zu machen. Sieht man von der Ausführung ab, so war dieser Versuch wohl begründet, auf der einen Seite, durch den großen Umfang und ziemlich hohen Preis des Werkes von Legendre, auf der andern Seite, durch die in mehreren wissenschaftlichen Journalen zerstreuten Abhand-

lungen von Abel und Jacobi. Es darf hierbei nicht außer Acht gelassen werden, daß die Arbeiten von Abel und Jacobi zum Zweck einer leichtverständlichen Darstellung, mancherlei Ausführungen erfordern.

Das in der Ueberschrift genannte Werk, von einem der hervorragendsten Vertreter mathematischer Wissenschaften in England, hat mit dem Buche von Verhulst, außer dem Titel, auch eine bestimmte Beschränkung des behandelten Stoffs gemein. Es darf indessen nicht unerwähnt bleiben, daß das Werk des belgischen Mathematikers fast nur auf Legendre besondere Rücksicht nimmt, ein Umstand, welcher seiner Brauchbarkeit hinderlich in den Weg treten mußte. Hr. Cayley hat in den Journalen von Crelle und Liouville, sowie in dem »Cambridge Math. Journ.« mehrfach Probleme behandelt, welche elliptische Integrale und elliptische Functionen betreffen. Diese verschiedenen Aufsätze scheinen das eigentliche Fundament des Werks zu bilden; wodurch eine Ausschließung mancher wesentlichen und interessanten Untersuchungen stattgefunden hat, die sich sonst nicht gut erklären läßt. In einer kurzen Notiz, nach der Vorrede, wird nur auf die Arbeiten von Legendre, Abel und Jacobi verwiesen. Hierdurch ist der Standpunct des Werks ziemlich genau präcisiert. Was die Bezeichnung »elementary« betrifft, so möchte dieselbe nicht ganz zutreffend sein. Sowohl dem Umfange wie der Behandlungsweise nach, macht das Werk des Herrn Cayley mehr den Eindruck eines Handbuchs, wie den eines Lehrbuchs. Dieses tritt namentlich bei manchen schätzenswerthen Ausführungen hervor, wenn es sich um complicirte und längere algebraische Rechnungen handelt.

Das Werk zerfällt in 16 Capitel, an welche

sich unter dem Titel »Addition« noch einige besondere Untersuchungen anreihen. Das erste Capitel bietet insofern eine Eigenthümlichkeit dar, als dasselbe auf 20 Seiten eine gedrängte Uebersicht des Gesamtinhalts darbietet. Das Verständniß dieses Capitels setzt eigentlich die Kenntniß des ganzen Werks voraus.

Auf pag. 6 wird zur Vereinfachung der Formeln eine neue Bezeichnung für Brüche mit gemeinschaftlichem Nenner auf folgende Art eingeführt. Es bedeutet in:

$$(1) \quad \begin{aligned} x &= A \quad (\div), \\ y &= B \quad (\div), \\ z &= C \quad (\div). \end{aligned}$$

Denominator = D ,

daß x , y und z denselben Nenner D haben. In gewöhnlicher Schreibweise lauten also die obigen Gleichungen:

$$x = \frac{A}{D}, \quad y = \frac{B}{D}, \quad z = \frac{C}{D},$$

oder

$$(2) \quad xD = A, \quad yD = B, \quad zD = C.$$

Ob eine Aenderung der Bedeutung, eines der einfachsten Zeichen der Mathematik, des Zeichens der Gleichheit, statthaft ist, möchte wohl mehr wie zweifelhaft sein. Ist D ein complicierter Ausdruck, dessen mehrfache Wiederholung nicht wünschenswerth ist, so kann man ja einfach den Werth von D anmerken und sich der Gleichungen (2) bedienen, statt der in (1) enthaltenen Ausdrucksweise, die sich nicht von selbst erklärt.

Das zweite Capitel wird durch sechs Beweise des Additionstheorems von Euler gebildet, nebst Bemerkungen über das Theorem von Landen. Eine weitere Entwicklung hiervon, gestützt auf

die Integrationsmethode von Lagrange, ist im XIV. Cap. enthalten. Hier ergeht sich der Verf. in ausgedehnte algebraische Rechnungen, welche nicht ohne Interesse sind, jedoch wegen ihres Umfangs dem II. Cap. nicht wohl beigefügt werden konnten. Unter der Bezeichnung »Miscellaneous Investigations« enthält das III. Cap. geometrische Darstellungen der elliptischen Integrale erster und zweiter Gattung durch Curvenbogen, namentlich nach Legendre. Darauf werden dieselben Integrale, zur Betrachtung ihres Verlaufs, als Flächenräume aufgefaßt, bei welcher Gelegenheit, wohl etwas unmotiviert, die von Jacobi durch q bezeichnete Exponentialgröße ebenfalls geometrisch betrachtet wird. Hieran schließen sich die Differentialgleichungen zweiter Ordnung für die elliptischen Integrale erster und zweiter Gattung, nebst Anwendung auf Reihenentwickelungen dieser Integrale, wie solches Legendre zuerst gezeigt hat. Den Beschluß des Capitels bilden die vom Verfasser als »Gudermann'sche Functionen« bezeichneten Ausdrücke, die auch durch eine besondere neue Characteristik bezeichnet werden. Weder für Benennung noch Bezeichnung scheint für trigonometrische Functionen mit imaginärem Argument ein besonderes Bedürfniß vorhanden zu sein. Die Darstellung von ebenen Curven, deren Bogen sich in Form von elliptischen Integralen erster Gattung ausdrücken lassen, ist bekanntlich zuerst Hr. Serret gelungen. Die betreffenden Untersuchungen sind in kurzem Auszuge, etwas modificiert, im XV. Cap. mitgetheilt, welches Capitel eine Art Complement des dritten bildet.

Auf pag. 8 findet sich eine kurze Definition der Functionen, welche Jacobi durch $\sin am u$, $\cos am u$ und $\Delta am u$ bezeichnet hat, also der

eigentlichen »elliptischen Functionen«. An Stelle der Bezeichnungen von Jacobi werden diejenigen von Gudermann, $sn u$, $cn u$ und $dn u$ angewandt. Das IV. Capitel enthält auf 42 Seiten die Herleitung einiger wesentlichen Eigenschaften dieser Functionen, zum Theil auf Grundlage der »Fundamenta nova functionum ellipticarum«. Die 33 Gleichungen, welche aus dem Additionstheorem von Jacobi hergeleitet wurden, finden sich reproducirt, ebenso die imaginäre Transformation Jacobi's, um den Zusammenhang der Functionen mit reellen und imaginären Argumenten darzuthun. Auf diese Formeln wird die doppelte Periodicität der elliptischen Functionen basirt. Im weiteren Verlauf werden die Additionsgleichungen zur Herstellung der Multiplicationsgleichungen benutzt, bei welcher Gelegenheit eine ziemliche Zahl von Specialformeln sich mitgetheilt findet. Nach eingehenden Untersuchungen über die Zähler und Nenner der Multiplicationsformeln, werden die Ausdrücke in Form von Producten dargestellt. Mit den Differentialquotienten der elliptischen Functionen in Beziehung auf den Modul schließt das IV. Capitel. Die drei Gattungen elliptischer Integrale bilden den Gegenstand der Darstellung in Capitel V. Die verschiedenen Additionstheoreme der elliptischen Integrale werden nach Legendre entwickelt und durch Einführung elliptischer Functionen auf symmetrische Formen gebracht. Mit großem Geschick, wenn auch durch etwas weitläufige Rechnungen, hat der Verfasser aus einem allgemeinen Satze von Legendre, über elliptische Integrale dritter Gattung, das sogenannte Theorem der Addition der Parameter der bemerkten Integrale entwickelt. Die Vertauschung von Argument und Parameter

bei den elliptischen Integralen dritter Gattung ist nach dem Vorgange von Legendre durchgeführt. In diesem Capitel wird auch die Function $Z(u)$ Jacobi's definiert. Diese Function $Z(u)$ und die, aus derselben abgeleitete $\Theta(u)$, sind im VI. Capitel mit Hülfe der elliptischen Integrale dritter Gattung untersucht. Die beiden bemerkten Functionen sind respective durch einfache Integrale und ein Doppelintegral definiert. Durch Betrachtungen, die mehr ingenios wie streng sind, gelingt es, die elliptischen Functionen als Quotienten zweier Functionen Θ und H darzustellen. Auf pag. 145 und 147 werden bei einfachen bestimmten Integralen, sowohl Grenzen wie Integrationsvariable, ohne Weiteres beliebig reell oder imaginär genommen; oder besser, es wird $\sqrt{-1}$ ganz wie eine reelle Constante bei Integrationen behandelt. Hierzu treten auf pag. 148 Rechnungen mit unendlichen Größen, welche äußerst gewagt erscheinen.

Das VI. Capitel möchte wohl den Anforderungen mathematischer Strenge nur wenig genügen, was um so mehr zu bedauern ist, als der Inhalt sich auf den äußerst wichtigen Zusammenhang der elliptischen und der Thetafunctionen bezieht, in Verbindung mit einigen fundamentalen Eigenschaften der letztgenannten Functionen.

Die Capitel VII und VIII enthalten wesentlich algebraische Untersuchungen mit Rücksicht auf die Transformation der elliptischen Functionen, in der Auffassung der »Fundamenta«. Den allgemeinen Untersuchungen in Cap. VII folgen in Capitel VIII sehr ausgedehnte Detailuntersuchungen über die Transformationen zweiter, dritter, fünfter und siebenter Ordnung. Die aufgestellten Resultate verdanken ihre Entstehung einer großen Arbeit des Verfassers in

den »Philosophical Transactions« vom Jahre 1874. Was die allgemeine Theorie der Transformation betrifft, so begnügt sich der Verfasser zuweilen mit Andeutungen und unbewiesenen Regeln. Auf p. 198 werden nach Sohncke eine Anzahl von Eigenschaften der allgemeinen Modulargleichung aufgestellt, deren Beweis bekanntlich Nichts weniger wie einfach ist. Derartige unbewiesene Behauptungen treten an mehreren Stellen des Werks hervor, wobei schwer zu begreifen ist, wie Jemand über diese Schwierigkeiten hinwegkommen will, der nicht schon mit der Theorie der elliptischen Functionen vertraut ist. Den Schluß von Capitel VIII bildet die Definition des Multiplicators durch den primitiven und den transformirten Modul, endlich die Differentialgleichung dritter Ordnung zwischen den beiden Moduln. Die Darstellung selbst ist nach Jacobi reproducirt.

Bei einer Theorie, wie die elliptischen Functionen, können sich leicht specielle Untersuchungen von großem Interesse darbieten, deren relativer Werth, im Verhältniß zu fortwährend auftretenden fundamentalen Begriffen und Formeln, weniger hervorstechend ist. Die im VII. Capitel gegebene Darstellung der algebraischen Transformation ist etwas kurz, so daß zum besseren Verständniß hierauf ähnliche Betrachtungen, wie auf p. 36 u. f. der »Fundamenta« nur vortheilhaft sein würden. Unter Verweisung des größten Theils des im VIII. Capitel enthaltenen Materials in die »Addition« glaubt Referent, daß die Darstellung der Transformation deutlicher und übersichtlicher geworden wäre.

Auf die etwas üppig wuchernde Detailuntersuchung des VIII. Capitels läßt Herr Cayley

im IX. Capitel eine Art wissenschaftlicher Abhandlung folgen, die auf keinen Fall an die ihr zugewiesene Stelle gehört. Die Theta-Functionen genügen bekanntlich einer linearen, partiellen Differentialgleichung zweiter Ordnung, in Beziehung auf das Argument u und den Modul k . Dieser Eigenschaft hatte sich Jacobi schon 1829 bedient, um eine partielle Differentialgleichung für Zähler und Nenner der transformirten elliptischen Functionen aufzustellen. Nur die Aussichtslosigkeit, das Problem der Transformation durch rein algebraische Rechnungen, in Folge enormer Complicationen, lösen zu können, hatte Jacobi zur Aufstellung der bemerkten Differentialgleichung geführt. Dieselbe bildet gleichsam ein theoretisches Complement der algebraischen Transformations-Theorie. In concreten Fällen läßt sich die Differentialgleichung fast gar nicht anwenden. Einer weiteren Entwicklung der in Rede stehenden Gleichung hat Herr Cayley die 25 Seiten des IX. Capitels seines Werks gewidmet. Uebrigens muß hierbei mit Dank anerkannt werden, daß Herr Cayley die Differentialgleichung, wie Referent nicht anders weiß, zum ersten Male auf ein Beispiel angewandt hat und zwar auf die Transformation dritter Ordnung. Dieser noch ziemlich einfache Fall erfordert nicht weniger wie 6 Seiten Rechnungen.

Im X. Capitel ist die allgemeine Theorie der Transformation nach Art der »Fundamenta« in übersichtlicher und gedrängter Weise gegeben. Der Inhalt enthält gleichzeitig eine Vervollständigung oder Begründung von Sätzen, welche sich im IV. und VII. Capitel ausgesprochen finden.

Mit Beziehung auf die eigentliche Theorie der elliptischen Functionen bildet das XI. Capitel den Schluß des Werks. Die Behandlungsweise lehnt sich größtentheils an die »Fundamenta« an. Aehnlich wie Jacobi beschließt Herr Cayley mit einer kurzen Untersuchung (p. 280—308) über elliptische und Theta-Functionen seine Darstellung. Aus den Transformationsgleichungen werden die elliptischen Functionen durch unendliche Producte und Reihen dargestellt, welche ihrerseits dann wieder dazu dienen, die Theta-Functionen auf ähnliche Art auszudrücken. Zu den von Jacobi gegebenen Entwicklungen sind noch einige Betrachtungen über unendliche Doppelproducte beigefügt.

Der Rest des Werks (p. 309—381) enthält wesent-

liche Betrachtungen über die Reduction elliptischer Differentiale und Integrale durch besondere algebraische Substitutionen, zu welchen sich noch einige Ausführungen gesellen, welche zur Vervollständigung früherer Capitel dienen. Das XII. Capitel enthält die Reduction eines elliptischen Differentials nach den Methoden von Legendre und Jacobi. Hieran schließen sich im XIII. Capitel die Transformationen zweiter Ordnung an, mit besonderer Rücksicht auf das Theorem von Landen und das arithmetisch-geometrische Mittel von Gauss. Eine weitere Vervollständigung der linearen Transformation und der Transformationen zweiten Grades bildet die »Addition« (p. 368—381) mit mancherlei Gesichtspunkten, die dem Verfasser eigenthümlich sind. Dieses ist auch der Fall im XVI. Capitel, welches die Reduction zweier ultra-elliptischen Integrale für eine besondere Relation der Moduli auf elliptische Integrale enthält. Das XVI. Capitel basirt auf der berühmten Anzeige Jacobi's des dritten Supplements zur »Théorie des fonctions elliptiques« von Legendre, in welcher der große Mathematiker Gelegenheit findet (Crelle, Journal, T. VIII. p. 416) eine Bemerkung Legendre's über ultra-elliptische Integrale zu verallgemeinern. Bei allen vorkommenden Untersuchungen, welche größere algebraische Rechnungen involvieren, tritt das eminente Talent des Verfassers für derartige Rechnungen hervor. Unter diesen Umständen wäre vielleicht eine Erweiterung der Capitel VII und X sehr wünschenswerth gewesen, durch einen größeren Auszug der schon früher bemerkten Abhandlung des Verfassers: »A Memoir on the Transformation of Elliptic Functions«. (Philosophical Transactions for the year MDCCCLXXIV, Vol. 164, p. 397—456). Alle Untersuchungen Jacobi's und anderer Mathematiker über die Theorie der Theta-Funktionen, welche jüngeren Datums wie das 1829 sind — in welchem Jahr die »Fundamenta« veröffentlicht wurden — haben in dem Werke des Herrn Cayley keine Beachtung gefunden, worauf sich denn wohl der Titel »An elementary Treatise« zu beziehen scheint.

Enneper.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück 9.

28. Februar 1877.

Монголія и страна Тангутовъ трех-
лѣтнее путешествіе въ восточной нагор-
ной Азіи. Н. Пржевальскаго. Томъ I.
С. Петербургъ, 1875. (Die Mongolei und das
Land der Tanguten; eine dreijährige Reise im
östlichen Hochasien von N. Prshewalski,
Generalstabs-Obristlieutnant. I. Theil). Herausge-
geben von der Kaiserlich Russischen Geographi-
schen Gesellschaft St. Petersburg, 1875. IX und
381 Seiten gr. 8^o mit 2 Karten.

Reisen in der Mongolei, im Gebiet der Tanguten
und den Wüsten Nordtibets in den Jahren 1870
bis 1873 von N. v. Prschewalski, Oberstlieut-
nant im Russischen Generalstabe. Autorisirte
Ausgabe für Deutschland. Aus dem Russischen
und mit Anmerkungen versehen von Albin Kohn.
Mit 22 Illustrationen und einer Karte. Jena,
Hermann Costenoble 1877. XL und 538 S. 8^o.

Bald nach der Veröffentlichung der ursprüng-
lich in russischer Sprache abgefaßten Reise-

beschreibung Prshewalski's haben verschiedene deutsche Journale (Petermann's Mittheilungen, Globus, Ausland, Zeitschrift für Ethnologie u. s. w.) Auszüge oder Bruchstücke derselben gebracht und auf diese Weise das deutsche Publicum mit den Hauptresultaten dieser Reise bekannt und auf den hohen Werth der Resultate aufmerksam gemacht. — Wir haben bisher mit einer Anzeige des Prshewalskischen Reisewerks gezögert, bis die deutsche Ausgabe vollendet vorlag, um auch über diese ein Urtheil zu haben, da die bei Costenoble in Jéna erscheinenden deutschen Bearbeitungen ausländischer Reisen sehr verschiedenen Werth haben (cf. Götting. gel. Anzeigen 1872 St. 42 S. 1671 und 1876 St. 48 S. 1563).

Prshewalski reiste am 17. Novbr. (alten Styls) 1870 von Kiachta ab und kehrte am 19. Sept. 1873 wieder dahin zurück. Innerhalb dieser 3 Jahre besuchte er Gegenden, welche kaum Europäern bisher zugänglich waren — den südöstlichen Rand des mongolischen Hochplateaus, das Thal des Hoangho, die Provinzen Alashan, Gan-su (Kan-su) und die Gebirge des nördlichen Tibet. Er legte ungefähr 11,000 Werst zurück, machte Höhenmessungen und Ortsbestimmungen, nahm eine genaue Marschroute auf, beobachtete mit Geschick Land und Leute und sammelte mit großem Fleiß zahlreiche Pflanzen und Thiere. Dabei war er und seine Gefährten — ein Lieutenant Pylzow und 2 Kosaken — nur mit äußerst geringen pecuniären Mitteln versehen; für das erste Jahr standen ihnen nur 2800, für das zweite und dritte Jahr je 4100 Rubel zu Gebote (ihre Offiziersgehälter mit eingerechnet). Die spärlichen Mittel gestatteten außer den beiden Kosaken weiter keine Bedienung mitzu-

nehmen und dadurch lagen große Lasten auf den Schultern der Reisenden: sie mußten nicht allein sammeln und messen, sondern selbst die Kameele beladen, Feuerung suchen u. dergl. m. Trotz der geringen Hilfsmittel, trotz aller Gefahren, mit welchen Natur und Menschen unsere Reisenden bedrohten, wurde das vorgesteckte Ziel erreicht, — erreicht in Folge der Ausdauer, Energie, Thatkraft und Gewandtheit Prshewalski's.

Prshewalski verließ mit seinem Gefährten Pylzow und einem großen Hund, »Faust« am 17. November 1870 a. St. Kiachta und begab sich zuerst nach Kalgan, dann nach Peking. Hier traf er die eigentlichen Vorbereitungen zur Reise, d. h. versah sich mit den nöthigen Transportmitteln, Kameelen und Pferden, mit Waffen und Geld, vor Allem aber mit einem chinesischen Reisepaß.

Die große Reise wurde Anfang Februar 1871 angetreten. Prshewalski wandte sich zuerst über Dolon-nor (Stadt mit großer Fabrik von Götzenbildern) bis zum See Dalai-nor, um hier die Zugwögel zu beobachten; dann ging er zurück nach Kalgan und traf hier mit den zwei Kosaken zusammen, welche ihn begleiten sollten. Nun marschierten die Reisenden längs dem südöstlichen Rand des mongolischen Plateaus nach Kukuchoto (Kuku-Khoto), dann weiter bis Bautu, woselbst sie den Hoangho überschritten und am rechten Ufer des Flusses die Provinz Ordos durchwanderten. Am 2/14. September setzten sie abermals über den Hoangho bei Dienchu (Ding-hu) und lenkten nach Süden in die Provinz Alashan, woselbst sie am 14/26. September die Stadt Dün-jan-in (Din-yuan-ing) erreichten. Nach 4wöchentlichem Aufenthalt, während des-

sen das Gebirge Alashan durchforscht wurde, kehrte Prshewalski um, zum Theil aus Mangel an Geld, zum Theil, weil sein chinesischer Paß nur bisher zu reisen gestattete und traf nach mancherlei Gefahren und Unglücksfällen — Pylzow erkrankte — am 31. December 1872 (12. Januar 1873) in Kalgan ein.

Die Monate Januar und Februar wurden zur Erholung und zur Vorbereitung der neuen Reise benutzt. Die bisherigen Kosaken-Begleiter wurden entlassen und zwei andere geworben, welche sich im Laufe der Reise als außerordentlich zuverlässige, treue und brauchbare Gefährten erwiesen. Mit 9 schwer beladenen Kameelen verließen sie am 5/17. März Kalgan und zogen nördlich vom Hoangho, fern von der dichten chinesischen Bevölkerung nach Westen und trafen am 26. Mai (7. Juni) 1872 in Dünjan in der Provinz Alashan ein. Hier befand sich gerade eine Karawane von 29 Tanguten, welche im Begriff stand zum Kloster Tscheibsen in Gancu (Gan-su) zu pilgern. Nachdem ein kleiner Widerstand von Seiten des befreundeten Fürsten von Alashan überwunden war, schloß sich Prshewalski mit seinen Begleitern der Karawane an und gelangte mit derselben in's Kloster Tscheibsen (Petermann schreibt auf seiner Karte unrichtig Tschöbsen, ebenso H. Fritsche in seiner schon 1874 in Petermann's Mittheilungen S. 206 veröffentlichten interessanten Zusammenstellung geographischer, magnetischer und hypsometrischer Beobachtungen, angestellt vom Capt. Prjewalskij) in einiger Entfernung der Stadt Sining-fu. Glücklicherweise entchlüpfen sie den Angriffen der Dunganen und befanden sich am 13/25. October 1872 am Ufer

des Kuku-nor — des großen Sees mit wunderbar dunkelblauen Wogen.

Nach kurzem Aufenthalt am Kuku-nor drangen die Reisenden weiter nach Süden vor, durchzogen die Ebene Zaidam, wobei sie den Fluß Baján-gol passierten und gelangten an den nördlichen Rand der Gebirge Tibets, Burchanbudda (Burkhan-Buddha) und weiter Schuga. Die strenge Kälte des Winters, der Marsch auf ungeebneten Wegen im Gebirg, die verdünnte Luft der hohen Berge (10—16,000 Fuß), ungenügende Nahrung und Kleidung machten den Aufenthalt in Tibet zu einem äußerst beschwerlichen und mühseligen. Trotzdem wurde die Reise fortgesetzt, so daß am 10/22. Januar 1873 die kühnen Wanderer sich am linken Ufer des Yang-tse-kiang befanden. Prshewalski wäre am liebsten weiter gezogen bis nach Lhassa, nur 800 Werst trennten ihn von der Residenz des Dalai-Lama; aber er und seine Gefährten waren bis auf's Aeüßerste erschöpft, die Geldmittel zu Ende, Kleider und Schuhwerk verdorben, die Lastthiere bis auf 3 Kameele zu Grunde gegangen. Mit schweren Herzen traten sie Anfang Februar die Rückreise an, waren im März am zugefrorenen Kuku-nor, im April im Kloster Tscheibsen und im Juli in Alaschan. Hier in Dünjanin (Din-yuan-ing) fand Prshewalski Geld vor, welches General Vlangali aus Peking ihm zugeschickt hatte, und versah sich mit neuen Lastthieren; noch lag ein schweres Stück Weges vor ihm — der Marsch durch die Wüste Gobi. Aber unter dem Geleite mongolischer Führer unter mancherlei Drangsalen und Opfern — der Hund Faust verschmachtete aus Mangel an Wasser — wurde die letzte Strecke zurückgelegt:

am 19/31. September begrüßten die Reisenden ihre Landsleute. —

Wir haben hier nur in kurzen Worten den Weg angedeutet, welchen Prshewalski genommen: die Beschreibung der Reise ist frisch, lebendig anziehend. Zwischen die persönlichen Erlebnisse sind eingeschoben äußerst werthvolle Schilderungen von Land und Leuten einer Gegend Asiens, welche kaum je eines Europäers Fuß betreten. Wer von Europäern bereiste früher die Gebirge Tibets, wer durchstriefte die davorliegenden Wüsten? Außer dem Land und dessen Bewohnern hat Prshewalski in gleicher Weise der Pflanzen- und Thierwelt seine Aufmerksamkeit zugewandt. Die systematische Beschreibung des Gesammelten wird in den folgenden Bänden des Reisewerks enthalten sein; hier im ersten Bande finden sich lebensfrische Skizzen einzelner Thiere (Kameel, wilder Esel, Pferd, Jak) und sauber ausgearbeitete Vegetationsbilder. —

So ist die Reisebeschreibung Prshewalski's eine der werthvollsten, welche die geographische Litteratur der letzten Jahre aufzuweisen hat.

Das russische Original ist gut ausgestattet, aber in bescheidenem Gewande — ohne Abbildungen — erschienen; zwei Blätter enthalten eine genaue Marschroute, so wie ein kleines Uebersichts-Kärtchen von Mittelasien, in welches die ganze Reise eingetragen. Der Preis ist verhältnißmäßig billig, 3 Rubel. —

Es unterliegt keinem Zweifel, daß eine deutsche Uebersetzung einem Bedürfniß entgegenkommt, indem sie dem nicht russisch verstehenden Publicum die Möglichkeit bietet, sich mit den werthvollen Ergebnissen der Reise Prshewalski's bekannt zu machen. Insofern hat sich

die Verlagshandlung von Hermann Costenoble in Jena von vornherein den Dank der Leser erworben — allein wir können uns im Einzelnen mit der deutschen Ausgabe nicht ganz einverstanden erklären. Die deutsche Ausgabe enthält außer der Uebersetzung des eigentlichen Reiseberichtes durch Albin Kohn noch einige Zuthaten, welche das russische Original nicht besitzt und deren Werth mindestens zweifelhaft ist. Freilich ist gegen die Petermannsche Karte — ein Wiederabdruck der im I. Heft der geograph. Mittheilungen 1876 veröffentlichten — gar nichts einzuwenden; aber es wäre gewiß zweckmäßiger und übersichtlicher für den Leser gewesen eine Karte zu haben, auf welcher nur die Reise Prshewalski's verzeichnet war, als eine, auf welcher noch mancherlei andere Reiserouten stehen. — Um so mehr ist aber einzuwenden gegen die 36 Seiten lange Vorrede und 40 Seiten lange Nachrede (»Beilage und Noten, allgemeine Bemerkungen«), welche der Uebersetzer hinzugefügt hat. — Kleine Noten und Erklärungen bei Uebersetzungen sind nicht allein erwünscht, sondern oft sehr nothwendig, aber wovon spricht Herr Kohn in der Vorrede? Von den Maßnahmen des K. Regierungspräsidenten von Wagnern in Bromberg in Betreff der Umtaufung einiger Ortsnamen in Posen, — von seinen eigenen Erlebnissen in Sibirien beim Tabaksbau (Kohn war beim polnischen Aufstand betheiligte und wurde deshalb von der russischen Regierung nach Sibirien verbannt, später begnadigt). Was sollen die Vergleiche des Buddhismus mit dem Katholicismus mit allerlei Seitenhieben auf Papst, Geistlichkeit und Christenthum? Was soll die unbegründete Hypothese Kohn's, daß in alten Zeiten in einem Theil Europa's (spec. Po-

len) Mongolen ansässig gewesen sind? Was hat das alles mit Prshewalski's ernster und wissenschaftlicher Reise zu thun? —

Einen andern Theil der Vorrede, sowie der Beilage bilden seitenlange Auszüge aus den Werken Peschels, aus den Globus, — wozu das Alles?*)

Kohn hat seine Ausgabe mit 22 Illustrationen ausgeschmückt, welche lieber fortgeblieben wären, weil sie das Buch unnütz vertheuern (es kostet 12 Mark). Da die Illustrationen nicht von Prshewalski stammen, so gehören sie auch gar nicht in sein Werk hinein. Der Uebersetzer hält sich (S. XXX der Vorrede) darüber

*) Neu ist uns in dieser confusen, in widerlicher Weise auf fast jeder Seite der Feindseligkeit des Verf. gegen das Christenthum Ausdruck gebenden Vorrede nur gewesen, daß »es jetzt allgemein bekannt ist, daß die »Viaggi di Marco Polo« in Columbus den Gedanken an die Reise nach »Indien« angeregt haben, um von dort, wie Marco Polo, Schätze herbeizubringen und diese zum Kreuzzuge gegen die Türken zu benutzen (S. XX)«. Wir haben bisher mit Al. v. Humboldt, dem wir hierüber das richtigste Urtheil zutrauten, angenommen, daß es sehr zu bezweifeln, daß Columbus die Reise des Marco Polo, den er in seinen Schriften nie nennt, gekannt hat. S. Humboldt Kritische Untersuchungen etc., deutsch v. Jdeler I. S. 541. Hr. Kohn scheint aber diese Untersuchungen Humboldts eben so wenig zu kennen wie die wichtigste Ausgabe der Reisen des Marco Polo, nämlich die des Col. Yule, der sich in seinen Untersuchungen über den Einfluß Polo's auf die geographischen Studien dem Zweifel Humboldts vollkommen angeschlossen hat (The Book of Ser Marco Polo. Vol. I. p. 103. Ausg. v. 1875) und so wird Hr. K. auch wohl nicht gewußt haben, daß »Viaggi di Marco Polo« um die Zeit, wo Columbus seinen Plan faßte, noch gar nicht gedruckt waren, sondern nur eine Uebersetzung seiner Relation und zwar eine deutsche (Nürnberg 1477 und Augsburg 1481). D. Redact.

auf, daß eine Illustration, welche die englische Ausgabe der Reise Prshewalski's begleitet, ein durch Erdbeben zerstörtes Dorf in Transbaikalien darstellt. — Was aber findet sich in der deutschen Ausgabe? Bei Gelegenheit der Schilderung des Dunganenaufstandes in der chinesischen Provinz Gansu schiebt Kohn die Abbildung einer russischen Militär-Abtheilung ein, welche damals im Urgu lag. Wozu?*)).

Bei der Uebersetzung der Reisebeschreibung hat sich Hr. Kohn offenbar viel Mühe gegeben, genau und wörtlich das Russische wiederzugeben: im Allgemeinen ist ihm das auch gelungen, doch finden sich mancherlei Ungenauigkeiten, — der deutschen Sprache ist vielfach Gewalt angethan. — Der Uebersetzer hat sich auch einige Willkürlichkeiten erlaubt, welche zu rügen sind. Prshewalski spricht überall von russischem Maß, Gewicht u. s. w., d. h. er rechnet nach Werst, Pud und Pfund; Kohn schreibt einfach statt Werst — Kilometer, ohne zu bedenken, daß ein Werst nicht 1000 Meter, sondern 1066,78 Meter ist. Warum konnte nicht der Ausdruck Werst stehen bleiben — eine Anmerkung, daß 7 West gleich einer geographischen Meile oder die genaue Wiedergabe in metrischem Maß in Klammern wäre angezeigt gewesen. — Pud und Pfund läßt Kohn an einigen Orten

*) Die Abbildung ist übrigens, wie alle Illustrationen der deutschen Bearbeitung, der Englischen Uebersetzung entnommen, welche allerdings auch ungehörigerweise das Werk mit im Original nicht vorhandenen Illustrationen ausgestattet hat, für jede aber die Quelle angiebt, der sie entnommen. Einige sind der Tour du Monde entlehnt, die meisten aber, wie auch die hier genannte nach von dem Baron Fr. Osten Sacken dazu geliehenen Photographien gezeichnet und diese bilden großentheils wirklich eine Bereicherung des Buchs. D. Redact.

unverändert stehen (vgl. p. 3 und 83 der deutschen Ausgabe), an andern Orten rechnet er um in Kilogramm, aber rechnet falsch. Prshewalski erzählt von den Theekarawanen, daß jede Theekiste ungefähr 3 Pud wiege — ein Pud hat 40 Pfund, ein Pfund russ. ist c. 400 Gramm, demnach sind 3 Pud ungefähr 48 Kilogramm; Kohn dagegen schreibt 36 Kilogramm (S. 28). Weiter unten heißt es, daß jedes Kameel 4 Kisten Thee — also 12 Pud trage — es betrüge etwa 192 Kilogramm: Kohn schreibt »ganze 216 Kilogramm«.

An kleinen Ungenauigkeiten habe ich folgende entdeckt: Seite IV der Vorrede des Verf. steht »die Wüste mit allen Schrecken ihrer *Uragane*« — warum ist das Wort nicht mit Sturm oder Orkan übersetzt? Seite XXX ist von einer orthodoxen »*Cerkiew*« die Rede, woher soll der deutsche Leser wissen, daß das Wort einfach »Kirche« bedeutet? Der Ausdruck »Formthee« statt des gewöhnlichen »Ziegelthees« ist entschieden falsch. Kohn braucht gewöhnlich das Wort Formthee, nur hie und da Ziegelthee. Letzter Ausdruck von der charakteristischen Gestalt hergenommen, dürfte völlig verständlich sein, oder hätte durch eine Anmerkung erklärt werden können. Seite 26 heißt es: »aus dieser Mischung (zwischen Tartaren und Chinesen) gehen hier die sogenannten »*Erlidsy*«, d. h. die mit zwei Lebern Ausgerüsteten hervor«. Wir sind nicht im Stande das Wort »*Erlidsy*« zu erklären, jedoch bedeutet das von Prshewalski gebrauchte russische Wort (звѣутробноѣ), niemals »mit zwei Lebern ausgerüstet«. Es ist ein slavonisches, wird selten benutzt und heißt von zwei Leibern (abstammend). Das giebt einen guten Sinn, weil dadurch die Mischung angedeutet ist.

Seite 45 schreibt Kohn: »Neben dem Thee bildet die Milch in verschiedener Form die beständige Nahrung der Mongolen; aus ihr werden Butter, Schaum »Arcka« und Kumys bereitet. Schaum wird aus süßer Milch bereitet, die man über gelindem Feuer kocht: später läßt man sie sich setzen, um sie hierauf, nachdem man die Sahne abgeschöpft hat, zu trocknen«. Der deutsche Leser kann unmöglich verstehen, was das Wort Schaum bedeuten soll. Prshewalski spricht auch gar nicht von Schaum, sondern von der Haut oder dem Häutchen, welche beim Kochen der Milch durch Gerinnen des darin enthaltenen Kaseins (Eiweiß) sich bildet; es heißt im Original auch nicht »süße Milch«, sondern »nicht abgerahmte«. Jene Haut wird vorsichtig abgezogen und getrocknet; an einigen Orten Rußlands ist etwas Aehnliches üblich.

Seite 2 ist von »durchreisenden« mongolischen Kameelen die Rede — wie mir scheint, ein unpassendes Wort. Was ist ein »reisendes« Pferd? Das im Original gebrauchte Wort ist nicht durch ein entsprechendes deutsches wiederzugeben; es drückt den Sinn aus, daß man im Gegensatz zu den von Station zu Station wechselnden Postpferden — mit denselben Kameelen die ganze Reise macht.

Seite 496 heißt es: »die Ufer des Tolly« — der Fluß an dem Urga liegt, heißt Tola, im russischen Original ist Toly der Genitiv von Tola.

Es ist beispielsweise nur einiges angeführt, was beim Durchlesen des deutschen Textes besonders auffiel. Ein sorgsamer Vergleich des russischen und deutschen Textes ergibt noch vieles andere, worauf hier nicht weiter eingegangen werden kann.

Wir wünschen dem Buche (welches übrigens, was auch wohl hätte gesagt werden sollen, nur den ersten Theil der Reisebeschreibung von Pr. umfaßt, von der gegenwärtig schon der zweite Theil, der auch demnächst in diesen Bll. angezeigt werden soll, erschienen ist, und der 3 Th., der die Bearbeitung des zoologischen und botanischen Materials enthalten soll, nach der Rückkehr Pr.'s von einer auf's Neue unternommenen Reise erscheinen soll), eine recht große Verbreitung, damit die Verdienste Prshewalski's nach Gebühr bekannt werde und eine genauere Kenntniß jener Gegenden Innerasiens in weite Kreise dringe. — Sollte in der Folge — was wir hoffen — eine zweite Auflage nöthig werden, so bitten wir die Verlagshandlung eine billige Volksausgabe ohne Bilder, ohne Vorrede und ohne Beilagen und mit einem Register zu veranstalten, vorher aber eine genaue Revision des deutschen Textes vornehmen zu lassen.

— y —

Wir können diese Anzeige des wichtigen Reisewerks Prshewalski's nicht abdrucken lassen, ohne ein paar Worte über die Englische Uebersetzung desselben beizufügen, welche vor der Deutschen unter folgendem Titel erschienen ist:

Mongolia, the Tangut Country, and the Solitudes of Northern Tibet: being a Narrative of Three Years' Travel in Eastern High Asia, by Lieut. Colonel N. Prejevalsky, of the Russian Staff Corps: mem. of the Imp. Russ. Geogr. Soc. Translated by E. Delmar Morgan, F. R. G. S. with introduction and notes by Colonel Henry Yule, C. B. late of the royal engineers (Bengal). Vol. I. II. with maps and illustrations. London,

Sampson Law, Marston, Searle & Rivington 1876. L. 287 und XII. 320 S. Oktav.

Wie die Uebersetzung beschaffen ist, können wir, da wir der Sprache des Originals nicht kundig sind, nicht beurtheilen. Sie scheint aber treu, wenigstens sind die von dem Hrn. Ref. in der deutschen Uebersetzung gerügten Fehler vermieden. Sehr werthvoll sind aber die beigegebene Einleitung und die Noten von Yule, des berühmten Uebersetzers und Commentators der Reisen Marco Polo's, der als einer der genauesten Kenner der Geographie Asiens bekannt ist und dessen Noten hier auch für den Leser wirklich belehrende Erläuterungen bringen. Man kann nur wünschen, daß Hr. Albin Kohn statt seiner Vorréde und seinen Noten u. s. w. die Einleitung und die Noten von Yule, bei dem er doch mehrfach zu Borg gegangen ist, einfach übersetzt hätte und man muß für das deutsche Publicum sehr bedauern, daß dies nicht geschehen ist und es nun zu der werthvollen Reisebeschreibung die theils abgeschmackten, theils überflüssigen Zuthaten des deutschen Uebersetzers mit in den Kauf nehmen muß. — An vortrefflich ausgeführten Illustrationen enthält die englische Uebersetzung noch drei mehr als die deutsche, welche, wie schon oben bemerkt, die ihrigen der englischen Uebersetzung entnommen hat; warum sie das Titelbild der ersteren, eine Photographie Prshewalski's, die für den Leser doch wohl wenigstens ebenso interessant gewesen wäre, wie die Abbildung des Russischen Lagers in Urga, nicht auch copiert hat, ist nicht wohl einzusehen. Die Einleitung Yules handelt, nach einer eingehenden Kritik der Werke Huc's, (aus welcher Hr. Kohn aber bloß die tadelnden Bemerkungen über Huc be-

nutzt hat, um diesen katholischen Priester als einen gemeinen Lügner zu verdächtigen, der ein Reisewerk geschrieben habe, ohne selbst die Reise gemacht zu haben, während Yule unter seinem Reisewerk und seinen spätern »*Souvenirs*« wohl unterscheidet und den Beweis liefert, daß Huc wirklich die Reise gemacht hat), von verschiedenen wichtigen Beobachtungen Prshewalski's, insbesondere von wilden Kameelen, von einer sehr intensiv feuchten Gebirgsregion in Kansu im Norden des Hoang-ho unmittelbar im Osten des Koko-nor, und von dem Tibetanischen Buddhismus. Die angehängten übrigens meist kurzen Noten von Yule sind sehr mannigfaltigen Inhalts und können deshalb in diesem Zusatze zur Anzeige des Prshewalski'schen Werks nur nach ihrer Inhaltsbezeichnung genannt werden. Es sind dies im 1. Theil (S. 264—287). Ueber die Bedeutung des Wortes *Dábán*; über die Bezeichnung *Gigen* für die von Huc *Chabérons* genannten Lamas; über die Ausdrücke *Pehling* und *Fanqui*; über Kumis und *Darásun*; Tartarische Eßmanieren; Mongolische Orientierungsweise; das chinesische Jahr; das mongolische Alphabet; das Khata (*Khadak*) oder ceremonielle Handbuch der Mongolen; über die mystische Formel: *Om mane pradme hum*; über den Obo; über *Tsagan Balgas* (Weiße Stadt); über stummen Handelsverkehr und über das fabelhafte Land Shambhala. Im 2. Theil (S. 299—309) Ueber die *Taldi*; über *Siling* (Gewebe von Shawl-Wolle) und die Stadt *Tonkir*; über den Kyang und den Kulan; über die Tangu-ten; über die Dunganen; über rothe und gelbe Lamas; über die Schwierigkeit in großen Höhen hohe Hitzgrade beim Kochen zu erreichen; über den Murui-ussu, die tibetanische Quelle

des Yang-tse-kiang. — Außerdem enthält der Anhang noch einige Noten von dem Uebersetzer, im 1. Theil über große Ueberschwemmungen in China und über den Gandjur oder Kanjur, die heilige Litteratur Tibets und im 2. Theil über die Stadt und den District Urumschi, über die Rhabarberpflanze, über welche die Reisebeschreibung S. 81—84 ausführlicher berichtet und eine fein ausgeführte Abbildung bringt und über den Manul (*Felis Manul* von Pallas). Endlich zeichnet sich die englische Uebersetzung vor der deutschen durch ein ausführliches Namen- und Sachregister aus, dessen völliger Mangel in der letzteren auch noch zu rügen ist. Dieser letztere Vorzug der englischen Bearbeitung reicht vielleicht schon hin für diejenigen, welche das Pr. Reisewerk wirklich studieren und wissenschaftlich verwerthen wollen, die Anschaffung dieser Bearbeitung vor der deutschen zu empfehlen, unbedingt muß das aber geschehen, wenn man noch die übrigen hier hervorgehobenen Unterschiede beider Bearbeitungen in Anschlag bringt.

Wappäus.

Urkundenbuch des Herzogthums Steiermark bearbeitet von J. Zahn. Unter Förderung des k. k. Ministeriums für Cultus und Unterricht, des steiermärkischen Landtages und der steiermärkischen Sparkasse in Graz, herausgegeben vom historischen Vereine für Steiermark. I. Band 798—1192. Graz 1875. Verlag des historischen Vereins (in Commission bei Leuschner & Lubensky). LVI und 984 S. Lex. 8.

Die Steiermark ist das zweite unter den alt-

österreichischen Erbländen, das sich der Herausgabe eines Urkundenbuches rühmen darf, nachdem ihr nur Oberösterreich mit einem gleichen im J. 1852 begonnenen, und jetzt schon zum 6. Bande gediehenem Unternehmen vorangegangen ist. Es hat mithin Niederösterreich, wo der zu früh verstorbene Staatsarchivar v. Meiller bereits mit der Sammlung von Urkunden im Ms. bis zum J. 1100 gediehen war überflügelt, zu geschweigen von Kärnten, Krain und Tirol, in welchen Ländern nach dem Stande der Vorarbeiten (soweit solche dem Referenten bekannt wurden) kaum vor Jahrzehenden an eine ähnliche Publication gedacht werden kann.

Das Verdienst die Anregung zu diesem schönen Unternehmen gegeben zu haben, gebührt seinem Bearbeiter. Seitdem v. Zahn die Steiermark, die ihm nun zur zweiten Heimath geworden ist, in amtlicher Stellung betrat (1861) war seine zielbewußte Thätigkeit unausgesetzt auf die Herstellung der Vorbedingungen zur Herausgabe eines Urkundenbuchs des Landes gerichtet. Seine Stellung als Vorstand erst des Archivs am Joanneum und später an dem daraus durch Vereinigung mit dem Landschaftsarchive entstandenem Landesarchive bot ihm die willkommene Gelegenheit zur Ergänzung der vorhandenen Urkundenschätze im Wege systematischer Forschungsreisen, welche weit über die Landesgrenzen hinaus im Norden bis nach Bayern und Böhmen, im Süden bis nach Udine und Venedig ausgedehnt wurden. Ende der Sechziger Jahre konnte die Urkundensammlung des Landesarchivs für die älteste Periode schon als nahezu vollendet gelten, wie denn auch das 1873 aus Anlaß der Wiener Weltausstellung gedruckte Inventar dieser Anstalt unter 3278 Ur-

kunden aus den J. 811—1299 für die Zeit bis zum Schlusse des 12. Jahrh. auf die Jahre 1870—72 nurmehr einen Zuwachs von 45 Stücken gegen 446 in den 9 vorhergehenden Jahren verzeichnet. Ein schöner Erfolg fürwahr, aber auch nur dort mit solcher Raschheit zu erzielen, wo wie in der Steiermark der historische Sinn schon lange vorher rege war. Denn auf die Arbeiten der gelehrten Jesuiten Pusch und Fröhlich, welche schon vor gerade 120 Jahren den ersten Anlauf zu einem Diplomatarium des Landes nahmen, waren die bändereichen Werke des Vorauer Canonikers Julius Aquilinus Cäsar gefolgt, während die in unserm Jahrhunderte veröffentlichten Landesgeschichten von Schneller, Wartinger und vor allem jene von Muchar, immer mehr durch die 1811 durch den Erzherzog Johann am Joanneum begründete und rasch anwachsende Urkundensammlung unterstützt wurden. Der Anregung des Erzherzogs verdankte man überdies die werthvollen Beiträge Hormayrs zur Geographie und Historie Innerösterreichs im Mittelalter, endlich die 1821 begonnene und bis zum J. 1848 fortgeführte ihrem Inhalte nach wesentlich historische »Steiermärkische Zeitschrift«, an welche sich dann (1850) die »Mittheilungen des historischen Vereins für Steiermark« anschlossen.

In diesem Vereine, welcher der Pflege geschichtlichen Sinns in seinem Heimathlande bis zum heutigen Tage mit schönem Erfolge sich gewidmet hat, brachte man den Eingang geschilderten Absichten v. Zahns sofort volles Verständniß entgegen. Beweis dafür, daß man seinem im J. 1862 gemachten Antrage auf Feststellung der Grundsätze, nach welchen die Herausgabe steirischer Geschichtsquellen anzu-

streben sei, bereitwillig zustimmte, und in den jetzt bis zum 13. Jahrgange gediehenen Beiträgen zur Kunde steiermärkischer Geschichtsquellen ein Organ schuf, welches der vorläufigen Besprechung von Fundergebnissen, der kritischen Beleuchtung wichtiger oder zweifelhafter Geschichtsdenkmäler, endlich Quellenverzeichnissen und Studien aller Art gewidmet wurde. Als dann die Vorarbeiten zur Herausgabe eines Urkundenbuchs entsprechend vorgeschritten waren (1869), zögerte man hier auch keinen Augenblick die erforderlichen Verhandlungen einzuleiten, und den trotz der Beiträge der eingangs genannten Behörden noch immer namhaften ungedeckten Rest der Herstellungskosten auf eigene Rechnung zu übernehmen. Sehr zu bedauern ist, daß die Theilnahmslosigkeit der Nachbarländer den ursprünglichen Plan v. Zahns zum Scheitern brachte, der auf ein bis zum J. 1122 für Innerösterreich gemeinsames Urkundenbuch gerichtet war, an welches sich dann besondere Urkundenbücher für Steiermark, Kärnten und Krain anschließen sollten.

Nach dieser allgemeinen Würdigung des Verdienstes aller an der Herstellung des Urkundenbuchs für Steiermark beteiligten Factoren, wenden wir uns zur Besprechung der literarischen Leistung des Bearbeiters.

Schon ein flüchtiger Blick auf den vorliegenden Band verräth, daß in demselben der Einleitung, und zumal den Registern ein bei weitem größerer Spielraum gewährt ist, als dies bei dergleichen Publicationen gewöhnlich der Fall ist. Beides wie dem Referenten scheint, sehr mit Recht, denn im Vorworte mußten die Gesichtspunkte ausführlich entwickelt werden, von welchen der Bearbeiter ausging und durch die

Einrichtung der 6 verschiedenen Uebersichten und Register werden dem Benutzer namhafte Erleichterungen geboten, die man bei ähnlichen Unternehmungen, wie dem Urkundenbuche des Landes ob der Enns, nicht selten mit Bedauern vermißt. Doch davon noch später.

Auf einen Ueberblick über die Arbeiten, welche dem Zustandekommen des Urkundenbuches vorangingen, folgen von S. 10—45 die leitenden Grundsätze für die Herausgabe des Urkundentextes und S. 46—53 jene für die Ausarbeitung der Repertorien, endlich S. 53—55 einige Corrigenda*).

Mit allem was der Bearbeiter über die Quellen, die Form der Abdrücke, die Einreihung unechter Stücke, die Vornahme von Correcturen an zweifelhaften Abschriften behufs Herstellung einer gleichmäßigeren Schreibweise, endlich über Regesten, Anmerkungen und Noten sagt, wird man sich gerne einverstanden erklären können. Andere Punkte bedürfen jedoch einer eingehenderen Erörterung, so vor allem die Grundsätze, welche für den Umfang des Urkundenbuches als maßgebend hingestellt werden. Als solche erklärt der Bearbeiter (S. X) »ohne Rücksicht auf Urkunden, die etwa von steirischen Landesfürsten für ein fremdes Land ausgefertigt sind, nur solche zu bringen, welche den heimathlichen Boden berühren, dieselben womöglich dem ganzen Wortlaute nach abzudrucken und zwar in chronologischer Folge, soweit sie sicher oder wahr-

*) Nachzutragen wären noch S. 375 Anm. Meiller Babenberger anstatt Salzburger Regesten, dann im Register S. 757, Ardning, »Ruodiger S. 646« S. 929 Z. 2 v. u. das Schlagwort »Werchendorf 1162, 434, c. 1190, 708,« endlich beim Personennamen Turdogouuo (S. 970) das Datum: 1023, 50.

scheinlich, und endlich die erste Periode mit dem J. 1192 abzuschließen«.

Die zeitliche Abgrenzung ist durch das Aussterben des heimischen Herrschergeschlechts im genannten Jahre sowie die seitdem eingetretene Realunion mit Oesterreich gegeben und gerechtfertigt, nicht so die örtliche Beschränkung, welche etwas willkürlich ist. Man wird damit gewiß einverstanden sein, daß alle Urkunden, welche den Boden der heutigen Steiermark betreffen, darin Platz finden, ohne Rücksicht darauf, ob das Gebiet, welches sie angehen schon damals innerhalb der Landesgrenzen gelegen war, oder noch zu einem fremden Territorium gehörte. Diese Urkunden wird eben jedermann in dem Urkundenbuche suchen, der sich darin bloß zu Zwecken der Localgeschichte Rathes erholen will, und auf solche Leser dürfte man stark gerechnet haben (vgl. S. XLVIII, XLV, L). Wer aber an die Ausarbeitung einer pragmatischen Geschichte der Steiermark während der Traungauerzeit gehen wollte, der wird nicht allein viele Urkunden der Landesfürsten, sondern überdies auch alle jene Documente vermissen, welche sich auf Landestheile beziehen, welche damals noch zur Steiermark gehörten, seither aber (oft erst geraume Zeit nach dem J. 1192) davon abgetrennt wurden. Läßt sich bezüglich der Weglassung der erstgedachten Urkunden allenfalls noch das persönliche Moment geltend machen, das v. Zahn zur Motivierung anführt, so muß doch die Ausschließung der Letzteren als einer zwingenden inneren Nothwendigkeit entbehrend, bezeichnet werden. Denn jene Gebiete standen mit dem Lande, nicht etwa in einer lockeren, blos durch das persönliche Band eines gemeinsamen Herr-

schers hergestellten, sondern in realer Verbindung, deren Andenken beispielsweise hinsichtlich der Neustadt im ehemaligen Pütnerbezirke noch Jahrhunderte nach der durch den Ofner Frieden von 1254 erfolgten Abtretung fortlebte. Beweis dafür das Gesammturtheil der Lehensmannen von 1365, daß Herzog Rudolf die Lehen des Herzogthums Steiermark wohl zu Wiener Neustadt leihen könne »seyd dieselbe stadt in Steyr gelegen«, ferner die Betheiligung dieser Stadt und Neunkirchens an den Steuern, welche 1496 dem K. Maximilian bezahlt wurden, damit er die Juden aus der Steiermark vertreibe u. dgl. m. — Auch hinsichtlich der Stadt Steier mit ihrem Gebiete gilt Aehnliches.

Diese strenge Auslegung des Titels »Urkundenbuch des Herzogthums Steiermark« ist aber auch aus dem Grunde nicht gerechtfertigt, weil der Bearbeiter das von ihm aufgestellte Princip selbst verletzte, indem er anstandslos alle Documente in den Rahmen seiner Arbeit einbezog, welche auswärtige Besitzungen steiermärkischer Klöster berühren, »da hier nur Oertlichkeit mit Oertlichkeit verwuchs« (S. XI). Ob man nun in einem Urkundenbuche des Landes Steiermark mit größerem Rechte Traditionen über Güter des Klosters Admont zu Elsendorf in Baiern, oder Urkunden aus dem Gebiete jenseits des Semmerings erwarten darf, das noch durch volle zwei Menschenalter nach dem J. 1192 einen integrierenden Bestandtheil der Steiermark bildete, das kann wohl kaum zweifelhaft sein. Wenn ferner der Bearbeiter zur Rechtfertigung seiner »Uebersicht der Urkunden nach individuellen Zugehörungen« als einen Zweck derselben und somit mittelbar auch des Urkundenbuches angiebt, zu zeigen, in welchem Verhält-

nisse fremde Bildungselemente ins Land gezogen wurden (XLVI), dann hätte man als Corollar auch die Berücksichtigung solcher Urkunden erwartet, in welchen das eine oder andere geistliche Stift der Heimath im Wege der Bewidmung über die Grenzen des Landes hinauswirkte. Dies würde z. B. gleich bei der Cisterze Reun eintreffen, als diese 1146 ihre Tochterstiftung Wilhering mit Abt und Brüdern aus dem eigenen Convente dotierte (U. B. d. Landes ob d. Enns II, 223, N. 152). Man kann aus solchen Urkunden einen nicht unwesentlichen Schluß auf die Stellung machen, welche diesen Corporationen als Culturfactoren im Lande zukam.

Ein zweiter Punkt, welcher einer genaueren Erörterung bedarf, betrifft die Eintheilung der s. g. Traditionen. Gewöhnlich (z. B. auch im U. B. des Landes ob der Enns) werden dieselben nach den Klöstern und Stiften, denen sie zugehören, zu einem selbstständigen Körper vereinigt und alsdann auch äußerlich von den Urkunden getrennt; v. Zahn hingegen hat aus innern Gründen das Alter der Traditionen auf einen Spielraum von 40—50 Jahren einzuschränken gesucht, und dieselben dann mit dem mittleren Circadatum unter die Urkunden eingereiht. Die leitenden Gesichtspunkte für die mühsame Arbeit, welcher sich v. Zahn hier unterzog und die er S. XV ff. der Vorrede entwickelt, stellen außer Zweifel, daß die aufgestellten Datierungen gegenüber andern Ausgaben eine größere Genauigkeit aufweisen. Dem ungeachtet kann sich Referent nicht für die Verschmelzung der so behandelten Traditionen mit wahren Urkunden aussprechen. Einmal wegen des sachlichen Unterschiedes, der zwischen beiden besteht, weil den mit Beobachtung herkömm-

licher Formen vom Verpflichteten oder von einer Autoritätsperson ausgefertigten Urkunden denn doch ein anderer Charakter, eine andere Rechtskraft zukam, als den einseitig vom Berechtigten, oft längere Zeit hinterher aufgezeichneten, bis auf die Nennung von Zeugen ganz formlosen Traditionen, denen in der Regel sogar das Datum fehlte, und für welche dann im Alamannenrechte (*Recensio Chlotariana c. 43*) der Satz galt: *Scriptura non valet, nisi in qua annus et dies evidenter ostenditur**), dann aber auch aus Zweckmäßigkeitsgründen. Es läßt sich nämlich nicht läugnen, daß die Uebersichtlichkeit des Urkundenbuchs für Steiermark durch diese Verschmelzung nicht gewonnen hat, und daß es beim Aufsuchen von bestimmten Urkunden nicht wenig aufhält, von einem sichern Datum zum andern 10, 15, 20, und zwischen dem 21. Mai 1149 bis zum 19. März 1151 sogar 31 Seiten mit nahezu 60 Traditionen überschlagen zu müssen. Referent hätte es deshalb vorgezogen, wenn die Traditionen mit Beobachtung der v. Zahn für die Datierung normirten Grundsätze unter sich chronologisch zusammengestellt, und den Urkunden als eine besondere Abtheilung voran oder nachgesetzt, und nur in den Registern mit diesen zu Einem Körper verschmolzen worden wären. Dann hätten sich auch chronologische Verstöße leichter beseitigen lassen, die sich hin und wieder trotz der ausnehmenden Sorgfalt eingeschlichen haben, mit welcher der

*) Auch das Bairische Volksrecht, das für die Steiermark in Frage kommt, erkennt solchen Traditionen nur insoferne Beweiskraft zu, wenn man eine Aufzeichnung hat, *ita scriptam, ut locum tempus et personam habeat*, oder deren Inhalt durch 3 Zeugen erweisen kann. *Decreta Tassilonis c. 2.*

Bearbeiter gerade diesen Theil des Textabdruckes behandelt hat. So z. B. wenn N. 74 die Erwerbung von Gütern bei Reun und Hengstberg durch den Volfreien Walt zum J. 1070 gestellt wird, obgleich diese doch der zum J. 1050 gesetzten (N. 58) Zehentablösung vorangehen mußte. Oder wenn N. 269 auf den 2. Kreuzzug bezogen und darum 1147 datiert wird, während die Tradition nach der Zeugenreihe der Admonter Hörigen Swikerus de Dorf, Doringus de Halle, Henricus Mutil (man vergleiche N. 657, 695) unzweifelhaft zum 3. Kreuzzuge, höchstwahrscheinlich mit N. 695 zusammen ins J. 1188 gehört.

Weitere Punkte, in welchen der Referent durch die vom Bearbeiter geltend gemachten Gründe nicht überzeugt wurde, betreffen den auszugsweisen Abdruck einiger Urkunden und die Weglassung der Siegelbeschreibungen. Hinsichtlich der Auszüge ist zu bedenken, daß den wichtigsten derselben, den Salzburger und Gurker Urkunden nur die mangelhaften Abdrücke in Hormayr's Archiv für Süddeutschland und der Juvavia zur Seite stehen (die Ausgabe im Urkundenbuche des Landes ob der Enns druckt alle Fehler der Vorlage getreulich nach), daß einzelne derselben sogar noch niemals vollständig veröffentlicht wurden. Auch hätten die Auszüge jedenfalls breiter, d. h. hin und wieder mit Berücksichtigung von Stellen, die nicht gerade steirischen Boden betreffen, angelegt werden müssen, wenn sie dem Benutzer jene geographische Orientierung gewähren sollten, welche aus der, oft nach Flußgebieten geordneten, Aufzählung von Besitzungen zu schöpfen ist. Bei einem so groß angelegten Unternehmen wie dem Urkundenbuche hätte das Mehr von ein paar Bogen nichts verschlagen, abgesehen davon, daß

ja ein Theil des Bedarfes durch etwas compressere Behandlung der Traditionen sich leicht hätte einbringen lassen. Was hingegen die Siegelbeschreibungen betrifft, so kann man sich für den vorliegenden Band leichter mit den Gründen beruhigen, die v. Zahn für deren Weglassung anführt, als dies bei den folgenden Bänden der Fall wäre. Denn vom 13. Jahrhunderte an wächst nicht bloß die Zahl der bisher noch gänzlich unbekanntem Siegel beträchtlich, sondern auch ihre Wichtigkeit als oft einzige Erkenntnißquelle, um den Familienzusammenhang in einer Zeit nachzuweisen, in welcher die Bildung der Familiennamen noch im Flusse ist.

Als Nachträge zum Texte des Urkundenbuchs würde Referent außer den schon früher geäußerten Wünschen auch noch die Garstner Tradition N. 217, und N. 122 von Reichersberg (Urkundenbuch o. d. Enns I, 191 und 337 f.) namhaft machen. Erstere da sie uns Kunde von einem sonst nicht weiter bekannten Landtaiding Herzog Otokars giebt, letztere (vom J. 1154), weil sie die Voraussetzung zu einer bereits ins Urkundenbuch aufgenommenen Urkunde desselben Stiftes (N. 460 zum J. 1161) bildet. Endlich wäre auch noch aus dem Kandler'schen Codex Jstrianus die Bulle P. Urban III. ddo. 1187, 3. März Verona, welche sich auf die der Abtei Beligne widerrechtlich entzogene Pfarre S. Pancraz in Windisch-Grätz bezieht, herüberzunehmen.

Was die von Zahn als falsch oder verdächtig bezeichneten Documente anlangt, so wird die Einsicht in das angebliche Original wohl in den meisten Fällen das Urtheil des Bearbeiters bestätigen. Dennoch wird eine endgiltige Entscheidung zweifelhafter Fälle erst dann möglich

sein, wenn einmal eine auf Grundlage des erhaltenen Urkundenmaterials ausgearbeitete Abhandlung über die Kanzlei der Traungauer vorliegen wird. Als einen kleinen Beitrag seinerseits erlaubt sich Referent heute auf zwei Gebräuche aufmerksam zu machen, welche ihm gelegentlich der Vergleichung mehrerer s. g. Originale von Traungauer Urkunden aufgestoßen sind. Der eine betrifft jene Form der landesfürstlichen Bestätigung oder der Vidimirung von Urkunden, welche einfach dadurch bewirkt wird, daß das markgräflische oder herzogliche Siegel an die wörtlich oder (wie wir noch zeigen werden) mit gewissen Zusätzen versehene Abschrift der Urkunde seines Vorgängers angehängt wurde. Fälle solcher Art liegen bei den Urkunden des Markgrafen Otokar V. für Spital am Semering, Vornau und Seiz vor (N. 406, 479, 485 des UB.), wo uns nicht mehr die in den J. 1160, 1163, 1164 ausgestellten Originale, sondern an deren Statt nur die von seinem Sohne in den J. 1165—1180 durch Anhängung seines Siegels beglaubigten Copien erhalten sind. Der zweite Kanzleigebrauch bezieht sich auf das §-Zeichen, das nicht selten im Texte der Traungauer Urkunden erscheint, und dann das Folgende als einer späteren Zeit angehörig charakterisiert. Es ist dann möglich, daß der Zusatz sich schon im Originale an der bezeichneten Stelle vorfand, wie wir dies an der interpolierten Ministerialen Handfeste von 1186 (N. 677) noch nachweisen können, oder daß er erst bei nachfolgender landesherrlicher Bestätigung durch Siegelanhängung an jenen Platz in der Abschrift gerückt wurde, wo er uns heute befremdet. Letzteres ist bei der Gründungsurkunde von Spital am Semering vom J. 1160 (N. 406) vorgekommen, und ich

kann darum in der Einschaltung des Zusatzes: §. In extremis quoque suis marchio Otakarus villam Harde dictam ad hospitale tradi mandavit« eine Verdächtigung der uns allein noch erhaltenen vidimirten Abschrift des Originals nicht erblicken.

In den Repertorien, mit welchen der Band (S. 727—984) seinen würdigen Abschluß findet, dürfte der Hauptvortrag des Urkundenbuches der Steiermark vor ähnlicher Publication, speciell vor dem Urkundenbuche des Landes ob der Enns gelegen sein. Hier konnte der Bearbeiter lange gehegte Pläne zur Ausführung bringen, deren Durchführung ihm bei einem früheren Versuche (vgl. S. XLVI) vereitelt worden war, was nur lebhaft bedauert werden kann, wenn man die vorliegende Leistung ins Auge faßt. Man mag darüber streiten, ob der Druck der Uebersichten I—III unbeschadet ihrer Deutlichkeit hätte um Einiges sparsamer eingerichtet werden können, oder nicht, aber es dürfte außer Frage stehen, daß durch dieselben wirklich die von Zahn bezweckte rasche Orientierung über den Stoff nach localen Gesichtspunkten erreicht wird. Als einen ganz wesentlichen Fortschritt muß man aber die Einrichtung der drei eigentlichen Repertorien IV—VI bezeichnen. Die ungerechtfertigte Trennung zwischen Orten und Personen, welche als Nachwirkung an die Urkundenbücher des vorigen Jahrhunderts noch häufig vorkommt, und, zumal bei Anwendung der von Meiller noch weiter geführten Zerlegung der Personen nach ihren Ständen, das rasche Auffinden der gesuchten Daten so sehr erschwert, ist hier glücklich vermieden. In streng alphabetischer Anordnung, nur durch Zusammenfassung der von den Urkundenschreibern als lautlich gleichwerthig be-

handelten Buchstaben B und P, D und T, F und V, I und Y etwas modificiert, werden alle Daten unter die Orts-, beziehungsweise unter die Familiennamen in eine Gruppe zusammengestellt, diese aber dann je nach Bedarf nach örtlichen oder persönlichen Eintheilungsgründen noch weiter gegliedert. Dabei sind alle Ortsdaten soweit es anging durch Angabe benachbarter noch bestehender Orte localisirt, während hinsichtlich der Personen durch Beisetzung eines »e« angedeutet wird, daß der Name in der betreffenden Urkunde einfach erwähnt ist. Eingeschaltete Verweisungen und kleine Uebersichten erleichtern die Benutzung des Repertoriums in erheblicher Weise.

Gleiches Lob muß auch dem Repertorium über Sachen und dem Verzeichnisse der Namen gespendet werden. Auf Sachregister, wenn sie eingehend bearbeitet sind, wie hier, wird jedermann den größten Werth legen müssen, welcher Urkundenbücher nicht ausschließend als Quelle für die äußere politische Geschichte oder für Genealogien betrachtet, sondern aus ihnen auch das vielgestaltige Volksleben erschließen will, also der Cultur- und speziell der Rechtshistoriker, und das beigegebene Register der Personennamen hätte weder der Germanist noch der Slavist missen wollen. Alles im Allen sind die Repertorien wirklich musterhaft gearbeitet und man kann sagen, daß durch deren geschickte Einrichtung die Vortheile der verschiedensten bei Anordnung von Repertorien bisher üblichen Methoden erreicht, deren Mängel aber vermieden sind.

Ehe der Referent von diesem schönen Unternehmen Abschied nimmt, dessen Fortsetzung nach einer Mittheilung in der 28. Jahresver-

sammlung des historischen Vereins für Steiermark erfreulicher Weise bereits gesichert ist, möchte er noch den Wunsch aussprechen, daß von nun ab, nachdem die leitenden Grundsätze des Bearbeiters in der Einleitung zum ersten Bande bereits ausführlich dargelegt sind, die Ausgabe des Textes in Halbbänden beliebt werden möge. Erfahrungsgemäß verstreicht, was auch der Bearbeiter zugiebt, zwischen der Fertigstellung des Textes und des Repertoriums ein längerer Zwischenraum, wie denn beispielsweise der Text des Ende 1875 ausgegebenen Urkundenbuches schon bei der Wiener Weltausstellung 1873 aufgelegt werden konnte. Wohl ist es wahr, daß das Werk erst durch das Repertorium vollendet wird, aber auch schon für den bloßen Urkundendruck wird in der Zwischenzeit so mancher Forscher dem historischen Vereine und dem Bearbeiter dankbar sein.

Graz.

Luschin-Ebengreuth.

Raum und Stoff. Ideen zu einer Kritik der Sinne von Wilhelm Goering, Dr. phil. XII und 330 S. Berlin. Carl Duncker's Verlag.

Der Zweck des Goering'schen Werkes ist, kurz angegeben, eine Erneuerung der Lehre Kant's von der Phänomenalität der Raumwelt nebst einer nothwendigen Ergänzung derselben zur Vermeidung des subjectiven Idealismus.

Der Verfasser beginnt seine Darlegung damit, daß er den Leser »auf die Höhe des kritischen Bewußtseins« zu erheben sucht, welches in der Selbstbesinnung darüber bestehe, daß der Raum und mit ihm die ganze Welt der äußeren Gegenstände nicht unabhängig von uns, sondern allein in uns existiere und daß, wie sich Kant aus-

drückt, welcher Satz vom Verfasser wiederholt wird, der Raum nichts anderes, als »die formale Beschaffenheit unseres Gemüthes, von Dingen afficiert zu werden«, darstelle.

Nun liege indeß die Gefahr nahe, daß man behaupte, die ganze Raumwelt sei nicht die Erscheinung eines »transcendenten« Etwas (eines Dinges an sich), sondern vielmehr das Erzeugniß einer rein subjectiven Thätigkeit; und zwar sei diese Gefahr um deshalb vorhanden, weil Kant, von dem der Verfasser ausgeht, lehre, daß wir das Ding an sich nur durch einen Schluß von der Erscheinung als Wirkung auf die Ursache derselben zu erreichen vermöchten, weil jedoch ein solcher Schluß keineswegs als sicher gelten könne. Wir bedürfen also eines Ausweges, und ihn findet Goering darin, daß er das Bewußtsein einer transcendenten Welt entstehen läßt durch unser Handeln oder, was als hiermit identisch angegeben wird, durch das Afficieren der transcendenten Dinge.

Wie kommen wir aber durch das Afficieren transcendenten Dinge zum Bewußtsein ihrer? Diese Frage legt sich der Verfasser vor und beantwortet sie in der Weise, daß er sagt, das Bewußtsein der Dinge an sich entstehe gleichzeitig mit dem des eigenen Selbst, und beide entwickelten sich dadurch, daß mit der Affection transcendenten Gegenstände stets eine gesetzmäßige Veränderung der Erscheinungen und hierin unserer selbst, dem die Erscheinungen als seine Empfindungen angehören, verbunden sei. Daneben bringt der Proceß des Handelns, was gleichfalls von Wichtigkeit ist, noch ein drittes Bewußtsein zu Wege, nämlich das des eigenen Leibes, und zwar heißt es über den Grund dieser vermeintlichen Thatsache, daß wir deshalb

den eigenen Leib als den unseren anerkennen, »weil bis zu seinen Grenzen unser Gemüth eine unmittelbare formale Macht hat, Dinge zu afficieren (p. 122)«.

Wie freilich das genannte dreifache Bewußtsein unter den angegebenen Bedingungen zu Stande kommt, das hat der Verfasser trotz dringender Nothwendigkeit nirgends auseinandergesetzt. Das Einzige, was er thut, ist, daß er, von der Behauptung ausgehend, die durch die Affection der transcendenten Dinge mit hervorgerufene Selbstaffection betreffe nur die Tast- und Innervationsempfindungen, das Gebiet der letzteren, als derjenigen, welche für die Entstehung jenes dreifachen Bewußtseins bestimmend sind, von dem der Gesichts- und Gehörsempfindungen (die Sinne des Geschmacks und Geruchs werden außer Acht gelassen) absondert und so die, wie er glaubt, wichtige Leistung vollzieht, uns über einen bis dahin übersehenen »fundamentalen Spalt innerhalb unserer Sinnlichkeit« zu orientieren. Dieser Umstand erschien ihm von so eminenten Bedeutung, daß er von vornherein seiner Schrift den Nebentitel: »Ideen zu einer Kritik der Sinne« beilegte.

Wir haben bis jetzt einerseits die subjective Raumwelt, und sie ist zunächst nichts anderes, als ein reiner Empfindungszustand, andererseits den Gedanken einer transcendenten, aber durchaus unbekanntes Welt. Wie kommt es nunmehr, daß wir die erstere für die letztere ansehen und eine Welt des Raumes und der räumlichen Dinge annehmen, wie es thatsächlich der Fall ist? Den Grund sieht der Verfasser darin, daß wir uns unserer selbst immer als eines Handelnden bewußt werden, welcher über einen kleinen Theil der subjectiven oder, wie Goering selbst sie nennt, »transcendenten« Raumwelt, nämlich den eigenen Leib, Gewalt hat, und daß sich auf solche Art dieser kleine Theil aus der übrigen Welt loslöst, hiermit aber zugleich »alles übrige körperliche als gleicherweise lösbare Einheit vorgestellt« wird. (p. 206). »Nun nehme ich, heißt es wörtlich weiter, mit meinem Körper einen Raum ein, ich stelle dies analog für alle übrige Körperwelt, die vorher auch nur ein Phänomen für uns war, vor, und so wie das Neben- und Zwischenander an den Gliedern und Theilen meines Körpers geordnet ist, so wird dasselbe auch für die Beziehungen aller Körper verständlich«.

Indessen kommt noch ein zweiter Umstand hinzu, um den Gedanken selbständiger räumlicher Gegenstände zu ermöglichen. Ein Körper bietet bei seiner Bewegung oder bei der des wahrnehmenden Subjects verschiedene Ansichten dar, und es gilt, diese verschiedenen Ansichten in eine einzige Vorstellung zu vereinigen. Zu dem Behufe constatirt Goering einen »geheimsten und ursprünglichen Factor unseres Wesens«, welcher eine solche Leistung wirklich zu Stande bringt. Indeß ist hierbei eines zu erinnern. Wenn man von den verschiedenen Ansichten spricht, welche ein Gegenstand bietet, so stellt man sich damit auf den Standpunkt des unkritischen empirischen Bewußtseins. »Es ist, sagt unser Verfasser, vom kritischen Gedanken aus unzweifelhaft nachgewiesen, daß dieser ganze gesehene Tisch nur in mir, ein Phänomen in meinem transcendentalen Raum ist. Ein Theil, ein Phänomen in mir, kann mir doch nicht verschiedene Ansichten bieten! (p. 199)«. Wir müssen also das Verhältniß umkehren, und der wahre Sachverhalt ist jetzt der, daß wir vielmehr es sind, welche erst die Dinge aus den Bildern des subjectiven Raumes durch Synthese hervorbringen. »Wo ist jenes Ding α , wenn der kritische Gedanke vom Raum unzweifelhaft richtig ist? Construieren wir vielleicht gar selbst erst jenes Ding a , ... ist der Gedanke von ihm vielleicht nur ein Band unseres Geistes, das wir um jenes zusammengehörige [wodurch zusammengehörig?] Bündel von Vorstellungsbildern legen? In der That ist es so!«

Der übrige Theil der Abhandlung befaßt sich damit, die Consequenzen der vorgetragenen Lehre »gegenüber den Wissenschaften von Raum und Stoff, Mathematik und Naturwissenschaft« zu ziehen und ihre unterscheidende Stellung zu Kant's Kritik der reinen Vernunft des weiteren darzulegen. Ich gehe hierauf nicht ein, bemerke jedoch, daß diese Auseinandersetzungen, wie überhaupt die ganze Untersuchung Goering's den Charakter überzeugender Wahrheit nicht besitzen und daß seine Behauptungen überhaupt noch viel zu allgemein und unbestimmt sind, als daß sie den Anforderungen exacter wissenschaftlicher Forschung gerecht würden.

Schließlich noch Eins. Die Schrift ist mit ermüdender Weitschweifigkeit abgefaßt und es hätten sich, wie ich glaube, die 330 Seiten bequem etwa auf 100 einschränken lassen.

Carl Ueberhorst.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück 10.

7. März 1877.

Geschichte der Florentinischen Republik von Gino Capponi. Aus dem Italienischen übersetzt von Hans Dütschke, Dr. phil. Autorisirte deutsche Ausgabe. Leipzig, T. O. Weigel. 1876. 2 Bde. von X und 463, IV und 444 S. Mitteloctav.

Vor beinahe zwei Jahren habe ich in der A. Allgemeinen Zeitung (1875 No. 48) das Originalwerk angezeigt, dessen Uebertragung hier vorliegt, dreizehn Monate später ebendasselbst (1876, No. 76) mit wenigen Worten die zweite verbesserte Auflage besprochen, welche nur um ein paar Wochen dem Tode des ehrwürdigen Verfassers vorausging, der noch jedes Blatt derselben durchgesehn, manches verändert und verbessert hatte*). Auf diese Besprechung muß ich, was den Charakter des Buches betrifft, ver-

*) Storia della Repubblica di Firenze di Gino Capponi. Florenz, G. Barbèra, 1875, 2 Bde. von XXIII und 667, XIX und 632 S. Imp. 8. — Zweite Auflage, rivista dall' autore, ebds. 1876, 3 Bdé. von XIX und 442, XVI und 566, XIV und 459 S. 12.

weisen, indem ich mich hier auf die Bemerkung beschränke, daß wir in diesem Werke, der späten Frucht funfzigjähriger Beschäftigung mit dem Gegenstande, eine politische, nicht eine antiquarische Geschichte der Republik vor uns haben. Die rechte Bedeutung derselben beginnt erst da, wo das Gemeinwesen, nachdem es in seinem Innern die heftigsten Verfassungskämpfe durchgemacht, nach außen hin den Kreis der es beengenden Nachbarn, mochten dieselben Herren oder Communen sein, durchbrochen, handelnd und bestimmend in die große italienische Politik eintritt, indem es nicht nur die eigne Stellung wahrt und befestigt, sondern, was im Laufe des 14. Jahrhunderts geschah, sich mit Ausnahme Lucca's ganz Toscana durch Waffengewalt oder Vertrag unterwirft und dem Einfluß sowohl Nord- wie Süditaliens entzieht.

Wer das florentinische Volk in den mehr als zwei Jahrhunderten seiner Manneskraft und des stolzen Bewußtseins derselben kennen lernen, und durch seine zahlreichen innern Wechsel, denen aber dasselbe Wesen zu Grunde liegt, bis zu seinem endlichen, traurigen aber glorreichen Kampfe um seine Freiheit begleiten will, nehme das vorliegende Buch zur Hand. »Das Bewußtsein der alten Würde und Größe des florentinischen Volkes«, sagt ein einsichtiger englischer Kritiker (M. Creighton, Academy 1875 No. 171), dessen Bemerkungen hier zusammengefaßt werden, »leiht dem Urtheil in diesem Buche Mäßigung, der Schreibart rubig edle Haltung. Es ist als ob irgendein alter Florentiner, durch die Erfahrung der Jahrhunderte belehrt, die Vergangenheit seiner Vaterstadt uns vorführte. Der Verfasser ist mit den Chroniken so vertraut, daß ihm ein Anflug von ihrem Stil und

ihrer Erzählungsweise geworden ist, während seine Darstellung an die Frische und den Ausdruck gleichzeitiger Berichterstatter mahnt. Hierin liegt nichts Gekünsteltes und Mühseliges, nichts was an die Werkstatt erinnert; das Echo der Vergangenheit hat in des Verf. Ohr wiedergeklungen, und sein Buch vergegenwärtigt uns deren Geist und Empfindung. Der überwiegende Charakter dieses Geschichtswerkes ist die Würde der Auffassung als eines Ganzen. Der Verf. ist tief durchdrungen von der Bedeutung dessen, was Florenz für den Fortschritt der Civilisation geleistet hat. Dies läßt er nie aus den Augen, und die florentinische Geschichte wird für ihn das Vehikel für die Schilderung der Entwicklung des florentinischen Geistes und des von demselben auf ganz Europa geübten Einflusses. Dieser Geist zeigt sich uns hier als Manifestation der Gesammtheit, nicht als Ausfluß dieses oder jenes einzelnen Mannes. Wir begegnen hier keinem Heroencultus; die Geschichte ist für den Autor der Proceß organischer Entwicklung, nicht jener der Hervorbringung einzelner Charaktere, die sich von einem verschwimmenden Hintergrunde abheben. Wir sehen das Volk vor uns; seine Fehler sind offenbar, seine Glorie überstrahlt sie. Vielleicht konnte nur eine Stadt wie Florenz heutzutage ein Werk hervorbringen, das an sich ein Denkmal ist, und Wissen, feine Bildung, Ruhe und Billigkeit des Urtheils in solchem Maße vereinigt«. Dies Urtheil ist richtig. Wir haben es mit der Arbeit des späten aber kräftigen Greisenalters eines welterfahrenen schicksalgeprüften Mannes zu thun, welchem Betrachtung und Arbeit Gewohnheit, Bedürfniß, Trost waren; nicht das Werk eines Gelehrten von Profession, sondern das Resultat mannig-

faltigster und vieljähriger, keinen festgesetzten Plan verfolgender Studien, mehrmals bei Seite gelegt und wieder aufgenommen und nicht zur Veröffentlichung während des Lebens des Verf. bestimmt, ungleich in seinen Theilen, aber in seinem Ganzen das Product und Document warmer und zugleich unbestochener patriotischer Gesinnung, die nicht am Boden haftet, obschon sie im Boden wurzelt. Von diesem Gesichtspunkte aus muß man das Buch beurtheilen, dessen Mängel sich durch Eigenthümlichkeit, Lage, Umstände des Verf. ebenso erklären wie die diese Mängel weit überragenden Vorzüge.

Aus mehreren innern wie äußern Gründen war die Verdeutschung dieses Buches nicht leicht. Das ganze erste Buch, welches bis zum Siege der Guelfen nach der Niederlage König Manfreds und zur Zeit des dominirenden Einflusses Carls von Anjou, 1269, führt, ist ungenügend. Auch die Anfänge des zweiten Buches, bis zum Ueberwiegen der schwarzen Guelfen zu Anfang des 14. Jahrhunderts, geben, namentlich was die Entwicklung der Verfassung wie die kritische Feststellung der politischen Thatsachen betrifft, mehrfach zu begründeten Zweifeln Anlaß. Man kann nicht sagen, daß diese Theile dem Stande der historisch-kritischen Forschung im Moment ihres Entstehens entsprachen; ein Uebelstand der sich, abgesehen von einer gewissen, dem Autor sonst fremden Aermlichkeit und Trockenheit der Schilderung des Ursprungs der glorreichen Stadt, begreiflicherweise heute, wo das Buch nach zwei Jahren vor dem deutschen Leser erscheint, um nicht wenig gesteigert hat. Auch die Form des Buches bietet Schwierigkeiten. Der Verfasser war ein gründlicher Sprachgelehrter und hat an den Arbeiten der

Akademie der Crusca, zu deren Mitglieder er schon als junger Mann gewählt wurde als die vormalige Betheiligung der florentinischen Aristokratie an derselben längst fast aufgehört hatte, bis in sein hohes Alter thätigsten Antheil genommen. Das Capitel über die Bildung der toscanischen zur italienischen gewordenen Sprache (II, 9) würde allein hinreichen, ihn in solcher Eigenschaft zu zeigen. Seine Schreibart hat auf den ersten Blick nichts was sehr eigenthümlich wäre; sie ist plan und natürlich, aber edel und gewählt; sie ist concis ohne geschraubt zu sein, im Ausdruck präcis ohne Spur von Affectation, ächt toscanisch ohne Nachahmung, wenngleich mit manchen Anklängen der Alten. Das Wiedergeben dieser Form ist gerade wegen der Verbindung von Einfachheit und Würde keineswegs leicht.

Der Uebersetzer, bisher nur auf dem Felde der Archäologie durch mehrere schätzbare Arbeiten bekannt, hat in seinem Vorwort den Charakter des Buches, dessen Vorzüge wie Mängel, die auch schon von Andern hervorgehoben worden sind, im Ganzen richtig bezeichnet. In demselben Vorwort bemerkt er, daß er die dem Original angehängten, zum Theil umfangreichen Excurse und Documente (sie nehmen in der II. Auflage nicht weniger als 221 Seiten ein) »aus verschiedenen Gründen« weggelassen hat. Ich glaube er hat Recht gethan. In diesen Beilagen ist kein System. Neben manchen längst bekannten, ja mehrfach gedruckten Sachen finden sich inedirte, theils aus dem Florentiner Archiv, theils aus des Verf. eignen Sammlungen, Auszüge aus Goro Dati's Chronik über Magistrate und Johannesfeste, Bemerkungen über den Charakter Matteo Villanis u. s. w. Selbst eine

kurze Geschichte des Städtchens San Gimignano finden wir hier, die übrigens keineswegs ohne Interesse ist, da es sich hier um eine der bemerkenswerthesten jener kleinen Communen handelt, die sich mit dem mächtigen Florenz vertrugen, und wenigstens einen Theil ihrer Selbstständigkeit retteten, sofern die innern Angelegenheiten in Betracht kamen; heute ein stiller öder Ort, den man seiner pittoresken Lage und Architektur (er hat den Beinamen delle belle torri) und der Malerwerke des 15. Jahrhunderts wegen besucht. Diese Beilagen sind theilweise nur für Gelehrte bestimmt, und diese lesen das Buch in der Ursprache. Auch die post festum beigefügten Bemerkungen über Malespini und Dino Compagni hat der Uebersetzer wohlweislich weggelassen, mit großem Unrecht aber hat er die erschöpfenden Sommarien der einzelnen Capitel übergangen und das treffliche Namen- und Sachregister beiseite geschoben, und so seine Leser zweier geradezu unentbehrlichen Hilfsmittel zur leichteren Orientierung in dem aller Capitel- und Columnen-Ueberschriften entbehrenden Buche beraubt.

Die Uebersetzung selbst läßt sehr viel zu wünschen übrig. Sie liest sich leicht, was immerhin ein Vorzug ist, aber sie wird der Haltung und historischen Würde des Originals nicht gerecht, verfällt oft in gewöhnlichen Ton, hat von dem Idiomatischen keinen Begriff und scheint in Eile gemacht zu sein. Nur so vermag ich mir die zahlreichen Ungenauigkeiten und offenbaren Irrthümer, abgesehen von den vielen schielenden Ausdrücken und den willkürlichen Auslassungen zu erklären. Hr. Dr. Dütschke würde, ich bin dessèn gewiß, bei reiflicher Ueberlegung eine weit treuere und dem Original entsprechendere

Arbeit geliefert haben. So wie aber das Buch vorliegt, bedaure ich auf Uebersetzungsünden hinweisen zu müssen, die ernster Natur sind, indem sie den Sinn geradezu entstellen. Ich hebe auf's Gerathewohl ein Capitel heraus, das sechste des letzten Buches, eines derjenigen, worin die historische Erzählung ruhig und ebenmäßig fortschreitet und keine Schwierigkeiten für den Uebersetzer vorkommen, wie die literarischen Abschnitte und die über das Verfassungswesen deren nicht wenige bieten. Es ist das Capitel, in welchem die Zustände in Florenz nach Leo's X. Tode, die Verwaltung des Cardinals Giulio de' Medici und die ersten Jahre des Pontificats desselben [Clemens VII.] bis zur Plünderung Roms (die Uebersetzung giebt, incorrect, »Belagerung« für »Sacco«) geschildert werden. Ich will kein Gewicht darauf legen, daß (Bd. II, S. 303) P. Hadrians VI. ursprünglicher Name als »Hadrian Florenz« [das Original hat III, 153 nach alter italienischer Sitte Adriano Florenzio] vorkommt, obgleich dies einem historischen Werke schlecht ansteht, und daß die auf S. 304 folgende Erzählung von den einander durchkreuzenden Operationen der Cardinäle Medici und Soderini unverständlich ist, woran freilich das Original selbst wegen zweimaliger Unterlassung der Bezeichnung von »il Cardinale« als Medici, Mitschuld trägt. Auf S. 305 (Orig. III, 155) heißt es, bei Gelegenheit der von diesem Cardinal de' Medici veranlaßten Projecte für die Reform der Florentinischen Verfassung, dasjenige des Alessandro de' Pazzi habe »sich nicht an die Wünsche der leitenden Männer gekehrt«, während im Original steht, es habe die Dinge in der Schwebe gelassen, ohne sich, den Absichten der Machthaber zuwider, zu

binden. Gleich darauf, nachdem die auf den Wunsch der Wiederberufung des Großraths bezügliche Stelle unklar wiedergegeben worden, lesen wir, man habe schon von der Wahl eines »Gonfaloniere auf Lebenszeit« gesprochen, während die Urschrift »Gonfaloniere auf ein Jahr« hat! Und unmittelbar folgend: »Der Cardinal wies auch die Anhänger Savonarola's, die sich jetzt mit großem Geräusche geltend machten, nicht zurück, und erfreute sich des vertrauten Umganges mit dem guten treuen Girolamo Benivieni«. Statt dessen muß es heißen: »Inmitten solchen Gedränges traten auch die Anhänger Savonarola's mit ihren Hoffnungen hervor, nicht zurückgewiesen von dem Cardinal, der von seiner Vertrautheit mit Girolamo Benivieni wegen der durch die Güte und Treue dieses Mannes geweckten Verehrung Vorthail zog«.

Auf S. 307 (III, 156), wo von der in den Rucellai'schen Gärten angezettelten Verschwörung gegen den Cardinal die Rede ist, heißt es: »Antonio Brucioli, welcher aus Venedig verbannt war und die Bibel übersetzte«, statt »Brucioli, welcher als Verbannter in Venedig die Bibel übersetzte«. Gleich darauf wird ein Luigi Alamanni zum »Soldaten in Siena« statt in Arezzo gemacht, und eine heillose Confusion zwischen diesem unbekanntem Luigi Alamanni und seinem berühmten Namensvetter angerichtet, von dem wir dann vernehmen, er sei »nach Garfagnana zu den Este gegangen, wo ihn Lodovico Ariosto der Statthalter des Ortes aufnahm«, während das Original uns sagt, er habe sich nach der estensischen Provinz Garfagnana begeben, deren Gouverneur Lod. Ariosto ihm Zuflucht gewährt habe. Der Ausdruck, -das Andenken Piero Soderini's sei »für

immer getilgt« worden, steht ungeeignet für: »ehrlos erklärt«. Daß der Cardinal de' Medici zu temporisieren suchte, ist weggelassen, wie ebenfalls, daß in der Schlacht bei La Bicocca die Schweizer »aus Begierlichkeit« ihr Leben in die Schanze schlugen. Und an derselben Stelle: die französische Gendarmerie und die Schwarzen Banden Giovanni's de' Medici hätten »die verlorne Schlacht nicht wiedergewinnen« können, während das Original mit gewohnter Präcision sagt, sie seien unvermögend gewesen, die durch den tollen Angriff (der Schweizer) in Verwirrung gerathene Schlachtordnung wieder herzustellen. Der »Doge Fregosa« (doge di Casa Fregosa) macht eine sehr häßliche Figur.

Die Geschichte P. Hadrians VI. kommt in der Uebersetzung schlimm weg. Auf S. 308 (III, 159) lesen wir, »als Neuling und Fremder habe er das Gebiet der Staatskunst betreten, zu welchem sich seine Vorgänger durch lange Uebungen vorbereitet hatten«, statt: »inmitten jener Politik, in welcher seine Vorgänger sich mit langer Praxis bewegt hatten«. Gleich darauf fallen bei Francesco Soderini die Worte »der intriganteste aller Cardinäle« weg. Vom Papste heißt es: »Sich selbst suchte er fortwährend zu bessern und alles die Kirche Betreffende gewissenhaft zu verwalten«. Hinwieder das Original: »So viel an ihm lag, suchte er die Schäden zu heilen und die Verwaltung der kirchlichen Angelegenheiten pflichtgetreu zu führen«. Gleich darauf, von demselben: »wäre er stärker gewesen« statt »von kräftigerer Fiber«, und »Gaben und Wohlthaten der Kirche« statt »Gnadenbezeugungen kirchlicher Natur«, dann »die Schönheit der bildenden Künste« für »das Künstlerisch-Schöne« und, in Bezug auf die seit siebzehn Jahren im

Vatican stehende Laokoonsgruppe, »sie sei eben aufgefunden worden«, was noch eine Verschlechterung des wenig correcten Ausdrucks »di poco« im Original ist. Bei Aufzählung der italienischen Staaten, welche Kaiser Carl V. zu mehr oder minder beträchtlichen Zahlungen anhielt, wird der Zusatz: »Staaten, welche immer noch vom Reiche abhingen, kraft eines Rechtes das niemals hinfällig geworden, obgleich zur Zeit unklar definirt war«, einfach übersprungen. »Florentiner Gemeinde« steht irrig für »Florentiner Gemeinwesen und Staat«. Unmittelbar darauf wird von der durch den kaiserlichen Gesandten in Rom Namens seines Herrn zugesagten Bestätigung der Florentinischen Privilegien berichtet, er habe dies gethan »mit einem eigenhändig beschriebenen Zettel, der jetzt wie ein kaiserlicher Erlaß angesehen wurde« — eine offene Sinnlosigkeit, an deren Stelle das Original besagt, die Zusage sei mittels eines eigenhändigen Billets des Botschafters geschehen, auf welches sodann die Spedition durch kaiserliche Bulle erfolgt sei. Auf S. 310 (III, 161) heißt es, der Papst sei »inderthat unparteiisch« statt »aufrichtig neutral« geblieben. »Don Manuel« für Don Juan Manuel kann man ebensowenig sagen wie Sir Elliot. Bei Erwähnung des Verraths des Connetable von Bourbon ist ausgelassen, daß dieser nicht bloß gegen den Herrscher, sondern gegen das Land gerichtet gewesen sei, dessen Theilung er mit den Feinden verabredet habe.

Wir kommen nun zur Wahl und Regierung Clemens' VII., und begegnen denselben Irrthümern. Auf S. 312 (III, 163) wird des Falles eines unglücklichen Florentiners gedacht, welcher Zweifel an der Gültigkeit der Wahl wegen der

angefochtenen Legitimät des Gewählten geäußert hatte. Die Acht (der Criminal-Magistrat), heißt es, »riefen den Orlandini vor sich, bedeuteten ihm, daß derartige Zweifel ungebörig seien, und ließen ihn noch an demselben Abend köpfen«, während es im Original heißt: »die Acht waren der Ansicht, man dürfte solche Zweifel nicht aufkommen lassen, luden den O. vor und ließen ihm ohne weiteres an demselben Abende den Kopf abschlagen«. Der Autor konnte sich, in betreff eines mit dem Urtheilsspruch nicht einverstandenen Richters, des jedem Florentiner geläufigen Ausdrucks bedienen, dieser Richter habe offen »eine weiße Bohne abgegeben«, die Uebersetzung aber hätte sagen sollen, »ein dissentirendes Votum«. Der Mann »sollte sich«, wie die Uebersetzung hat, deshalb nicht in Rom vor dem Papste rechtfertigen, sondern er ging freiwillig nach Rom, wo er am Ende ein Bisthum erlangte. »Seine, d. h. des Papstes Gegner, heißt es weiter, hielten dies für Verstellung, aber Clemens hat stets so gehandelt und seine eigenen Zwecke bei seinem Verfahren gegenüber den Florentinern verfolgt« — ein nichtssagender Satz, statt dessen wir in der Urschrift lesen: »die Wahrheit aber ist, daß er (Clemens) hierin nur seiner alten Praxis treu blieb, für welche er in dem Urtheil, das er sich selber in Bezug auf die Stadt hatte bilden müssen, triftige Gründe fand«. Gleich nachher ist von der »halbköniglichen Herablassung« der Medici die Rede, was für »Künste halbköniglicher Popularität« steht. Es heißt von den Medici, sie hätten ihre eignen eifrigsten Anhänger gefürchtet, »weil sie wußten, daß diese nur ihren eignen Zwecken nachgingen«, statt: »weil diese inderthat nicht ihnen anhängen und besonders darauf

sannen, ihren persönlichen Leidenschaften zu fröhnen«. Eines der zahlreichen Beispiele des Abschwächens der Sätze durch blosses Verallgemeinern. Von Filippo Strozzi wird S. 313 (III, 165) gesagt, daß er »auch Macht genug für sich allein besaß«, statt »der aus eigener Kraft sich zu erheben fähig war«, während ausgefallen ist, daß er schon in seiner Jugend Haupt eines überaus reichen und glänzenden Hauses war, wie wir auf der folgenden Seite vermissen, daß die Mutter des nachmaligen Cardinals Ippolito de' Medici eine Edelfrau aus Pesaro gewesen sein soll. Zweimal, S. 314 und 426, ist von einem »Herzogthum der Stadt Penne« die Rede, während es sich um die Herzogswürde von Cività di Penne handelt, was ebensowohl ein Name ist wie Città della Pieve und manche andere.

Doch gehn wir einige Schritte weiter, zu dem verhängnißvollen Kampfe, welcher den Pontificat Clemens' VII. mit solchem Elend gefüllt hat. Hier begegnen wir ernstlichsten Mißgriffen der Uebertragung. Auf S. 316 (III, 169) lesen wir: »nachdem der Connetable von Bourbon Frankreich verlassen hatte, erhielt er . . . von Carl V. die Erlaubniß in die Provence einzufallen«, wogegen es heißen muß: »nachdem Italien (von den Franzosen) geräumt war, erhielt der Connetable u. s. w.« Auf der folgenden Seite, wo wir zur Schlacht von Pavia gelangen, heißt es von Franz I., er habe »seinen ganzen ritterlichen Muth entfaltet«, statt: »er verband Königsrang mit der Tapferkeit des Ritters«. Vom Park von Mirabello, wo Franz gefangen genommen ward, wird gesagt: »wo Sforza zu jagen pflegte«, statt: »das Jagdrevier der Sforza«. Wo unmittelbar darauf von der Un-

fähigkeit Italiens, sich aus der Abhängigkeit herauszureißen, die Rede ist, sind die Worte »eine spätgeborne Besonnenheit, welche, indem sie die Geister entkräftet, die Heilmittel vergeblich macht« einfach übersprungen. Der Satz des Originals: »Frankreich sei durch des Königs Niederlage und Gefangennahme vielmehr geweckt als betäubt worden«, heißt in der Uebersetzung: »Frankreich lag nicht darnieder, sondern erhob sich nur höher«. Bei Erwähnung des Vorgehens der Venetianer, S. 317 (III, 171) ist die Bemerkung: »obgleich so Charakter wie Nothwendigkeit sie zur Vorsicht mahnten« dem Uebersetzer unnöthig erschienen.

Die Unglückstage Clemens' VII. sind nahe. Wo von seiner politischen Entschlußlosigkeit zwischen den beiden mächtigen Gegnern gehandelt und S. 318 (III, 171) des Erzbischofs von Capua, Nicolaus von Schomberg gedacht wird, der den wankelmüthigen Papst bei der kaiserlichen Partei festzuhalten suchte, heißt es »ein Mensch« (!) habe ihn endlich erlöst, und Schomberg wird gleich darauf als vormaliger »Mönch« im Florentiner Sanct Marcuskloster bezeichnet, wo es nie Mönche, sondern Brüder (Dominicaner) gegeben hat. Schomberg bewog Clemens VII. zu einem Abkommen mit dem Kaiser unter Einschluß der Florentiner, welche diesem 100,000 Ducaten rückständiger Gelder zahlen sollten, wogegen die Uebersetzung glauben läßt, die Zahlung sei an den Papst geschehen. Was gleich darauf in betreff der über die widerspänstigen Consuln der Kaufmannsgilde (dies ist die »Mercanzia«) verhängten Strafe des Ammonirens und Confinirens, nämlich der Ausschließung vom Amte und Anweisung eines Zwangs-Aufenthaltes folgt, ist für

den Leser der Uebersetzung unverständlich. Es kommt Schlimmeres. Wo von dem Verhalten Carls V. gegen seinen Gefangenen, den französischen König, und von dessen falscher Berechnung die Rede ist, heißt es in der Uebersetzung: »das Glück begünstigte ihn derartig, daß er sógar die Kraft, die in dem Muthe seines Gegners lag, überwand; denn die Gefangennahme des Königs war ein solches Geschenk des Glückes, dem seine gewöhnliche Lebensklugheit gar nicht entsprach«. Hr. Dr. Dütschke würde sich in arger Verlegenheit befinden, wenn man ihn um die Lösung des Räthsels dieses Satzes ersuchte. Das Original sagt folgendes: »Das Geschick begünstigte den Sieger (Carl) so, daß es bei ihm die Schärfe des Urtheils schwächte, indem die Gefangenschaft des Königs ein Glücksfall war, welchen zu benutzen das für gewöhnliche Fälle ausreichende Maß politischen Urtheils nicht genügte«. Im Verlauf dieser Betrachtungen und Darstellung ist der Mangel an historischem Stil selbst mehr denn gewöhnlich auffallend. Wo der Auswechslung Franz' I. gegen seine Söhne Erwähnung geschieht, lesen wir, daß diese »in Spanien eingekerkert werden sollten«. Auf S. 320 (III, 173) heißt der Marchese del Vasto »de Vasta«, auf S. 322 sind wiederum fünf auf den Cardinal Colonna bezügliche Zeilen ausgefallen. Machiavell's [die Uebersetzung hat immer das incorrecte Macchiavelli] Rath, man solle dem berühmten Führer der Schwarzen Banden, Giovanni de' Medici anheimgeben, auf eigene Hand ein Soldcorps (bandiera di ventura) zu bilden und es, wo es ihm gutdünke, zu verwenden, wird S. 322 (III, 178) dahin gedeutet, daß man ihn »wie einen Abenteurer« Krieg führen lassen solle. Unmittelbar darauf heißt

Giovanni's Gemahlin» eine Tochter« statt Enkelin (figlia d'una figlia) Lorenzo's il Magnifico, die verhängnißvollen Schaaren (bande fatali) der Landsknechte sind »die wilden Landsknechte«. Die Relation von der Erstürmung Roms durch den Connetable ist mehrfach entstellt. Auf S. 326 (III. 182) heißt es, bei Erwähnung der Engelsburg, »wohin der Papst sich mit großer Mühe auf einen Gang geflüchtet hatte«, während Jeder weiß, daß es sich hier von der Flucht über den den vaticanischen Palast mit dem Castell verbindenden Corridor handelt. Und weiter: »Die Vorstadt war genommen, aber da hier nach der Plünderung des Palastes der Colonesi, [sic] nicht viel mehr zu holen war, zogen die Soldaten . . . über die unbesetzten Brücken u. s. w.« Hätte der Uebersetzer sich nur an das erinnert, was er vier Seiten früher über den Ueberfall des Vaticans durch die Colonesen im J. 1526 selber niedergeschrieben, so würde ihm klar geworden sein, was übrigens die Worte des Originals aufs deutlichste aussprechen, daß im Borgo (so oder Leostadt muß es heißen) und im päpstlichen Palast die Krieger Bourbons nach der durch die Colonesen verübten Plünderung nicht mehr viel zu rauben fanden.

Ich halte inne — ich kann es keinem Leser zumuthen, mir länger durch ein Dickicht von Irrthümern zu folgen, das doch nur das Schlimmste von 23 Seiten enthält*). Ich würde mich dem höchst undankbaren Geschäft einer solchen Kritik auch nicht unterzogen haben,

*) Kleinere Versehen kommen in Masse vor. Im Vorübergehn bemerke ich nur, daß Castello nicht »Schloß« ist, wie es in der Uebersetzung gewöhnlich heißt, sondern, worauf schon das lateinische Castellum hinweist, ein kleinerer ummauerter Ort.

glaubte ich nicht dem verewigten Verfasser des Buches es schuldig zu sein, zu zeigen, daß Dinge, welche Jedem, der etwas von italienischer Geschichte weiß, auffallen müssen, keineswegs auf seine Rechnung kommen, was ihm freilich keiner, der ihn kannte, zumuthen würde. Was Hrn. Dr. D. betrifft, der, wie gesagt, auf anderm Felde Tüchtiges geleistet, so bedaure ich sehr, daß er sich nicht die Zeit gegönnt hat, Gegenstand, Sprache, Form des Buches, welches eine bleibende Stelle in der historischen Literatur einzunehmen bestimmt ist, zu studieren, wo es ihm dann zweifelsohne nicht schwer geworden wäre, eine würdige Arbeit zu liefern. Unsere Literatur besitzt manche treffliche Uebersetzungen, aber leider hat deren Zahl (bei uns nicht allein!) abgenommen, je näher wir der Gegenwart rücken. Es ist eine doppelte Versündigung, gegen den Verfasser der Urschrift und gegen das Publicum.

Die deutsche Ausgabe hat die Anmerkungen des Originals, wie mir scheint, ziemlich vollständig wiedergegeben. Diese Anmerkungen dienen großentheils zu gar nichts — ich habe einst mit dem Autor darüber gerechnet, aber es war zu spät zu einer Aenderung. Wenn einfach auf Malespini, Dino, die Villani, Marchionne Stefani, Cambi u. n. a. verwiesen wird, ohne weitere Angabe, wie häufig der Fall ist, so hätte eine summarische Angabe der für die verschiedenen Zeiten benutzten Quellen oder Hülfsmittel denselben Dienst geleistet. Man begegnet auch wohl Citaten von Manuscripten »in unserm Besitz«, während das betreffende Stück längst gedruckt ist, wie z. B. S. 308 die von dem Cardinals-Collegium nach Hadrian's VI. Wahl aufgesetzten Bedingungen für das Papstregiment,

welche Gachard schon 1859 in der *Correspondance de Charles V. et d'Adrien VI.* mitgetheilt hat. Daß in dem Originale manche nützliche literarische Fingerzeige fehlen, manches schon beim Erscheinen halbveraltet war, darf Den nicht Wunder nehmen, der des Verf. persönliche Umstände wie sein hohes Alter in Betracht zieht. Im Gegentheil erregt es Bewunderung, wie er, der zwar nicht, wie Hr. D. meint, über die Hälfte seines Lebens aber doch seit dem Beginn seiner fünfziger Jahre blind war, im Allgemeinen, wenigstens was die einheimische Literatur betrifft, sich auf dem Laufenden erhielt. Seit der Zeit, wo er das Augenlicht verlor, hat die große Thätigkeit der Italiener im Veröffentlichen historischen Materials begonnen; er hatte selber in den Jahren 1836—37, mittels der Publication der von G. Molini in den pariser Bibliotheken gesammelten Briefe und sonstigen Documente zur italienischen Geschichte, den Weg gewiesen. Gerade von diesem neueren Material fehlt bei ihm kaum etwas Wesentliches. In Bezug auf Einzelnes erlaube ich mir hier noch einige wenige Bemerkungen, und wähle dazu die Epoche, die Capponi am besten kannte, die von Julius II. bis zum Untergange der Freiheit, speciell aber die Jahre, die oben bei Besprechung der Uebersetzung betrachtet worden sind, wie die zunächstfolgende Zeit.

Gino Capponi zeichnete sich vor der Mehrzahl seiner Landsleute durch warme Anerkennung P. Hadrian's VI. aus, eine Anerkennung, welcher er hier (II. 308) Worte geliehen hat, indem er sagt, unter günstigeren Umständen hätte vielleicht gerade der nicht italienische Papst die unselige Kirchenspaltung zu

vermeiden vermocht. Was jedoch über ihn beigebracht wird, ist nicht von Bedeutung und entspricht theilweise nicht dem gegenwärtigen Stande der Forschung. Das auf S. 303 (III, 153) erwähnte Manuscript über das Conclave »in unserm Besitz« [ich weiß nicht, ob das bei Burmann Hadrianus VI. etc. S. 141 ff. gedruckte] kann schwerlich in Betracht kommen gegenüber den diplomatischen Papieren nach denen Höfler [Wahl und Thronbesteigung des letzten deutschen Papstes, Wien 1872 — aus den Sitzungsberichten der Kaiserl. Akad. d. Wiss.] die betreffenden Vorgänge geschildert hat*). Auch was über

*) Nach 33 Jahren hat C. v. Höfler seine beim Erscheinen der »Deutschen Päpste« gegebene Zusage, die Geschichte Hadrians VI. folgen zu lassen, zu erfüllen begonnen, unter Benutzung ganz anderer Hülfsmittel als die zu jener Zeit vorhandenen. Bis jetzt liegen verschiedene Theile der Arbeit vereinzelt vor, aber es wird nicht schwer fallen, das Ganze herzustellen. Auf die oben erwähnte Abhandlung, die ich im Archivio storico italiano, Serie III, Band 18, 1873, angezeigt habe, folgte 1873 »K. Carls (V.) erstes Auftreten in Spanien«, 1876 zu Prag als für sich bestehende Schrift »Der Aufstand der Castilianischen Städte gegen K. Carl V.«, endlich »Der deutsche Kaiser und der letzte deutsche Papst«. Arbeiten, welche, nebst der derselben Zeit angehörenden: »Carls I. (V.) Königs von Aragon und Castilien Wahl zum römischen Könige« (Wien 1873) um so zeitgemäßer erscheinen und beachtenswerther sind, da währenddessen (1875) die beiden ersten Bände von Mignet's Rivalité de François I. et de Charles V., deren Inhalt größtentheils aus der Revue des deux mondes bekannt war, ans Licht getreten sind, welche jedoch die Forschung nicht bis auf die neuesten, namentlich englischen Urkunden-Publicationen ausgedehnt haben. Hoffen wir die von Höfler mit großer Sorgfalt bearbeiteten Bausteine binnen nicht zu langer Zeit zu einem Ganzen vereinigt zu sehen, in welchem dann die italienischen politischen wie die kirchlichen Angelegenheiten ihren Platz finden werden.

Hadrian's Befähigung als Politiker gesagt wird, stimmt wenig mit dem Bilde, welches sein neuester Historiker von ihm während seiner Verwaltung Spaniens in schwierigster Zeit entwirft. Nicht auf einer Villa bei Rom ist Hadrian gestorben (II, 311. III, 162), sondern im Vaticanischen Palast, wohin er sich 19 Tage vor seinem am 14. Sept. 1523 erfolgten Tode aus der Nähe von Sta Maria maggiore, wo seine Krankheit begann, hatte zurückbringen lassen. Andere Bedenken weckt in mir eine weit spätere Stelle, die Erzählung vom Zuge des Prinzen von Orange gegen den zum Entsatz des belagerten Florenz herannahenden Francesco Ferrucci (II, 409. III, 291). Wie die ganze Geschichte der Belagerung, gehört auch diese in Bezug auf die Darstellung zu den besten Partien des Buches. Die chronologischen Schwierigkeiten aber, welche Ranke (Geschichten der romanischen und germanischen Völker, II. Aufl. Kritik S. 84) an der Aechtheit der Briefe Ferrante Gonzaga's zweifeln ließen, ein Zweifel dem ich (A. Allg. Zeit. 1875 N. 103) entgegentreten zu müssen glaubte, sind auch hier nicht genügend gelöst. Ein Paar kleine Unrichtigkeiten in dem letzten Theile des Buches, die sich, nach Ausmärzung verschiedener andern, aus der ersten in die zweite Auflage eingeschlichen haben, will ich hier bezeichnen. Band II, S. 301 (Originalausg. III, 151) wird Caterina Sforza Mutter des mehrgenannten Führers der Schwarzen Banden, eine Tochter Francesco Sforza's genannt, während sie dessen Enkelin, Tochter Galeazzo Maria's war. In Bd. II, S. 389 (III, 264) wird Rodolfo Pio Bischof von Carpi genannt — man pflegte ihn nach seiner Erhebung zum Cardinalat

nach dem vormaligen Besitzthum seiner Familie den Cardinal von Carpi zu nennen, aber er war Bischof von Faenza. Auf S. 425 (III, 313) steht Madonna Clarice (Gemahlin Filippo Strozzi's) statt Madonna Lucrezia Medici Salviati. Eben-
 daselbst wird von dem Erzbischof von Capua in einer Weise gesprochen, welche vermuthen lassen könnte, der Verf. habe sich dessen nicht erinnert, was er vorher, S. 318 (III, 171), über diesen Mann gesagt. In der (in der Uebersetz. S. 430 unvollständigen) Note inbetreff der für Clemens VII. verfaßten Gutachten über die Reform der Florentinischen Verfassung hätte auf Rastrelli's Geschichte Alessandro's de' Medici verwiesen werden müssen, wo ein Theil dieser nebst andern wichtigen Documenten seit beinahe einem Jahrhundert gedruckt war.

Bonn.

A. v. Reumont.

Hanserecesse. Zweite Abtheilung
 herausgegeben vom Verein für hansische Ge-
 schichte. Erster Band.

A. u. d. T.: Hanserecesse von 1431—1476
 bearbeitet von Goswin Freiherrn von der
 Ropp. Erster Band. — Leipzig, Verlag von
 Duncker & Humblot 1876. XXIV und 596
 SS. in 4.

Der Verein für hansische Geschichte darf auf
 das Jahr 1875/6 mit besonderer Genugthuung
 zurückblicken; denn von den beiden großen Ur-

kundenwerken, deren Publication er unternommen hat, ist es ihm gelungen, in diesem Jahr je den ersten Band vorzulegen: zuerst den des Hansischen Urkundenbuches, jetzt auch den der Receßsammlung. Ueber jenes ist in diesen Blättern bereits von seinem Herausgeber, Dr. Höhlbaum, berichtet worden. Die zweite Publication, über welche hier zu referieren obliegt, reiht sich an die von der Münchener historischen Commission veröffentlichte Receßsammlung, von der bis jetzt drei Bände, durch Dr. K. Koppmann herausgegeben, erschienen und seiner Zeit in diesen Bl. besprochen sind. An den Endpunkt dieser sozusagen Münchener Sammlung, als welcher das Jahr 1430 in Aussicht genommen ist, schließt sich als eine zweite Abtheilung die des Hansischen Geschichtsvereins, die nicht bloß in der äußern Erscheinung der Vorgängerin völlig conform gehalten, sondern auch in allem Wesentlichen nach den gleichen Grundsätzen wie jene bearbeitet worden ist.

Der vorliegende, von Dr. von der Ropp, Privatdocenten der Geschichte in Leipzig, edierte Band, beginnt mit dem Januar 1431 und reicht bis in den September 1436. Also nicht volle sechs Jahre umfaßt dieser stattliche Band, ob schon nahezu die Hälfte seiner 613 Nummern, nämlich 293, sich mit der Regestenform begnügen. Und dies überaus reiche Material ist zugleich zum weit überwiegendem Theile ein neues. Nur 37 seiner Nummern waren schon bekannt, und selbst von diesen sind einige hier zuerst in ihrer deutschen Form zugänglich gemacht.²

Da der Beginn mit dem Jahre 1431 durch die vorgedachten äußern Umstände, nicht zu-

gleich durch einen Abschnitt in der Geschichte der Hanse motiviert war, so hat Dr. von der Ropp daraus Veranlassung genommen, in der Einleitung den Leser über die politische Lage der Hanse zu Ende des Jahres 1430 zu orientieren. Es ist dem Verfasser vortrefflich gelungen, auf wenig Blättern, in kurzen präzisen Andeutungen ein lebensvolles Bild der damaligen Zustände und Verhältnisse zu entwerfen, sie gesondert nach den verschiedenen territorialen Zielen, welche das Interesse der Hanse verfolgt, auseinander zu legen und daneben ihren innern Zusammenhang, ihre Einwirkung auf einander nachzuweisen. Damit sind dem Leser die Fäden in die Hand gegeben, welche in der Geschichte der sechs Jahre, die der vorliegende Band umfaßt, weiter gesponnen werden. Die folgende Berichterstattung eignet sich daraus die hauptsächlichlichen Gesichtspunkte an.

Der Einblick in die Lage der Dinge um 1430 ist bedingt durch die Kenntniß von dem damaligen Stand der Verwicklung zwischen der Hanse und ihrem alten Hauptgegner, Dänemark. Seit 1426 bekriegten die sechs wendischen Städte, nach wie vor der Kern des Bundes, im Verein mit den um ihr Erbe streitenden Grafen von Holstein den Unionskönig Erich von Pommern. Seit 1429 beginnen Verhandlungsversuche zwischen beiden Theilen. Fort und fort werden sie erneuert, aber erst 1434 kommt es zu einem Waffenstillstande, dem im nächsten Jahre der Friedensschluß zu Wordingborg folgt. Der dänische Krieg und die daraus erwachsende lange Unsicherheit wirkt auf alle Verhältnisse der Hanse, die auswärtigen wie die innern, ein. Alle Gegner werden dadurch gestärkt, der Bund

selbst in seinem innern Leben geschwächt und zerrüttet.

Die innern Verhältnisse des Bundes treten während der im vorliegenden Band behandelten Jahre sehr erheblich gegen die auswärtigen zurück. Innerhalb der letztern sind es vorzugsweise die Beziehungen zu Skandinavien, England, den Niederlanden und dem Ordensstaat, welche die Hanse beschäftigen. England und Holland stehen der Hanse ganz ähnlich gegenüber. Beide suchen Antheil an Handel und Schiffahrt in den nördlichen und östlichen Gewässern und selbständigen Verkehr in den Hafenplätzen zu gewinnen: Bestrebungen, in denen sie von Dänemark, das jede Gegnerschaft der hansischen Handelshegemonie willkommen heißt, nach Kräften unterstützt werden. Die Hanse, auf ihr altes Monopol sich stützend, ist ebenso beflissen, sich der drohenden Concurrenz zu erwehren als die Privilegien der eigenen Kaufleute in England und Holland aufrecht zu erhalten. Ungünstiger als dort stand der deutsche Kaufmann hier; denn der neue Herrscher, Philipp von Burgund, war darauf aus, seine Lande möglichst den alten Verbindungen zu entziehen, damit sie um so sicherer in ihm und seinem Staate ihren Mittelpunkt fänden. In England war die Regierung günstiger gesinnt, aber die englischen Kaufleute bestürmen das Parlament mit Klagen über ihre Zurücksetzung im Auslande und die Bevorzugung des deutschen Kaufmanns im Inlande. Der Zwiespalt, der daraus erwächst, ist ganz bezeichnend in einem Schreiben des deutschen Kaufmanns an Hamburg von 1432 geschildert. Die Räte des Königs sagen alle Tage »dat een perlement« —

»dat is ene dachvart«, wie es vorher erläutert ist — »gheet boven des koninges breve, unde wan wy enich dingh hebben by enem perlemente, so seggen se, een koning es boven al recht«; sie hoffen auf die Entscheidung, die andere werdege klerke abgeben werden und sähen gern, wenn »das generael consilium to Basel upten Ryn« sich der Sache annähme (n. 147). Besonders streben die Engländer darnach, sich in Bergen und Danzig festzusetzen. Trotz der Begünstigung des Königs Erich waren die Versuche am erstern Orte vergebens gewesen. In Danzig hatten sie während des dänischen Krieges sich eingefunden, um selbst das Korn aus dem Osten zu holen, das ihnen die hansischen Schiffe nicht mehr zuzuführen wagten (S. IX), und erlangten allmählich wieder eine corporative Stellung wie schon dreißig Jahre früher, wurden aber doch mannigfach in dem Genuß ihrer vom Hochmeister gewährten Rechte beeinträchtigt, so daß sie nicht unterlassen können, auf die Ungleichheit hinzuweisen, daß zwar »der duttsche kowffman zcu Lunden, in der obirsten stad in Engelande, eyn gros rum haben, geheiffen der staelhoff, do sie vil schones gemaches inne haben, dorinne sie wonen unde alle ire regiment bey in felben haben«, während sie bis jetzt noch vergebens darum bitten, »eyn haws zcu myten und zcu halden vor eynen hoff ader kumpanhus, unfer gefellschaft dorinne zcu halden czu houffe, daz sy nicht so vil gingen in wynkeller, in bierkrugen adir in unwege, als sie nu thun, do sie vil geldes unnutzlich zcubringen« (n. 169 v. J. 1433). Die Gegensätze zu den Niederlanden und England haben zwar keinen offenen Kampf zur Folge, aber es entspinnt sich

daraus ein nicht minder schädigender täglicher kleiner Krieg, der im gegenseitigen Aufbringen von Schiffen, Erheben von Ansprüchen auf Schadenersatz, Klagen über Verletzung alter Privilegien und verzögerlichen und ausweichenden Antworten besteht, gelegentlich aber auch einmal in einen Auflauf ausgeht, wie den zu Sluys in Westflandern, wo im Sommer 1436 an achtzig »personen van der henze« — Osterlingbe de hanza . . . racionabili minime subsistente caufa, wie es in einem Schreiben des Basler Concils an Ypern heißt, getödtet wurden (n. 570. 574. 578).

Stehen die Beziehungen zu Skandinavien, England und den Niederlanden im Vordergrund der hansischen Interessen, so folgen die zum Ordensstaate. Ein reiches Material zur Geschichte dieser Verhältnisse liegt in den Verhandlungen der preußischen Städtetage vor. War es früher die Absicht, den ganzen Inhalt der Recesse dieser particularen Versammlungen aufzunehmen, so konnte nach dem Erscheinen der »Akten der Städtetage Ost- und Westpreußens«, welche Toeppen im Auftrage des Vereins für die Geschichte der Provinz Preußen herausgibt, eine Beschränkung des anfänglichen Planes eintreten. Dr. v. d. Ropp hat, wie ich glaube, sich sehr richtig dafür entschieden, von den preußischen Recessen den hansischen Inhalt vollständig, den übrigen in kurzer Regestenform abzudrucken. Die Städtetage anderer particularer Kreise wie Sachsens, Westfalens u. s. w. haben in dem hier behandelten Zeitraum ein verhältnißmäßig unerhebliches Material geliefert, wie sie denn in die Geschichte der Hansa dieser Jahre nur in untergeordneter Weise eingegriffen haben.

Die innern Verhältnisse der Hanse zu Beginn der Periode werden am schärfsten beleuchtet durch die Einladung zum Hansetage auf Mitsommer 1431 (Nr. 11), die schon früher aus dem nach Göttingen gesendeten Exemplar im Göttinger Urkundenbuche II, n. 153 von Dr. G. Schmidt publiciert worden ist. Darin heißt es: »unde scheget, dat de stede menliken nicht tosamende en qwemen . . ., were to besorghende . . . dat id dar to komen wolde, dat een islich fin egene beste loken unde proven moste, dar mede de erlike bund unfer hense, de mit groter wiisheit, arbeyde, kosten unde blotgetinghe manniges erlikes mannes vorgaddert unde to hope geknüpset is, welde geloset unde vorstrowet werden, dat der meynen werlde to neynen klenen ungefalle unde vorderve komen wolde«. Es ist dieselbe Klage, wie sie um die gleiche Zeit im südlichen Deutschland erschallt, »daß iederman suecht fein vortail und aigennutz und niemand den gemainen« (Städtechroniken 5, S. 74, 97). Dieser Egoismus wucherte im Bunde wie im Schoß der einzelnen Städte, und hatte er dort Lähmung der Action des Ganzen zur Folge, so hier Unruhen, Aufstände, gewaltsame Verfassungsänderungen. Erst in der letzten Hälfte der im vorliegenden Band behandelten Periode macht dies trübe Bild einem erfreulichern Platz. Die hansische Politik lebt auf, seitdem der Waffenstillstand mit Dänemark gesichert ist. Der Hansetag von 1434 zeigt den Bund in voller Wirksamkeit. Es ist die einzige größere hansische Versammlung, welche in diesen Jahren zu Stande kam. Das bewegliche Schreiben vom 21. April 1431 hatte wenig gefruchtet; es erschienen in Lübeck zu Johannis nur die Raths-

sendeboten von Hamburg, Danzig und Elbing. Ein Receß kam gar nicht zu Stande. Der einzige Hansereceß des ganzen Bandes ist der von 1434. Was in den beiden vorangehenden Jahren als Receß vereinbart, berecesset wurde, wie es n. 226 § 27 heißt, bezog sich lediglich auf die Münze und wurde allein von den vier Städten Lübeck, Hamburg, Lüneburg und Wismar festgestellt (n. 148 u. 156). Die Bedeutung des Hansetages von 1434 tritt schon in dem äußern Umfang hervor, welchen die darauf bezüglichen Urkunden einnehmen: S. 187—225, Nr. 290—353. Wie schon im Mai Danzig an Thorn meldete, daß dem Vernehmen nach eyne große vorsammenunge der gemeynen stete der Dudschen hense czusampne komen werde (n. 286), so fanden sich wirklich Sendboten aus allen Theilen der Hanse zum Tage in Lübeck ein: 26 einzelne Städte und die gemeinen preußischen Städte durch Danzig waren vertreten. Der Sendboten waren 42, worunter 10 für Lübeck. Außerdem hatten sich Abgeordnete des deutschen Kaufmanns zu Brügge und zu London eingestellt. Der ausführliche Receß und die übrigen zur Geschichte dieser Tagfahrt vorhandenen Briefe, Urkunden und Actenstücke gewähren einen Einblick in das ganze Getriebe einer solchen Versammlung, insbesondere auch in die Abfassung des Recesses. Der zahlreiche Besuch des Tages hat es möglich gemacht, 12 Handschriften des Recesses bei der Edition zu benutzen. Wenn der Eingang die erschienenen »vulmechtigen radessendeboden der gemeynen stede van der Dudeschen hense bynnen Lubeke to dage vorgaddert«, geschieden nach ihrem Platz in der Versammlung to der vorderen hand,

wo Köln, to der linken hand, wo Hamburg an der Spitze steht, als am 5. Juni, dem Beginn der Tagfahrt, anwesend nennt, so ist das, wie die Urkunden ergeben, nicht wörtlich zu nehmen. Mehrere der hier namhaft gemachten Städte haben erst nachträglich durch besondere Boten zum Kommen genöthigt werden müssen: am 22. Juni erging das Schreiben der Versammlung an Soest, Dortmund, Münster, Osnabrück sich zum 25. Juli einzufinden, falls sie überhaupt »der henze vorder brukende willen wesen« (n. 329). Gar nicht aufgezählt an der Spitze des Recesses ist Braunschweig, obschon es theilnahm, allerdings wohl noch später kam als die Westfalen; denn noch unterm 11. Aug. antwortete es der Versammlung, es habe noch nicht von den »steden bii uns geleghen« ausreichende Nachricht über die Besendung des Lübecker Tages (n. 332). Daß es endlich sich noch auf den Weg machte, wissen wir aus den Rechnungsbüchern von Braunschweig, Göttingen und Hildesheim. Die beiden letztgenannten hatten dem Braunschweiger Rathe einen Antheil an den Kosten für seine Abordnung ad placita civitatum stagnalium, wie die Göttinger Rechnung die Hansestädte nennt, zu ersetzen (n. 352 u. 353). Noch bis Ende August währte die Versammlung, wie Nr. 340 zeigt; darüber wurden manche Städte ungeduldig und baten um Beurlaubung ihrer Abgesandten, so Frankfurt a./O. zu Ende Juli (n. 331). Die lange Dauer der Tagfahrt hing besonders damit zusammen, daß man gleich zu Anfang beschloß, eine Gesandtschaft an den Hochmeister des deutschen Ordens, »de van olden vorgangenen tyden alleweghe eyn hulper unde befermer der henze unde des copmannes

gerechtigheit geweset« (S. 229), zu schicken mit dem Gesuch, sich den Schritten der Hanse gegen England, Flandern und Dänemark anzuschließen (n. 321 §§ 1 u. 2). Ueber Hin- und Herreise und den Verhandlungen, die zu Marienburg gepflogen wurden, verging die Zeit bis Ende Juli. Die Gesandtschaft, am 23. Juli in Danzig zur Rückkehr bereit, traf am 31. Juli wieder in Lübeck ein (n. 363 u. 321 § 2). Der Bericht über das im Ganzen günstige Ergebnis ihrer Sendung, den sie mitbrachte, wurde in den Receß aufgenommen (n. 355 vgl. mit 321 § 2). Der übrige Inhalt ist sehr mannigfaltig. Die 42 Paragraphen, die er umfaßt, haben es theils mit vorübergehenden Veranstaltungen zu thun, wie der Bewilligung eines Pfundzolles zur Deckung der aus diesen und andern Gesandtschaften erwachsenden Unkosten; andernteils treffen sie dauernde Normen über den Handel und die Schifffahrt der Hansen. Die beiden letzten §§ beschäftigen sich mit dem Besuch der Hansestage. War in der Verhandlung der Städte mit dem Hochmeister als Grund des Verfalls der hansischen Kraft geltend gemacht, daß die Glieder to vorfammelinghe der gemeynen stede nicht mit fulker macht to dage quemen, also dat wol nod unde behoff geweset were, indem sie zu nichts »vulle macht hadden, dat mede to belevende, funder menliken sulkent toruce togen hadden« (n. 355 § 4), wird hier der dem gemeinen Besten zugefügte vielfache Schaden darauf zurückgeführt, »dat vele stede hardhorich unde unhorsam geweset synt to dage to komende, dar se umme nod willen des gemeynen gudes to vorbodet weren«. Deshalb wird beschlossen, daß von nun an jede Stadt, die uppe mogelike

tiid to dage vorbodet werd und den Tag doch nicht besendet, den Ungehorsam mit 1 Mark Goldes to der henze orbor (Einnahme) büßen soll. Jeder Bürger einer solchen ungehorsamen Stadt soll in jeder Hansestadt solange festgehalten werden, bis seine Heimatstadt die Buße gezahlt hat. Außerdem wird ihr bis zur Zahlung der Hanse und des deutschen Kaufmanns Gerechtigkeit entzogen. Während diese Bestimmung eine neue Festsetzung zu enthalten scheint — eine sichere Angabe ist nicht möglich, solange die Hanserecesse der letztvorangehenden Jahrzehnte nicht publiciert sind — ist die des § 42 eine Wiederholung der ältern Norm, daß die »kleinen Städte«, die der Hanse gebrauchen, ohne ihre Tagfahrten besenden zu können, den »großen Städten«, bei denen sie belegen sind, einen Antheil an den Kosten der Gesandtschaft zu den Hansetagen erstatten sollen bei Strafe des Verlustes der Hansegerechtigkeit in den Hansestädten. Eine Anwendung dieser Bestimmung im J. 1434 zeigte das oben erwähnte Verhältniß von Göttingen und Hildesheim zu Braunschweig.

Der treffliche Herausgeber, dem man die Sammlung wie die sorgsame und sachkundige Bearbeitung der in diesem Bande vereinigten Urkunden verdankt, mag noch ein Wort über Plan und Anlage des Ganzen verstaten. Wenn er erwägt, daß in diesem Bande von 600 Seiten nicht ganz sechs Jahre behandelt sind, zudem eine Zeit, die nicht zu den besonders ereignißreichen gehört und einen einzigen wirklichen Hansereceß aufzuweisen hat, so wird er nach Mitteln und Wegen einer größern Concentration des Materials suchen müssen; denn wenn es ge-

wiß richtig war, nach Koppmann's Beispiel neben den Recessen auch andere Akten der Hansetage zu bringen und damit ein möglichst vollständiges und aktenmäßiges Bild der hansischen Politik zu liefern, so müssen doch die Recesse selbst die Hauptsache der Sammlung bilden. Möge sie auf ihrem schwierigen, aber ertragreichem Wege rüstig weiterschreiten!

F. Frensdorff.

Ueber deutsche Volksetymologie von Karl Gustav Andresen. Zweite, vermehrte Auflage. Heilbronn a./N. Verlag von Gebr. Henninger 1877. VIII und 181 SS. breit Octav.

Der ersten, rasch vergriffenen Auflage des nun um etwa zwei Bogen bereicherten Buches wurde früher von mir Erwähnung gethan*). Auch auf der Rostocker Philologenversammlung des Jahres 1875 wurde in einem Vortrage des Herrn Prof. Sachs: «Wie hat falsche Gelehrsamkeit und Volksweisheit die Sprache beeinflußt?» ein ähnliches Thema gewählt**) und mit reichlicher Fülle von Beispielen belegt; wenn auch nicht gerade durch Anregung derselben, so doch von ähnlichen Gesichtspunkten ausgehend erschien im vorigen Jahre die genannte Schrift des Herrn Prof. Andresen in Bonn; wie

*) Vgl. G. G. A. 1876 S. 1119.

**) Vgl. Verhandl. der Rost. Phil. Vers. S. 116—118

dort der Beifall der Versammlung, so bekundete hier die so bald nöthig gewordene neue Auflage die glückliche Wahl des Stoffes. Wir zweifeln auch nicht, daß das Buch, geschmackvoll und praktisch angelegt, sich bei seinem erneuten Ausfluge neue Freunde gewinnen wird; zu einer noch volleren Abrundung des Stoffes könnte sich auch ein näheres Eingehen auf die von Prof. Sachs in seinem Vortrage hervorgehobenen Gesichtspunkte vielleicht noch empfehlen. Meinerseits mache ich zu der S. 17 erwähnten griech.-lat. Umformung von *Jeruschalaim* in *Hierosolyma* noch auf die altnordische Form *Jórsalir* aufmerksam, die (im Neuschwedischen als *Jorsala* fortdauernd) jedenfalls in ihren Endsilben an *salir* (Säle, Wohnungen) sich anlehnt*), wogegen die Erklärung von *Jórs* = *jöfurs* (principis), wie ich sie bei Möbius Altnord. Gl. s. v. *Jórsalaland* vermerkt finde, doch möglicherweise zu weit gehen dürfte. Einige andere das altnord. Gebiet berührende Etymologien des Herrn A. sind zwar die gewöhnlichen, aber nicht zweifellos, wie z. B. Seeland = *Sælundr* S. 63, Valhalla (Valhöll) = *aula occisorum*, und Valkyrien (vgl. Holtzmann D. Myth. S. 160) S. 107.
E. Wilken.

*) Vgl. altn. *Uppsalir* = schwed. *Upsala*.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück 11.

14. März 1877.

Introduction to the Study of the Chinese Characters. By J. Edkins, D. D. Peking, China. London, Trübner & Co. 1876. XVI. 211 außer Index; App. 103 pgg. 8.

Dem Verf. obigen Werkes ist Unterz. schon einmal begegnet. Leider, ohne daß er dasmal mit den linguistischen Ueberzeugungen des sprachgelehrten Mannes hätte die seinigen in Einklang zu bringen vermocht. Wir meinen dessen 1871 erschienenen Buch: *China's Place in Philology: an attempt to show that the Languages of Europe and Asia have a common Origin*. Es thut nicht noth, darauf an jetziger Stelle ausführlich zurückzukommen. Irre ich nicht, so ist ihm in meinem »W. v. Humboldt und die Sprachwissenschaft« S. LXV. fgg. und CXX fgg. in ausreichender Weise sein Platz angewiesen, d. h. derjenige, an welchen es sich in den Augen vorurtheilsfreier Sprachforscher schon allein vermöge des Titels selber stellt. Nämlich außerhalb jener scharf umrissenen engeren Grenzen, welche unserer — als strenge und ächte

Wissenschaft noch blutjungen Disciplin, um endlich für sie einen wahrhaft fruchtbringenden Acker zu gewinnen, der sich, wie so lange vormals, nicht in die weitödige Sandschelle mit der Wucherblume des Unverstandes verlaufe — ein Bopp, ein W. v. Humboldt, ein Grimm und andere ihres Gleichen, mit sicheren Linien vorzeichneten. Schlimm für den, welcher solche, freilich äußersten Bedacht beim Fortschreiten verlangende Umgrenzung überhaupt nicht, oder doch für ihn nicht, vorhanden wähnt, und in wilder und ungebundenster Hast darüber hinweg springt nach hüben und drüben, wie es gerade kommt, und, aller vernünftigen Wege vergessend, vielleicht einem bloßen und, weil in sich nichtigen, um deßwillen nie erreichbaren Phantome nachrennt! Und für die Sprachwissenschaft ist solch ärgerlich verkehrtes Thun nicht bloß ohne Nutzen. Mehr als das; — weil dadurch oft schwer wieder zu beseitigender Wirrwarr erzeugt wird, im höchsten Grade schädlich und unheilbringend!

Da war also namentlich die *turris Babylonica* von je, — und man kann darüber auch heute noch nicht völlig zu Ruhe kommen, der — glanzvolle Zielpunkt, man träumte Wunders welch' verdienstlichen Strebens. Es ist unglaublich, wie viel *steeple-chases* schon nach diesem Thurme, namentlich, als wäre es wirklich ein segenverheißender Kirchthurm, die Theologie, angestellt hat. Erreicht ist er, weil dies die Natur der Sache verbot, von Niemandem, und jeder neue Versuch auf dieser Bahn wird voraussichtlich, wie bisher, damit enden, daß er dem, welcher ihn wagt, je nachdem, Mitleid oder Hohn zuzieht, mit welchem die Zuschauermenge einem ungeschickten Reiter nachzusehen pflegt, dem

Zügel und Bügel verloren gegangen. Ein ernstliches und wissenschaftliches Problem, gewiß, wäre die Frage nach ein- oder mehrpaarigem Ursprunge unseres Geschlechts, und jene andere, ob die in ihm vorhandene Rassenverschiedenheit eine uranfängliche sei oder eine erst allmählich, und wie nur, wenn? im Zeitverlauf gewordene. Man hätte inzwischen selber erst zu fragen, woher die Mittel zur Lösung jenes Problems nehmen? Ob die Naturwissenschaft, namentlich mit ihrer Untersuchung der äußeren Schädelform, des Haares auf der Kopfhaut, und der Leibesfarbe, mehr Grund habe, in gedachter Richtung zuversichtliche Entscheidung zu treffen, mag dahin gestellt bleiben. Nur so viel weiß ich, daß die nach großem Maßstab angelegte Sprachwissenschaft, wie sehr sie sich mit seelischen Vorgängen in dünnen und dicken, und, wie immer, gestalteten Völkerschädeln abgebe und brüste, am besten, wenigstens vorderhand, ja noch auf lange hinaus, mit bescheidentlicher Zurückhaltung vor einem bejahenden oder verneinenden Machtspruche in beregtem Punkte absteht; oder daß, — will sie anders nach ihren bisherigen Erfahrungen urtheilen, welche freilich, wie angewachsen schon jetzt sie seien, rücksichtlich Bewältigung ihres unermesslichen Vorwurfes kaum erst über den Vorhof hinaus sind, — allerdings Ursprungs-Einheit der Sprachen kecklich zu läugnen sich genöthigt sähe, welche freilich nicht schlechthin und ohne Weiteres mit einpaarigem Ursprunge der Menschheit als eins zusammenfielen. Es hieße aber die Pyramide von der Spitze aus aufbauen, wollte man durchgängige genealogische Sprachen-Einheit, angenommen sie sei wahr und als solche erweisbar, da sie doch erst nach

langen Mühen und nothwendig peinlichster Berücksichtigung von tausend und aber tausend Kleinigkeiten schon innerhalb einer einzigen Sprache, wie um Vieles mehr bei vergleichendem Zusammenhalten vieler, ja aller! — höchstens krönender Abschluß der Forschung sein könnte, gleichsam als selbstverständliche und, den gefährlichsten Schwierigkeiten hintennach abtrotzbare Vorwegnahme in zu kindlicher Unbefangenheit an den Anfang stellen. Wer sich auf dem weiten, für eines Einzelnen, auch des eifrigsten und hellblickendsten Ausschauers Auge unerfaßbaren Sprachen-Oceans nur einigermaßen mit Ernst umgesehen hat: dem müßte ein Grauen überkommen, würde ihm die Aufgabe gestellt, — hätte anders er ein wissenschaftliches Bewußtsein von deren Schwere und Tragweite, — die Menschenrede sämtlicher, ich sage nur: »Völker« (unter Fortlassung aller Unterarten) auf einen einzigen letzten Ausgangspunkt und zwar (davon könnte unter keinerlei Bedingung abgegangen werden) in streng sachgemäßem und methodischem Fortgange, zurückzuführen. Ein solcher könnte von der Wahrheit des Sprüchwortes: »so viel Köpfe so viel Sinne« die verwunderlichste und gar bittere Erfahrung machen, sobald er es auf die Sprachen übertrüge, welche, trotzdem sie ohne Ausnahme Kinder des Einen Menschen-Geistes und durchweht von der Einen gottverliehenen Vernunft und in dem Betracht Eins und einträchtig, doch in so mancherlei anderer Hinsicht aus- und widereinander gehen, daß schwer zu erfinden, wie der Eine Hut beschaffen sein müßte, unter welchen man je ein Exemplar von Kopf mit verschieden-redender Volks-Zunge trotz ihrer vielmals ungeheuren und wechselseitigen Wider-

spänstigkeit zu zwingen gedächte. Und man hat über 800 Sprachen, sicher doch keine verächtliche Menge, gezählt! Gegen so viel Umkleidungen der einen (vorausgesetzten) Ursprache, nein Umwandlungen, zum Theil von Grund aus und in ihr innerstes Mark hinein, erschienen dann Ovid's Metamorphosen, weil unendlich geringer, kaum noch fabelhafte Unmöglichkeiten. — Kopf und Mund des Chinesen z. B. ertragen grundsätzlich nur — keine bloße Aeüßerlichkeit, sondern eine Selbstbeschränkung, welche aufs tiefste in ihr Idiom einschneidet und zu einem unendlich großen Theile ihr Wesen ausmacht oder bedingt! — also nur (von denkbar kleinstem Umfange) einsylbige Wörter, wogegen die meisten Urbewohner Amerikas, wie heißhungrig nach sesquipedalia verba, Wortungethüme von 6, 7, 8 Sylben, oder mehr, nicht im mindesten scheuen. Um einen raschen Eindruck von dem gewaltigen Unterschiede zwischen den beiderlei Sprachgebieten (auch mit unserem Deutsch in Flammbergs Uebersetzung S. 17) zu erhalten, zähle man nur einmal die blindlings aus dem Peruanischen Drama Ollanta bei v. Tschudi, Kechua-Sprache I. S. 75 fg. (etwas anders im verbesserten Text in Dessen neuerdings erschienenen Ollanta S. 69) herausgegriffenen 38 gereimte Verse zu je 8 Sylben durch, welche dem Priester Huilca-Uma in den Mund gelegt werden. Darin finden sich unter 104 Wortformen: 1sylbige 11; mit 5 Sylben 3; mit 2: 30; mit 3: 22 und 4: 38. Wenn nicht mehr Wörter von 5, und keins mit solchen über diese Zahl hinaus, vorkommen: da liegt das wohl mit in der Natur jener Versart. Das statistische Verhältniß der hier gebrauchten Einsylbler aber stellt sich noch ungünstiger heraus, wenn man

findet, ihre Elfzahl komme nur heraus durch 5maligen Gebrauch von *chai*, 3malige Wiederholung von *ccan*, während *y*, *pai*, *huc* nur je einmal erscheinen. Was kann hiemit bewiesen werden? ruft vielleicht der eine oder andere aus. Willig zugestanden: an sich nichts. Man halte indeß etwa die beiden von Edkins im Appendix D mitgetheilten 2 Chinesischen Oden vergleichend dagegen. Jeder Vers besteht aus nur je 4, natürlich einsylbigen Wörtern, und die Reime verketteten sich durch Alternirung. Dächten wir uns aber auch Verse zu der Doppelfzahl im Chinesischen: immer würden sie aus je 8 einsylbigen rhythmisch nicht in einander greifenden Wörtern bestehen müssen, für deren unabänderlich gleiche Sylbenzahl die Mannigfaltigkeit des Wort-Accents wohl nur einen schwachen Ersatz böte. Wie viel combinatorische Möglichkeiten von Abwechselung in der Sylbenzahl bei den Peruanern gegen jene zopfig monotone Einzahl! In den oben genannten Versen ist die Möglichkeit nach ihrem vollen Umfange noch keinesweges erschöpft. Es fehlen also die beiden Enden, d. h. Verse mit nur 1 achtsylbigen Worte, und mit 8 einzelnen. Bei 2 Wörtern, die, unter Ausschluß von 6 und 7, allein möglich, sind 4: 4 und 3: 5 Sylben in Wirklichkeit da. Sodann Verse zu 3 Wörtern, nämlich: 2. 2. 4; 3. 3. 2; 5. 2. 1; 4. 3. 1. Ferner zu 4: 2. 2. 2. 2. und, unbenutzt geblieben: 5. 1. 1. 1; 3. 3. 1. 1; 4. 2. 1. 1. u. s. w. Natürlich noch abgesehen von der Umstellbarkeit der Wörter verschiedener Länge je nach dem Ort. — Doch, hievon abgesehen, ist ja Niemandem eine Neuigkeit mehr, daß die Sprachen Indogermanischen Stammes auf einsylbige Wurzeln zurückführbar sind und sonach möglicher

Weise, was doch in den Semitischen Sprachen bei grundsätzlicher Mehrsyllbigkeit schon ihrer Wurzelemente seine Schwierigkeit hätte, könnten von einem, indeß rein mythisch angenommenen Stadium der Einsyllbigkeit, auf welchem das Chinesische bis heute mit eiserner Halbstarrigkeit verharrte, durch Weiterbildung oder Composition zu geschichtlicher Mehrsyllbigkeit, unter alterthümlicher Beibehaltung einzelner Einsyllbler oder theilweisem Rückfall in diese Classe, erst allmählich fortgeschritten sein. — Wenngleich aber selbst hier der Schluß à posse ad esse noch ein sehr gewagter bleibt, da schwer abzusehen, warum nicht einzelne Wörter könnten vom Uranfange her die Verbindung von Stoff und formgebendem Element eingegangen sein: wo wären denn schon alle Sprachen, ursprüngliche Einsyllbigkeit für sie einmal heischeweise vorausgesetzt, auf ihre Wurzelemente mit derart genauer Analyse zurückgebracht, daß sie jeden vernünftigen Zweifel zu Boden schläge?!

Man wird neugierig zu erfahren sein, was diese etwas lange Vorbetrachtung bezwecke. Sie steht, wenn auch glücklicher Weise mit überaus abgeschwächtem Bezug gegen den zu der frühern Arbeit des verdienten Verf.s, doch immer noch in einem gewissen Zusammenhange mit Dessen in gegenwärtigem Buche sich kundgebenden Sonder-Neigungen, die aber hier, weil in den Hintergrund gedrängt, von gar nicht oder wenig störendem Einflusse auf seinen Gegenstand sich erweisen. In der Vorrede wird gesagt: Those who have read my 'China's Place in Philology' know that I believe in the possibility of proving the ultimate identity of Chinese and European words. Diesen Glauben, den ich übrigens nicht

entfernt theile, will ich ihm nicht rauben. Vorsichtig übrigens spricht Hr. Edkins jetzt an dieser Stelle von Wort-, nicht Sprach-Identität, ohne daß er doch letztere scheint ganz aufgegeben zu haben auch für die in der That unvereinbaren Sprachgebiete. — Sehen wir aber einmal weiter nach. Wird der Russe, welcher nicht bloß das China entstammende Wort *tschái* (Thea bohea) = Chines. *tscha* (in Peking jetzt *c'ha*, in Tientsin *ts'a*, E. *tea*. Edkins App. p. 23), Tübet. *dfcha* in den Mund nimmt, sondern die so geheißenen Blätter selbst in Getränkform hinabschlürft, damit zum bezopften Chinesen? Oder erhielt die Hellenische Frau, welche als *σηρικηφόρος* erschien, um deßwillen das Aussehen einer Schönen, wie deren die Blume der Mitte erzeugt, mit gelber Haut und dem schrägen Augenschlitz? Niemand ist so thöricht, das zu behaupten. Reichten aber ein paar, ohnedies bloße Lehnwörter, wie *Thee* und *sericum*, das Serische, nach dem Volksnamen *Σήρες*, welchen Klaproth, *Asia polygl.* S. 341. 357 keinen Anstand nimmt mit Coreanisch *fsir*, Mandschu *fsirge*, Mong. *fsirkek*, ja Chin. *szü*, bei Verstümmelung am Ende, Tib. *sing* S. 354. für Seide zu einen, und dafern es Ausdrücke solcher Sorte mehr giebt — denn Vorkommen andersgearteter müßte man für Europa in Abrede stellen, — ich frage, reichten die hin, um darauf eine Theorie von Verwandtschaft Europäischer, oder meinetwegen Arischer Sprachen überhaupt, mit dem Idiome der Chinesen zu gründen? Offenbar so wenig, als *Thee* und *Seide* im Stande sind einen Leiber-Umtausch zu bewirken. — Bleiben wir aber noch einen Augenblick bei einer so bedeutenden Waare stehen, als die *Seide* ist. Nach Edkins wird p. 24 der

Radical 120. *sī* mit Ton 1 (p'hing), *sik* gesprochen, und bedeutet 'small', 'silk' (1 st. r, aus *sericum*, woher auch Engl., Frz. *serge*). Die Seide von Einem Seidenwurm heißt *hut*, von deren zehn *sī*. Letzteres wäre Obigem zufolge die Kürzung aus *sik*, dessen k mit dem ableitenden Suffix in *sericum* selbstverständlich nichts zu thun hat. Aber woher denn r in diesem abendländischen Namen der Seide? Abfall dieses, ohnehin der Mandarinensprache abgehenden Schnarrlautes im Chinesischen ist unerwiesen; und von k zu r wäre ein undenkbarer Sprung. Da meint nun unser Autor, man dürfe vielleicht, unter Berücksichtigung auch von *satın*, eher auf einstiges t an Stelle von k hinten in *sik* rathen; oder, wenn Seidenausfuhr erst nach Abfall von k in *sik* erfolgt sei, tatarisches Suffix *reg*, — als nicht seltenes Suffix im Mong. und Türk., zu dem Worte getreten vermuthen. Daher »Mong. *sereg*, Seide«. Anlangend *satın*, weist freilich Diez, EWB. S. 317 Ausg. 1. klärlich dessen Ausgehen aus Ital. *setino* nach, einem Derivat aus It. *seta*, Sp. *seta*, unser Seide, Frz. *soie*, welche sämmtlich nicht in einem Chin. Worte, sondern im Lat. *seta* (starkes Haar, Borste) wurzeln.

Doch unserm Verf. machen die Sanskritisten geringere Sorge. Diese verstehen ja nichts, oder nur wenig, von den Sprachen in Asiens Norden und an seinem Ostrande. Nur Gelehrten, wie Stanislaus Julien und De Rosny wird ihr Widerspruch gegen seine in der *Revue Orientale* Nov. 1865. ausgesprochene Meinung von 'the connexion of the Chinese and Mongol languages' arg verübelt; — müßten die doch besser wissen, wie Recht er habe. Und am meisten Grund böse zu sein hat er auf De Rosny.

Nicht nur, daß dieser ja selber die Boller'sche Ansicht über Verwandtschaft des (freilich nicht auch, wie das Chinesische, einsylbigen) Gedanken-Werkzeuges der Japaner mit der Ural-Altäischen (von Einigen auch als Tatarisch zusammengefaßten) Sprachfamilie weiter zu führen suchte (s. meinen Humboldt S. CCCLXXXVI), hat er sich auch eine falsche Anklage zu Schulden kommen lassen. Als sei von Edkins auch eine jener häufigen Lustreisen nach dem babylonischen Thurme unternommen, da der doch klärlich habe zu zeigen gesucht, die Chinesen seien noch vor jener Katastrophe der Sprachverwirrung vom mittleren Asien ostwärts gewandert. Ob es sich nun mit einem solchen geschichtlichen Ereignisse, wie dieser den Chinesen untergelegte Aufbruch gen Sonnenaufgang wäre, angenommener Maaßen verhalte: ich fürchte, Hr. Edkins weiß es so wenig als wir Anderen.

Jetzt aber endlich zu unserem diesmaligen und enger begrenzten Thema. Auf Vergleichung von Wörtern verschiedener Sprachfamilien verzichtet Edkins in gegenwärtigem Buche, und kann in diesem Punkte mit den Sprachvergleichern in Frieden bleiben. Nur éine Ausnahme behält er sich vor: Vergleiche des Chinesischen mit derjenigen schon erwähnten Sprachgruppe, welcher, außer Tungusisch und Mandschu, den Türkischen und Finnischen Stämmen (woher auch im Augenblick mit die antislawische Schwärmerei der Magyaren für das Osmanenthum) u. s. w., auch die Mongolen angehören. Nicht ungern beschworé er auch das zuerst in England aufgetauchte »Tur anische« Gespenst wieder herauf, dessen vorgegebene Wunderkraft freilich, wie er selber zu fühlen scheint, bei den Sprachkundigen längst keinen rechten Glauben

mehr findet. Beeinflussungen von Chinesisch auf Mongolisch, obgleich sicherlich nicht so tief gehende, als die Japaner sich gefallen ließen (nicht ganz unähnlich dem Verfahren des ehrlichen Deutschen, welcher noch im vorigen Jahrhundert jeden Satz seiner Rede, außer wenn mit Französisch oder Latein reichlich durchspickt, zu trocken und unschmackhaft für den Gaumen vermeinte), — die mögen allerdings, schon der mannigfachen räumlichen wie geschichtlichen Berührungen beider Völker wegen, und zwar weil die Chinesen das gebildetere waren, zumeist von deren Seite aus statt gefunden haben. Nicht unglaublich daher erschiene Ursprungs-Gleichheit z. B. von Chin. *lok*, Mandar. *lü*, grün, wie S. VII. behauptet wird, mit Mong. *logon*, wofür Klappr. a. a. O. S. 178 jedoch *nogó* (dies auch Gras) und *nogón* giebt. Denn es spricht wirklich Alles dafür, unter den drei verschiedenen Formen für: grün bei Letzterem S. 376 sei *log*, *leg* im Chincheo-Dialekt die am wenigsten entstellte, während *lu*, in Japan dafür (wegen Mangels von l) *ro* gesprochen, schlimme Verstümmelung erlitten. — Auch ist es ohne Frage ein verdienstliches Werk, dergleichen Beziehungen nach Möglichkeit zu ermitteln und festzustellen. Nur soll man aus Uebereinkömmnissen, wenn bloß äußerlicher Art, in so fern durch Zusammenleben oder sonstigen Verkehr hervorgerufen, nicht allsogleich vorschnell den Schluß ziehen auf genealogische Verwandtschaft, was doch ein völlig anderes Ding wäre, von Chinesisch und Mongolisch, indem bloße Ueberläufer, wie ja Lehnwörter augenscheinlich sind, für Sprach- und Völker-Affiliationen Zeugniß abzulegen so wenig vermögend sind, als oft seltsames, allein trotzdem nichtiges Zusammentreffen

blinden Zufall-Spieles. — Wie doch: wenn dem Kechua (v. Tschudi, Gramm. S. 33) die Mediä b, d, g völlig abgehen, der Ehste diese Laute zwar besitzt, allein vom Anlaute fern hält: sind darum jenes Amerikanische Idiom Peru's und das Finnische am baltischen Meere mit einander verwandt? Oder auch: die Algonkin-Sprachen (N. O. Langues Sauv. p. 9) sind im Vollbesitz der üblichen 3 Tenues und 3 Mediä. Dagegen das Irokesische hat von Labialen nur f, o und s, und an Tenues k, t. Ihm aber auch mangeln sämtliche Mediä. Müßte man nicht den Grund zu solcher Enthaltbarkeit jedenfalls anderwärts suchen, als in einer, erst daher — fälschlich — zu erschließenden Verwandtschaft zwischen Irokesisch und Peruanisch? — Außerdem gelten in dem, hier in Frage kommenden Betracht nichts — reine Anthropismen, welche selbständig überall vorkommen können, in vollkommener Bezuglosigkeit von außen her. So z. B. Interjectionen, nachahmende Wörter und Naturlaute (z. B. Kechua *ttakhua* und unser lecken; Vater- und Mutter-Namen), Verfallen auf, oft zum Bewundern ähnliche Bezeichnungs- oder Bildungsweisen bei völliger Verschiedenheit des Lautes. Denn, wie freudig man sie als mitunter höchlich überraschende Beweise begrüße für die Allgemeinsamkeit des dem Menschen als Gattung zukommenden Wesens, eingeschlossen die in ihren letzten Gründen einheitliche Menschenrede: zu Kennzeichen der Art-Einheit und Ursprungs-Gleichheit dieselben herabzusetzen und derart zu unhaltbaren genealogischen Folgerungen zu mißbrauchen ist unerlaubt. Man sieht, es ist kein Kinderspiel, all dergleichen nach strengem Urtheil und Recht auseinander zu halten. Und dazu dann, zu ge-

schweigen der häufigen Sinnes-Vertauschungen, das nicht minder verwickelte Studium der kaum je rein willkürlichen, sondern in einer gewissen gesetzlichen Ordnung sich bewegendem Lautveränderungen, welche indeß die ursprüngliche Gestalt von Wortleibern mitunter bis zu wirklicher, nicht selten andere Male zu schwer entwirrbarer Unkenntlichkeit entstellen. Wer dächte z. B. bei Rival an den Bach (*rivus*) um Bewässerung ihrer Felder aus ihm sich streitender Parteien noch? — Oder glaubt ohne Weiteres jemand an herkunftliche Gleichheit von Engl. *ink* und ἔγκαυστον, *encaustum* (rothe Dinte)? Und doch kann nichts gewisser sein. Der Holländer hat noch *t* in *inkt* neben *ink* gerettet. Diese Form stützt sich aber auf eine ohne *s*. Nämlich bei DC. ἔγκαυστή, *encautum* (*scripturae genus quod fit per adustionem et cestrum*), sodaß nur, was freilich schon eine arge Verwüstung, der sonst nicht leicht nachgebende Diphthong überhüpft wäre. Siehe die weitere Geschichte in Diez, EWB. S. 193. Ital. *inchiostro* (weshalb *r* auch im Frz. *encre*, wie *ancêtre* = E. *ancestor*, *antecestor*), indem man sich in das Kloster (*chiostro* aus *claustrum*) verirrt. Wie sich auch die Blumen (*flor*) in das Port. *floresta* st. Forst, Frz. *forêt*, einschmuggelten. Doch hat Diefenbach Gloss. Germ. p. 29 auch *incaustum* f. Dintenhorn. Bei demselben findet sich durch Latinisirung der Präp. mit *i* vorn: *incaustum*, glossirt z. B. *ynket*, *tincte*, Port. *tincta* (Dinte, von *tingere*), auch *blacke* (also: Schwärze). — Riethe ferner wohl jemand leicht auf etymologischen Zusammenhang zwischen authentisch und der türkischen Würde von *Effendis*, wenn das nicht geschichtlich feststände? Letzteres gestaltete sich

aus *αὐθέντης* nach Neugr. Aussprache, also i itakistisch f. η; und *av* mit Cons. gesprochen af, was dann Verdeckung von θ durch Assimilation nach sich zog; zuletzt Erweichung von τ durch voraufgehendes ν zu δ, welche sich ja recht eigentlich in der Ngr. Wiedergabe des ächten, nicht, wie dort δ, gelispelten d durch *νδ* kund giebt. *Αὐθέντης* aber aus *αὐτιέντης*, da zunächst: selbst Hand anlegend, dann eigenmächtig, Selbstherrscher, geht vermuthlich von *ἐλεῖν*, ergreifen, nehmen, aus mit Eintausch von ν st. λ, wie in Dor. *ἤνθον* st. *ἤλθον*. Vgl. zudem das digamirte *γένιο*. Und *αὐθεντικός* hinwiederum bedeutet: einen bestimmten Urheber (autor) oder vernünftige Gründe für sich habend. — Genug. Wer will, kann daraus in Kürze ersehen, wie unendlich viel, oft kleine, ja kleinliche Kunstgriffe, die aber mit nicht geringen Opfern von Zeit und Geduld erlernt sein wollen, dazu gehören, um das wahrlich nicht leichte Handwerk des Sprachforschers in allein ersprißlicher Weise auszuüben. —

Wie nun, um nicht länger mit derartigem Vorspiele die Zeit weiter zu verderben, steht es mit dem Chinesischen, und wie ist eine entfernte Möglichkeit gegeben, es selbst und seine einsylbigen Genossen in Hinterindien für Vergleiche mit schon ihrer bloßen Wortlänge nach vielfach andersgearteten Sprachen, wie dem mehrsylbigen Japanischen, dem gleichfalls nichts weniger als auf Einsylbigkeit beschränkten Mongolischen u. s. w. auch nur im Principe tauglich zu finden? Solch Unterfangen sieht doch von vorn herein schon mißlich genug aus. Im jetzt üblichen Chinesisch des Umgangs und in der Schrift endet bekanntlich kein Wort auf einen anderen Consonanten als Nasal, und be-

ginnt überdem nie mit mehrfacher Consonanz, es würde denn ts oder tsh (Edkins p. 52) für solche gerechnet. Man wird begreifen: so kurze Wörtlein, vollends bei gänzlicher Flexionslosigkeit, so daß, abgesehen von der Schrift, die Grammatik fast nur in Regeln über Wortstellung und daraus hervorgehende syntaktische Anordnung sich auflöst, sind schlecht dazu angethan als Handhabe zu dienen für Vergleichung mit fremden Sprachen. Vollends, wenn man weiß, wie das Chinesische umgeht mit ausländischen Namen und aufgenommenen Fremdwörtern, sobald diese, wie durch Mehrsyllbigkeit so auch durch Laute (z. B. r) oder Lautgruppen, welche dem Chinesen fremd sind, Aneignung ohne Zerlegung gleichsam in mehrere Wörter und mit mancherlei gewaltsamen Aenderungen des Lautes (z. B. Christus *Ki-lǐ-sfè-tu-fse* Schott Gramm. S. 36) mehrfach so gut wie unmöglich machen. Nun kommt aber ein neuer Umstand hinzu, welcher bei allen Versuchen, das Chinesische mit anderen Sprachidiomen in etymologischen Rapport zu setzen, unter keinerlei Bedingung außer Acht gelassen werden darf. Ich will ihn mit Worten, welche der oben angezogenen Stelle aus Klaproth entnommen sind, zur Kenntniß des Lesers bringen. Schon Er sagte: »In der gebildeten Sprache von China sind die Wurzeln höchst abgeschliffen, und sie läßt am Ende einer Sylbe [d. h. hier zugleich Wortes] keine andere Consonanten zu, als n und ng, daher auch alle Sylben, die diesen Schluß nicht haben, mit einem Vokale endigen. In den Volksmundarten aber schließen dieselben Wurzeln, die in der Mandarinensprache auf einen kurzen Vokal ausgehen, mit b, k, l, m, r und andern Consonanten. Wenn man die-

ses stets im Sinne behält, so wird man in den folgenden Vergleichen von Wurzeln der *Kuan-chua* oder Mandarinensprache, die ich mit denen anderer Sprachen zusammengestellt habe, bedeutende und auffallende Aehnlichkeiten finden. Und dann geht es in der ehemals üblichen sinnlosen Manier der Wörtervergleiche tapfer darauf los, aus allen möglichen Sprachen, wie es sich trifft, und ohne irgendwelche Bekümmerniß um Steg und Weg. Wie muß man über ein so kindlich-sorgloses Verfahren lächeln, wird z. B. das eine Mal Chin. *fan*, Alles (bei Edkins p. 56. Nr. 45, wo auch *bam*), mit Gr. *πᾶν* zusammengehalten, welches doch nur dem Gesetze, daß der Grieche kein *τ* als Endlaut duldet, dessen Wegfall verdankt! Ohnehin wäre ja eine Lautverbindung, wie *nt*, überhaupt für die Sprache Chinas eine Unmöglichkeit. Und dann kommt wieder das andere *fan*, Fahne, zu der Ehre, ich weiß nicht, ob Deutsch zu sein. Oder holten wir Deutsche es uns aus dem Mittelreiche? Sonst ist seit Grimm selbstverständlich, Goth. *fana*, Ahd. *vano* besitzen ihr *f* vermöge Lautverschiebung des *p* in *πῆνος*, Lat. *pannus*. Dann wird *p'an*, Schüssel, zu unserer *Pfanne*, von welchem Worte heute Jeder wissen muß, es sei, *pf* verräth seine Fremdheit, erst durch Erborgung aus Lat. *patina*, MLat. *panna* (mit Assim. von *t*) zu uns gelangt. — Da soll ferner Chin. *pi* mit Walach. *piéle* (so: nicht *pieli*) übereinkommen, das ersichtlich aus Lat. *pellis* (unser Fell) entsprang. Dann bedürfte es aber für *pi* des Nachweises von wirklichem Verluste eines *l*, (im Gegentheil s. Edkins p. 26. 66), wie Aufgehen desselben Lautes durch Vokalisierung in Frz. *peau* durch ganze Reihen von Analogieen (z. B. *oiseau* = Ital. *uccello*) über allen Zweifel

erhaben gesichert ist. Ein Gleiches gölte vom Chin. *mo*, welches mit Lat. *molere* (Frz. *moudre*) übereinstimmen soll, dessen *o* jedoch dem *a* in unserem *mahlen* an Alterthümlichkeit nachsteht. — Doch, wozu mehr dieses veralteten und verrotteten Zeuges? Nur vielleicht im Interesse minder Sachkundiger war einige Beispiele vorzuführen nicht außer der Zeit. Oder hat jeder mann Humboldt's Abh. An Essay on the best means of Ascertaining the *Affinities of Oriental languages* (Wke Bd. VII.) gelesen? Wenigstens noch immer trotten unendlich viele Leute auf dem alten Irrwege munter fort, gleich als könnte man ohne Kenntniß von den unerläßlichen Vorbedingungen der Sprachvergleichung, welche in jener Schrift gelehrt werden, und ohne deren ernstliche Befolgung zu wahrhaft der Wissenschaft frommenden Ergebnissen gelangen!

Es war nun schon (Humb. S. LXIX.) von mir der Wunsch ausgesprochen, ein so in Kenntniß des Chinesischen und seiner Mundarten erfahrener Mann, wie Edkins unbestritten ist, möge die schwierige, allein auch ungemein dankbare Arbeit auf sich nehmen, und, soweit möglich, alle die Lautveränderungen und Verstümmelungen im Chinesischen ans Licht ziehen, von welchen im Verlaufe der Zeit keine Sprache, und wäre es die konservativste unter den konservativen, denen man immerhin mag das Chinesische beizählen dürfen, sich gänzlich freizuhalten im Stande ist. Und was ich nicht ahnen konnte, ist bereits durch ihn geleistet und in einer Weise geleistet, die, abgesehen von mancherlei zurückbleibender linguistischer Meinungsverschiedenheit, die vorhin dargelegt, mir das ohne Rückhalt gegebene Geständniß entlockt, wie ich mich in Betreff Entstehung begrifflicher

und lautlicher Geltung Chinesischer Schrift-Charaktere, worüber er uns die wissenswerthesten Aufschlüsse gewährt, als lernbegieriger Schüler mit offenem Sinn und Ohr bei ihm in die Lehre begeben. Und Erreichung auch nur annäherungsweise der in ältester Zeit lebendigen Aussprache Chinesischer Wörter, wie wichtig eine solche Wiedererweckung für das Ohr nicht bloß, sondern auch von vielfacher Anwendbarkeit sei für Verständniß ihrer selbst und ihrer Veterschaften, ist fürwahr keine Kleinigkeit. Die Beihülfe von Dialecten hat man natürlich hier so wenig zu verachten als anderwärts. Allein sie bliebe doch nur eine vergleichsweise schwache, wenn die sog. ideographische Schrift (etwa gleich den sog. Arabischen Ziffern, die jedes Volk mag nach seiner Sonder-Art lautbar machen), nur und allein den jedesmaligen Begriff als ungetheiltes Ganze ausdrückend, vollkommen an sich stumm bliebe, ohne irgendwelche Hinzählung der Einzel-Laute, woraus das Wort sich zusammensetzt. Woher aber außerdem so viele Homonyme in der Chinesischen Sprache, welche, nirgends allzu bequem, hier im Besonderen störend sein müssen, zumal für das Ohr, — denn in der Schrift verstehen die Chinesen schon, sie (man nenne es etwa heterogramatisch) auseinanderzuhalten, — bei überdies gar eingeschränktem Wortschatze. Das allein schon gäbe den stärksten Anhalt für die Vermuthung, solcherlei Gleichlautigkeit möge, was oft ja auch in anderen Sprachen der Fall gewesen, Folge sein allmählichen Aufgebens ursprünglicher Laut-Verschiedenheit.

Da lerne ich nun aus p. IX. »Im 3. Cap., welches eine Liste von 1144 „phonetics“ enthält, es könnten manche Endlaute wiederhergestellt

werden«. Einige mit voller Bestimmtheit, andere minder gewiß. Namentlich sei für ihn unter den alten Werken das *Kwang-yün*, wovon sich im Britischen Museum ein, mit am Rande verzeichneten An- und Auslauten versehenes Exemplar befinde, eine ausgiebige und werthvolle Quelle zu solcherlei Ermittlungen geflossen. Darin würden als Anlaute k, g, k', b, p, p' u. s. w. mit Sorgfalt unterschieden. Und ferner wird p. XIV. bemerkt, in den unter Aufsicht von François Turretini besonders gedruckten Appendices fänden sich Specimina alter Formen von Charakteren, und unter ihnen die Radikalen des Shwo wen im Siau chwen, oder kleinerem Siegel-Charakter. Auch Regeln für die Aussprache der Wörter zusammen mit der syllabischen Spelling im Kh'ang hi. Der richtige Gebrauch der Laut-Tafeln im K'hang hi aber ist, erfahren wir, von größter Wichtigkeit bei Untersuchung der alten Laute. Lernende, welche vertraut seien allein mit der Mandarin- oder der in Canton üblichen Aussprache, und nicht gewöhnt sein möchten, Gebrauch zu machen von den Anlauten b, d, g, dj, dz, würden in K'hang-hi's Tafeln den Beweis ihres Vorhandenseins finden. (Also auch hier, vgl. oben, wenn auch früher nicht da gewesen, in späterer Zeit eingetretener Mangel an Mediä, falls nicht diese zum Theil unter dem k, t, c' p der dritten Lautreihe bei Endlicher S. 106 verborgen liegen). — Im Mandarin-Dialekte ist jedes auslautende k gewichen. Will man sich über derlei Entartungen wundern, die aus einer gewissen Geistes- wie Körper-Schlaffheit entsprungen? Da nehme man doch z. B. Ital. *si* aus Lat. *sic*; Frz. *ami* st. *amic*; *ni* st. *neque*, *nec*; *né* aus *natus*; *bienvenu* st. Ital. *benvenuto*;

vue, Engl. *view*, verderbt aus Ital. *veduta* u. dgl. m. — So bedeutet jetzt Chin. *pui* kochen, sprudeln; aber es bestehen daneben *puh* und *put*, dessen taber nun verschollen. Vgl. Edkins Phonetics Nr. 155. 178.

Zuerst nun geht Edkins, wie billig, die 214 ideographischen, d. h. Begriffszeichen der Chinesischen Schrift durch, deren Benennung Radicals, als, er gesteht es selbst, irreleitend, besser mit dem von Endlicher Gramm. § 32 für diese Art Charaktere gewählten Ausdrücke »Classenhäupter« nach dem Chin. *pu*, Classen, von ähnlichem Gebrauche wie bei uns in der Naturgeschichte: Reihe, Ordnungen, Arten, vertauscht würden. Man findet dieselben auch z. B. bei Endlicher S. 40—78 und wieder mit anderem Namen in Les *Tsz'po* ou 214 clefs chinoises en quelques tableaux mnémoniques etc. Paris, 1853. verzeichnet. Mit Recht bemerkt Endlicher: »einsylbige Sprachen, denen die Fähigkeit abgeht, Sylben organisch zu verbinden, werden sich naturgemäß zur Sylben- oder Buchstabenschrift nicht erheben«. Und weiter: »Für solche Sprachen ist ein auf die Zerlegung der Lautverbindungen in ihre näheren oder ferneren Elemente gegründete Schriftsystem weder ein Bedürfnis, noch wäre ein solches überhaupt ausreichend, da, sobald der Laut an sich den Begriff nicht deckt, neben einer Lautbezeichnung ein Begriffszeichen in der Schrift nicht entbehrt werden kann«. Wie half man sich nun aber, um dem Lesenden begreiflich zu machen, was der Schreiber im gegebenen Fall sagen wollte? Es bedurfte hiezu zweierlei Zeichen von Charakteren. Einmal jener 214 Radicals, Schlüssel oder Classenhäupter, um die Wörter ideographisch zu classificiren, und

zweitens der Lautcharaktere oder Phonetics, welche, einen Körper von Laut-Symbolen bildend, dazu dienen, die Wörter lautgemäß (phonetically) niederzuschreiben. Das wird sich ohne Wiedergabe der zugehörigen doppelartigen Schriftcharaktere, nicht allzugut, doch einigermaßen durch ein paar Beispiele verdeutlichen lassen. Man nehme zuvörderst Lat. *lupus* und *λύκος*. Einmal ist es, und zwar im eigentlichen ursprünglichen Sinne Wolf; allein durch Uebertragung auch ein gefräßiger Fisch, und, wieder einer anderen Thiergattung angehörend, eine Art Spinne. Außerdem unter den Gewächsen: der Hopfen. Nicht zu vergessen Werkzeuge, Vergleiches mit dem scharfen Wolfsgebisse wegen, als: Stachelzügel (*frena lupata*); ein Haken, womit man etwas in die Höhe zieht; eine kleine Handsäge. Wir haben es hier mit einem etymologisch und im Laute durchaus einheitlichen Worte zu thun, was mit so vielen Homonymen in der ersten Beziehung nichts weniger als immer der gleiche Fall ist. Begrifflich aber wechseln, je nach besonderer Gebrauchsweise, gar sehr die unter dem Einen Lautgebilde *lupus*, trotz ihrer großen Verschiedenheit vermöge gleichwohl zwischen ihnen aufgefunderer Vergleichspunkte (*à simili*) versammelten Gegenstände. Mit welchen Mitteln nun wird von ihnen in jedesmal gegebenen Fall die Gefahr irrthümlicher Vermengung fern gehalten? Zunächst, wird man erwiedern, müsse aus dem jedesmaligen Redezusammenhange aus der Vielheit mit *lupus* bezeichneter Gegenstände derjenige erkennbar hervorleuchten, welcher gerade für dasmal gemeint sei. So z. B. wenn es beim Ovid vom Pferde heißt: *placido duros accipit ore lupos*,

wo, außer Zaum, jeder andere Sinn als unverträglich ausgeschlossen ist. Also schon aus den, freilich oft dennoch trügerischen Neben Umständen läßt sich häufig der erforderte Schluß auf den Sinn ziehen. Anderseits erscheint es doch wünschenswerth, daß man nach bloßem Hören oder Lesen eines Wortes sogleich darüber ins Klare kommt, wie dieses zu verstehen sei, woran dabei solle gedacht werden. Der Chinese giebt uns, wenigstens für die Schrift, ein sachgemäßes Vorbild, indem er nach seiner Weise zu lupus, ausgedrückt durch ein Zeichen mit dieser Einen lautlichen Geltung, als differenziirende Begriffszeichen der Reihe nach etwa: Vierfüßler, Fisch, Insect, Pflanze, Zaum, Haken, Säge hinzufügen würde. D. h. also die Charaktere für Ansdrücke, welche als die Gattung (z. B. Vierfüßler, Fisch) gelten müssen, unter welche ein an den Laut lupus geknüpfter Gegenstand fällt, oder auch etwa als mit ihm (z. B. Zaum) synonym. Man könnte ein solches Verfahren mit gewissem Rechte eine der Wortcomposition analoge Verbindungs-Methode in der Schrift heißen. Nur daß der Chinese es bloß zu noch immer getrennt bleibender Nebeneinanderstellung von Wörtern, also, wenn ich so sagen darf, zu Juxtapositionen gebracht hat, nicht darüber hinaus zu ächt einheitlicher Zusammensetzung mittelst Verschmelzens ihrer Glieder. Der menschliche Geist bedarf, wie, um sie Andern kenntlich zu machen, so schon zu gesondertem Festhalten derselben im eignen Geiste für Dinge und Begriffe der Namengebung. Da aber der einfachen Namen Zahl, über welche die Sprache, selbst die reichste, zu verfügen hat, nur eine beschränkte sein kann, sieht diese sich vielmals in der Noth-

wendigkeit, entweder zu der Aushülfe zu greifen, daß Ein Lautzeichen gelegentlich einer Mehrheit von Begriffen als Bezeichnung dient, zu diakritischer Abänderung desselben, oder endlich zu combinatorischer Verbindung mehrerer! Uns kümmert jetzt nur der letztgenannte Fall. Charakterisirung von Gegenständen wird unter Anderem bewerkstelligt durch Angabe der natürlichen oder je zuweilen bloß vermeintlichen Stelle, welche dem einen oder anderen inmitten irgendwie verwandter oder doch gleichbezügiger gebührt, zumal durch Einordnung in einen höheren Classenbegriff. Vgl. hierüber schon WWB. V. S. XII. Also man nehme irgendwelche Fischarten. Gesetzt nun, ihre Benennung im Deutschen laufe in Fisch aus: da ist wohl klar, dieser allen Fischen gemeinsame Gattungsname bedürfe außerdem einer besonderen Art-Kennzeichnung, welche im voraufgehenden Gliede des Compositums enthalten, von mancherlei entnommen sein kann. Also z. B. (s. Blumenbach's Naturgesch.), Blind-, Krampf-, Hammer- oder Joch-, Säge- und Schwert-, Horn-, Panzer-, Kugel-, Klump-, Stachel-, Messer-, Zitter- oder Drill-, Klipp-, Sand- oder Tobias-, Fünffinger-, Schell-, Stein-, Schleim-, Band-, Sauge-, Halb-, Lipp-, Thun-, Wetter-, Schaid-, Gang-, Gold-, Weißfisch. Und selbst, ohne wirklich Fisch zu sein: Wal-, Finn- und Pottfisch. Auch im Chinesischen heißt die Alose (the shad), ein Fisch, der seit lange in China für auszehrende Krankheiten in Gebrauch ist, zufolge Edkins p. 46 Zeitfisch, *shī yü*, mit Anspielung auf die Pünctlichkeit seiner Rückkunft im Mai zu den Flüssen von Central-China. Wie hier das Bedürfniß der Unterscheidung sich schon das tägliche Leben

mit Trivialnamen Hülfe verschaffte: um wie vieles mehr war für ihre Zwecke die Wissenschaft zu ihren zweitheiligen Benennungen genöthigt, in welchen das erste Wort die Gattung, das zweite die Art bezeichnet! Z. B. *Anarrhichas lupus*, der auch Seewolf und Klippfisch geheißene Fisch; *Felis leo*, -*tigris*, *Canis familiaris* mit seinen Unterarten. *C. lupus*, *vulpes* u. s. f. Dann aber wieder umgekehrt, wie viele Thiere werden einem Sondermerkmale, welches sie mit einander theilen, z. B. ihrem gleichen Aufenthalte in Meer oder See, zu Gefallen in einen gemeinsamen Bezug gebracht, der jedoch gerade das Unterscheidungszeichen herleihen muß von Namensvettern, mit denen sie nach naturwissenschaftlichem Recht vielleicht nichts oder kaum mehr als den Namen theilen. Man nehme etwa See-Wolf, -Bär, -Löwe, -Hund, -Otter, -Kuh, -Pferdchen, oder See-Schwalbe, -Spinne, -Eichel, -Lilie, -Palme, -Traube, -Feder, -Ohr, -Stern u. s. w.

Nun wohl. Der vieldeutige Chinesische Lautcomplex *tc'eu*, ausgedrückt durch den Schriftcharakter: Schiff, hat zufolge Endlicher S. 10. zehnerlei, meist unter sich so widerhaarige Bedeutungen, daß ein großer Theil davon etymologisch durchaus verschiedener Wurzel entsprossen sein muß. Wodurch nun, wird jener gemeinschaftliche Laut *tc'eu* auf denjenigen besonderen Begriff unter jenen zehn beschränkt, welchen man eben verlangt? Der Charakter *tc'eu* bleibt als ständiges Lautzeichen alle zehn Bedeutungen hindurch, indem zu ihm je ein ideographisches Zeichen hinzutritt, in welchem aber alsdann sein ihm sonst einwohnender besonderer Lautwerth erlischt. Beispielsweise: das Bild *shüi*, Wasser, zu Bild *tc'eu* gefügt, bedeutet Wasserbecken; aber letzteres mit *hwô*, Feuer:

Flackern der Flammen; *yü* Feder: Flaum; *kiu* Wagen: Deichsel; *ma* Pferd: Name einer Pferderasse; *'iu* Fisch: Name eines Fisches. Alles Gegenstände, die zu dem Schiffe als solche kaum auch nur eine entfernte Beziehung haben.

Hören wir jetzt unsern Edkins. »Es ist leicht«, sagt er p. 42, »den Fortgang von symbolischer Verbildlichung zu beobachten in Wörtern, die von crenelirten Spitzen [auch Lat. *dentes*] der Stadtwälle gebraucht werden, nämlich *ya* und *c'hi*. Beide bezeichnen: Zähne und sind Abbildungen des Gegenstandes. Außerdem aber auch, wenn ersteres ferner [sinnreich, wie unser: Auge] für Baumknospen und Knospen steht. Derlei Beispiele von Wortschöpfung zeigen, von welch beträchtlichem Uebergewicht sich die Macht erweist von Analogie und Vergesellschaftung der Ideen. Die Bilderschrift der Chinesen besteht der größten Ausdehnung nach in Fortsetzung des Processes, Analogieen zu bilden, woran der menschliche Geist gewöhnt worden schon in den früheren Perioden der Sprachgeschichte. — — Ein anderer Beweis solcher Analogie liegt in Behandlung der Species. Fast von allen Fischen spricht man im Chinesischen unter Beifügung des Wortes für Fisch. So wird *li yü*, Karpfen, nie *li* allein genannt ohne Begleitung eines qualificirenden Wortes. Dasselbe geschieht im geschriebenen Charakter. Das Classenhaupt für Fisch darf nicht fehlen. Es ist natürlich dem Menschengeniale, Species und Genus zu unterscheiden, und Sache der Sprache, diesem [abstufenden] Unterschiede Ausdruck zu geben. Das Auge sieht den Gegenstand, und deshalb wird die Species zuerst genannt im Chinesischen. Der Geist dann überträgt ihn in sein Genus vermöge gewohnheitmäßiger Verallgemeinerung. Auf Grund davon folgt der

Ausdruck für das Genus erst zuzweit«. Also in einer Folge, welche die umgekehrte von der unserer Naturforscher ist, welche in ihren Benennungen von der Gattung zur Species herabsteigen. Allein auch unsere Art der Generalisirung, wie z. B. in Eichbaum st. Eiche; Schwabenland u. dgl. m. gehen keinen anderen Weg als das Chinesische; — wenigstens, was hierin die Wortfolge anbetrifft. Der Sache nach haben aber auch die determinativen Zusätze der ägyptischen Hieroglyphik hinter dem geschriebenen Wort keinen andern Sinn und Zweck, wie z. B. eine Thierhaut bei Thiernamen. Ein nach unten offenes Viereck für Aufenthaltsort, Wohnung, z. B. hinter *beth*, Haus, *as Grab* (Faulmann S. 18). — Auch bedürfen kaum eines Commentares im Chinesischen *kiin*, ein Viereck für Kreis, vgl. Edkins p. 148, und Getreide darinnen = runde Scheune, und *gieu* Viereck, oder eingeschlossener Raum, und Mensch darinnen für Gefängniß.

Zu den 214 Radicals im 1. Cap. kommen im 3. und längsten p. 50—141 zur Verzeichnung und ausführlichen Besprechung von sog. phonetischen oder Laut-Charakteren, wie p. 50 bemerkt wird, nach der von Callery eingeführten Anordnung, mit Weglassen einiger seltenen, wie sie in der neueren Schreibung vorkommen, 1144, um 104 mehr als in des ebengenannten Sinologen Systema Phonicum Scripturae Sinicae. Schott beschreibt den Unterschied zusammengesetzter Schriftzeichen, in denen ein wesentliches Stück nur phonetische Geltung hat, S. 23 in der Weise, daß dieses den Laut des ganzen Wortes auszudrücken bestimmt sei, während das andere (also der Radical) auf die Kategorie verweise, in welche der Gegenstand nach chinesischen Vorstellungen gehört.

In dem Charakter für *pa* (Harke) z. B. finden sich das Zeichen für Baum oder Holz als Bild, und *pa*, als lautgebend, zusammen. Das Ganze sagt demnach: »hölzernes Geräth, welches *pa* heißt«.

Uns soll jetzt in Kürze die Frage beschäftigen, auf welche Weise, durch welche Beweggründe veranlaßt, verfiel man, wie überhaupt auf eine anscheinend so in alle Wege querköpfige Schreibmethode, wie die Chinesische eine ist, und im Besonderen auf eine so große und natürlich deshalb nicht allzubequeme Menge von Charakteren, die für Kinder reiner Willkür auszuschreiben ohne überzeugendste Gewalt wird niemand auf sein literarisches Gewissen nehmen wollen. Denkende Wesen verfahren, schon um des beabsichtigten Zweckes willen, gewiß nur selten so leichtsinnig, daß sie nicht zwischen dem Bezeichneten und seinem Zeichen irgendwelcher Beziehung, als Einigungspunct, ergiebt sich keine von selbst, dann mit bald mehr bald minderem Glücke habhaft zu werden suchten. Gewiß aber hat es einen eignen Reiz, was einmal in ernstwichtigen Dingen (und dazu gehört doch unzweifelhaft die wunderbare Erfindung der Schrift) Menschen gedacht haben, was sie zu diesem oder andern Glauben oder Verfahren bestimmte, wieder zu denken und in seinen Gründen zu erkennen. Und zwar einen um so unwiderstehlicheren, je größere Schwierigkeiten dem Suchenden das Geschäft der Aufindung entgegengesetzt. Wie demnach die Entzifferung der A egyptischen Hieroglyphik, nicht bloß um des Verständnisses willen des mittelst ihrer zu gewinnenden literarischen Inhalts, sondern lediglich schon, um ihr eigenstes Wesen als besondere Schreibmethode für uns von höchstem Interesse sein mußte: so verdient auch die Chinesische Schrift, welche, das

Schicksal aller menschlichen Dinge theilend, sich keinesweges von Anfange her durchweg gleich blieb, vielmehr, wie uns Cap. IV. erzählt, eine eigene Geschichte hinter sich hat, und vollends, wenn man ihre Methode künftig einmal mit der Aegyptischen und Assyrischen in Vergleich stellte, — in vollem Maße, daß man auf ihren Ursprung und Entwicklungsgang sowie nicht minder auf die ihr zum Grunde liegende Bildungsweise die vollste Aufmerksamkeit richte. Und gewiß darf gegenwärtiger Schreiber, so weit er auf einem, ihm ungewohnteren Felde des Wissens ein Urtheil abzugeben das Recht hat, mit Freuden bekennen, es ist durch Hrn. Edkins auf den noch nichts weniger als nach allen Seiten aufgeklärten Gegenstand ein oftmals überraschend neues und manches Dunkel erhellendes Licht geworfen. Was von mir schon zu Humb. S. CXXXIX in Betreff von Angaben über Handgeberden in Klöstern, welche Leibnitz sammelte, und der *Notae Chemicæ* hinter Du Cange Griech. Glossar in DMZ. Bd. XXX S. 19 bemerkt worden: das wiederhole ich hier. Nämlich, wie auch die Wahl von solcherlei auf Verständniß durch das Auge berechneten Zeichen dem wissenseifrigen Forscher mancherlei Interesse abzugewinnen im Stande ist. Es gilt das aber in um so höherem Grade von der Chinesischen Schrift, als diese ihrem ganzen Behaben nach eine zwar an Seite der Sprache, so wie sie in des Chinesen Munde lebt, hinlaufendes, allein doch wieder, unter anderem Gesichtspunkt, ein in sich abgeschlossenes, und seine eigenen Wege gehendes Sonder-Idiom vorstellt, welches zu dem zweiten der edelsten Sinnespaare spricht. Und gerade die Einsylbigkeit der Chinesischen Sprache zusammt der freilich erst im Laufe der Zeit an-

gewachsenen Unzahl von Homonymen trägt gewiß einen großen Theil davon die Schuld, daß man es für sie nie zu einer Buchstaben-, d. h. recht eigentlich mit dem Laute sich deckenden Schrift brachte. Sodann bei so geringer syllabaren Entwicklung Chinesischer Wörter, weil in ihnen Consonantengruppen gemieden sind, erregt es minderes Staunen, wenn dies merkwürdige, und wenigstens sehr civilisirte Volk Jahrtausende hindurch an seiner, uns, und zwar mit Recht, höchst seltsam und ungeschlacht bedünkenden Wortschrift, die man freilich nur unter gewissem Gesichtspuncte auch syllabar heißen dürfte, eigensinnig festhielt. Selbst nach Bekanntschaft mit anderen, die Laute getrennt darstellenden Schreibsystemen, d. h. mit Indischen.

Den ersten von allen Anlässen zur Schrift giebt, woran jetzt wohl niemand mehr zweifelt, die Abzeichnung, die nachahmende Wiedergabe des Gegenstandes selbst her, wovon sich schon in den Kritzeleien auf Knochen aus der Zeit der Pfahlbauten, und vielleicht noch höher hinauf, kinderhafte, aber gleichwohl höchst merkwürdige Anfänge vorfinden. Natürlich muß sich dieses Hilfsmittels, soll es noch in anderer Hinsicht bedeutsam wirken, als einfach, daß man den dargestellten Gegenstand wiedererkenne, sofort die Symbolik bemächtigen, um ein noch Drüberhinaus, ein Anderes als was unmittelbar und allein in dem abgebildeten Gegenstande liegt, in der Seele des Beschauers zu erwecken. Auch liegt ja auf der Hand, daß, wo Bezeichnung unsinnlicher, also unvermittelter Darstellung sich entziehender Begriffe in Frage steht, zu der symbolisch vermittelnden Bezeichnung muß als Aushülfe gegriffen werden. Ich schweige von der Hiero-

glyphik Mexiko's. Nur der Peruanischen *K'ipu's*, oder *Knotenschnüre*, sei mit ein paar Worten gedacht. Wir erfahren durch v. Tschudi, Gramm. S. 25, daß, weitgefehlt nur zu arithmetischen Zwecken zu dienen, in ihr vielerlei Anderes, sogar Gedichte niedergelegt worden. Beispiele von *K'ip'u*-Gedichten finden sich z. B. in dem Drama *Ollanta* Aufz. III. Auftr. 1 und Aufz. V. Auftr. 2. Dort:

Sieh da ist der Büschel Faden
An die Leiste festgebunden.
Diese Körner sind Soldaten,
Mit *Ollanta* festverbunden.

Das erklärt sich selbst. Und S. 71:

Hier ist Kohle eingewunden: —
Burg *Ollanta* ist verbrannt.
Hier drei Vögel angebunden: —
Unterjocht ist *Anti-Land*.
Dieser Vogel in der Schlinge: —
Der Rebell in deiner Hand.
Vogelpaar daran gehangen: —
All sein Heer ist kriegsgefangen.

Wenn zufolge *Flammberg*, von dem die Uebersetzung der angeführten Stellen herrührt, S. 98. *anc'a*, Adler, die *Anti-Provinz* bedeutet: da mögen auch die drei Vögel sich als möglicher Weise eine Art Landeswappen rechtfertigen.

Die Kunst des Malens ist nicht jedermanns Sache, und natürlich in den Cultur-Anfängen erst recht mehr als kindlichen Versuchen nicht gewachsen, so daß Erkennbarkeit des bezeichneten Gegenstandes nicht selten in Gefahr kommen möchte. Allein Ausführung eines Bildes erfordert Zeit, viel Zeit auch für den Gewandtesten. Kein Wunder demnach, wenn die Schrift, außer wo Kunst, Arbeitskraft und Zeit, wie bei öffentlichen Bauten, minder ins Gewicht fallen, auf weniger zeitraubende Herstellbarkeit Bedacht

nimmt. Da greifen also gern, wie ja selbst bei der vollendeten Buchstabenschrift, Verkürzungen Platz, wie etwa, wenn zweien Hörnern, nicht bloß das Haupt des Stiers zu bezeichnen, sondern selbst das ganze Thier zu vertreten, angemessen wird. Ferner muß oft der flüchtig skizzirte Umriß, andere Male selbst Umsetzung von gebogenen Linien in gradlinige oder gar nur Striche, natürlich als sehr mangelhafte Andeutung ausreichen, welche jedoch, wenn, durch längere und weitverbreitete Gewohnheit angenommen und gleichsam geheiligt, allmählich den verlangten Dienst zu leisten immer mehr genügt. Man entsinne sich hiebei doch nur etwa des Fortschreitens der Lateinischen Schrift, um nicht noch weiter zurückzugreifen, durch alle Stadien hindurch zu unserer jetzt beim Schreiben üblichen Cursiv-Schrift, welche kaum noch (Beispielshalber werde etwa das e und das geöhrte Lat. e) gewählt, ihren Ursprung erkennen läßt.

Diese Verhältnisse werden wir uns nun fest vor Augen halten müssen, um nicht bei unseres Verf.s zu einem großen Theile aus Chinesischen Quellen geschöpften Angaben über die sinnenfällige Gegenstände, welche danach in den verschiedenen chinesischen Charakteren abconterfeit zu denken, uns zugemuthet wird, allsogleich in, vielleicht hyperkritischen, Unglauben zu verfallen, dessen, bei der oft maßlosen, jedoch mittelst der geschichtlich nachweisbaren Uebergänge nicht selten sich mildernden Unähnlichkeit, wenigstens in der neuesten Gestalt, sich zu enthalten keinesweges immer leicht ist und auch schwerlich immer gefordert werden kann. Anlaß zu dieser Verwarnung gab mir ein Ausspruch von Carl Faulmann. Von ihm ist kürzlich herausgegeben eine Schrift des Titels: »Neue

Untersuchungen über die Entstehung der Buchstabenschrift und der Person des Erfinders« (das soll Moses sein), welche als Vorarbeit bezeichnet wird zu einem umfassenderen späteren Werke, worin, als von ihm gewonnen, die Ueberzeugung nachgewiesen werden soll, »daß alle Schriften des Alterthums [alle? ein kühnes Unterfangen!] in innigem genetischen Zusammenhange unter sich und mit den Sprachen waren, und daß die Grundbedeutung der ägyptischen Hieroglyphen nur durch die Vergleichung mit andern Schriften und Sprachen erkannt werden kann«. Da wird nun S. 6 in Abrede gestellt, daß die ältesten uns bekannten Semitischen Schriftzeichen, wie für gewöhnlich angenommen wird, von Abbildungen derjenigen Gegenstände (Rind, Haus, Kameel) u. s. f. herrührten, auf welche die akrophenen Benennungen der Buchstaben hinzuweisen schienen. Ob freilich Faulmann's eigne Vergleiche von semitischen Buchstaben mit hieratischen Schriftzeichen Anspruch auf Aehnlichkeit zu erheben angethan sind, auch nur in der Mehrzahl groß genug, um seine neue Theorie zu rechtfertigen: mögen billiger Weise die Aegyptologen ausmachen. Was mich betrifft, da bin ich gezwungen zu versichern: die dran gegebene etymologisch gewürzte Brühe aus Sprachen, wie z. B. die Arischen, die, trotz Reinisch, mit der ägyptischen wenig oder nichts zu thun haben, erweist sich meistens als völlig den Geschmack verderbend und werthlos. Wie z. B. das Lat. *porta*, mag es nun, als Durchganges, mit *πόρος* gleichstämmig sein oder nicht, S. 27 wundersamer Weise zu einem Aeg. *arti* mit dem (man höre!) männlichen Artikel p gemacht wird; und Hebr. *deleth* mit dem weiblichen Art. t verwachsen sein soll. Ex ungue — leonem? —

(Schluß folgt.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück 12.

21. März 1877.

Introduction to the Study of the Chinese Characters. By J. Edkins. (Schluß).

Das zweite Capitel bei Edkins, welches nun von der Chinesischen Bilderschrift handelt, beginnt damit, die Zahl der Classenhäupter nach ihren verschiedenen Kategorien anzugeben. Unter der Gesamtsumme von 214 befänden sich 28 Linien, Figuren oder Bedachungen (coverings). Dann 23 unbelebte Naturgegenstände. Der Mensch und seine Verwandtschaften nehmen den Platz von 23 ein, und die Theile des Körpers noch von 33 mehr. Weiter kommen vor 15 Namen von Thieren, und an Benennungen für Pflanzen 13, 25 für Geräte, Kleidung dgl., 6 für Maaße, 17 von Farben und andern Eigenschaften; endlich 29 Namen von Verben. Der Gebrauch von einfachen natürlichen Formen, als: Mund, Nase, Auge, Ohr, Hand, Fuß, sowie von Zweigen, Bäumen, Gras, Höhlen und Löchern, Flüssen, von Bogen, Speer, Messer, Tafel, Blatt, diese, zusammt den Abbildungen von Thieren, bilden den Hauptbestand von Chinesischen Ideographen. Es verdient aber

Beachtung die Thatsache, daß Hand und Mund eine ausnahmsweise wichtige Rolle spielen in Bildung der Symbole. Der frühere Mensch war mehr als jetzt gewöhnt an den Gebrauch von Zeichen mittelst dieser Organe, so erklärt Edkins die Sache. Vielleicht $\frac{3}{20}$ der vorhandenen Charaktere seien mit ihrer Hülfe als eines der Elemente gebildet. Diese reichliche Verwendung beider möge aber, nicht grundlos, einfach als Wiederholung dessen gelten, was Platz griff bei Entstehen der Wörter selbst. So bestehe leicht Urverwandtschaft zwischen den Demonstrativen, und, des Zeigens wegen, mit den Namen der Hand. Und Worte, welche Begriffe bezeichnen, die gar leicht ihren Ausdruck durch den Mund erhielten, wie etwa Grube, Hineinfallen in eine solche, Totalität, Zusammendrücken, Verschwinden, Rundung (p. 11) fände man als mit m oder p endend, weil diese Laute würden mittelst der Lippen hervorgebracht, was auch in der ursprünglichen Geberdensprache werde der Fall gewesen sein. Der Aegypter machte drei gekräuselte Querlinien, erklärlich genug, zum Sinnbilde des Wassers. Nicht minder versehen dem Chinesen drei herabgehende, in der Mitte gebrochene Linien Nr. 47 den Dienst, fließendes Wasser, zu bezeichnen. »Insel« wird daraus, wenn dazu je 1 Punct rechts von den Linien kommt, und, wenn *tsai* geschrieben, eine »Calamität«. Unberechenbares Unglück wird als von oben geschickt betrachtet, und demgemäß mit jenem Wasserzeichen und *c'hwon* »descending calamities« und Feuer darunter bezeichnet. p. 156. Unterweisen, *hiun*, erhält auch nicht schlecht seinen Ausdruck durch *yen*, Worte, zur Linken, und *c'hwon*, Stromes Fließen, zur Rechten; — die geistbefruchtenden Worte

strömen gleichsam auf den Lernenden herab, wenn auch vielleicht nicht immer in ihn — hinein. p. 158. Mit ähnlichem Bilde spricht ja auch der Römer von *profluens eloquentia*, Redefluß. — Ein Berg dagegen Nr. 46 findet sein natürliches Abbild in drei von einer Querlinie ausgehenden und emporgerichteten Spitzen. Und Feuer wird mit ein paar Strichen gezeichnet, welche die aufsteigende Flamme sammt Funken vorstellen. — Ein aufrechter Stamm und zwei Querstriche, oder mit einem Querstriche und zwei angelehnten Strichen, Zweige anzuzeigen, bilden das Symbol eines Baumes, des Holzes, *mu*, *mok* Nr. 75, welchem Classenhaupt alle Baumarten untergeordnet werden, mit Ausnahme des Bambus (p. 46). Wird diesem Charakter ein durch Mittellinie verbundenes Doppelviereck, ursprünglich Kreis mit Strich in der Mitte für Sonne, einverleibt, dann bezeichnet es den Osten (*tung*), wobei für den anbrechenden Tag die noch hinter den Bäumen (d. h. dem Walde) verborgene Sonne als Grundvorstellung waltet. Hingegen *kào* (die Sonne über Baum) ist Bezeichnung der vollen Tageshelle. Aber Sonne unter Baum (*jao*) giebt das Symbol ab für das Dunkel nach Sonnenuntergang, doch nicht zugleich auch für die Abendgend. Für diese hat man *si* (unter 146), ursprünglich Bild eines auf seinem Neste sitzenden Vogels, als Anspielung auf die Ruhe der Natur, obschon es längst nicht mehr den Abend als Zeit darstellt. So werden wir durch Schott, Gramm. S. 43 belehrt. Sind das nicht hübsche und sinnige Bezeichnungsweisen? Die Abendzeit aber wird symbolisirt durch eine geringe Umänderung (Nr. 36) des Charakters für den zunehmenden

Mond (Nr. 72). Bei Edkins bekommt der Charakter für *si* die Deutung, als sei es Bild von Vögeln, welche bei Sonnenuntergang ihre Nester aufsuchen. (Das müßte doch wohl überhaupt sein: ihre Schlupfwinkel, weil die wirklichen Nester, wenigstens während der Brütezeit, auch über Tag nicht lange dürfen verlassen werden). Wie dem sei: *βουλυτός*, das Abspannen der Ochsen, gäbe als ein, freilich schon der Lautsprache angehörendes Wort ein nicht unpassendes Gegenstück zu dem Bilde für die gleiche Tageszeit, welches dem Chinesen durch den Sinn schoß. Der Charakter für Nacht, *jè*, setzt sich zufolge Schott S. 21 aus Dach, Mensch und Dunkel zusammen, so daß es die Zeit anzeigt, wann der Mensch unter seinem Dache zu weilen pflegt. Ein wagerechter, den Horizont andeutender Strich unter Sonne gab *tán*, frühmorgen, ebenda S. 19. *Kia* heißt Familie, und in so fern Haus. Komme noch, bemerkt Schott S. 22, das Zeichen für Weib hinzu, so spreche man *kiá*, und das neue Zeichen bedeute nun heirathen, vom Weibe gesagt, gls. sich einhausen. Man sieht: derselbe, nur auch in der Schrift durchgeführte Gedanke, wie im Ital. activ *casár una figliuola*. Vgl. auch Böhlingk, Jakutisches WB. S. 124. Begreiflich.

Weiter. Der Mensch, in 9. 10 (anscheinend durch die Gabelung zweier schreitender Füße, mithin als Zweifüßler) dargestellt, wird als seine Muskelkraft bei Feldarbeit anstrengend gebraucht in 19, *lik*, Kraft. In alter Gestalt gleicht das Zeichen dafür einer nach dem Boden gesenkten Hand, wo nicht einem Werkzeug zum Graben. Nach Athem schnappt der Mensch, wenn ermüdet, und lehnt sich an einen Stuhl. Deshalb wird durch eine aus der Vereinigung

von Athem und Stuhl zusammengekommenes Bild in 76. *kim* symbolisch »schwach oder ermüdet sein« angezeigt. Und 104. der Charakter für »Krankheit«, welcher, wie man erklärt, einen Mann vorstellt, der an einen Pfosten gelehnt ist (mithin einer hülfreichen Unterstützung bedarf), mußte, einmal hierfür als Symbol erfunden, alle auf Siechthum bezügliche Wörter unter sich begreifen.

Gliedmaßen werden abgebildet, nicht bloß um sich selbst zu bezeichnen, sondern auch um mancherlei andere Nebenbegriffe daran zu knüpfen. Freunde schütteln einander grüßend die Hände, oder reichen einander hülfreich die Hand. Daher als sinnreiches Zeichen für Freund p. 10: eine Hand über der anderen. Eines Menschen zwei Hände vereint Nr. 55. Schott S. 21 sollen Ehrbezeugung anzeigen mittelst Verbeugen. — Die Zeichen für Mund haben z. B. mit dem für Sonne die Aufgabe, Umwallungen rund um Häuser oder Städte anzuzeigen. Andere bezeichnen natürliche Löcher oder Oeffnungen; oder sind behülflich, manche viereckige, kreisförmige und andere unter den Ideographen befindliche Figuren hervorzubringen. Ein geringer Zusatz zu dem Bilde für Mund zeigt Süßigkeit (sweetness), *kam*, an. Sprache aber — und damit wollen wir schließen — empfängt ihr Symbol von dem Athem in dem Augenblick seines Hervorgehens aus dem Munde, und wird ausgedrückt mittelst eines Striches quer durch den Kreis Nr. 73, *yue, yet*, sagen, und mittelst vier Striche über dem Kreise Nr. 49, *yen*, Worte. Letzteres verschaffte denn auch dem Begriffe: Laut, *yin, tim* Nr. 180 sein Symbol, indem um der Unterscheidung willen ein Strich mehr hinzukam. — Der Athem wird

veranschaulicht durch wagrechte Linien, ein, drei oder vier an der Zahl, welche von der Linken nach der Rechten gezogen sind, gerade oder wellenförmig. Beides, gerade und krumme Linien, sollen in *yün*, Wolken, gebraucht sein.

Hievon ist nun allerdings Manches schon anderweitig bekannt. Das nicht genug zu lobende und anerkennenswerthe Sonder-Verdienst unsers Verf.s aber besteht nicht allein, jedoch ganz vorzüglich darin, einmal daß wir über eine Unzahl von Charakteren die belehrendsten und interessantesten Aufschlüsse erhalten, und sodann — in seinem schätzenswerthen und vielfach erfolgreichen Bemühen, den Chinesischen Wörtern jedesmal ihren möglichst erreichbaren Urlaut wiederzugeben, was begreiflicher Weise etymologisch von äußerster Wichtigkeit ist. Also müssen zu dem Ende sorgfältig geprüft werden die Verluste, welche die Sprache erlitten hat durch Buchstaben-Veränderung und durch Abnutzung, und all die Zusätze, welche die Erlangung neuer Elemente hindurch gemacht werden. Allerdings wird man wohl im Allgemeinen, ohne zu irren, dem Grundsätze huldigen dürfen, es sei der Laut des phonetischen Theiles in einem Charakter Anzeiger gewesen von dessen Aussprache zur Zeit der Festsetzung von den Charakteren. Allein, auf welchem Wege gelangt man zu dieser Kenntniß?

Zuvörderst werden wir gut thun, uns mit Inhalt des V. Cap., überschrieben: *The Six Principles in the Formation of Characters* in etwas bekannt zu machen. In dem Wörterbuche *Shwo wen*, 200 nach Chr. G., wurde, berichtet es, der erste ausgearbeitete Versuch gemacht, die Bildung der Chinesischen Charaktere

zu erklären. *Hü shu chung*, Verf. dieses Werkes, beschrieb ungefähr 10,000 Charaktere in Gemäßheit zu der Natur ihrer Symbolisirung als Begriffs- oder Lautzeichen. Jedoch beschäftigte er sich allein mit Beleuchtung der geschriebenen Symbole. Die Etymologie und den Ursprung der Worte anlangend versuchte er nichts. Allein das Buch war ein großer Gewinn, und sind seine Erklärungen der Bildung der Worte [soll wohl nur heißen: der geschriebenen] und ihrer Bedeutungen in großer Ausdehnung eingeführt in die Erzeugnisse aller nachfolgenden Lexikographen. Dies Buch aber ward geschrieben, bevor Hindu-Buddhisten den Chinesen das Buchstabiren (to spell — ein Ausdruck, der sich für das Chinesische etwas anders ausnehmen würde, als wir es verstehen!) beibrachten, sodaß der Verf. keine Methode besaß, um die Laute der Wörter so zu bewahren, wie sie in seiner eignen Zeit ausgesprochen wurden.

Laute aufzulösen und Vokale von den Consonanten zu trennen, ist immer ein Problem geblieben, welches zu begreifen — wie leicht und selbstverständlich es, mit Unrecht, uns vorkomme, — den Chinesen fehlschlug. Herab bis zum gegenwärtigen Jahrhundert haben ihre besten Schriftsteller über den Wechsel der Laute nie Gebrauch gemacht von dem Alphabet, oder Worte geschieden in Vokale und Consonanten. Ein großer Vortheil des Shwen ist, daß es die besteingerichteten Formen der Charaktere auswählte, eine Erklärung von ihnen lieferte und sie einem Systeme entsprechend feststellte. In den Formen der Charaktere, wie sie erhalten sind auf alten Glocken, Vasen, Trinkgefäßen und Tafeln, zeigt sich eine

höchst bemerkenswerthe Verschiedenheit. Diese Verschiedenheit brachte der Verf. zu einer gewissen Einheit. Er lebte am Schluß einer ausgezeichnet kritischen und gelehrten Zeit, während welcher die alten Texte mit Commentaren veröffentlicht wurden, und die Grundlage machten von dem Regierungssysteme der Prüfungen. Obgleich wir deshalb eine beträchtliche Verschiedenheit in den Gestaltungen der Schriftzeichen antreffen, mögen wir doch auf die im Shwo wen gegebenen blicken, als das Gesammtergebniß der Gelehrsamkeit der Han-Dynastie in diesem Gebiete. Die Gelehrten ebengenannter Dynastie setzen, indem sie über die classische Phrase *lu shu* »sechs Principien des Schreibens« nachdachten, und über die verschiedenen Arten der in den Charakteren entdeckbaren Bildung, 1. Abbildungen von Begriffen und Gegenständen zuerst. Dann kam ein Mangel. Abbildungen ließen sich nicht ins Unendliche vermehren. Sie mochten 2. herumgedreht werden. 3. Zwei vereint gaben ein drittes. Daher kam 4. ein großer Zuwachs von neuen Zeichen. Nachmals wurde 5. das phonetische Princip und 6. das des Abborgens eingeführt, und diese waren die fruchtbarsten aller Principe in Bildung neuer Charaktere. Die Philologie der Han-Periode konnte zu nichts weiter darüber hinaus gelangen. Erste Erwähnung des *lu shu*, »sechs Arten des Schreibens« geschieht in dem classischen Werke *Cheu li*, welches man dem *Cheu kung*, 1100 vor Chr., zuschreibt. Unter den 6 Lehrgegenständen, welche die Prinzen sich zu ihrer Ausbildung anzueignen haben, wird *lu shu* als fünfter aufgeführt.

Tai tung, Verf. des *Lu shu ku*, theilt die Charaktere in 479 Classen. Unter diese vertheilt

er sie wiederum in Gemäßheit mit den 6 Bildungs-Principien. Seine Anordnung ist die folgende:

1. Zuerst kommen *Chī shī*, (d. h. hinzeigend auf einen Gegenstand) Symbole von Begriffen, Handlungen, Zahlen und Lagen im Raum, wie z. B. Ein Strich für 1, deren zwei für 2, eine auf einer wagrechten Linie stehende steilrechte = oben, und, wenn letztere von ersterer herabgeht = unten.

2. *Siang hin* (d. i. ähnliche Gestalten), Abbildungen von Gegenständen: Sonne, Mond, Dampf, Berge, Feuer, Wasser, ein Schaf, — dargestellt im Umriss.

3. *Hwei yi*. Suggestion. Erklärt: Verstehen den Sinn (understand the meaning), indem ein, zwei oder mehr Gegenstände, in einem Bilde einander ergänzend, das beabsichtigte Wort an die Hand geben (suggest). So, mit einer Art symbolischer Doppelung, bezeichnet Mensch hinter Mensch das Verbum: folgen, gesprochen *tsung*. Dahingegen wird p. 158 *sien*, vor, ausgedrückt durch *chī*, gehen, und ein Mensch drunter. Dies örtliche Verhalten aber erhält eine weitere Unterstützung, wie ich glauben möchte, durch die von dem Chinesen beobachtete Folge der Charaktere selbst. Bei seiner säulenartig (*κιοιδόν*) von oben herab laufenden Schreibweise, war das Gehen, als oben stehend, insofern auch das Voraus vor irgendwem, weil das Zeichen für Mensch erst drunter, d. h. später, zu stehen kam. In den Consonanten-Verschlingungen des Indischen Devanagari wird ja auch eine solche Folge beobachtet, daß jeder weiter nach links (man schreibt hier nämlich auch, wie bei uns, von der linken Hand zur Rechten) oder der über den anderen Conso-

nanten stehende als der frühere in der Reihe gilt. *Sien*, vor, verdoppelt bedeutet *tsim*, rasch, weil ein Rascher leicht allen anderen vorkommt. Also die Doppelung als graphische Verstärkung des Begriffes zu erklären. — Drei Menschen zusammengestellt in dem unteren Theile eines besonderen Charakters, bezeichnen »mehrere«, wie zwei Bäume nebeneinander einen Hain vorstellen. Da haben wir Wiederholung von Zeichen als Symbol der Mehrheit. Begreiflich von demselben Instincte ausgehend, wie bei Coss., seqq. u. dgl. m. Oder, nur schon in der gesprochenen Rede, z. B. Malayisch *orang orang* = Menschen. S. mein Buch über Doppelung. — Etwas anders zu verstehen dagegen sind zwei Feuer, eins über dem andern. Sie bilden den Ausdruck für *yen*, Brennen, Glanz. — *King*, Beglückwünschung, besteht aus dem Radical: Herz, und *luk*, Wildpret. Der Anschein des Barocken in einer solchen Zusammenstellung entschwindet sofort, wenn man erfährt, es sei bei Beglückwünschungs-Besuchen die Haut eines Wildes darzubringen ehemals Sitte in China gewesen. — *K'e*, fähig, überwinden, können, hat zum Zeichen: »Schulter, *kien*« in Verkürzung, und »ein Mensch« darunter. Zur Anzeige dessen, quid humeri valeant. Vgl. auch den Sklaven-Namen *Διούλας* Arist. Ran. 608., der mit ein paar zum Aufbuckeln tüchtigen Schultern (*τῦλαι*). — Wenn die drei Maaße: Zoll, Fuß, zehnfüßiger Stab in Chin. Ausdrücken für »messen und denken« vorkommen p. 162: da findet man z. B. in unserem ermessen und erwägen, wie Frz. *penser*, entsprechende Gegenbilder. — Als aber zusammengesetzte Charaktere schon in beträchtlicher Anzahl gemacht waren, verwendete man deren, durch Verkoppelung

neue zu bilden. Die Sprache besaß die Wörter *kok*, *kot*; *som* und *lom*, die letzten beiden angeblich hergekommen von *dom*, alle mit dem Sinne »hoch«. Die ersten zwei hatten Charaktere. Man bedurfte neuer für die anderen zwei. *Kok* mit *shan*, Berg, darüber wurde erfunden für *som*, welches inzwischen im Laute *sung* geworden. Als Aequivalent dafür kam aber auch das gleichlautende *sung*, die Fichte, mit »Berg« darüber (wohl, um die Vorstellung eines Berges mit Fichten darauf fern zu halten) in Aufnahme. Solcherweise entstanden denn oftmals Varianten für dasselbe Ding, mit derselben oder mit verschiedener Aussprache.

4. *Chwen chu*, (Ortswechsel). Die Charaktere werden zuweilen theilweise oder gänzlich umgedreht (*chwen*, turn), einen neuen Laut und Sinnesabänderung anzuzeigen (*chu*, indicate). So ist das Zeichen für Hügel aus dem dreizackigen für *shan*, Berg (vgl. p. 44) entstanden durch Wendung nach aufwärts an seinem Ende. Demnach kommt hier Verkleinerung des Begriffs in ähnlicher Weise zu graphischer Bezeichnung, wie H , als umgekehrtes F im Latein *filia*, die Geschlechts-Wandlung von F, d. h. verkürztes *filius*, vollzog.

5. *Hiai sheng* von *hie*, übereinstimmen, und *sheng*, Laut. Phonetische Nachahmung. Charaktere werden als Laute verwendet, indem der ihnen als Abbild ursprünglich innewohnende Sinn derzeit außer Acht bleibt. Z. B. »einhundert«, *pe*, *pak*, wird gebildet aus dem Striche für Eins und dem Charakter, welcher die Bedeutung »weiß« hat, aber, als Laut *pe*, *bak*, dem Worte *pe*, *pak* sich nähert. Mithin soll dies Lautzeichen mit der Ziffer 1 an die lautlich anklingende höhere Stufenzahl erinnern,

Anders in dem, unter die Abbildung von Objecten Cl. 2 fallenden *pe*, Norden, Rücken, dargestellt durch zwei Menschen mit Rücken an Rücken p. 156. Das findet seine Erklärung zufolge Schott, Gramm. S. 23 in der Gewohnheit des Chinesen, die Himmelsgegenden danach zu bestimmen, daß er sein Gesicht gen Süden kehrt. Dem Inder hingegen ist zu *prāñch* (nach vorn gelegen: Osten; daher *Prasiü*) die Rückseite natürlich *apāñch*, der Westen. *Si, sik* Edkins Nr. 247. Westen, könnte recht wohl mit »lok Fall« im Sinne übereinkommen. Daß aber auch, mit Eintausch von s für l, etymologisch: das will mir nicht ein. — In alter Zeit standen 3 kleine Kreise für »Sterne« p. 44. Im Li shu setzte sich der Charakter für *sing*, Stern, zusammen aus eben erwähntem Ideograph und dem Lautzeichen *sheng*.

Endlich 6. Abborgung, *Kia tsie*. Die Familiennamen *Lo* und *Li* werden durch gleichlautende Wörter, *lo*, Netz, und *li*, Pflaume, wiedergegeben. — *Sok*, Strick, gebildet aus dem Radical »Seide« unten, und *shok*, binden, oben, wird im Sinne von »suchen« ‚to seek‘ gebraucht, lediglich wegen [zufälliger Weise auch mit dem Deutschen!] Uebereinstimmung im Laute. — Oder *nü*, Weib, gebraucht für Du, weil man für Beides *nu* oder *nok* sagt. Ich weiß nicht, ob auch mit dem Hintergedanken, als stelle man sich das Weib vor als anderes Ich vom Manne. Allein von *nü*, Weib, unterscheidet sich p. 155 das Zeichen für *mu*, Mutter — bedeutsam genug — durch Hinzufügen der Brüste. Dies letztere ließe sich indeß auch anders als unter 2., nämlich unter 3, einordnen. Ueberhaupt verlaufen die Grenzen der Classen zum Oeftern in einander.

Man wird einräumen müssen: nicht wenige solcher Charaktere, aus ihrer jetzigen Abgestorbenheit wieder verlebendigt, können recht wohl das Verdienst einer regen Phantasie und zum Oeftern dichterisch wohlgelungener Schöpfungen für sich in Anspruch nehmen. Es sind dann keine todtenstarre, alles tieferen Sinnes baare und von reiner Willkühr eingegebene »Zeichen« mehr; noch auch immer rein verstandesmäßig nüchtern und kahl.

Wir rücken dem Hauptziele unseres Buches einen Schritt näher. Das VI. Cap. nämlich behandelt die Geschichte der Laute. Quellen dafür seien, wenn man die Beihülfe von Sprachen, wie Mongolisch und Japanisch, nicht mitrechne:

1. Die phonetischen Charaktere. Daß diese zur Zeit ihrer Einführung nach Möglichkeit (ob aber immer streng ausführbar, daß nicht je zuweilen ein bloß angenäherter Anklang genügen mußte?) dem Laute angepaßt waren (wie mit Grund Lepsius in seiner ersten paläographischen Schrift vom Devanagari Aehnliches darlegte), wird allerdings anzunehmen sein (p. 168).

2. Die Reime der alten Poesie. Mit gleichem Fug und Recht, wie ja auch z. B. im Mittelhochdeutsch Zuratheziehen des Reimes von ähnlicher grammatischer Wichtigkeit ist, als im Griechischen und Latein der Vers uns pflegt über die Quantität, wenigstens in positionsfreien Sylben, Aufschluß zu geben, deren Kenntniß man auch etymologischer Seits nur ungern entbehrte.

Als 3. ist der Gebrauch gewisser Charaktere anzusehen in den Classikern oder sonst in Sinnesweisen, verschieden von derjenigen, welche

durch die Erfinder der Charaktere beabsichtigt wurde, und die jetzt, in Folge Lautwandels, in manchen Fällen ihnen nicht gemäß sind.

Dann 4. sind die Buddhistischen Umschreibungen (Transcr.) von Sanskrit-Wörtern zu nennen.

5. Die, vergleichsweise erst später, von A. D. 350 an, entstandenen *Tonic Dictionaries*, d. h. mit Anordnung aller Schriftzeichen nach Classen, in welche sie gebracht werden gemäß den Auslauten der entsprechenden Wörter, und zwar so, daß die auf einander reimenden Auslaute jeder Classe nach der angenommenen Ordnung der Anlaute auf einander folgen. Schott S. 49. Das hat fast den Anschein, als wäre dies Verfahren den Indern abgelernt. Es sieht gar ähnlich den Wurzelverzeichnissen (dhâtukoça) bei diesen. Wenigstens ist die Wurzelfolge zunächst hinten nach den Schlußbuchstaben (â, i, u; k, kh u. s. w.) entsprechend der Indischen, auf physiologischer Verwandtschaft der Laute beruhenden Buchstabenordnung gebildet; und dann erst gelangt innerhalb der, durch die Wurzelgänge gebildeten Classen vorn das übliche Alphabet zu seinem weiteren Recht. — Da aber Laut- und Schriftsprache im Chinesischen vielfach jede ihre besondern Wege einschlugen, nicht, wie bei uns, zusammenfallen: bedarf es doch zweierlei Arten von Wörterbuch. Gleichsam als bedürfte man das eine zur Uebersetzung des anderen, wie etwa Lateinisch-Deutsch und umgekehrt. Auch ließe sich in gewissem Betracht Walker's Pronouncing dictionary in Erinnerung bringen. Für die Englische Sprache nämlich wird ein solches Hilfsmittel viel mehr als anderwärts zum dringenden Bedürfniß. Aus Anlaß des unge-

heuren Zwiespaltes in Aussprache und Schrift, welcher, zum Theil herbeigeführt durch den nothwendigen Ausgleich zweier einander ursprünglich feindlicher Elemente (Germanisch und Romanisch), zu einem nicht geringen Theile auch in Verstummen von Buchstaben besteht, welche als eine, dem Etymologen willkommene Erinnerung auf dem Papier festgehalten werden an ein, dem nunmehrigen Lebensverkehr aus dem Gedächtniß entschwundenes Einst.

6. Japanische, Coreasche, Mongolische und Cochinchinesische Umschreibungen.

Endlich 7. Die Mundarten des neueren China.

Ergebniß dieser Art Untersuchung sei zu zeigen, daß es keine zusammengesetzte Elemente in der Chinesischen Sprache gebe. Keine plötzliche Einführung einer fremden Sprache in das Land, durch welche hätten mögen materiell die Ueberlieferungen oder die Sprache des Volkes afficirt sein, kann Platz gegriffen haben zu irgendwelcher Zeit seit Erfindung der Charaktere. Der gesetzmäßige Zustand eines Chinesischen Wortes besteht darin, An- und Auslaut, und einen sie verbindenden Vokal zu haben. Zu Wurzeln von zwei oder gar noch mehr Sylben ist keinerlei Anschein. Alle Chinesischen Wörter waren voralters, wie heute, einsylbig. Wie verschieden die Gesetze des Lautwechsels seien, keines steht mit jener Grund-Wesenheit in Widerspruch.

Zuerst wird die Sache durch phonetische Charaktere erläutert. Diese, der Zahl nach über 1000, hülfen uns zu entdecken, welche Endbuchstaben verloren sind oder vertauscht

mit anderen. »So hat *tui*, ein gewöhnliches Lautzeichen S. 79. Nr. 358, End-t eingebüßt. Wiederherstellbar aber sei dies aus Worten, welche mit diesem Lautzeichen geschrieben würden, z. B. im Verein mit Radical *shwot*, sagen, und mit Rad. Herz, *yuet*, sich freuen. Nicht allein wird so der Auslaut wieder in sein Recht eingesetzt, sondern kann auch der Anlaut zu seiner ältesten Form zurückgeführt werden durch sorgfältige Vergleichung von Thatsachen und Wörtern. T steht an der Spitze wie am Ende in allen diesen drei Worten. Sh und y kommen beide von t«. Das sind Worte von Hrn. Edkins. Ich schweige jetzt davon, daß mit Annahme der angedeuteten und ähnlicher Lautwechsel, welche trotz Rechtfertigung im nächsten Cap. doch physiologisch nicht immer allzuleicht sich begreifen, vielleicht mitunter etwas freigebig umgegangen wird. Nur hätte ich, ohne in seine Angaben über Wegfall von Endlauten im Allgemeinen ein Mißtrauen zu setzen, eine kleine Aufklärung von ihm gewünscht darüber, ermöglichen die einheimischen Lexikographen oder Untersucher der Lautgeschichte, das bestimmtere Abhandenkommen z. B. von einstigen Schluß-k, t und p, sowie Umwandlung von m in n, die zufolge Edkins p. 169 in den letzten 12 Jahrhunderten vor sich gingen, ohne Einzelbuchstaben, wie die unsrigen, wenigstens an einzelnen Musterbeispielen ihren Lesern begreiflich zu machen? Ich weiß wohl z. B. aus Schott S. 34, wie man die Aussprache eines Chinesischen Wortes durch seine Zerlegung zu bestimmen vermag, d. h. für den, welcher, wie zwei zu Hülfe genommene Charaktere lauten, bereits inne hat. Also bestimmt man z. B. die Aussprache des Zeichens für Hand

(*s'èu*) dadurch, daß von einem Worte der An-, vom andern der Auslaut genommen wird. Man schreibt also in 6 Charakteren: *s'ì kièn ç'iě* (theile sie) *ping in* (Gesammlaut) *s'èu*. Aber, was hilft's, wenn die Mandarinensprache nun bereits so lange Zeit hindurch der in Frage kommenden Wortausgänge in der gesprochenen Rede entbehrt? Griff man dann etwa zu dem Mittel, daß z. B. gesagt wurde, der Anlaut in einem bestimmten, mit *k* beginnenden Worte, das man nennt, macht den Schluß aus in den und den Wörtern? Oder, nahm man technische Benennungen von Einzellauten zum Beistand, wie zufolge Schott S. 49 bei den Chinesen anlautende *k*, *k'* als Backenzahnlaut, *t*, *t'*, *n* als Zungenspitzlaut u. s. f. bezeichnet werden? Vgl. Edkins Anhang C. p. 21 — und p. 31, wo mich die Notiz, daß in Betreff der Endlautre *k*, *t*, *p* von den einheimischen Wörterbüchern nicht immer befriedigende Sorgfalt beobachtet sei, einigermaßen beunruhigt. — Ein eingeborner Schriftsteller sagt, es seien 2425 Charaktere durch die 5 nicht-phonetischen Weisen gebildet, während er die auf dem Lautsystem ruhenden zu 21,810 berechnet. Letztere sind nothwendig jünger gegen die Abbildungen von Gegenständen, welche naturgemäß vorangingen. Das besondere Interesse und die philologische Wichtigkeit der ursprünglichen phonetischen Charaktere bestehe aber darin: sie bieten einen Leitfaden dar, zu den Lauten zu gelangen, die sich an die Charaktere knüpfen zur Zeit, als man sie machte. So habe das Zeichen *cham* oder *tam*, wo immer gebraucht, End-m oder End-p. Die alten Dialekte von Canton, Fukien und Kiang si stimmen in diesem Punkt überein mit dem Gebrauch der mittelalterlichen

tonischen Wörterbücher und mit den Reimen aller alten Dichtung. Finden wir nun dies Lautzeichen mit 4 Puncten in *tiem*, ein Punct, Comma, verwendet, oder in *tiem* mit R. Dach, *yen*, Wirthshaus, in *djam* mit R. stehen, oder in *tiep*, Zettel, und in einigen anderen Beispielen: dann ist der Endlaut m oder p. Es gebe davon keine Ausnahmen. Hiedurch erhalten wir, nach Versicherung unseres Vfs., einen festen Boden zur Prüfung der alten Sprache. Im Wortbeginn stand t oder d; der Auslaut war m oder p. Dieser Grundsatz erstreckt sich auf alle, mit jenem Lautzeichen geschriebenen Wörter, wie groß ihre Sinnesverschiedenheit sei.

Folgt der Reim, wie z. B. in dem Shiking, oder Buche der Oden, welcher uns mannichfachen Aufschluß giebt über die zu ihrer Zeit gäng und gebe Aussprache, und über die Ausdehnung etwa weggefallener oder umgeänderter Endconsonanten. Diese schönen Ueberreste des literarischen Genius der alten Chinesen wurden gedichtet zur Zeit, wo die Hebräische Poesie in ihrer vollsten Blüthe stand. Das Princip der Entgegensetzung, den Parallelismus, haben beide gemein. Der Reim jedoch (also umgekehrt ein Mittel der Zusammenbindung und harmonischer Vereinigung, welches so tief der menschlichen Natur eingepflanzt ist, daß es in den entlegensten Weltgegenden, wir sahen oben auch in Peru, und zwar vielmals frei aus sich heraus, aufsproßte, ohne Anstoß von anderwärts), dieser war Besonderheit des Chinesischen. Das Wesen der Hebräischen Grammatik und der Hebräische Wortbau, meint unser Autor, hinderte die Reimkunst daran, eine bewunderte Eigenschaft der Dichtung zu werden. Andererseits: in der Poesie des Chinesen machte die

natürliche Anordnung der Wörter und die monosyllabe Einfachheit der Wurzeln Reim von Anfang her zu einem erfreuenden und zweckmäßigen Elemente dichterischer Geisteserzeugnisse. Daß aber im Griechischen, Latein und Sanskrit (gelegentliche Alliterationen kommen auch in ihnen vor) der Endreim fehle, davon wird App. p. 32 die Schuld ihren Suffixen zugeschrieben, die allerdings ja nicht grammatisch, allein stofflich von untergeordnetem Gedanken-Werthe sind. Eine, dem Hebräischen gleiche Ausbreitung der Antithese als poetischer Schmuck hat in späteren Zeiten Platz gegriffen im Chinesischen Schriftthum; als durch Beispiele belegbar in den *tui lien*, oder gepaarten Sprüchen, so gewöhnlich in Ahnensälen, Tempeln und Privathäusern. Die alten classischen Gedichte bestehen aus bis zu 300 Volksliedern, von mehreren Verfassern, die verschiedene der Königreiche bewohnten, in welche damals China zerfiel. Sie weichen in einer wichtigen Rücksicht ab von neuerer Dichtung des Mittelreichs; sie waren nicht geschrieben, um sich eines dem Meistergesange entliehenen Ausdruckes zu bedienen, nach der Tabulatur (by rule), sondern, indem man den Eingebungen der Natur folgte. Der Poet von heute nimmt zur Hand ein Reimlexikon, worin die Anordnung in Einverständniß mit einer veralteten Aussprache getroffen worden. Er schreibt nicht frei, nicht mit ungekünstelter Lebensfrische. Worte, die im neueren Chinesisch reimen, thun es oft nicht, gemäß den anerkannten Mustern. Das alte Gedicht hat keine Steifheit, ist nicht ersonnen für das Auge des literarischen Feinschmeckers, sondern entquillt in Wahrheit dem Volksgeiste. Zwei Gedichte, eins aus den Oden, und ein anderes von einem

Schreiber der Tang-Dynastie finden sich im Appendix D, mit der alten und neuen Aussprache der Charaktere. Daraus ersieht man, wie die alte Dichtkunst durch ihre Reime genügende Aufklärung gewährt, über die Endbuchstaben, Selbst- wie Mitlauter. Wenn nun z. B. das jetzt *feng* lautende Wort mit anderen reimt, von denen wir wissen, sie endeten einst auf m: da gilt die gleiche Annahme von ihm.

Ein neuerer Schriftsteller, *Twan yü t'sai*, hat die alte Aussprache zum Gegenstande besonderer Untersuchungen gemacht. Er ist einer von den zahlreichen kritischen Autoren, welche der gegenwärtigen Dynastie Ehre gemacht haben, und von dem manche Werke gefunden werden in der glänzenden Sammlung *Hwang t'sing king kiai* »Erklärungen der Classiker der kais. Tsing-Dynastie«. Die Bücher, woraus *Twan yü t'sai* reimende Wörter geschöpft hat, sind zuerst, und vornehmlich, die Oden, von 1300 bis 800 (man denke!) vor Chr. Geb. Das nächste an Wichtigkeit ist das *Yi* »King-Buch der Veränderungen (changes)«, meistentheils gereimt, von 1100 bis 500 vor Chr. Geb. U. s. w.

Die Ergebnisse von dieses Mannes Arbeiten sieht man in der Entdeckung neuer Classen-Laute für manche Wörter. So wird *kiai*, *chie*, Verbot, in Kh. als *kit* in den Oden verzeichnet. Tyt. zeigt, daß es *kak* war. Seine Arbeiten sind gar wichtig für die Geschichte des Lautwechsels von End-m in ng. Er zeigt, daß nicht wenige Wörter, die jetzt in ng ausgehen, zur Zeit der Oden mit m gesprochen wurden. Also ähnlich, möchte ich meinerseits beifügen, wie im Franz. jetzt *nom* (Ital. *nóme*) und *non* in der Aussprache zusammenfallen, einstiger Grundverschiedenheit zum Trotz. Er hat es klar ge-

macht, wie damals auch der zweite Ton, *shang sheng*, nicht existirte, sobald der Endlaut einer der Nasale ng, n oder m war. Diese 2. Tonclassen (s. über die Zeichen der verschiedenen Accente vorn bei Edkins) kam auf, als man gegen die Endlaute k, t, p so empfindlich wurde, sie fortzuwerfen. Merkwürdig genug: wo ein alphabetisches Element verloren ging, heftete sich von selbst an das Wort ein tonisches Element, es von dem Verluste schadlos zu halten, und behülflich zu sein, daß der Laut für die Sprachzwecke deutlich genug unterschieden bleibe. (Was hier der »Hochton«, wie ihn Endlicher S. 125 nennt, leistet, wird oft in anderen Sprachen durch Quantitätssteigerung bewirkt, wie bei der Ausgleichung mittels Umsetzen der Positionssperre in Naturlänge, z. B. *agmen: exâmen; παθεῖν: πῆμα*; oder bei der Metathesis, welche den ans Ende der Wurzel gebrachten Vokal längt nach dem Muster der Contracta z. B. *ἔβαλον: πρόβλημα* wie *φίλημα*; *genitus: γνάтус, γένεσιος: γνήσιος*, wie *φίλησις* u. s. w.). Ursprung des *c'hü sheng*, fortschreitender Ton des dritten der 4 Accente, verlegt er 200 J. nach Chr. Zu der Zeit begannen manche Charaktere die anderen Tonclassen zu verlassen und eine neue zu bilden. Vor der Han-Aera, sagt er, und während des ersten Zeitraums dieser Dynastie, enthalten die Ueberbleibsel reimender Abfassungen keinen Beweis von Vorhandensein des *c'hü sheng* in der Sprache.

Jene Ergebnisse werden dann ausführlicher erörtert, worauf weiter einzugehen hier nicht der schickliche Ort ist.

Statt dessen ein Wort über die tonischen Wörterbücher. Auch sie gewähren reiche

und glaubwürdige Aufhellungen in der Lautgeschichte. Solcherlei Werke begannen zu erscheinen um 350 nach Chr., als *Kwo p'u* und *Li teng* die ersten erfolgreichen Versuche in dieser Art Wissenszweige machten. Ihr Absehn ging darauf, die vorhandenen Laute zu registriren. Kein Gedanke an einen Lautwechsel, der sich in Jahrhunderten zu vollziehen pflegt, kam den Gelehrten dieser Periode in den Sinn. Sie arbeiteten unter dem Lichte der Hindu-Analyse von Lauten, indem sie einzig die zu ihrer Zeit übliche Aussprache systematisch zu behandeln suchten, ohne irgendwelche Kenntniß vom Unterschiede zwischen alter und neuer. *Kwo p'u* gehörte nach Ho tung, dem alten Namen von Shan tung, und solchen Theilen von Chü li als östlich liegen vom Gelben Flusse in seinem alten Laufe. Die Sprache in dieser ganzen Gegend befindet sich gegenwärtig in vollkommenem Einklange mit dem neuen Mandarinen-Typus. — Ein wenig vor der Zeit *Kwo p'u*'s erschien ein Werk über *Er ya*, welches die Laute und die Bedeutung der Wörter erklärt. Der Verf. war *Sun shu yen*. Er lebte am Ende der Han-Dynastie, oder um 200 nach Chr., und war der erste, den Gebrauch des Wortes *fan**) einzuführen und der syllabic spelling, worauf es sich bezieht. — *Tai tung*. Er lebte nicht lange nach Abfassung des *Shwo wen*, und wir können deshalb als uns durch Wörterbücher und andere Werke bekannt betrachten die Aussprache von nahezu der Zeit des Verf. von dem *Shwo wen*. Wir wissen aus diesen Büchern, wie die Sprache vor 1700 Jahren oder ungefähr so gesprochen

*) Gemeint ist doch wohl *p'an To cut in half* p. 67 Nr. 181.

wurde. — Die Aufbewahrung der alten Laute in den tonischen Wörterbüchern ist oft von großem Werth, insbesondere wo die Dialekte keine Belehrung gewähren. Man findet hierüber mehr Aufschluß im nächsten Cap. und im App. C. Ein Beispiel genügt. Die Vereinigung des Substantiv-Verbums [d. h. wenn, und insoweit man wirklich von einem solchen im Chinesischen reden darf, s. Endlicher Gramm. S. 264] und des Demonstrativums in Einem Worte *shî*, *zhik*, *dik* (vgl. auch App. p. 12) macht es sehr wichtig, dadurch dies Wort, geschrieben *dik*, in dieser seiner alterthümlichen Gestalt bewahrheiten zu können. Es bedeute: »So ist's«. Als Deutewort »dieser«, und adjectivisch gebraucht: »recht, right«. Alles leicht erklärliche Sinnes-Uebergänge, wenn man etwa Sskr. *ta* (der) mit seinen Derivaten hinzunimmt, wie z. B. *tat-twa* (gls. *hoccitas*) das Verhältniß, wie es ist, das wahre Verhältniß. Oder *tathâ* (so, auf diese Weise) als Partikel der Bejahung und Einwilligung: ja, so ist es, so geschehe es, und als davon abgeleitet: wahr; Wahrheit. Als Copula in einem prädicativem Satze bildet es — ohne darum Verbum zu sein, (Beisp. sonst bei Steinthal, Pron. relat.) das verbindende Glied zwischen Subject und Prädicat. In dem Yau tien wird es *shî* Zeit, Stunde geschrieben. Hier ist nun ein Lautzeichen mit schließendem k in Anwendung gebracht, und zwar so in dem ältesten Theile des Shu king. Kann aber gezeigt werden, an dieser Stelle sei der Laut *dik*: so ist das ein großer Gewinn für classical knowledge. Und es kann. Denn das Kwan yün WB. registrirt *shî* als *zhik*. Vor tausend Jahren haftete an ihm insgemein dieser Laut. Das wird durch die Reime des *Shî* bestätigt, worin, zufolge Tyt,

das entsprechende Zeichen den Werth *dik* hatte, wie man aus seinem Reimen auf *bik*, Anführer, erkennt. Ein Factum gleich diesem aber leistet uns große Hülfe in unsern Untersuchungen. Denn dies Wort ist ein phonetisches Zeichen von ausgedehntestem Gebrauch, so daß wir mittelst erlangter Kenntniß von seinem alten Auslaute, die schlechthin oder doch nahezu genaue Form der alten, ihm untergeordneten Wurzeln erhalten, welche bedeuteten — prüfen, Löffel, Schlüssel, Schnitt, Schuhe, Eindämmung, scharfe Spitze, aus gewirnten Fäden gewobenes Seidenzeug, erforschen, rennen, Inschrift, Titel. Diese alle — wohlverstanden! — werden mit dem Lautzeichen 593 pg. 97 geschrieben.

Wir kommen zu den alten Umschreibungen, gleichsam Uebersetzungen, nicht des Sinnes, sondern lediglich der Schreibweise nach. Die Japaner lernten zuerst Chinesisch 286. nach Chr., als Atogi, Sohn des Königs von Korea, nach Japan als Gesandter kam. Er empfahl den Japanern nach Wang jen oder, wie diese sprechen, Wani zu senden, daß er zu ihnen komme und sie Chinesisch lehre. Er lehrte sie (Wu) *Go (yin) on*, oder die Sprache, wie sie damals in dem neuen Nanking und Sucheu geredet wurde. Vgl. Hofmann, Japanese Gramm. p. 3. Das ist die Aussprache, welche die Japaner noch jetzt vorzugsweise in ihrer Sprache befolgen. Diese Aussprache nun, welche die Japaner als das *Go on* kennen, gehört derselben Periode an als *Kwo p'u* und die Einführung der syllabic spelling in China. Der Werth der *Go on*-Umschreibung aber ist sehr groß unter philologischem Gesichtspunkt, weil er die Lieblings-Aussprache ist in den Buddhistischen Büchern. Die andern zwei Aussprachen fallen später.

Vom *Kan on*, eingeführt um 600 nach Chr., wird behauptet, es sei vorzugsweise bei Confucianern in Gebrauch. Das *To on* ist eine Art Metropolitan-Aussprache, indem sie vermuthlich die unter der Tang-Dynastie in der Chinesischen Hauptstadt gültige Sprache vorstellt. Lassen wir es uns mit Einem Beispiele des Unterschiedes genügen. Bei Umänderung des Namens der Stadt Yeddo, als sie neuerdings Kaiser-Residenz wurde, sagt man bald *To kio*, bald *To kei*. Beides ist in Gebrauch. Allein ersteres nach dem *To on*, das zweite nach *Kan on*. Die Worte bedeuten im Chinesischen »Oestliche Hauptstadt«. — Die Coreanischen und Japanischen Transcriptionen unterstützen einander gegenseitig. Beide Völker sind im Besitz von Sylbenschrift.

Desgleichen wichtig ist die Cochinchinesische Transcription ihres Alters wegen, das sicher mindestens zu der alten in Japan hinaufreicht. Das Land wurde vor ungefähr 2000 Jahren erobert und zur Provinz gemacht. Wir haben den überlieferten Laut der Chinesischen Charaktere in dem Dict. von Morrone und darunter sind Anzeichen von hohem Alterthum. So begegnen uns *t* und *t'* im Wortbeginn an vielen Wörtern, welche jetzt in China mit *s*, *ch* und *c'h* gehört werden. Die Gesetze des Lautwechsels aber nöthigen uns zu der Annahme, das Hinüberschlüpfen von Buchstaben, wie es hier sich ereignete, gehe von *t* nach *s* und *ch* (natürlich Engl. Ausspr.) und nicht vom *s* oder *ch* nach *t*. Z. B. *sheng*, Laut, ist *tieng*; *sing*, Natur, *ting*; *ch'eu*, Feind, *t'u*. Auch ersieht man aus diesen Transcriptionen den Uebergang von *p* zu neuerem *f*. So wird *Confucius* (bestehend aus dem Geschlechtsnamen *K'ung* und dem Titel

fu-tse Meister. Endlicher S. 185) *K'ou p'u tu*. Hierin ist also *K'ung* um ng gekommen, und dem *fu tsü* steht gegenüber *p'u tu*.

Die übrigen Quellen für Geschichte der Laute sind die neueren Dialekte (ein altes gewichtiges Werk über Dialekte von *Yang hiung* von 53 vor bis 18 nach Chr. wird in Anhang E besprochen), verschiedene einheimische Autoren über die alten Laute, und die Buddhistischen Umschreibungen von Sanskrit-Wörtern. Davon in anderen Theilen des Werks und in den Anhängen. Da begegnen wir also p. 46 (vgl. Text p. 202) noch dem alterthümlichen *Bam* (jetzt *Fan*), was sich aus *Brahma*, mit Aufgeben des für gewöhnlich im Chinesischen fehlenden Schnarrlautes, erklärt; und wir begreifen hieraus ferner, indem das Eine zur Stütze vom Andern wird, Entstehen von *Fo* aus früherem *But* für *Buddha*.

Das Schluß-Capitel bildet das VII., worin von den Buchstaben-Veränderungen gehandelt wird. Wir dürfen uns nicht zu sehr in dasselbe vertiefen, obgleich sich in ihm wohl kaum Alles ohne Weiteres unterschreiben läßt. Nur ein paar, vom Verf. gemachte Bemerkungen dürfen nicht mit Stillschweigen übergangen werden. Eine anerkannt häufige Erscheinung innerhalb des Indogermanismus ist Uebergang von den Gutturalen zu den Gaumenaunen, welche sich aus der Nähe der beiderseitigen, ja zu ihrer Hervorbringung wirksamen Hauptorgane, zumal unter Beeinflussung durch den schrillen i-Laut und seine nächsten Verwandten, unschwer erklärt. Hiervon fänden sich in den östlichsten Sprachen Asiens keine Spuren. Stelle man Untersuchung in ihren Vokabularen an: da werde man gewahr, die Zisch-

laute s, sh, und (Engl.) j, ch hätten alle ihren Ursprung in der Zahnreihe. Wenn Beobachtung eines solchen Gegensatzes sich wirklich so verhält: für den Sprachforscher aller Aufmerksamkeit werth. Physiologisch mag auch sie begründet sein. Ob sie aber in dem Umfange, wie der Verf. will, stattgefunden hat, ist für mich nicht außer allen Zweifel gestellt. Wie aber Vertauschung zwischen k und l, welche uns p. 190 zugemuthet wird, möglich sein sollte, bei gänzlicher Unverwandtschaft beider Laute nach allen Richtungen (oder sollten in dieser Rücksicht die Sprachwerkzeuge des Chinesen anders beschaffen sein, als die unsrigen?), wäre für mich ein so gut wie unlösbares Räthsel. Der Verf. kann Niemandem starken Unglauben in diesem Punkte verübeln, da er selber nur durch allerhand Unterstellungen (in *g-leich*, Goth. *ga-leiks* steht keins der beiden Anlaute, gls. *con-similis*, müßig) zum Ziele zu gelangen hofft. Ich möchte ihn aber an Eins erinnern. Folgt, wo einander zwei sinnverwandte Wörter begegnen, die, mit Ausnahme des einen oder anderen Buchstaben, übereinlauten, alsbald und nothwendig, sie seien von Hause her — gleich und einheitlich? Konnte denn nicht der Sprachgenius gleich Anfangs Wurzeln oder Wörter schaffen laut- und sinnverwandt behufs feinerer Abschattung eines Gedankens, obschon dieser im Wesentlichen der nämliche ist? — Auch wüßte ich dem Verf. nicht unbedingt in seiner Meinung beizustimmen, wozu im Anhang B die Belege gegeben werden. Eine Liste von Charakteren nämlich, heißt es, zeigen, daß Worte mit den Anfängen s, sh, ch und ts einer- und l andererseits, als in ihrer Bedeutung übereinstimmend, denselben Wurzeln entstammen

in einem älteren Chinesischen Sprachstande, als die Anlaute t oder d waren. Da wird also z. B. unter »kalt« eine Sechszahl verschiedener Charaktere vereinigt, die eines Ursprungs zu sein ich mich schwer überrede. Nämlich *shwang*, *liang*, *ts'ing*, *ling*, Eis, *leng*, kalt, und wieder *shwang*, Frost. Daß *liang*, *ling*, *leng* bloße Varianten seien unter sich nach Laut und Begriff: zugegeben. Auch gehört *shwang* als Frost oder Eis gewiß zusammen. Aber mit ihm und *ts'ing* Ursprungs-Gleichheit zu fordern bedünkt mich doch, ohne den allerstrengsten Beweis, und der möchte schwer zu beschaffen sein, etwas viel verlangt. Wie aber, wenn *shwang*, *liang*, *ts'ing*, die, wenn schon anders geschrieben, auch vielleicht anders betont, unter Clear, also hell, vorkommen, sei es nun von der Klarheit des Eises hergenommen wären, oder umgekehrt das Eis von seiner Helligkeit so hieße? Ist ferner *ts'ing*, Nr. 420. blau, eig. eisfarben, oder wählte man für Eis, nach einem seiner Merkmale, *ts'ing*, die Bezeichnung: blau? Wasser und blau (vgl. Lat. caeruleus auch von jenem gebraucht) geben bei Schott S. 22, vgl. 17 und 47, Nr. 174 zusammen: klar und rein (ungetrübt!). — Auch begriffe ich schon *ling*, Grab, und wieder anders geschrieben, *ling* Gefängniß als — kalt! Vgl. auch noch Nr. 423. Wenn aber *t'ing*, hören, *ling*, hören und (darauf dringen, daß man höre, gehorche) befehlen, unter *sheng*, Laut gebracht, vielmehr durch Uebertragung herkämen von *ts'ing* und dem freilich nicht ganz gleich klingenden *liang*, klar, hell: würde man allzu viel haben gegen eine clara vox? Aber auch unter Denken gestelltes *liang*, sowie ein anderes (honest) fügten sich vielleicht, während ich mit *shwang*, *liang*, Paar, zwei, nirgends hin wüßte. — Ich

behaupte nichts. Nur wollte ich darauf hinweisen, es sei für dieserlei Untersuchungen noch ein weites Feld offen.

Die Anhänge behandeln Verschiedenes. Von besonderer Wichtigkeit sind sie durch die mit großer Sorgfalt gezeichneten alterthümlichen Charaktere, welche oft die allmählichen Uebergänge von ihrer ältesten zu der neuesten Gestalt, und dann in ersterer getreulich und minder verwischt das ursprüngliche Bild erkennen lassen, welches gemeint war. So z. B. erblicken wir p. 4 noch deutlich in dem Charakter für *kien*, *kim*, zusammen (together), eine Hand, welche zwei aufrecht stehende Kornstengel gefaßt hält mit Aehren nach oben und mit den Wurzeln nach unten. Ich frage: wird darin nicht mit gleicher Wahrheit, aber mit weitaus anschaulicherer Lebendigkeit dem Auge der nämliche Begriff klar gemacht, wie in unserem und dem Englischen Ausdrücke durch vermittelnde Vorstellung des Sammeln, to gather? Vgl. noch Edkins Nr. 851. 941. Muß das Bild nicht gleichwie mit aufdringlicher Nothwendigkeit, wo nicht an eine Garbe, doch an ein Kornbüschel erinnern? Ein Gegenbild dazu giebt *keu*, *kok*, Vereinigung, ab. Sein Charakter besteht nämlich aus zwei Flößen Holz oder zwei Parthien Dachsparren (vgl. contignatio), die zusammengekoppelt sind. — Um den Charakter für *kⁱün*, *gun*, Heerde zu vervollständigen, wird auch derjenige für Schaf hinzugenommen. — In dem von *c'hun*, *t'un*, Frühling, bezeichnenden Charakter machen drei aufgebrochene Knospen den sich selbst erklärenden oberen Theil aus. Vgl. Edkins Phon. Nr. 807. — Zwei Hände, welche unten eine Streitaxt, *kin*, ergreifen, kennzeichnen sinnvoll den Begriff: Waffe, Krieger, *ping*. —

Ch'en, din, Staub, erhält seine Darstellung durch drei Stück Wild, welche laufen und zwei Staubwolken erregen.

Sprachen, welche engherziger Weise auf die denkbar kleinste Sylbenzahl angewiesen und noch sonst in der Combinations-Fähigkeit auf's äußerste beschränkt sind, muß jede noch so geringe Abänderung empfindlicher berühren, als anderwärts der Fall ist. Und wo hier Nebenformen vorliegen, die in Laut und Begriff nahe an einander stoßen, gilt sicherlich nicht immer der von den Darwinisten so oft mißbrauchte Fehlschluß: *prope hoc, ergo ex hoc*. Man hat stets ernstlich zu fragen, ob man in solchen Fällen wahrhaft ursprungs-gleiche, jedoch zeitlich veränderte Formen vor sich habe, oder von vorn herein mit fein unterscheidendem Sinn geschaffene, also, trotz der Aehnlichkeit, aus keiner zweiten Form — um geschaffen.

Soll noch ein Schlußwort hinzugefügt werden über das vorliegende Werk von Hrn. Edkins: so geschehe es mit dem Geständniß, daß der Länge unserer Anzeige zum Trotz die Darlegung seines vollen Inhalts auch nicht im Groben erschöpft sei. Von welchem Werthe es dem Sinologen von Fach sein werde, das nach seinem ganzen Umfange zu würdigen steht mir nicht zu. Daß es dem Sprachforscher aber an einem so in sich seltsamen Idiome, wie das Chinesische in Schrift, Laut und seinem sonstigen Behaben sich erweist, vielerlei eigenthümliche Seiten aufdeckt und dem Verständniß näher bringt: glaube ich mit aner kennendstem Danke gegen den Verf. aus voller Seele bezeugen zu können.

Halle.

Pott.

Ministerio da Agricultura. Directoria das Obras publicas. — Estradas de Ferro da Provincia de S. Pedro do Rio Grande do Sul. Pareceres do Engenheiro Eduardo José de Moraes, Chefe da commissão encarregada de acompanhar os estudos contractados para a construcção das referidas estradas. Rio de Janeiro. Typographia Nacional 1876. 80 S. Oktav.

Die in dieser Broschüre veröffentlichten gutachtlichen Berichte des um die Geographie mehrerer brasilianischen Provinzen schon hochverdienten Verfassers bringen wiederum einen wichtigen Beitrag zur Geographie einer sehr wichtigen, bisher aber einem großem Theile nach wenig bekannten Provinz des Kaiserreichs Brasilien. Die hier besprochenen Terrainuntersuchungen beziehen sich auf eine Eisenbahnlinie quer durch die Provinz von Porto Alegre nach Uruguayana am Rio Uruguay und der Argentinischen Grenze und eine Abzweigung von dieser nach Süden bis Bagé, in der Nähe der Grenze der Republica Oriental (Uruguay), Eisenbahnlinien, welche uns um so mehr interessieren müssen, als durch dieselben den deutschen Colonien dieser Provinz, welche bereits durch die Hamburger-Berg-Bahn, der einzigen bisher im Betriebe befindlichen Eisenbahn der Provinz mit Porto Alegre verbunden sind, ein weithinreichender Verkehr würde aufgeschlossen werden. Eine eingehende Analyse dieser Schrift wäre hier nicht am Platze, wir können auf dieselbe hier nur Diejenigen aufmerksam machen, welche sich specieller für die Geographie und Statistik der Provinz S. Pedro interessieren und für welche diese amtlich publicierte Schrift leicht

zu erlangen sein wird. Für die Leser dieser Bll. glauben wir hier aber die geographischen Positionen einiger der wichtigsten in der Nachbarschaft der vermessenen Linien gelegenen Ortschaften zusammenstellen zu müssen, welche mit großer Sorgfalt bestimmt worden. Es sind dies

Punkte.	südliche Breiten.	Länge W. von Greenwich.
Porto Alegre (Kathedrale)	30° 1' 57''	3h 24m 38,5s
Villa do Triumpho (Hauptkirche)	29 56 38	3 26 35,7
Cidade do Rio Pardo (Hauptkirche)	29 59 22	3 29 15,7
Cidade da Cachoeira (Hauptkirche)	30 2 55,7	3 31 17,4
Villa de Santa Maria (Hauptkirche)	29 41 6	3 34 51,5
Cidade do Alegrete (Hauptkirche)	29 46 58	3 42 48,1
Villa de Uruguayana (Hauptkirche)	29 45 18	3 47 58,4.

Diese Bestimmungen weichen mehr oder weniger ab von den Annahmen auf der Karte Süd-Brasiliens von Werneck und Krauss und auf der Karte der Prov. S. Pedro in dem auch in diesen Bll. empfohlenen Atlas des Kaiserreichs Brasilien von C. M. de Almeida, dem wir in unserer Beschreibung von Brasilien vornehmlich gefolgt sind, haben aber vor diesen ohne Zweifel den Vorzug größerer Genauigkeit voraus.

Wappäus.

Berichtigung.

S. 290 Z. 16 ist vor Toscana Nord- einzuschalten.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück 13.

28. März 1877.

1. Der Doppelkalender des Papyrus-Ebers verglichen mit dem Fest- und Sternkalender von Dendera von Carl Riel. Mit einer lithographirten Tafel. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1876. 36 SS. in 4^o.

2. Drei Festkalender des Tempels von Apollinopolis Magna (Edfu in Ober-Aegypten). Zum ersten Male veröffentlicht und sammt den Kalendern von Dendera und Esne vollständig übersetzt von H. Brugsch-Bey. Mit 10 Tafeln Inschriften. Leipzig, J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung. 1877. 29 SS. in 4^o.

3. Geschichte Aegyptens unter den Pharaonen. Nach den Denkmälern bearbeitet von Dr. Heinrich Brugsch-Bey. Erste deutsche Ausgabe. Mit 2 Karten von Unter- und Ober-ägypten und 4 genealogischen Tafeln. Leipzig, J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung. 1877. 818 SS. in 8^o.

1. Zu den schwierigsten, aber auch interessantesten Untersuchungen auf dem Felde der altägyptischen Forschungen gehört ohne Zweifel

die Frage nach der Form und dem Anfang des Jahres in den verschiedenen Epochen der älteren ägyptischen Geschichte bis zur Einführung des sogenannten alexandrinischen Kalenderjahres hin.

Die bisher beliebte Annahme von der Existenz eines Doppeljahres, eines festen von 365 Tagen mit einem alle vier Jahre eingeschalteten Tage, und eines Wandeljahres von 365 Tagen, dessen beiderseitiger Neujahrstag (der 1. Thoth) ursprünglich mit dem Aufgang des Sirius (der ägyptischen Isis-Sothis) und dem Eintritt der Nilschwelle zusammenfiel, hat sich durch die Denkmäler nicht bewährt, wenigstens ist für die ältere Zeit kein einziges Doppeldatum nachweisbar, aus welchem die jeweilige Correspondenz beider Jahre, des festen und des wandelbaren, in unbestreitbarer Weise erhellt. Ein genaueres Studium der zahlreichen Kalender-Inschriften und chronologischen Angaben, mit welchen die Denkmäler bedeckt sind, stellt indeß die Thatsache fest, daß die alten Aegypter in den verschiedensten Zeiten ihrer Geschichte sich bisweilen eines Doppeljahres bedient haben, dessen correspondierende Tage bei besonders wichtig erscheinenden Anlässen genau notiert wurden, um irgend ein Ereigniß in der sichersten Weise zeitlich zu fixieren. Die Existenz dieses Doppeljahres bereits um die Mitte des dritten Jahrtausends vor Chr. Geb. wird nicht nur durch Inschriften aus der 12. Dynastie bestätigt, sondern die Anfänge desselben werden auch mit unverkennbarer Genauigkeit bestimmt in der aus römischer Zeit herrührenden Kalendertafel von Esne, hierin außerdem unter Hinzufügung einer dritten Jahresform, welche sich ohne Schwierigkeit auf das sogenannte alexandrinische Jahr zurückführen läßt. Bei dem ungemein reichen

Material, welches die Denkmäler den Kalender-Forschungen auf dem beregten Gebiete zuführen und dessen Umfang von Tag zu Tag anwächst, lohnt es sich wohl der Mühe die Frage nach der Jahresform oder nach den Jahresformen, welche sich in den verschiedenen Epochen des Bestehens der ägyptischen Culturwelt durch die Texte nachweisen lassen, einer eingehenden, unparteiischen d. h. zunächst von den Ueberlieferungen der griechisch-römischen Astrologen unabhängigen Prüfung zu unterziehen. Schon im Jahre 1864 hatte ich den Versuch gemacht, in meinen »Matériaux pour servir à la reconstruction du calendrier des anciens Égyptiens«, wie ich fürchten muß zum besonderen Leidwesen der Anhänger des Sothis-Jahres, monumentale Beweise für die Existenz eines Doppeljahres beizubringen, dessen Anfang und Form eigenthümlicherweise grundverschieden von der bisherigen Annahme eines Sothis-Kalenders war. Ich statuierte damals ein »heiliges Jahr«, dessen Neujahrstag, der 1. Thoth, richtig mit dem Aufgang des Sothis-Sternes (d. 20. Juli jul.) zusammenfiel, dem gegenüber indeß ein »bürgerliches festes Jahr« stand, in welchem derselbe Tag auf den 26. 27. 28. 29. oder 30. Epiphi fiel, d. h. dessen Form dem späteren alexandrinischen Jahre ziemlich nahe kam. Ein solches Resultat schienen mir, wie gesagt, die bis dahin von mir gekannten und näher geprüften Inschriften zu ergeben.

Eine besondere Epoche zur Aufhellung der dunklen Frage bildet ohne Zweifel der Fund des Steines von Tanis, aus den Zeiten des dritten Ptolemäers mit dem Beinamen Euergetes I. Die trilingue Inschrift auf demselben, vom Jahre 9 des genannten Königs, enthält ein Dekret, in

der Stadt Kanopus abgefaßt am 17. Tage des Monates Tybi (= 7. März 238 vor Chr. Geb.), dessen wesentlichster Inhalt die Reform des heiligen Kalenders, d. h. des sothischen Wandeljahres betrifft. Der Aufgang des Sirius trat damals am 1. Payni (= 1. Thoth. des festen Sothis-Jahres) ein. Es wurde auf Befehl des Königs der Beschluß gefaßt, diesen Tag des 1. Payni in Zukunft als den Tag des Aufgangs des Sirius-Sternes beizubehalten und dem neu gebildeten Jahre durch Hinzufügung eines vierjährigen Schalttages die Gestalt eines festen Jahres ein für allemal zu geben. In der That wird die Existenz dieses sogenannten festen Jahres von Kanopus durch die Denkmäler auf das Schlagendste bewiesen. Doppeldaten aus den Jahren 142 und 57 vor Chr. Geb. (s. Riel »der Doppelkalender« S. 29 Anm.) liefern das vollständigste Zeugniß für das Bestehen des Jahres von Kanopus mindestens noch 180 Jahre nach seiner Stiftung.

Das Studium der Inschriften, und ich habe zuerst in verschiedenen Aufsätzen darauf hingewiesen, liefert ferner die zweifellosesten Beweise, daß die Aegypter genaue Kenntniß eines Mondjahres hatten, dessen Tage, nach den Mondphasen näher bezeichnet, bereits in den Zeiten der achtzehnten Dynastie gelegentlich mit den Daten der Tage des festen Sonnenjahres in Verbindung gebracht wurden, so daß auch nach dieser Seite ein neues, wohl zu beachtendes Element in die richtige Auffassung und Prüfung der Inschriften eintritt.

Wie man sich überzeugen kann, sind die Untersuchungen zur Entscheidung der Frage nicht leicht, denn sie erfordern nicht nur die genaueste Kenntniß der Denkmäler und ihrer In-

schriften, sondern auch als Vorbedingung eine tiefere Bekanntschaft mit der astronomischen Wissenschaft, wie sie eben nicht jedem Forscher zu Gebote steht. Daß die letztere Herrn Riel, dem Verfasser des oben angezeigten Werkes vollständig zu eigen ist, hat er durch ein früheres Werk über den beregten Gegenstand in unabstreitbarer Gründlichkeit bewiesen. Sein Buch »das Sonnen- und Siriusjahr der Ramessiden mit dem Geheimniß der Schaltung und das Jahr des Julius Cäsar. Untersuchungen über das alt-ägyptische Normaljahr und die festen Jahre der griechisch-römischen Zeit« (Leipzig, 1874) enthält eine bis in die letzten Details durchgeführte Analyse der astronomischen Denkmäler der ägyptischen Tempel, der zur Unterstützung die dem genannten Gelehrten aus den Uebersetzungen einzelner Aegyptologen bekannt gewordenen kalendarischen Daten der Inschriften gegenüberstehen. Herr Riel, dem wir leider auf dem astronomischen Gebiete zu folgen nicht im Stande sind, ohne jedoch dem was wir verstanden zu haben glauben, unsere volle Anerkennung zu versagen, ist durch seine klaren und wohl disponierten Untersuchungen zu folgenden Resultaten gelangt. Die Aegypter haben, soweit es die Kenntniß der Denkmäler nachzuweisen gestatten, folgende Jahresformen gekannt und in Gebrauch gehabt:

1) Das feste Normaljahr der Ramessiden, dessen Neujahrstag mit dem Vollaufgang des Orion zusammentraf, während 15 Tage später der Aufgang des Sirius (der Göttin Sothis-Isis)-Sternes am 16/15 Thoth, — zugleich der Regulator der Schaltung, — den vollendeten Anfang der Nilschwelle verkündete.

2) Das Jahr von Kanopus, das feste Jahr der

Ptolemäer-Zeit, in welchem der Sirius-Aufgang regelrecht auf den 1. Payni fiel.

3) Das durch Augustus festgelegte Alexandrinische Jahr, in welchem der Sirius-Tag am 25/26 Epiphi verzeichnet stand, und welches die Grundlage des großen Festkalenders von Esne bildet.

4) Das feste Jahr von Dendera, dem auch die späteren Festangaben von Edfu zu Grunde liegen, in welchem der 1. Epiphi als der wahre Anfang des Niljahres festgestellt wurde und die Erscheinung der Sothis am 1. Messori, dem Neujahrstage des Sirius-Jahres, Statt fand.

Mein Wissen reicht, wie bemerkt, nicht aus, um den scharfsinnigen Betrachtungen und Discussionen des Herrn Riel auf der Himmelsphäre zu folgen. Dem Herrn Verfasser gegenüber bin ich nur da im Vortheil, wo es sich um die Kenntniß und das Verständniß der altägyptischen Inschriften handelt, die das Gebiet des Kalenders berühren und mit deren Sammlung und Ordnung ich mich bereits seit etwa zwanzig Jahren sehr eingehend beschäftigt habe. Ich frage mich daher nur: inwieweit stimmen die von Herrn Riel zeitlich sehr genau fixierten Jahresformen mit den Angaben der Denkmäler überein oder nicht? Zu meinem eigenen Bedauern kann ich das Geständniß nicht unterdrücken, daß die gewonnenen Resultate der scharfsinnigen Untersuchungen des Herrn Verfassers mich häufig im Stich lassen, wenn ich nicht genöthigt sein will, was alt ist für jung und was jung ist für alt anzunehmen. Ich greife, um noch unpublicierte Texte nicht ins Feld rücken zu lassen, zwei sehr bekannte Inschriften heraus, welche der Aufmerksamkeit des Herrn Riel keinesweges entgangen sind.

Die eine betrifft den sogenannten Kalenderstein von der Insel Elephantine, die andere die Kalendernotiz auf dem Rücken des medicinischen Papyrus von Leipzig, welcher der Verfasser die oben angezeigte Besprechung gewidmet hat.

Der Kalenderstein von Elephantine, welchen ich vor seiner Ueberführung nach Paris oftmals an Ort und Stelle zu sehen, und zwar in seiner Umgebung zu sehen, Gelegenheit hatte, berichtet in schön und deutlich geschriebenen Schriftzeichen, daß am 28. Tage des Monates Epiphi das Fest des Sirius-Aufganges von den Aegyptern feierlich begangen wurde. Nach Herrn Riel's Schema der Jahresformen mußte die Abfassung dieser Inschrift der römischen Zeit angehören, da der 28. Epiphi als Datum des Sirius-Aufgangs am nächsten in den Rahmen des Alexandrinischen Jahres hineinpaßt. Allein hier liegt ein Irrthum von 16 Jahrhunderten vor. Der Stein von Elephantine gehörte ehemals einem Tempel an, an welchem Thotmosis III (um 1600 vor Chr. Geb.), Ramses II (um 1350) und Ramses III (um 1200) gegründet und gebaut hatten. Nachdem das alte Werk zerstört worden war, benutzten die Späteren die bequemen Steinquadern zur Aufführung eines Aufbaues am Quai, welcher an der Südost-Ecke die Insel gegen die starke Strömung des Flusses zu schützen bestimmt war. Die Steinreste, insoweit die ehemaligen Außenseiten derselben mit Inschriften bedeckt waren, zeigen gelegentlich den Namen eines der obenerwähnten drei Könige. Stil und Schrift des Kalendersteines gehören aber allein und nur allein der Epoche Thotmosis' III an und gleichen durchaus den Inschriften der Steine in seiner nächsten Umgebung, welche noch deutlich an Ort und Stelle den Namen Thotmosis III

erkennen lassen. Nach oft wiederholten Prüfungen jener Tempelsteine, welche heute durch einen Mauersturz zugänglicher geworden sind, kann ich die Thatsache verbürgen, daß jenes Denkmal nicht der ptolemäisch-römischen Epoche angehört (von der übrigens nirgends eine Spur von Bauten auf der Insel vorzufinden ist), sondern den Zeiten jenes alten Königs Thotmosis III, dessen Eifer für die Regelung und Ordnung der Festtage auch sonst durch die Denkmäler-Inschriften vielfach bewiesen ist.

Die zweite Inschrift, welche ich im Sinne hatte, betrifft die Kalenderangabe auf dem Rücken des medicinischen Papyrus-Ebers zu Leipzig, dieselbe, welche dem Verfasser die Gelegenheit gab, die oben angezeigte Abhandlung niederzuschreiben.

Sie datiert vom Jahre 9 der Regierung eines Königs, dessen Namen bis jetzt mit Sicherheit nicht hat entziffert werden können (meiner Meinung lauten die beiden ersten Zeichen *Rāmen . . .*) und stellt die Gleichung auf: »Aufgang des Sirius — der 9. Epiphi — Neujahrstag — Monat Mesori«. Herr Riel faßt diese Formel in folgendem Sinne auf: es entsprach in dem genannten 9. Jahre der 1. Mesori des festen dem 9. Epiphi des beweglichen Jahres, an welchem der Anfang des Sirius-Jahres Statt fand, — und gelangt somit zu dem Schluß, daß es sich bei diesem festen Jahre um kein anderes handelt, als das von ihm nachgewiesene feste Jahr von Dendera. Unter dieser Annahme wären wir somit in die römische Zeit hineingerückt, der somit selbstredend der dunkle Königsname angehören müßte. Ohne über das Alter des genannten Papyrus und der auf seinem Rücken befindlichen Inschrift irgend eine Meinung an

dieser Stelle äußern zu wollen, steht dennoch so viel zweifellos fest, daß weder von einem Ptolemäer, noch von einem römischen Kaiser die Rede sein kann. Dagegen spricht, neben paläographischen Gründen, vor allen der Usus der ägyptischen Inschriften bei der Nennung ptolemäischer Fürsten oder römischen Cäsaren und Autokraten. Das Königsschild umschließt den officiellen Namen irgend eines der einheimischen Pharaonen, dessen Nachweis der Wissenschaft eines Tages vollständig gelingen wird.

Diesen Beispielen gegenüber verliert somit das Dendera-Jahr seine volle Wirkung und es bleiben nur zwei Schlüsse übrig zu thun. Entweder hat sich der Verfasser in seinem Schema des genannten Jahres geirrt oder aber die Form desselben gehörte bereits den Zeiten des dritten Thotmosis an. Mit diesen Einwürfen wollen wir durchaus nicht den Verdiensten seiner scharfsinnigen Untersuchungen zu nahe treten. Dieselben sind ernst und gründlich ausgeführt und gewähren zu reiche und belehrende Aufschlüsse, daß jeder Tadel schweigen muß. Die Schwierigkeiten liegen nicht in der Behandlung des Gegenstandes selber, sondern vielmehr in den scheinbaren Widersprüchen, welche die zahllosen Kalender-Inschriften bis jetzt dem Forscher in den Weg legen, besonders aber auch in dem noch mangelhaften Verständniß aller jener Ausdrücke, welche sich auf die Mehrzahl der kalendarisch-astrologischen Begriffe beziehen. Dazu kommt, daß der moderne, belesene Aegyptologe kein Astronom und der scharfsinnige Astronom kein Aegyptologe ist. Beide müssen bei ihren Arbeiten nothwendig Hand in Hand gehen.

2. Um meinerseits vielfach an mich ergangenen Aufforderungen zu genügen, habe ich

in dem unter meinem Namen angezeigten Buche eine längst gehegte Absicht ausgeführt und drei nur bruchstückweis bekannte Kalender des großen Tempels von Edfu (der alten Apollinopolis Magna) zum ersten Male publiciert. Zu gleicher Zeit habe ich die vollständige Uebersetzung derselben, sowie die der Kalender von Esne und von Dendera der Publication beigefügt. Herr Riel wird mir vielleicht zu besonderem Danke verpflichtet sein, wenn ich in dieser Weise seinem dringend ausgesprochenen Wunsche nach genauer Kenntniß jener Kalender-Inschriften nachgekommen bin. Was in meinen Augen den Angaben dieser Kalender einen besonderen Werth verleiht ist der unbestreitbare Beweis für die Richtigkeit der Riel'schen Vermuthung, welche in einem der festen Jahre den Anfang der Ueberschwemmung in den Monat Epiphi versetzt. Nur über den eigentlichen Tag ihres Eintritts glaube ich der Wahrheit näher getreten zu sein, indem ich dieselbe, übereinstimmend mit der Ueberlieferung beim Plinius, an dem Neumond nach der Sonnenwende (um den 26. Juni in der Ptolemäer-Epoche) eintreten lasse. Hierzu führen die von mir übertragenen und besprochenen Daten in der zwingendsten Weise. Und damit stimmt auch die Angabe der Kalender von Edfu und von Dendera, welche den höchsten oder den vollen Nil auf den 5 Paophi ansetzen, auf das Vollkommenste überein, da nach Abzug der 90 Tage des steigenden Niles, von Anbeginn der Ueberschwemmung an, der 11. Epiphi, nicht aber der 1. Thoth des sogenannten Sothis-Jahres als Zeitpunkt des Anfanges der Ueberschwemmung als allgemeine Angabe uns entgegentritt. Desgleichen bin ich der Meinung, das in dem Kalender von Esne (Kaiserzeit) auf den 29. Epiphi,

in Edfu und Dendera unter dem 1. Messori, also zwei Tage später, angeführte »Fest Ihrer Majestät« auf die Erscheinung der Göttin Sothis-Isis-Hathor (des Siriussternes) zu beziehen, da die Denkmäler diese zuerst von Herrn Riel ausgesprochene Vermuthung durchaus bestätigen.

Nachdem ich in meiner oben angezeigten Publication die wichtigsten Kalender-Inschriften in Begleitung ihrer Uebersetzung vorgelegt habe, insofern sie zur endgültigen Entscheidung der Frage nach der Form des ägyptischen Jahres von Bedeutung sind, bleibt der Wunsch übrig, daß Herr Riel oder ein Astronom vom Fach die überlieferten Quellen aufs Neue einer Prüfung vom astronomisch-kalendarischen Standpunkte aus unterziehen möchte. Indem die festen Punkte durch die fixierten Daten des Eintritts der Ueberschwemmung, im Neumond nach der Sommerwende (im Monat Epiphi), und des Aufgangs des Sirius-Sternes am 29. Epiphi, bezüglich am 1. Messori, ein für allemal gegeben sind, kann das Resultat in keiner Weise mehr zweifelhaft sein. Freilich kommt das vielbesprochene Sothisjahr, mit seinem Sirius-Aufgange am 1. Thoth, um allen Credit, aber — *amicus Plato, magis amica veritas.*

3. Eine Geschichte Aegyptens zu schreiben ist ein ebenso kühnes Unternehmen als etwa den zerstörten thebanischen Reichs-Tempel bei Karnak wieder aufbauen zu wollen. Plan und Grundriß müssen zunächst treu hergestellt, die vorhandenen Steinreste gehörigen Ortes wieder eingesetzt und die fehlenden Theile durch neue Werkstücke ergänzt werden. Aber wo ist der Meister heute zu finden, welcher im Stande wäre einen solchen Riesenbau der Altzeit wieder neu zu gestalten? Zwanzig Jahrhunderte

flossen an dem Werke in das Meer der Zeit dahin, fast zwanzig spätere Jahrhunderte halfen zerstören, was für die Ewigkeit geschaffen schien. Mein Versuch, eine Geschichte Aegyptens unter den Pharaonen niederzuschreiben, gleicht einem Unternehmen ähnlicher Art. Der Bau ist zerstört, die Steine liegen zerstreut auf dem Boden umher oder sind längst vernichtet oder weit verrückt von alter Stelle. Wie ist es da möglich unter Trümmern von Schutt die Spuren der Vorzeit aufzufinden und zu einem großen, wohlgegliederten Ganzen zu verbinden? Und dennoch muß der Grundstein zu einer solchen Arbeit gelegt werden, da die allgemeine Wissenschaft ein Recht dazu hat den Jüngern der Schule die Frage vorzulegen: was habt ihr auf euren Reisen geleistet, was ist das Ergebnis eurer Studien gewesen, welchen Nutzen hat vor allem die historische Forschung durch eure Untersuchungen gewonnen? Meine Berechtigung zur Theilnahme an diesem Werke kann ich nicht besser und gründlicher als mit den eigenen Worten meiner Vorrede zu dem oben angezeigten Buche hier nachstehend dem Leser auseinandersetzen. Vor nunmehr achtzehn Jahren hatte ich den Versuch gewagt, die Geschichte Aegyptens unter den Pharaonen nach den Angaben der Denkmäler, insoweit sie sich aus dem fernsten Alterthume bis auf unsere Tage hin erhalten haben, den Freunden und Verehrern des ägyptischen Alterthumes in französischem Sprachgewande vorzulegen. Es schien mir bereits damals an der Zeit zu sein, die geschriebenen und verstandenen Nachrichten der Denkmäler, im Gegensatz zu den sagenhaften, wenig zuverlässigen Ueberlieferungen der klassischen Welt, zum Nutzen der geschichtlichen

Forschung zu verwerthen und den Historikern von Fach wenigstens die Hauptquellen zu eröffnen, welchen die Wissenschaft die Kenntniß des thatenreichen Daseins der ältesten Menschengeschlechter der Erde verdankt und in alle Zukunft verdanken wird. Der schnelle Absatz, dessen sich meine bescheidene Arbeit trotz ihrer Mängel gleich nach ihrem Erscheinen erfreute, durfte mir als Beweis gelten, daß ich eine empfindliche Lücke auf dem behandelten Gebiete berührt hatte, indem ich dem ausgesprochenen Verlangen nach Einsicht in die reiche Fülle und den Inhalt der vorhandenen Monumente und ihrer Inschriften nach meinen besten Wissen und Vermögen Rechnung zu tragen mich befiß.

In der seitdem verflossenen Zeit ist der Umfang der Denkmälerkunde durch neue Ausgrabungen und Entdeckungen und der Fortschritt in der Entzifferung der Inschriften durch die Arbeiten begeisterter Jünger der Wissenschaft in ungeahndeter Weise erweitert worden. Die wichtigsten Ueberreste des ägyptischen Alterthums sind inzwischen dem Schooße der Erde entrissen worden und die gründlichsten Forschungen haben die letzten Schwierigkeiten, welche dem Verständniß der heiligen Schriftsprache bisher Hindernisse in den Weg legten, beinahe vollständig überwunden. Unter so veränderter Sachlage konnte ich es wohl begreifen und erklärlich finden, daß mir von Seiten befreundeter Männer häufig der Wunsch ausgedrückt ward, mich von Neuem der Aufgabe zu unterziehen, die geschichtlichen Ueberlieferungen der Pharaonenzeit mit Hülfe der letzten Errungenschaften der Denkmäler-Wissenschaft zu einem großen Bilde zusammenzustellen, um auch den diesen Studien ferner stehenden Verehrern der ägyptischen

Altzeit die Gelegenheit zu bieten, sich ein eigenes Urtheil über den Werth und die Bedeutung der steinernen Urkunden des ältesten Menschenthumes zu bilden. Meinen gerechten Bedenken, daß eine so umfassende Arbeit, welche vor Allem auf Erklärung und Verständniß der überreichen Zahl von Texten beruht, langer Jahre zu ihrer Vollendung bedürfe, trat zuletzt der buchhändlerische Nothschrei gegenüber, welcher mich an alte Verpflichtungen erinnerte und auf die stets wiederholte Nachfrage des längst erschöpften Vorrathes hinwies.

Mitten unter den officiellen Arbeiten, welche mir dienstliche Obliegenheiten im Auftrage eines erleuchteten orientalischen Fürsten, des gegenwärtigen Beherrschers von Aegypten, in fast ununterbrochener Folge auferlegten, entstand somit diese erste deutsche Ausgabe der Geschichte Aegyptens unter den Pharaonen. Innerhalb des Zeitraumes von fünf Jahren habe ich sie in drei Welttheilen, in Europa, Afrika und Amerika, nach einem neuen Plane entworfen und zu Ende geführt, mir jeden Augenblick der Ruhe erkämpfend, deren sich der Gelehrte in seiner stillen Studierstube erfreut, doch stets begeistert für eine längst dahin geschwundene Zeit, die mir um so anziehender erschien, in je weitere Ferne sie unseren eigenen Tagen bereits entrückt ist.

Bei meiner Darstellung habe ich fast ausschließlich der Denkmälerkunde meine vollste Aufmerksamkeit zugewendet und hierin meine ich selber, liegt der ganze Schwerpunkt meiner Leistung. Weder durch Beruf noch durch Talent Geschichtsschreiber von Fach habe ich mich mit dem bescheidenen und untergeordneten Verdienste begnügen müssen, ein gewissenhafter Dolmetscher der Worte der Vorzeit zu sein,

unter Erschöpfung aller Mittel zur richtigen Feststellung der angezogenen Urkunden, die an Ort und Stelle zu durchmustern mir häufige Reisen nach Oberägypten die erwünschte Gelegenheit darboten. Liegt in der Darstellung und Verwerthung der mir zu Gebote gestandenen ungewöhnlich reichen Hilfsmittel, wie ich fürchten muß, die eigene Schwäche meines Wagstückes die Geschichte Aegyptens unter den Pharaonen von Anfang bis zu Ende durchzuführen, so wird der Leser andererseits eine gewisse Entschädigung in der Kenntniß einer Fülle uralter Ueberlieferungen finden, deren Ton und Wortgefüge ich mich befließigt habe mit möglichster Treue wiederzugeben. Die Sprache der Denkmäler ist einfach und schmucklos, doch durchweht sie der frische kräftige Hauch eines hohen Alterthumes.

Meinen Herren Fachgenossen wird es nicht entgehen, daß gewisse Auffassungen in den wichtigsten Abschnitten meines Werkes den bisher als unwiderlegte Thatsachen angenommenen Meinungen bedeutender Autoritäten auf dem Felde der altägyptischen Forschungen im schärfsten Gegensatz gegenüberstehen. Des Beispiels halber sehe ich den bisher beliebten pelasgisch-italischen Völkerbund, in den Zeiten Meneptah's I und Ramses' III als einen gefährlichen Irrthum an, der leider ohne weitere Untersuchung in die Wissenschaft eingeführt worden ist und bereits in den Handbüchern der Geschichte Griechenlands und Italiens einleitende Wurzeln geschlagen hat. Desgleichen habe ich Ilion, Dardaner, Lycier und Mysier als den Aegyptern des vierzehnten Jahrhunderts unbekannte Größen gestrichen und dafür die entsprechenden Völkernamen auf dem Hochlande des oberen Euphratlaufes eingesetzt. Wenn je so ist auf diesem

Gebiete die sorgfältigste Umschau erforderlich. Die Beweise für meine Berichtigungen dieser und ähnlicher Annahmen und Voraussetzungen werde ich in einer besonderen wissenschaftlichen Abhandlung, welche bereits für den Druck vorbereitet fertig daliegt, in aller Stärke und Ausführlichkeit meinen Fachgenossen demnächst liefern.

Als beachtenswerth und würdig einer eingehenden Prüfung empfehle ich meinen Herrn Mitforschern die bisher nirgends erkannte noch erwiesene Thatsache, daß die ägyptischen Denkmäler, von dem Jahre 1000 vor Chr. Geb. an, uns zum erstenmale Kenntniß assyrischer Königsnamen in ägyptischer Schreibung gewähren und die Gegenwart assyrischer Satrapen im Nilthale bezeugen. *Pallascharnas, Schaschanq, Nimrod, Tiglath, Sargon* u. a. m. sind ächt assyrische Gestalten, welche fortan mit der Geschichte Aegyptens im engsten Zusammenhange stehen werden.

Die zahlreichen Uebersetzungen, welche wie bemerkt die eigentliche Grundlage des vorliegenden Werkes bilden, sind von mir im Angesicht der Denkmäler niedergeschrieben und wiederholt mit den Urtexten verglichen worden. Da wo ich Vorgänger und Vorbilder anzuführen hatte, habe ich nicht verfehlt dies im Texte selber oder in einer Anmerkung zu erwähnen. Nur wenige, wie die Uebertragung der langen Pianchi-Inschrift durch den verstorbenen Meister E. de Rougé, sind mir erst nach dem vollendeten Satze meines Buches zugänglich geworden, ohne daß ich indeß einen Anlaß gefunden hätte, meine eigenen Abweichungen in der Auffassung und Uebersetzung zu beklagen. Um so mehr bedaure ich dagegen, daß die prachtvolle Aus-

gabe des berühmten Papyrus Harris No. 1, durch dessen Veröffentlichung sich Herr Birch und die Verwaltung des Britischen Museums in London wiederum die größten Verdienste um die Bereicherung der altägyptischen Forschungen erworben hat, mir erst nach dem Drucke des vorliegenden Buches als ein ebenso kostbares als inhaltreiches Geschenk zugekommen ist. Für alle Zeiten wird diese Urkunde, deren wichtigsten Theile mir nur auszugsweise bekannt waren, den werthvollsten Beitrag zur Geschichte des dritten Ramses bilden. —

Dem chronologischen Theile dieses Werkes habe ich mit voller Absicht eine sehr untergeordnete Aufmerksamkeit geschenkt. Meiner Meinung nach ist auf diesem Gebiete, insofern es die Zeit vor der sechs und zwanzigsten Dynastie betrifft, noch Alles zu thun übrig. Nimmt man die manethonischen Auszüge der altägyptischen Königslisten als Grundlage für die Feststellung der Zahlen an, so hat Lepsius in seiner Chronologie allerdings das Möglichste geleistet und mit erstaunlichem Scharfsinn und großer Quellenkenntniß die gebotenen Hilfsmittel so gut wie vollständig erschöpft. Allein die Denkmäler fangen nach und nach an die manethonischen Zahlen zu entwerthen. Will man nicht die elastische Dehnbarkeit der manethonischen Listen ungebührlich anspannen, so bleibt eben nichts anderes übrig als zu warten, bis irgend ein glücklicher Fund uns dieses gefährlichen Experimentes überhebt. Es schien mir daher gerathener, von jedem Versuche fester chronologischer Bestimmungen abzusehen und allgemeinen Angaben, über deren Princip ich mich an Ort und Stelle näher ausgesprochen habe, vor der Hand den Vorzug zu geben.

Unter den vier genealogischen Tafeln, welche das Werk begleiten, dürfte die vierte: »Geschlechts-tafel der königlichen Familien der Dynastien XX—XXVI«, sieben hundert Jahre umfassend, (1200—500 vor Chr.) eine besondere Aufmerksamkeit verdienen, da sie die augenscheinlichsten Beweise liefert, daß ägyptische, assyrische und äthiopische Fürstentämme durch gemeinsame Familienbände mit einander verknüpft und eheliche Verbindungen durch dynastische Interessen bedingt waren.

Zwei Karten, Ober- und Unterägypten, sind dem Werke beigegeben, mit der Absicht dem richtigen Verständniß einer Menge topographisch-geographischer Beziehungen in den überlieferten und übertragenen Inschriften als Unterlage zu dienen. Die alte Nomen-eintheilung des Landes, wie sie nachweisbar bis zu den Zeiten der Griechen und Römer bestand, bildet nach den Angaben der Denkmäler die Grundlage beider Karten, welche mit größter Gewissenhaftigkeit zusammengestellt sind und mehr enthalten, als der Leser von vorn herein annehmen möchte.

4. Baugeschichte des Denderatempels und Beschreibung der einzelnen Theile des Bauwerkes nach den an seinen Mauern befindlichen Inschriften von Dr. Joh. Dümichen, Professor an der Universität Straßburg. Straßburg 1877. Verlag von Carl J. Trübner. 36 SS. Text nebst 57 Taff. in 4°.

4. Der Herausgeber des vorstehenden Werkes, einer der fruchtbarsten und thätigsten Aegyptologen in der Veröffentlichung unbekannter und wichtiger Inschriften des ägyptischen Alterthumes, hat sich durch diese neue Publi-

cation wiederum ein besonderes Verdienst um die von ihm mit Liebe und Eifer gepflegte Wissenschaft erworben. Den Kern der Arbeit, um welchen sich eine erschöpfende Anzahl theils bekannter, theils unbekannter Texte als erklärende oder analoge Beispiele gruppiren, bilden die von dem Herausgeber auf seiner letzten ägyptischen Reise mit großen Mühen und Kosten freigelegten unteren Ränder der Außenwände des hochberühmten Tempels von Dendera (Tentyra der Alten), welche eine vollständig erhaltene Baurkunde unter Angabe der Maaße aller Säle, Zimmer, Treppen u. s. w. des Tempels enthalten. Obschon dieselbe in die Zeiten der ersten Kaiser des römischen Reiches, von Augustus an, fällt, so ist dennoch der Gewinn dieser Urkunde für die Wissenschaft ein nicht hoch genug anzuschlagender, da sie uns eine genaue Einsicht in die Bauverhältnisse des genannten Heiligthums gestattet und neue Gesichtspunkte für die Vergleiche mit der Anlage und den Maaßen des Tempels von Edfu (Apollinopolis M.), dessen Baurkunde Hr. Dümichen gleichfalls zuerst der gelehrten Welt mittheilte, in ausgedehntester Weise eröffnet. Was seiner Arbeit einen hohen wissenschaftlichen Werth verleiht, ist die bereits vorgelegte Uebersetzung der wichtigsten und lehrreichsten Stücke dieser Baurkunde von Dendera. Mit jener glücklichen Divinationsgabe ausgestattet, welche die geheimnißvollen Rebus-Räthsel der Hieroglyphen aus den Zeiten der Ptolemäer und Römer zu entziffern und zu lösen vermag, hat Herr Dümichen allenthalben, wo wir seine Uebertragungen mit dem Originaltexte verglichen haben, das Richtige getroffen und mehr als dies, eine nicht geringe Zahl unbekannter Werthe ihrer Bedeutung nach zuerst

festgestellt und dadurch das Studium jener schwierigen Schrift um einen guten Schritt weiter vorwärts gebracht. Die Erläuterungen zu den Tafeln (eine ausführlichere Behandlung derselben stellt der Verfasser bald in Aussicht) betreffen zunächst die Beschreibung des Tempels von Dendera seiner ganzen Anlage nach (S. 1—4), hieran schließt sich die urkundliche Darstellung des Tempelbaues von Edfu (S. 5—13), so wie eine historische Untersuchung über die geschichtlichen Epochen der Anlage, Erweiterung und Vollendung des Heiligthumes von Dendera (S. 14—18). Hr. Prof. Dümichen geht darauf näher auf den Inhalt der oben erwähnten Randinschriften ein (S. 18—23), wobei wir gelegentlich S. 23 die interessante Thatsache erfahren, daß ein ägyptisches Denkmal uns die Namen der sieben, den Aegyptern bekannten Oasen in der libyschen Wüste wohl erhalten hat. Mit großer Sorgfalt hat der Herr Verfasser die verschiedenen Benennungen der zahlreichen Säle und Zimmer des Tempels, wie solche auf den Mauernwänden zu lesen sind, festgestellt und schließlich alle nur möglichen Texte vereinigt, welche Bezug haben auf die feierliche Ceremonie der Grundsteinlegungen der ägyptischen Tempel, deren genaues Studium geradezu eine Specialität des genannten Gelehrten geworden ist. Die sehr klaren und inschriftlich erläuterten Pläne der Tempel von Dendera und Edfu, welche den Reigen der Tafeln eröffnen, haben den Werth authentischer Urkunden. Sie sind, wie die folgenden Inschriften-Tafeln von dem Verfasser eigenhändig autographirt. Bei einem so wichtigen und nützlichen Werke, das auf einer beschwerlichen Reise, unter Schwierigkeiten jeder Art entstanden ist und der Wissen-

schaft einen reichen Schatz lang verborgenen Materiales zuführt, für manche Auffassungen im Einzelnen meine entgegengesetzte oder berichtigende Meinung aussprechen zu wollen, hieße am Guten mäkeln und wirklich großes Verdienst abschwächen. Für den klassischen Philologen von Fach wird es interessant sein zu erfahren, daß Taf. X zwei längere griechische Inschriften (aus der Zeit des Kaisers Tiberius Claudius Germanicus) enthält, welche von Hrn. Dümichen an den Tempelwänden von Dendera zum ersten Male freigelegt worden sind und deren Inhalt einem Letronne Stoff zu den geistvollsten Combinationen gegeben haben würde. Dem Aegyptologen von Fach wird das Erscheinen des vorstehenden Werkes eine Festgabe sein, die um so höher anzurechnen ist, als sie ihm die Kosten einer Reise nach Dendera, das Wiederaufgraben der verschütteten Texte und Darstellungen, sowie das mühsame Kopieren der langen Inschriften erspart hat. Also auch dafür unsern Dank dem Eifer des unermüdlichen Collegen.

H. Brugsch.

Monumenta Germaniae historica inde ab anno Christi quingentesimo usque ad annum millesimum et quingentesimum edidit societas aperientis fontibus rerum Germanicarum mediæ aevi. Scriptorum qui vernacula lingua usi sunt Tomus II. Hannoverae 1877. Auch unter dem Titel:

Deutsche Chroniken und andere Geschichtsbücher des Mittelalters herausgegeben von der

Gesellschaft für ältere Deutsche Geschichtskunde.
Zweiter Band. VI und 709 Seiten in Quart.

Wie früher der langjährige Herausgeber der *Monumenta Germaniae historica* gewohnt war über die einzelnen neu erschienenen Bände in diesen Blättern zu berichten, so entspreche ich gern einer Aufforderung der Redaction dies für die Folge zu thun. Nur von den letzten beiden (XXII und XXIII) Bänden der *Scriptores* und dem Anfang des V. Bandes der *Leges* ist eine solche Anzeige bisher nicht gegeben. Ueber jene wird nachträglich Hr. Prof. Weiland näheren Bericht erstatten, und so mag es genügen daran zu erinnern, daß hier die schon vor einer Reihe von Jahren dem Druck übergebenen Bearbeitungen der *Leges Saxonum* und *Thuringorum* von F. K. von Richthofen, die zweite in Gemeinschaft mit seinem Sohne, und des *Edictum Theoderici* von Bluhme sammt ein paar kleineren Stücken vorliegen, während dort in XXII unter anderm die Werke des Gotfried von Viterbo und die Weltchronik des Martin von Troppau, in XXIII eine Reihe der wichtigsten Chroniken Staufischer Zeit zum Abdruck gelangt ist, zum Schluß die große Chronik des Albricus die verschiedenen Stücke bearbeitet von dem Unterzeichneten, Arndt, Cardauns, Ehrenfeuchter, Scheffer-Boichorst und Weiland. Der letzte Band hat das billige Maaß eines Foliobandes erheblich überschritten (er umfaßt 1027 Seiten) und hätte angemessen schon vor dem Albricus (mit S. 630) abgebrochen werden können, wo dann die große Weltchronik dieses Autors sich passend mit einigen andern noch ausstehenden ähnlichen, wenn auch dem Umfang und der Bedeutung nach weit zurückbleibenden Werken des 13. Jahrhunderts

zu einem besonderen Bande hätte vereinigen lassen.

Es hat über diesem Band auch sonst ein gewisses Misgeschick geschwebt, indem, trotz der Sorgfalt, welche die einzelnen Herausgeber aufgewandt, in der kurzen Zeit nach dem Erscheinen ihrer Arbeiten, manche ihnen noch unbekannte Hilfsmittel zu Tage gekommen. So ist das von Albricus so häufig angeführte bisher für verloren gehaltene Werk des Guido de Bazoches in einer Pariser Handschrift nachgewiesen; ein älterer Codex des Chronicon Urspergense ist in Oesterreich aufgetaucht; über die von Weiland vermißten Handschriften kurzer Epternacher Chroniken, die hier mit anderen Stücken zur Geschichte des Klosters vereinigt sind, haben sich Notizen in dem Nachlaß von Pertz gefunden; auch über eine Handschrift Heinrich des Letten ist einiges nachträglich bekannt geworden. Das sind Uebelstände, denen wir wohl nie ganz entgehen: hat sich doch ähnliches, wenn auch minder wichtiges, bei dem neuesten Bande begeben.

Derselbe erscheint als Anfang einer neuen Reihe, mit besonderem Titel, in anderem Format und etwas anderer Einrichtung.

Es handelte sich zunächst um die Publication der Sächsischen Weltchronik (Sachsenchronik, unpassend auch Reggowsche Chronik genannt), mit der sich seit längerer Zeit Weiland beschäftigte. Es schien wenig empfehlenswerth, ein Werk deutscher Sprache mit lateinischer Einleitung und sonstiger Beigabe zu publicieren, wie das bei den bisherigen Abtheilungen der Monumenta, und gewiß mit vollem Recht, geschehen ist. Sie waren jetzt bis zu einer Zeit vorgerückt, wo die heimische Sprache wenigstens

einen bedeutenden Platz in der Historiographie wie in der Literatur überhaupt einzunehmen begann. Werke dieser Art durften auch auf die Theilnahme noch anderer als der Historiker von Fach Anspruch machen, und es mußte deshalb als billig erscheinen den Bezug bequemer zugänglich zu machen. Wenn dies aber geschah, so konnte man zugleich einem vielfach geäußerten Verlangen nach kleinerem Format, billigerem Preis genügen, ohne der Fortführung des großen Werkes in der begonnenen Weise Abbruch zu thun; man konnte auch der allerdings sehr und weit über Erwarten anwachsenden Reihe der Bände eine gewisse Beschränkung geben. Alle diese Gründe bestimmten, wie die Schriftsteller der ältesten Zeit, so auch die Deutsch geschriebenen Chroniken von der Hauptmasse der Scriptorum zu trennen und in einem Quartformat, wie es für ähnliche Publicationen in neuerer Zeit öfter gewählt ist, zur Veröffentlichung zu bringen, bei den Deutschen Chroniken sich dann auch der Deutschen Sprache zu bedienen.

Davon ist der zweite Band zuerst herausgegeben, wie die Vorrede bemerkt, deshalb dieser, weil für einen ersten die ältere sog. Kaiserchronik bestimmt ward, deren Aufnahme früher nicht beabsichtigt gewesen war: ihr wird sich das ähnliche Werk Enekels anschließen können.

Der Band welcher vorliegt enthält nur niederdeutsche Denkmäler, außer der Sächsischen Weltchronik mit ihren Fortsetzungen, welche die größere Hälfte einnimmt und als erste Abtheilung schon vor einem Jahre ausgegeben ist, die Gandersheimer Chronik Eberhards, die Braunschweigsche Reimchronik, eine Goslarer

Chronik und die erhaltenen Fragmente einer Holsteinschen Reimchronik.

Alles ist von L. Weiland herausgegeben, der seine langjährige verdienstliche Thätigkeit als regelmäßiger Mitarbeiter an den Monumenta Germaniae auf die rühmlichste Weise hiermit beschlossen hat, ohne daß wir freilich die Hoffnung aufgeben ihm auch später noch zu begegnen. Die Arbeit selbst war bei den verschiedenen Stücken dann allerdings noch eine mannigfaltig verschiedene.

Die Sächsische Weltchronik liegt in einer großen Zahl von Handschriften vor in verschiedenen Bearbeitungen, von denen jedenfalls mehrere auf den Verfasser selbst zurückgehen, während außerdem Uebertragungen in andere Dialekte, auch ins Lateinische, dazu Erweiterungen und Fortsetzungen verschiedener Art und Zeit vorkommen. Der Herausgeber hat, abgesehen von neueren Abschriften erhaltener Codices, 24 aufgeführt und größtentheils selbst benutzt: eine die er für verloren hielt (Nr. 7, früher Aufsess), war im Germanischen Museum vorhanden, zeigte sich aber, wie in den Nachträgen bemerkt ist, als nur von untergeordnetem Werth. Als die beste erwies sich, wie ich früher schon anderen Aufstellungen gegenüber zu zeigen gesucht habe, die Gothaer, aus Eccards Abdruck als Lüneburger Chronik bekannt; sie ist vielleicht selbst als ein Original für einen der verschiedenen Texte, und zwar den umfassendsten aller zu betrachten. Indem sie der Ausgabe zu Grunde gelegt ward, galt es vornehmlich die Abweichungen der andern Recensionen zur Anschauung zu bringen. Der Herausgeber hat über sie, ihr Verhältnis zu einander, ihre Bildung u. s. w. schon früher in einem besonderen Aufsatz in

den Forschungen zur D. G. gehandelt und das Wesentliche davon in der Einleitung mitgetheilt; zu ganz glatten Resultaten hat aber die Untersuchung nicht geführt, indem sich Uebergänge und Zwischenglieder finden, deren Entstehung nicht ganz klar gelegt werden kann. Auch darüber konnte Zweifel sein, inwieweit die verschiedenen erhaltenen Formen auf einen und denselben Verfasser zurückzuführen sind: das Verhältniß ist doch nicht so, daß die eine durchgängig, sei es als Erweiterung oder als Abkürzung der andern angesehen werden kann; vielmehr hat jede eigenthümliche Nachrichten, die auf verschiedene Quellen oder Interessen hinweisen: der eine Text (A) solche die Magdeburg und das benachbarte Obersachsen betreffen, die beiden andern (B und C) zusammen Bremen-Hamburgische, C besonders wieder Zusätze, die aus einer Chronik des Michaelisklosters zu Lüneburg zu stammen scheinen. Davon verschieden sind noch Interpolationen jüngerer Handschriften, die auf Martin von Troppau und andere Vorlagen zurückgehen und die hier nicht weiter in Frage kamen. Jene Formen aber und noch einige Mittelglieder werden doch, wie ich glaube mit Recht, dem Autor vindicirt: nach dem verschiedenen Ende der erhaltenen Texte ist es wahrscheinlich, daß er über 20 Jahre lang (1225—1248) sich mit seinem Werk beschäftigte und in dieser Zeit wiederholt abweichende Fassungen desselben in die Welt ausgehen ließ, die uns schwerlich auch nur alle erhalten sind, am wenigsten alle in originaler Gestalt, indem einige nur in sprachlicher Uebearbeitung oder mit Fortsetzungen anderer Hand versehen vorliegen.

Was den Verfasser betrifft, so ist über seine

Heimath in Sachsen, über die Abfassung zunächst in Niedersächsischer Sprache kein Zweifel, desto mehr über die Person, über sein Verhältniß zum Eike von Repgow, seines Buchs zu dem Sachsenspiegel. Weiland sucht die unläugbaren Schwierigkeiten, die wenigstens scheinbaren Widersprüche dadurch zu beseitigen, daß er ein Mitglied der Familie Repgow, aber nicht den Landgerichtsschöffen Eike, sondern einen Geistlichen als Verfasser annimmt, jenem etwa nur einen gewissen Einfluß auf die Entstehung des Buches, vielleicht die Vorrede zuschreibt. Daß hier Zweifel bleiben, verkennt er selber nicht. Doch enthalte ich mich jetzt näher auf die einzelnen Fragen einzugehen.

Sie hängen nahe zusammen mit der nach den Quellen des Autors, die Weiland auch schon früher selbständig erörtert hat. Auch hier bieten sich manche Schwierigkeiten dar, die hauptsächlich dadurch ihre Erledigung gefunden haben, daß ein vollständigeres Exemplar der Annales Stadenses als Grundlage für einen bedeutenden Theil des Werkes angenommen ist. Wieder und wieder haben neuere Untersuchungen zu der Annahme solcher für uns verlorener Texte geführt; und wie bedenklich es sein mag, so immer aufs neue den Reichthum der einst vorhandenen geschichtlichen Literatur auf dem Wege bloßer Vermuthung zu vermehren, so wird man in vielen Fällen doch schwer darüber hinauskommen. Hier ist die Sache von Wichtigkeit für die Auffassung eines bedeutenden Theils der norddeutschen Geschichtschreibung überhaupt, indem die Bremer und Hamburger Annalen sammt Detmars Lübecker Chronik und andere aus derselben Quelle geschöpft haben sollen. Die Sache verwickelt sich aber nicht wenig dadurch, daß

wieder verschiedene Recensionen derselben angenommen werden müssen, und der Verf. der Sächsischen Weltchronik selbst mehrere derselben gehabt haben soll. Hier bleibt allerdings zu wünschen, daß noch eine einfachere Lösung gefunden werden möge.

Zu der Sächsischen Weltchronik gehören nicht weniger als 6 Fortsetzungen, von denen auffallender Weise nur eine nach Sachsen, eine zweite nach Thüringen, die übrigen nach Baiern gehören. Von diesen schließen sich 2, 3 und 4 an die den Handschriften dieser gemeinsame erste an. Sie sind ein Beweis, wie das Werk in hochdeutscher Bearbeitung auch in Süddeutschland weite Verbreitung fand. Beigefügt ist auch die Fortsetzung einer deutschen Bearbeitung des Martin von Troppau, die z. Th. aus jener ersten Bairischen Continuation geschöpft ist, aber sie auch wieder auf eigene Hand weiter führt. Alle diese Stücke gehen erheblich über das 13. Jahrhundert hinaus, die letzte bis tief in das 15., bis zum Jahr 1453 hinab, wobei aber zwei Verfasser zu unterscheiden sind. Diese und ebenso die zweite waren bisher ungedruckt.

Es folgt zunächst Eberhards Reimchronik von Gandersheim, die Bearbeitung ohne Zweifel eines älteren Lateinischen Werks, das hier in den Anfang des 12. Jahrhunderts gesetzt und dem auch schon die sagenhafte Darstellung des Ungarnkrieges Heinrich I. vindiciert wird, welche sich bei Eberhard in Uebereinstimmung mit der Sächsischen Weltchronik findet: indem Weiland so in Uebereinstimmung mit dem was Hasse in seiner Schrift über Eberhard behauptet sich gegen eine früher von mir vertretene Ansicht erklärt, ist er genöthigt in der Handschrift der Ann. Palidenses, die als Ableitung einer alten Sächsi-

schen Kaiserchronik und wieder Quelle der Sächsischen Weltchronik in Betracht kommt, eine Lücke anzunehmen: ein Ausweg, der doch jedenfalls etwas Unbefriedigendes hat. — Dem Text liegt die einzige Wolfenbütteler Handschrift des 15. Jahrhunderts zu Grunde.

Viel besser ist die Ueberlieferung und viel größer ist die Bedeutung der Braunschweiger Reimchronik, die hier zuerst eine kritische Ausgabe erhält auf Grund des vortrefflichen, gleichzeitigen, vielleicht von dem Autor selbst als Reinschrift besorgten Codex. Ueber die Quellen derselben, namentlich eine auch hier zu Grunde liegende Lateinische Chronica und andere Ableitungen derselben ist ausführlich in der Einleitung gehandelt; eine der letzteren, die Chronica ducum de Brunswick, obschon sie der Sprache nach nicht diesem Bande angehört, wegen des engen sachlichen Zusammenhangs als Anhang mitgetheilt. Hier konnte auch auf die Untersuchungen Rücksicht genommen werden, welche gleichzeitig Kohlmann in einer fleißigen Schrift über die Reimchronik niedergelegt hat; vgl. die Anzeige in der Hist. Zeitschrift 1877. I, S. 163. Wenn Weiland es hier tadelt, daß in neueren Schriften über die Quellen mittelalterlicher Autoren als Anhang auch wohl ein Nachweis über die Zusammensetzung der betreffenden Werke aus den zu Grunde liegenden Büchern gegeben wird, so kann ich dem nicht beistimmen. Gemacht muß die Arbeit doch werden, wenn die Untersuchung auf Genauigkeit und Vollständigkeit Anspruch machen will, und die Mittheilung, wenn sie auch dem Herausgeber keine Mühen spart, kann ihm doch nur eine erwünschte Controle sein. Nicht immer aber wird auch eine neue kritische Ausgabe

einer solchen Darlegung gleich nachfolgen, wie es bei der *Historia Romana* des Paulus noch Jahre gedauert hat, beim Freulf bisher nicht geschehen ist und vielleicht überhaupt nicht geschehen wird.

Den Schluß bilden die kurze Chronik des Stifts St. Simon und Juda in Goslar, der als Anhang ein entsprechender Lateinischer Text beigefügt ist, und die Fragmente der Holsteinschen Reimchronik, die zuletzt Lappenberg mit den Hamburgischen Chroniken herausgegeben hat, die aber hier in den rechten Zusammenhang gestellt und mit Hülfe einer Kopenhagener Handschrift auch noch verbessert gegeben sind. Ob schon erst um das Jahr 1400 verfaßt, enthält die letztere doch einige werthvolle Nachrichten, die auch auf ein Exemplar der größeren *Annales Stadenses* zurückgeführt werden. Schon um des willen schloß sich dieses Stück den anderen hier vereinigten Denkmälern niederdeutscher Geschichte passend an.

Eine wichtige Frage war bei allen die sprachliche Behandlung des Textes. War sie verhältnißmäßig leicht, wo eine so alte und gute Handschrift, wie die der Braunschweigschen Chronik vorlag, so bot sie nicht geringe Schwierigkeiten, wo es sich um eine Ueberlieferung der Texte aus verschiedener Zeit, in verschiedenen Dialecten handelte, wo eine ungleichartige und verwilderte Orthographie vorlag. Weiland hat sich eingehend über die da befolgten Grundsätze wie über den sprachlichen Charakter der einzelnen Denkmäler in den Einleitungen ausgesprochen. Vielleicht daß manchen jene etwas zu durchgreifend erscheinen, die Werth auf möglichst genauen Anschluß an die handschriftlichen Vorlagen legen; aber für Lesbarkeit und Verständ-

lichkeit ist so jedenfalls aufs beste gesorgt; und ich zweifle auch nicht, daß die Deutschen Philologen der gewissenhaften Arbeit Beifall schenken, überhaupt diesen Band als eine wesentliche Bereicherung ihrer Disciplin dankbar aufnehmen werden.

Nicht am wenigsten wird ihnen auch das Glossar willkommen sein, das Dr. Strauch angefertigt hat und das allerdings fast zu einem kleinen Wörterbuch angewachsen ist (S. 663—708), aber nun auch den Vortheil gewährt, daß der hier gegebene Sprachschatz vollständig übersehen und bequem benutzt werden kann.

Das Register ist von Dr. Holder-Egger bearbeitet nach den Grundsätzen, die früher bei den Monumenta Germaniae befolgt sind und die ich bei allen Publicationen historischer Denkmäler für die zweckentsprechendsten halte.

Es wird das Bemühen der neuen Leitung der Abtheilung Scriptorum sein, diese Serie neben der früher begonnenen und anderen in Angriff genommenen möglichst zu fördern: wenn sie das Erscheinen des noch fehlenden ersten Bandes bald in Aussicht stellen darf, so hofft sie namentlich auch, daß die längst gewünschte neue Ausgabe der Steierschen Reimchronik nicht zu lange auf sich warten lassen werde.

G. Waitz.

Stammbaum der Familie Gmelin. Für die Mitglieder und Freunde der Familie dem Druck übergeben. Karlsruhe, Braunsche Hofbuchhandlung 1877. LXIII und 135 S.

Dieses Stammbaums der Familie Gmelin mit

einem Worte in den Götting. Gel. Anz. zu gedenken, liegt um so näher, da ein Mitglied dieser Familie einst der Universität und der Societät der Wissenschaften der Georgia Augusta angehört hat. Das Werk, von dem H. Archivrath Dr. Gmelin in Karlsruhe angefertigt, legt Zeugnis von der außerordentlichen Gewissenhaftigkeit und dem großen Sammelfleiß des Autors ab. Die ehrenvolle Aufforderung für die »allgemeine Deutsche Biographie« die Artikel »Gmelin« abzufassen, hat es ihm nahe gelegt eine schon vor einem Jahrzehnt begonnene Arbeit wieder aufzunehmen. Er hat sein Material mit Umsicht zusammengetragen, kritisch-historische Nachrichten über den Ursprung und die ältesten Schicksale des Geschlechtes gegeben, über die Familienstiftungen, Wappen und Bildnisse die nöthigen Angaben gemacht und dem genealogischen Texte selbst eine Reihe zum Theil höchst anziehender biographischer Skizzen vorangeschickt, für die hie und da auch handschriftliche Quellen benutzt werden konnten, und die, wie man nicht zu sagen braucht, namentlich für die Geschichte der Naturwissenschaften von Werth sind. Das vorzüglich ausgestattete Buch, in dem sich der pietätsvolle Sinn des Schwaben mit der minutiösen Methode des Archivars verbindet, leidet vielleicht nur an dem Fehler, daß der Verfasser seine Arbeit allzuniedrig anschlägt, indem er sie eine »dilletantische Gelegenheitschrift« nennt.

A. St.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück 14.

4. April 1877.

Physikalische Beschreibung der Argentinischen Republik nach eigenen und den vorhandenen fremden Beobachtungen entworfen von Dr. Hermann Burmeister, Director des Museo Público de Buenos Aires, corresp. Mitgl. d. Akad. der Wissenschaften zu Berlin, St. Petersburg, Turin etc. etc. Erster Band, die Geschichte der Entdeckung und die geographische Skizze des Landes enthaltend. Buenos Aires, gedruckt von C. Casavalle. In Commission bei Ed. Anton in Halle 1875. VII und 423 Seiten Großoctav.

Dies Werk von Burmeister, von dessen Erscheinen schon lange die Rede gewesen und welches auch aus dem Jahre 1875 datiert uns aber erst zu Ende des vorigen Jahrs zugekommen ist, muß nach den bisherigen Arbeiten dieses bekannten Naturforschers große Erwartungen erregen. Auch wendet sich dasselbe nach seiner Vorrede geradezu an »das gelehrte Publicum«; es erfordert mithin auch die Beurtheilung desselben die Anlegung eines wissenschaftlichen Maaßstabes. Der vorliegende Theil des Werks

kann indeß die Kritik etwas in Verlegenheit setzen, weil er aus mehreren verschiedenartigen ganz unverbunden mit einander dastehenden Abtheilungen besteht, von denen die erste rein geschichtliche, obgleich auf dem Titel genannt, doch in einer *Physikalischen Landesbeschreibung* ebenso überraschen muß, wie das S. 352—382 durchaus unerwartet auftretende größere Capitel »Politische Eintheilung und Bevölkerung«, welches wesentlich statistischer Natur ist. Wir können uns diese Anomalie nur dadurch erklären, daß der Verf. ursprünglich, wie uns dies auch sonst zu Ohren gekommen, ein allgemeines Werk über die Argentinische Republik beabsichtigte, wie etwa das von Claude Gay über die Republik Chile unternommene (*Historia fisica y politica de Chile segun documentos adquiridos en esta República durante doze años de residencia en ella. Paris 1844—1852. 15 Bde. 8. m. Atlas in Fol.*), dann aber durch Umstände bewogen worden ist, diesen Plan zu ändern und seinem Werke einen mehr speciell naturwissenschaftlichen Charakter zu geben, wonach es, wie die Vorrede sagt, bestimmt ist, »eine Uebersicht der auf dem Gebiete des Thier- und Pflanzenlebens vorhandenen organischen Mannigfaltigkeit zu geben« und zu dem Zwecke »den Grund und Boden, auf dem sich das in den nachfolgenden Bänden zu behandelnde specielle Thier- und Pflanzenleben bewegt, oder in vorhistorischen Epochen bewegt hat, nur im Allgemeinen kenntlich gemacht werden sollte«. Darnach hätten denn auch die beiden bezeichneten Abschnitte wohl weggelassen werden müssen, doch wollen wir ihre Einschaltung an sich nicht tadeln, da möglicherweise doch auch durch solche *Hors d'Oeuvre* der Inhalt eines Buches wirklich be-

reichert werden kann. Noch viel weniger Recht haben wir die von uns vermuthete Aenderung des Plans des Verf. zu tadeln, wenn wir denselben im Interesse des Landes auch bedauern müssen, für welches eine allgemeine geographisch-statistische Darstellung der Republik auf wissenschaftlicher Grundlage gewiß von größtem Nutzen gewesen wäre, und wo, wie das auch aus den großen Subventionen, welche dem Verf. für sein Werk aus Staatsmitteln gewährt worden, zu schließen ist, von ihm auch ein solches erwartet zu sein scheint.

Doch mag dem sein wie es wolle, so viel steht fest, daß der vorliegende I. Band nicht streng naturwissenschaftlichen Inhalts ist, sondern dem Titel nach die Geschichte der Entdeckung und die geographische Skizze des Landes bezweckt und darnach darf der Unterzeichnete auch wohl diesen Band seiner Beurtheilung unterwerfen, wenn auch das Werk als ein Ganzes, nach dem Erscheinen der noch versprochenen Haupttheile desselben, für welche auch jüngere Gelehrte gewonnen worden und nach Vollendung des Atlases, als ein speciell naturwissenschaftliches, richtig nur von einem Naturforscher von Fach wird beurtheilt werden können.

Bei der Besprechung des vorliegenden Bandes wollen wir uns aber auf das ganze erste Buch (S. 1—162) nämlich die Geschichte der Entdeckung und anfänglichen Colonisation des Landes von 1516—1596 gar nicht weiter einlassen. Denn nicht allein, daß dasselbe wie schon gesagt, in einer Physikalischen Beschreibung der Argentinischen Republik ganz unmotiviert dasteht, bietet es auch als geschichtliche Arbeit kein besonderes Interesse dar. Dieselbe bringt, wenn gleich die Noten auch einige von Fleiß zeugende kritische und literarhistori-

sche Erörterungen enthalten, doch im Ganzen für den, welchem die bisherigen Hauptwerke über diesen Gegenstand bekannt sind, wenig oder eigentlich gar nichts Neues von Erheblichkeit und ist ganz in demselben verächtlichen Tone gegen alles Altspanische gehalten und mit derselben Lobesberäucherung der nachcolonialen Entwicklung des Landes gewürzt, welche fast alle Schriften über die Entdeckungs- und Colonialzeit aus der Feder von Hispanoamerikanern so unerquicklich machen und zum großen Schaden ihrer nationalen so wie ihrer ganzen Cultur-entwicklung es mit bewirkt haben, daß die Hispano-amerikaner mit ihrer Vergangenheit gänzlich gebrochen und sich in allen ihren Institutionen ausschließlich die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika oder Frankreich zum Muster genommen haben, obgleich dieselben sichtlich für die spanische Race so wenig adäquat sind. Eine verständige und fruchtbare vaterländische Geschichtschreibung in den hispanoamerikanischen Republiken wird erst anfangen, nachdem sie die dafür in den spanischen und in ihren eigenen Archiven befindlichen Quellen kennen und studieren gelernt haben. Dazu werden die Hispano-amerikaner aber wohl erst veranlaßt werden durch das mehr und mehr entstehende Bedürfniß in dem überall zwischen ihnen bestehenden Streit über die Grenzen ihres Staatsgebietes ihre Gebietsansprüche historisch zu begründen, wozu bereits in dem Streit über Patagonien in der Argentinischen Republik und in Chile ein guter Anfang gemacht worden (s. unsere Anzeige der darauf bezüglichen Schriften von Quesada u. s. w. im Jahrgang 1876 dieser Bll. Stück 50 und 51). Je mehr dies von den Hispanoamerikanern mit Ernst fortgesetzt wird, desto mehr werden sie

auch erkennen, daß die spanische Colonial-Verwaltung doch nicht ganz so jämmerlich gewesen und ihre spanischen Vorfahren nicht so verächtlich, daß sie darauf, wie das jetzt noch immer geschieht, alle Schuld für alle Jämmerlichkeiten und Verirrungen in ihrer Entwicklung seit der Emancipation schieben dürfen, sondern vielmehr noch manches für ihre Entwicklung Nützliche aus der spanischen Zeit lernen können.

Wenden wir uns nun zu dem geographischen Theile unseres Buches, so brauchen wir uns bei dem ersten Cap. über »Ausdehnung und Grenzen der Argentinischen Republik« (S. 165—170) auch nicht weiter aufzuhalten, weil darin nur ganz wag, wie in jedem gewöhnlichen geographischen Compendium die Lage derselben zwischen 22° und 53° S. Br. und ihr Flächenraum zu mehr als 45,000 Q.-Meilen (ohne nähere Bezeichnung der gemeinten Meile) angegeben und dann nur hinzugefügt wird, daß die Grenzen gegen die Nachbarstaaten noch streitig seien, daß der Verf. aber alle auf diesen Punkt bezüglichen Fragen bei Seite liegen lasse und die »Grenzen so angebe, wie sie zur Zeit der Spanier für das Vicekönigreich des Rio de la Plata festgestellt wurden, von der Zukunft die Regelung dieser schwierigen und verwickelten Angelegenheit erwartend«. Abgesehen davon, daß die Angabe von 45,000 Q.-M., wenn wie wohl gewiß ist, deutsche geographische Meilen gemeint sind, viel zu groß ist, wenn man nur das wirklich unbestreitbare Territorium im Auge hat, und viel zu klein, wenn man, wie der Verf. es doch zu thun scheint, auch alle die von der Republik beanspruchten Gebiete mit einschließt, bilden ja gerade die »Grenzen, wie sie zur Zeit der Spanier für das Vicekönigreich des Rio de la Plata

festgestellt worden«, das Object des nun schon viele Jahre mit den Nachbarstaaten fortgeführten Grenzstreites, über den der Verf. weiter nichts anführt als in einer Note den Titel einiger der darüber veröffentlichten Documente und Denkschriften, aber nur von solchen, welche für die Rechte der Argentinischen Republik auftreten. Wir haben kürzlich unsere Ansicht über den zwischen Chile und der Argentinischen Republik entbrannten Streit über Patagonien in diesen Bll. a. a. O. etwas eingehender ausgesprochen und brauchen deshalb hier darauf nicht nochmals zurückzukommen; von dem Verf. einer speciellen Beschreibung der Argentinischen Republik war aber doch wohl zu erwarten, daß er seine Leser über diese sehr verwickelte und von den Regierungen der beiden Nachbarrepubliken fortwährend mit großem Eifer verhandelte Angelegenheit einigermaßen zu orientieren gesucht hätte. Sehr auffallend ist auch, daß der Verf. in diesem Capitel, wo dazu der richtige Ort gewesen wäre, gar nichts davon sagt, worauf er denn seine Angabe des Flächeninhalts zu 45,000 Q. M. stützt und auch den Leser gar nicht ahnen läßt, das er weiterhin, wie wir sehen werden, an einer Stelle, wo man es gar nicht erwartet, weitläufig von einer von ihm gemachten Berechnung des Flächeninhalts spricht, was doch jedenfalls von einer großen Nachlässigkeit in der Disposition des Buches zeugt, die übrigens auch sonst vielfach hervortritt.

Cap. II. (S. 170–175) handelt von »der allgemeinen Form und Beschaffenheit des Bodens« und stimmt in der Darlegung der vertikalen Configuration des argentinischen Territoriums im Allgemeinen mit der Skizze überein, welche wir davon in unserer geographisch-statistischen

Beschreibung der Argentinischen Republik (Handbuch der Geographie und Statistik des ehemaligen spanischen Mittel- und Süd-Amerika, als Umarbeitung des Handbuches der Geographie und Statistik für die gebildeten Stände von Stein und Hörschelmann 7. Aufl. I. Bd. 3. Abtheilung. Leipzig 1863—70.) gegeben haben, bringt aber keineswegs solche Vervollständigung und Verbesserung unserer flüchtigen Skizze, wie wir sie von Burmeister nach eigenen Beobachtungen und neueren Berichten Anderer darüber erwartet haben. Insbesondere müssen wir bemerken, daß unsere nach den Arbeiten des englischen Geognosten David Forbes gegebene Auffassung des Gebirgslandes im Osten der Hauptcordillere der Andes, welche dasselbe mit den Binnen-cordilleren von Bolivia in Beziehung bringt, uns auch heute noch vor der Darstellung Burmeisters, welche dies Gebirgsland als »Anhangsgebirge« der Hauptcordillere darstellt, große Vorzüge zu haben scheint und glauben auch, daß wenn Hr. B. durch unser Buch sich auf die Arbeiten von Forbes, die er gar nicht zu kennen scheint, hätte aufmerksam machen und zu deren Studium bewegen lassen, dies gewiß nicht ohne günstigen Einfluß auf seine Auffassung und Schilderung der vertikalen Configuration des Argentinischen Territoriums geblieben sein würde.

In den folgenden Capiteln wird nun die im Allgemeinen dargelegte Form des Bodens im Einzelnen betrachtet. Für das Studium dieses Theils des Buches bildet aber der Mangel einer Karte einen großen Uebelstand. Ohne Zweifel wird der versprochene Atlas auch eine der Darstellung des Verf. entsprechende allgemeine Karte der Republik bringen. Da aber dieser Atlas, der nach der Vorrede »zur Erläuterung des In-

halts aller Abtheilungen dem Werke beigegeben werden soll und auf dessen Tafeln charakteristische Ansichten der verschiedenen Gegenden des Landes, Karten, Pläne und geographische Profile, nebst den neuen Formen des Thier- und Pflanzenreichs zur Darstellung gebracht sind«, wohl noch nicht sobald erscheinen wird, so muß man sich inzwischen mit den früher von Burmeister herausgegebenen Karten behelfen und sich für den allgemeinen Ueberblick an die auf seine Veranlassung von Petermann als 39. Ergänzungsheft seiner Mittheilungen bearbeitete *Mapa original de la República Argentina* etc. halten, welche jedoch keineswegs auf gleicher Höhe mit den sonst aus dem geographischen Institute von Justus Perthes hervorgegangenen Arbeiten steht was freilich in noch viel höherem Grade von dem von Burmeister dazu gegebenen »geographischen Compendium« gilt. Diese Karte läßt den Leser unseres Werks aber vielfach im Stich und wäre es deshalb sehr wünschenswerth gewesen, wenn Hr. B. seiner geographischen Skizze des Landes auch eine ihr entsprechende Karte beigegeben hätte, zumal er selbst am Schlusse dieses Buchs (S. 419) beklagt, daß die genannte Karte stellenweis ganz ungenügenden Quellen ein zu großes Vertrauen geschenkt habe und von dem von ihm dazu geschriebenen Text, also folglich auch von seinem vorliegenden Buche, mehrfach abweiche.

Cap. III. (S. 176—201) schildert »das Argentinische Blachfeld, Pampas, Waldungen, Salinas«. Dabei werden unterschieden 1) die fertilen Pampas, 2) die sterilen Pampas, 3) das Waldgebiet und 4) die Patagonische Steppe. — Wie der Verf. in der Note 7 zu diesem Abschnitt (S. 392) sagt, ist die hier gegebene Be-

schreibung der Pampas eine Wiederholung und Zusammenstellung der verschiedenen Darstellungen, wie solche in seiner Reise durch die La Plata-Staaten Th. I. S. 112. 148 etc., und in seinem Aufsatz über das Gebiet des Rio Salado (Zeitschr. für allgem. Erdk. N. F. 15. Bd. S. 225) niedergelegt sind. Wir erhalten hier also über diese wichtigen Theile des Argentinischen Gebiets nichts Neues. Damit wollen wir nicht gerade einen Tadel aussprechen, denn die angeführten Schilderungen bringen so viel Werthvolles, daß sie wohl noch einmal zusammengestellt zu werden verdienten. Mit Recht kann der Verf. deshalb auch am Schlusse dieses Abschnitts (S. 190) sagen, »daß er das Wesentlichste und Wichtigste dieser großen Blachfelder denen die Argentinische Republik die meisten Eigenthümlichkeiten ihrer natürlichen Beschaffenheit verdankt«, mitgetheilt habe. Sehr zu bedauern bleibt aber doch, daß der Verf. seine früheren Schilderungen von Einzelheiten nicht unter einander und zusammen mit den Schilderungen Anderer zu einem anschaulichen Gesamtbilde zu verarbeiten versucht hat. Zu einer solchen allgemeinen Charakteristik der Pampas wäre es freilich nothwendig gewesen, sie in nähere Beziehung mit den sonstigen Oberflächenformen der Argentinischen Republik und insbesondere auch mit ähnlichen Formen der Erdoberfläche wie Prairien, Llanos, Steppen, Wüsten, zu bringen, wofür Alex. von Humboldt in seinen »Steppen und Wüsten« in seinen Ansichten der Natur ein Muster aufgestellt hat und worin ihm auch Grisebach's »Vegetation der Erde« als Vorbild hätte dienen können, mit andern Worten, es wäre eine vergleichende Darstellung zu geben gewesen, wie die wissenschaftliche Geo-

graphie sie erfordert. Dafür zeigt der Verf. aber überall keinen Sinn. Uebrigens entbehren aber auch die Einzelschilderungen der Vollständigkeit. Wichtige eigenthümlich ausgestattete Theile der Ebenen des Landes sind vom Verf. sehr kurz oder gar nicht behandelt, wie z. B. die Provinzen Corrientes und Entrerios und namentlich das Territorium der *Misiones*, »weil er sie nicht selbst besucht hat«. Das kann doch wohl um so weniger zur Entschuldigung dieser so ungleichen Behandlung der verschiedenen Landestheile dienen, als, abgesehen davon, daß der Verf. doch eine Physikalische Beschreibung der Argentinischen Republik nach eigenen und den vorhandenen fremden Beobachtungen verspricht, und gerade über das Gebiet der *Misiones* vorzügliche Schilderungen vorhanden sind, dies physikalisch wie historisch so interessante Gebiet auch so unschwer von seinem gewöhnlichen Wohnsitze aus zu erreichen war, daß er als gewissermaßen offizieller Physiograph des Landes wohl einen Ausflug dahin hätte machen müssen. Vielleicht daß gerade das historische Interesse dieses Landestheiles als Schauplatz der großartigen Missionsthätigkeit der Jesuiten ihn davon abgehalten hat. Sein Haß gegen die Jesuiten ist nämlich der Art, daß er auch in dem ersten Abschnitt seines Buches, in seiner Geschichte der Colonisation der verschiedenen gegenwärtig zum Gebiete der Argentinischen Republik gehörigen Landestheile, obgleich er S. 90 gesagt hat, »daß die Spanier mit ihren Anlagen auf der östlichen Seite des Rio Paraná kein Glück hatten, und dieselben allmählich wieder untergingen oder nur in dürftigster Weise fortbestanden, bis im Jahre 1610 (richtig um das Jahr 1580) Jesuiten in diese Gegend kamen und

dort ihre berühmten Missionen gründeten«, also die Colonisation dieses großen Landestheils erst nach ihrer Ankunft anfang, doch die Betrachtung ihrer Colonisationsthätigkeit gänzlich von seiner Darstellung der Colonisation der verschiedenen Landestheile ausschließt, während doch noch die gegenwärtigen socialen und volkswirtschaftlichen Verhältnisse in einem großen Theile des argentinischen Gebiets im Osten des Rio Paraná ohne eine Kenntniß des sog. Jesuitenreichs in Paraguay kaum verstanden werden können. Der Verf. hätte sich hierin ein Beispiel an unserem Landsmanne Rob. Avé-Lallemant nehmen sollen, der auch die Jesuiten verabscheut, aber als gewissenhafter Berichterstatter doch die »herrlichen Tempeltrümmer in der jetzigen Wildniß der ehemaligen Sette Missões« oder der Misiones Orientales auf der östlichen Seite des Rio Uruguay mit der Treue und Anerkennung schildert, daß der unbefangene Leser dadurch, trotz der dabei bezeugten Antipathien gegen das jesuitische Verwaltungssystem doch eine lebendige Vorstellung davon erhält, bis zu welcher Stufe der Cultur dieser Orden die wildesten Nationen der Indianer jener Gegenden erhoben hat, unter deren nach der Vertreibung der Jesuiten zerstreuten und wieder verwilderten Nachkommen noch heut zu Tage die Erinnerung an die Zeit der »Padres« als ihr goldenes Zeitalter fortlebt. (S. Avé-L. Reise durch Süd-Brasilien I. Cap. 4. und unsere Beschreibung der Argent. Republik S. 1013 vorzüglich nach Funes, Demersay und Martin de Moussy).

Die folgenden Capitel behandeln die gebirgigen Theile des Landes und zwar Cap. 4 (S. 202—235) die Cordilleren und ihre Anhänge, Cap. 5 (S. 237—239) die Sierra Famatina,

Cap. 6 (S. 239—244) die Nebengebirge der Cordilleren, Cap. 7 (S. 245—255) das System des Aconquija, Cap. 8 (S. 256—260) das Gebirgsland der nördlichen Grenze, Cap. 9 (S. 261—266) das centrale Gebirgssystem und Cap. 10 (S. 267—270) die Sierren der südöstlichen Pampa. — Schon aus diesen Capitelüberschriften ist zu ersehen, daß wir hier keine systematische Darstellung, kein Gesamtbild des Bodenreliefs des Landes zu erwarten haben. Und in der That erhalten wir auch nur lose an einander gereihete Schilderungen von Einzelheiten, größtentheils Bruchstücke und Wiederholungen aus früheren von dem Verf. veröffentlichten Schriften und vornehmlich aus seinen früheren Reisebeschreibungen, auf welchen er zwar sehr werthvolle Beobachtungen gemacht hat, die sich aber natürlich eng an die Reiseroute anschließen und deshalb von dem durchreisten Landstrich kein vollständiges Bild zu gewähren vermögen, zumal sie manchmal sehr ins Detail gehen, während an anderen Stellen der Leser einfach auf die früheren Schriften verwiesen wird und also diese herbeizuziehen genöthig ist, also eigentlich die Arbeit thun muß, welche von dem Verf. der Physikalischen Beschreibung des Landes zu erwarten war. Im Einzelnen können wir hier diese Capitel nicht durchnehmen, sondern nur zur Begründung unseres Urtheils ein paar Beispiele anführen. Begonnen wird die Schilderung der Cordilleren mit einem Auszuge aus seinem Bericht über den Uebergang über die Cordilleren von Capacavana bis in das Thal des Rio Piuquenes (in seiner Reise durch die La Plata-Staaten in den Jahren 1857—1860 Bd. II. S. 245 ff.), einem Auszuge, der noch dazu ziemlich nachlässig angefertigt ist, indem der

Leser gar nicht erfährt, in welcher Zeit des Jahres jene Reise gemacht worden, was doch zum Verständniß der vielfachen Angaben über Temperatur und Wetter nothwendig war. Abgesehen davon, daß wir in diesem Abschnitt eigentlich nur Wiederholungen von schon bekannt gemachten Beobachtungen erhalten, können wir auch diesen Ausgangspunkt für die Schilderung des gebirgigen Theils der Republik nicht für zweckmäßig gewählt halten. Der Leser wird dadurch genöthigt, wie der Verf. es thut, die ganze vertikale Configuration des Landes auf das Plateau von Atacama zu beziehen, wodurch kein klares Bild des Ganzen zu gewinnen ist, wogegen uns das sehr wohl möglich scheint, wenn man in der Beschreibung desselben an die Gestaltung des Andesgebirges weiter nördlich in Bolivia und Südperu anknüpft und darnach auch dem gebirgigen Theile des Argentinischen Gebietes (mit Ausschluß etwa des centralen Gebirgssystems der Provinz von Córdoba), als zusammengehörige Theile eines im Allgemeinen von Nord nach Süd streichenden Gebirgssystems ansieht. Ob diese Ansicht richtig ist, oder ob ein Theil der gebirgigen Oberfläche des Landes in Verbindung mit dem Brasilianischen Gebirge gebracht werden muß, wie neuerdings andere Geologen das behauptet haben, das werden freilich erst ausgedehntere hypsometrische und geognostische Untersuchungen entscheiden können; daß sie aber eher ein Gesamtbild ermöglicht als die Burmeister'sche Auffassung, die von Anhängen und Nebengebirgen der Cordilleren, dann wieder von einem besonderen Gebirgssystem innerhalb des Verbreitungsgebietes dieser Anhänge und Nebengebirge (nämlich dem selbständigen System des Aconquija und

der isolirten Gruppe seiner Vorberge S. 248) handeln und außerdem noch ein »Gebirgsland der nördlichen Grenze« S. 257 unterscheiden muß, scheint uns unzweifelhaft.

Was nun weiter die Cordilleren betrifft, so werden sie südwärts von dem von B. durchreisten Norden nur sehr kurz beschrieben. Was soll man aber dazu sagen, wenn es S. 226 über die Kette im S. des Vulkans von Maypú heißt: »Ueber diese letzte, südlichste, einfache Strecke der Cordilleren weiß ich nichts besonderes zu berichten; ich habe sie nirgends gesehen und könnte nur das wiederholen, was andere Reisende darüber gesagt haben«? Wiederholen sollte er das freilich nicht, es war aber, meinen wir, für sein Werk seine Aufgabe, auch die Arbeiten Anderer so gut wie möglich zur Gewinnung eines Gesamtbildes zu verwerthen. Daß dies überhaupt so wenig geschehen ist es, was den wissenschaftlichen Werth seiner »Physikalischen Beschreibung der Argentinischen Republik« außerordentlich herabsetzt. Die Theile des Landes, die er nicht selbst besucht hat, erklärt er wohl geradezu für terra incognita, wie z. B. S. 256 das ganze nordwestliche Grenzgebiet der Argentinischen Republik. Ueber dies Gebiet verweist der Verf. blos auf J. J. von Tschudi's Reise von Cordoba nach Cobija (N. 11 der Ergänzungshefte zu Petermann's geogr. Mittheilungen) und schließt so einen großen Theil der Provinzen Jujuy und Oran (in welcher letztern doch nach S. 259 die Hauptstadt Oran das Centrum der europäischen Ansiedelung bildet) als terra incognita so gut wie ganz aus seiner Beschreibung aus, »es verlohnt sich nicht im Einzelnen die verschiedenen Gebirgszüge jener Provinzen zu betrachten, weil man so wenig von ihnen

weiß«, und so finden wir denn in der That auch wenigstens von zehn Sierras, welche nach der von unserem Verf. mit einem geographischen Compendium begleiteten Petermann'schen Karte diese Gebiete erfüllen, in dem Buche auch nicht eine einzige nur dem Namen nach erwähnt! —

Befriedigender ist die Darstellung des centralen Gebirgssystems oder der Sierra de Córdoba (Cap. IX. S. 261—266) und des bergigen Landes der südöstlichen Pampa (Cap. X. S. 267—270). Es waren hier Verhältnisse von mit Buenos Aires in vielfachem Verkehr stehenden Gegenden zu behandeln, über welche schon manche und zum Theil sehr gründliche Untersuchungen angestellt sind, wie namentlich die von Heusser und Claraz über die Sierrren im SO. von Buenos Aires, die auch schon von uns haben benutzt werden können und denen auch einmal unser Verf. die Ehre der Berücksichtigung erzeigt, indem er einfach ihnen folgt.

In den nun folgenden Capiteln behandelt der Verf. die hydrographischen Verhältnisse des Landes und müssen wir diesen Theil des Buches für den am besten gelungenen erklären. Der Leser erhält dadurch ein deutliches Bild der eigenthümlichen Bewässerungsverhältnisse des Landes im Allgemeinen und werden auch die Hauptflüsse desselben eingehender und anschaulich geschildert. Selbst auf das sogenannte Baer'sche Gesetz der Drehung der Flußläufe nach der rechten Seite, »des Vor- und Abschreitens der Uferränder«, wie der Verf. es ausdrückt, hat derselbe bei der Betrachtung der Argentinischen Flüsse Rücksicht genommen und dasselbe im Allgemeinen bestätigt gefunden (S. 273. 282). Freilich hatte der Verf. für diesen Abschnitt auch ganz vorzügliche Vorarbeiten,

von denen er auch die wichtigste, das Werk des nordamerikanischen Marineofficiers Page wohl benutzt hat. Weniger scheint dies der Fall gewesen zu sein mit dem gleichfalls sehr wichtigen Werk von Mouchez und einigen anderen von uns (a. a. O.) genannten Schriften, so daß wir darnach auch einige Partien, wie z. B. den großen Katarakt (Gran Salto) von Guayra im oberen Rio Paraná (von welchem auch wohl der jetzt mehr gebräuchliche Name S. de las Siete Caidas hätte angeführt werden sollen) und den Lauf des Paraná von da bis zu seiner Vereinigung mit dem Paraguay genauer und anschaulicher in unserer kurzen hydrographischen Skizze haben beschreiben können, als hier geschehen ist. — Nachdem der Verf. zuerst eine allgemeine Charakteristik der argentinischen Flüsse gegeben (S. 270), beschreibt er eingehender die Hauptzuflüsse des Rio de la Plata so weit sie für das Argentinische Territorium in Betracht kommen, nämlich 1) den Uruguay, (S. 275—280), 2) den Paraná (S. 280—289), 3) den Paraguay (S. 289—293) und darauf die Hauptzuflüsse des letzteren und des unteren Paraná, den Rio Pilcomayo (293—296), den R. Vermejo (296—298), den R. Salado (298—303) und den R. Dulce oder Saladillo mit dessen Zuflüssen (303—311), worauf dann eine Beschreibung des Plata-Busens (des großen Aestuars des Rio de La Plata) folgt (311—316), welche wohl besser mit der übrigens in nautischer Beziehung ganz ungenügend ausgefallenen Beschreibung der Küsten des Landes verbunden worden wäre. Hieran schließt sich 1) Cap. XII (S. 317—325) die Beschreibung des centralen Flußsystems der Sierra de Córdoba d. h. der in diesem Gebirgssystem entspringenden Flüsse des Landes, von welchen nur einer,

der Rio Tercero sein Wasser dem Ocean durch den R. Paraná zuführt, 2) in Cap. XIII (S. 325—336) die Beschreibung des Systems der versiegenden Cordillerenflüsse, von welchen keiner den Ocean, sei es direct, sei es durch Einmündung in einen anderen größeren Fluß erreicht, 3) in Cap. XIV (S. 337—341) die der Flüsse Patagoniens und endlich in Cap. XV (S. 342—347) die der Flüsse der südöstlichen Pampa, während in der allgemeinen Uebersicht (S. 175) wohl zweckmäßiger das System dieser letzteren dem der Flüsse Patagoniens vorangestellt ist. — Nach diesen der Beschreibung der Flüsse gewidmeten Capiteln folgt dann noch ein besonderes Cap. (XVI, S. 348—51) über das »Argentinische Mesopotamien«, in welchem eine orographisch-hydrographische Beschreibung der zwischen dem Paraná und dem Uruguay gelegenen beiden Provinzen Corrientes und Entre Rios gegeben wird, welche zugleich eine Ergänzung der orographischen und der hydrographischen Abtheilung der vorhergehenden Landesbeschreibung bildet und deren abgesonderte Behandlung auch wohl durch die große Eigenthümlichkeit dieser Landestheile gerechtfertigt ist, nur hätte ihnen gerade ihrer großen Eigenthümlichkeiten wegen eine eingehendere Schilderung gewidmet werden müssen, als hier im Ganzen auf vier Seiten geschieht, wobei namentlich auch wieder das so interessante Territorium der Misiones ganz stiefmütterlich behandelt ist.

Nachdem die bisherigen 16 Capitel der 2. Abtheilung unseres Buches sich ausschließlich mit der Physikalischen Beschreibung des Landes beschäftigt haben, wird das folgende Cap. XVII (S. 352—382) die Leser nicht wenig überraschen, welches unter der Ueberschrift »Politische Ein-

theilung und Bevölkerung« ohne allen Uebergang eine geographisch-statistische Beschreibung der verschiedenen Argentinischen Provinzen in der Art eines gewöhnlichen geographischen Compendiums bringt, die in dieser isolierten Stellung und zumal in einem Buche, welches nach der Vorrede durchaus »kein Geographisches Handbuch der Republik Argentinien« sein soll, gewiß nicht gerechtfertigt ist, sondern, wenn sie überhaupt (nach dem oben vermutheten früheren Plan des Verf.) in seine Beschreibung der Argentinischen Republik gehörte, in Verbindung mit der in der ersten Abtheilung gegebenen Geschichte der Colonisation hätte gebracht werden müssen. Wir wollen es dahin gestellt sein lassen, ob das Werk durch dies Einschiesel wirklich eine Bereicherung erhalten hat und hier nur bemerken, daß hier in den geographischen Angaben manches aus den früheren Capiteln wiederholt werden mußte, und daß die mitgetheilten statistischen Daten, so wie die Städtebeschreibungen viel zu ungenügend sind, um eine Topographie im Sinne der gewöhnlichen geographisch-statistischen Handbücher ersetzen zu können. Auffallender aber noch als dies Hors d'Oeuvre ist uns das folgende Capitel XVIII (S. 382 — 390), mit der Ueberschrift: »Areal der Provinzen und der Republik« erschienen, in welchem der Verf. hier am Schlusse seiner geographischen Skizze die von ihm durch Rechnung ermittelte »wirkliche territoriale Ausdehnung« der Republik mittheilen will, über welche er doch schon zu Anfang dieses Buches in Cap. I unter dem Titel: »Ausdehnung und Grenzen« gesprochen hat und sprechen mußte. Warum er dort, wo eine jede Begründung des angenommenen Flächeninhalts sehr vermißt wird, die hier nun mitgetheilte

Untersuchung nicht angeschlossen hat, oder wenigstens angedeutet, ist geradezu unbegreiflich. Indeß würde man doch bei der bisherigen großen Unsicherheit aller Angaben über das Areal der Argentinischen Republik auch noch an dieser Stelle für eine solche Berechnung dankbar sein müssen, wenn dieselbe nur irgend etwas Zuverlässiges darböte. Daß daran aber gar nicht zu denken ist, geht schon daraus hervor, daß der Verf. die Grenzen für das berechnete Gebiet der Republik und der einzelnen Provinzen gar nicht festgestellt hat und überdies ist auch seine Berechnungsweise eine so mangelhafte, daß schon deshalb alles Vertrauen zu seinen Zahlenangaben schwinden muß. Seine Erklärung darüber ist aber auch zu charakteristisch für den geographischen Standpunkt des ganzen Werks, als daß wir uns versagen könnten, dieselbe hier wörtlich mitzutheilen. »Von früheren derartigen Versuchen« (nämlich der Berechnung des Areals) heißt es S. 383 »ist mir nur der eine bekannt, welchen Woodbine Parish erwähnt, indem er die Berechnung Arrowsmith's aufführt und zu 726,000 Engl. Quadrat-Meilen angiebt*). Ich

*) Hierzu müssen wir bemerken, daß schon Alex. von Humboldt eine solche Berechnung (Relat. hist. T. III) mitgetheilt hat, die doch wohl hätte erwähnt werden sollen und daß u. a. auch wir in unserem angeführten Handbuche einen solchen Versuch gemacht haben und zwar sowohl für das im Besitze der verschiedenen Provinzen befindliche Gebiet, wie auch für das von der Conföderation beanspruchte, nachdem vorher für dieses die Grenzen genauer bezeichnet worden. Unser Verf. nimmt (S. 384) aber für das Gebiet der ganzen Republik »das unter der Botmäßigkeit der National-Regierung stehende« an, ohne irgendwo dessen Grenzen genauer zu bezeichnen und für das Gebiet der einzelnen Provinzen »nicht bloß die wirklich cultivirten Flächen, sondern

ziehe vor, die geographische Meile, deren 15 auf einen Grad gehen, zum Maaßstabe zu nehmen, und also nach geographischen Q.-M. den Flächenraum der Republik und ihrer Provinzen zu bestimmen. Das angewendete Verfahren bestand darin, die Anzahl der Quadratgrade der Republik und ihrer Provinzen festzustellen und die erhaltenen Zahlen mit der Menge der Quadrat-Meilen eines Quadratgrades zu multipliciren. — In Bezug auf die Anzahl der Quadrat-Meilen auf jeden Quadratgrad habe ich keine ganz genaue Berechnung angestellt, weil, wie man weiß, die Breitengrade (!) vom Aequator gegen den Pol hin immer kürzer werden, also weniger als 15 geogr. Meilen enthalten. Wollte man mit dieser Methode die Flächenausdehnung genau ermitteln, so hätte zuvor die Ausdehnung jedes Quadratgrades für jeden Breitengrad berechnet werden müssen, was eine gewaltige und doch am Ende nutzlose Arbeit gewesen wäre*), weil die

die Grenzen, wie jede Provinz sie thatsächlich aufstellt«. Hat denn der Verf. dabei gar nicht daran gedacht, daß bei den meisten Provinzen noch Grenzstreitigkeiten bestehen und daß die Grenzen, wie jede Provinz sie »thatsächlich aufstellt« über die Grenze, wie die Nachbarprovinzen sie thatsächlich aufstellen, mehrfach sehr weit hinausgreifen, und mithin, wenn der Verf. keine Entscheidung in den bestehenden Grenzstreitigkeiten treffen will, sondern für jede Provinz die thatsächlich aufgestellten Grenzen annimmt, große Theile des Gebietes in seiner Berechnung doppelt, ja selbst dreifach gerechnet werden müssen?

*) Freilich nutzlos, weil diese »gewaltige« Arbeit längst aufs Genaueste ausgeführt ist und die Tabellen in unseren Lehrbüchern der Karten-Projection auch die Länge eines jeden Meridian- und Parallelkreis-Grades des Erdsphäroids genau angeben, was Hr. Dr. B. aber offenbar gar nicht weiß, weshalb wir ihn für seine späteren derartigen Arbeiten doch auf ein paar solche Lehrbücher,

Unebenheiten (!) der Erdoberfläche nicht dabei in Anschlag gekommen sein würden. Unter diesen Umständen zog ich es vor, runde Zahlen anzunehmen, die ich absichtlich mäßig groß (!) wählte, um dem leicht zu erhebenden Vorwurfe zu entgehen, daß meine Berechnung das Argentinische Gebiet beeinträchtige, weil sie zu klein sei. — Ich habe den Quadratgrad von 22° — 40° S. Br. zu 215 Q.-M., und denselben von 40° — 55° S. Br. zu 180 Q.-M. angenommen«. (!) — Das ist doch ein solches Knäuel von im Scheine besonderer Gründlichkeit sich spreizender Faseleien, daß uns schier unbegreiflich ist, wie ein ehemaliger Professor einer preußischen Universität und Mitglied der Akademien der Wissenschaften zu Berlin, St. Petersburg etc. etc., der sogar eine doch umfassende Kenntniß der exacten Wissenschaften erfordernde »Geschichte der Schöpfung« geschrieben, die wir freilich nicht gelesen haben, von der aber s. Z. viel Aufhebens gemacht ist, das hat drucken lassen können und noch dazu in einem Buche, welches auf Kosten der Regierung erschien, und wozu das Manuscript doch nicht wie oft für einen Zeitungsartikel noch naß in die Druckerei gegeben zu werden brauchte, sondern vorher noch einmal ordentlich überlegt oder auch, wo es dem speciellen Gebiete des Verf. fern liegende Gegenstände behandelte, erst noch einem sachkundigen Freunde vorgelegt werden konnte. Und was soll man dazu sagen, daß Hr. B. dann für seine Rechnung wesentlich seine Quadratgrade zu groß annimmt, und zwar beiläufig gesagt, um so viel zu groß,

nämlich auf Gretschel, Lehrbuch der Karten-Project. (Weimar 1873) S. 194 ff. und Germain, *Traité des project. d. Cart. géogr.* (Paris 1875) S. 373 ff. aufmerksam machen müssen.

daß dadurch das Resultat der Berechnung um ca. 6000 geographische Q.-Meilen zu groß werden muß? Kommt es denn bei allen wissenschaftlichen Untersuchungen nicht vor allem auf die Wahrheit an, und ist es je erlaubt bei Berechnungen ein Maaß zu wählen, von dem man weiß, daß es unrichtig ist? — Wir wollen übrigens zu diesem Cap. nur noch bemerken, daß der Verf. am Schlusse desselben die Resultate seiner Berechnung unter Vergleichung der Bevölkerung der einzelnen Provinzen in einer Tabelle zusammengestellt hat und daß darnach das ganze Argentinische Gebiet einen Flächeninhalt von 45,392 Q.-Meilen umfaßt, und sein Buch mit den Worten schließt: »Wir werden also der Wahrheit wohl ganz nahe kommen, wenn wir, wie oben (S. 165) geschehen ist, das Areal der Republik in runder Summe zu 45,000 Q.-M. veranschlagen und mit diesem ansehnlichen Resultat wollen wir uns hier zufrieden geben, genauere und ausführlichere Angaben von der Zukunft erwartend«. Warum der Verf. sich nicht begnügt hat, einfach die Bestimmung des officiellen Census anzunehmen und sich die Mühe einer neuen Berechnung gemacht hat, die er selbst (S. 383) als keine ganz genaue bezeichnet, ist nicht wohl abzusehen. Wir fürchten er wird dadurch dem Vorwurf einer absichtlichen Geringschätzung, den er so gerne vermeiden wollte, von gewisser Seite doch nicht entgehen und er wird sich darüber nicht dadurch trösten können, daß er die Sache wenigstens so gründlich entschieden habe, daß man hinfort seine Bestimmung allgemein annehmen könne. Denn wo ein so großer Theil der Grenzen des Staatsgebietes ganz willkürlich angenommen wird, und mit Ausnahme der Seeküste noch fast kein einziger Grenzpunkt genau

bestimmt ist, wie bei dem der Argentinischen Republik ist natürlich eine hinfort als maßgebend festzuhaltende Bestimmung ihres Areal's völlig unmöglich und unter diesen Umständen auch ziemlich gleichgültig, ob dies Areal zu 135,098,73 Q.-Leguas (ungefähr 76,285 Q.-Meilen) wie der officiële Census es thut, angegeben wird, oder zu 45,392 nach Burmeister, oder zu 42,000, wie der Unterzeichnete es angenommen hat (s. unsere Anzeige des »Primer Censo de la República Argentina de 1869« in diesen Bll. 1873. Stück 51 und unser Handbuch S. 936).

Nach der Vorrede wird ein zweiter Band dieses Werkes, worin die Klimatologie und der geognostische Abriß sich befinden, binnen einigen Monaten nachfolgen, wie ebenfalls die französische Ausgabe. Wir können nach den Erfahrungen an dem vorliegenden Theile als Geograph und speciell für unsere Studien über die Argentinische Republik uns darauf nicht eben freuen. Möglich, daß unsere Erwartungen von diesem Werke überspannt gewesen. Wir glaubten aber nach den früheren Arbeiten Burmeister's nachdem wir gehört, daß er mit einem größeren Werke über die Argentinische Republik, welches auf Kosten der Regierung erscheinen solle, beschäftigt sei, von ihm wohl etwas Außerordentliches erwarten zu müssen, nämlich ein wissenschaftlich gehaltenes und wenigstens relativ abgeschlossenes geographisches Werk über die Argentinische Republik, als reife Frucht eines jetzt fast zwanzigjährigen Aufenthalts B.'s in diesem Lande. Statt dessen erhalten wir ein Buch, welches fast gar nichts Anderes bringt als was der Verf. schon vor Jahren in verschiedenen Druckschriften bekannt gemacht hat, und welches nur aus einem Aggegrat von lose oder gar

nicht mit einander verbundenen Bruchstücken besteht, die allerdings als Bausteine für eine wissenschaftliche Beschreibung der Argentinischen Republik von mehr oder weniger bedeutendem Werthe sind, aber zur Ausarbeitung einer solchen noch weiterer Bearbeitung und der Verbindung unter einander bedürfen und überdies, da der Verf. die Arbeiten Anderer nicht gehörig benutzt hat, auch lange noch nicht vollständig genug sind, um damit auch nur eine den Ansprüchen der Wissenschaft einigermaßen genügende »geographische Skizze der Argentinischen Republik« entwerfen zu können.

Als Deutsche müssen wir uns freuen, daß ein in der Argentinischen Republik auf Kosten der Nationalregierung herausgegebenes großes Werk in deutscher Sprache erscheint. Es zeigt dies das sehr gesteigerte Ansehn Deutschlands im Auslande und den hohen Werth, den die Argentinische Regierung auf das Bekanntwerden ihres Landes in Deutschland und auf die Herbeiziehung der deutschen Auswanderung legt, die dadurch wohl zunächst bezweckt ist. Denn daß um der wenigen Deutschen willen, welche sich unter der Bevölkerung der Argentinischen Republik befinden, die Publication in deutscher Sprache geschehen, ist wohl nicht anzunehmen. Von diesen würden diejenigen, die ein solches Buch überhaupt lesen, dasselbe auch wohl in französischer Sprache, in welcher es gleichzeitig erscheint oder auch in der spanischen, in welcher es doch wohl ohne Zweifel auch erscheinen wird, lesen. Die dortigen Deutschen würden dadurch auch insofern nichts verloren haben, als das Buch auch keineswegs durch seinen Styl als deutsche Lectüre sich empfiehlt. Sein Styl ist durchweg abscheulich und die Ausdrucksweise

häufig so undeutsch, daß man anzunehmen geneigt ist, dem Verf. sei seine Muttersprache schon ziemlich eine fremde geworden. Rühmend muß dagegen an dem aus der Presse in Buenos Aires hervorgegangenen deutschen Buche die schöne äußere Ausstattung und der bis auf verschiedene Fehler in den Zahlen, namentlich auch in der wichtigen Tabelle S. 390, sehr correcte Druck anerkannt werden, denn »Abentheurer, eingeboren, verlohren, Thaal«, die sich immer so wiederholen, sind wohl eben so wie manche andere orthographische Eigenthümlichkeiten keine Druckfehler.

Schließlich möchten wir für die folgenden Bände noch um Beigabe eines guten Sach- und Wort-Registers bitten, welches bei dem vorliegenden Bande um so mehr vermißt wird, als die Inhaltsübersicht auch nur eine sehr dürftige ist und auf kaum einer Seite nur die Capitelüberschriften bringt. — Daß der Mangel einer Karte sehr zu bedauern und Ursache ist, daß manche Ausführungen des Buches ganz unverständlich bleiben müssen, haben wir schon ausgesprochen.

Nach Beendigung dieser Anzeige ist uns noch ein anderes größeres ebenfalls in Buenos Aires in deutscher Sprache und auf öffentliche Kosten erschienenenes geographisch-statistisches Buch über die Argentinische Republik zugegangen, welches wir gern noch im Anschluß an die Anzeige des Burmeister'schen Werks und damit vergleichend besprochen hätten. Da indeß diese Anzeige schon einen so großen Umfang erhalten hat und jenes Buch auch gewissermaßen dazu auffordert, in diesen Bll. auch Burmeister's Antheil an der Gründung und dem Schicksal eines auch für die Erforschung des Landes vielversprechenden wissenschaftlichen argentinischen Instituts, der Aka-

demie der exacten Wissenschaften in Córdoba, zur Sprache zu bringen, so müssen wir diese Besprechung einer besonderen Anzeige vorbehalten. Wappäus.

Der Ursprung des dreißigjährigen Krieges 1607—1619. Von Felix Stieve. Erstes Buch: Der Kampf um Donauwörth. Auch unt. d. T.: Der Kampf um Donauwörth im Zusammenhange der Reichsgeschichte dargestellt. München, M. Rieger'sche Universitäts-Buchhandlung. (G. Himmer). 1875. XIV. und 484 und 152 S. 8^o.

Das Vorgehen des Kaisers und der katholischen Stände, vornehmlich des Herzogs Maximilian von Baiern, gegen die Reichsstadt Donauwörth i. J. 1607 bildet einen entscheidenden Wendepunkt in dem Verhältniß der beiden großen religiösen Parteien, wie sich dieses seit dem Augsburger Religionsfrieden im deutschen Reiche gestaltet hatte. In wie engen Grenzen sich dieser Donauwörther Handel auch abgespielt haben mag, die Leidenschaften, die er aufregte, und die Parteibildungen, die er in nachzitternder Bewegung hervorrief, geben ihm eine weit über die Lokalgeschichte hinausreichende, für den Gang der Reichsgeschichte bestimmende Bedeutung. Wie er der Ausgangspunkt für die beiden großen Bündnisse im Reiche wurde, deren Zusammenstoß später den großen deutschen Krieg entzündete, so wird eine umfassende Arbeit, welche sich den Ursprung die-

ses Krieges zum Vorwurf nimmt, auf ihn in erster Reihe zurückgreifen müssen.

Von diesem Standpunkte aus ist es vollkommen gerechtfertigt, wenn der Verfasser des obigen Buches den Kampf um Donauwörth als ersten Theil seiner Untersuchungen über den Ursprung des dreißigjährigen Krieges bezeichnet. In der That spiegelt dieser Donauwörther Streit die Zustände des Reiches, welche den dreißigjährigen Krieg zur Folge hatten, wie in einem Mikrokosmos wieder. Das klägliche und zaghafte Verhalten der Protestanten gegenüber dem planvollen und selbstgewissen Handeln des Herzogs von Baiern, die Zerfahrenheit und Rathlosigkeit auf der einen neben der Sicherheit politischer Berechnung und der Entschiedenheit des Vorgehens auf der anderen Seite bilden das unverkennbare Vorspiel der Ereignisse, wie sie sich in den Jahren 1618—1620 auf weiterer Bühne und in größeren Verhältnissen entwickelt haben.

Ueber das von dem Verfasser behandelte Thema besitzen wir bereits eine verdienstvolle, wenn auch weniger umfangreiche Arbeit von Lossen. Allein Herr Stieve ist, was das Quellenmaterial betrifft, in der glücklichen Lage gewesen, dieses in weit ausgiebigerer Weise benutzen zu können als sein Vorgänger. Von der Münchener historischen Commission mit der Sammlung und Herausgabe der politischen Correspondenzen und Aktenstücke aus eben jener Zeit, über welche sein Buch handelt, beauftragt und damit seit Jahren beschäftigt, hatte er für seine Forschung und Darstellung eine Grundlage von seltener Vollständigkeit und Unmittelbarkeit zur Verfügung. Eine Gefahr, welcher auch Stieve nicht ganz entgangen ist, liegt frei-

lich für den Geschichtsschreiber in der Ausnutzung eines so ergiebigen Materials, die Gefahr nämlich, sich allzu sehr in das Einzelne zu vertiefen und darüber die zusammenfassenden Momente der Darstellung zu sehr aus dem Auge zu verlieren. Wenn man einerseits den Verfasser von diesem Vorwurfe nicht ganz freisprechen kann, so gebührt andererseits seinem Buche nicht nur der Ruhm sorgsamster quellenmäßiger Forschung, sondern auch einer ansprechenden Darstellung, der man es fast auf jeder Seite anfühlt, daß sie aus dem frischen unverfälschten Borne unmittelbarer Ueberlieferung geschöpft hat.

Der Verfasser hat seinen Stoff in neun größere Abschnitte zerlegt, welche folgende Titel führen: Der Kampf zwischen Protestantismus und Katholicismus in Donauwörth, der Reichshofrathsproceß, die Commission, die Execution, die nächsten Folgen der Execution, die Bemühungen für Donauwörth während des Reichstages, die Immission, die Bemühungen um die Restitution und endlich die Reaction. Der eigentlichen historischen Darstellung ist ein kurzer Bericht über die Quellen beigegeben und sodann folgen die Anmerkungen, durch welche der Verfasser seine Darstellung im Einzelnen zu begründen sucht. Auf das Detail des Buches näher einzugehen oder auch nur seinen Inhalt flüchtig zu skizzieren, würde bei dem Vorherrschen eben des historischen Details in des Verfassers Erzählung und im Hinblick auf den dieser Anzeige zugewiesenen beschränkten Raum unstatthaft sein. Referent begnügt sich damit, einige Punkte hervorzuheben, in Bezug auf welche Stieve unsere Kenntniß dieser Ereignisse

wesentlich gefördert oder die bisherigen Anschauungen von denselben berichtigt hat.

Dahin gehört zunächst, daß die politische Seite in den Bestrebungen der Protestanten hier deutlicher und bestimmter hervorgehoben wird, als dies bisher geschehen ist. Daß es sich bei den vielfachen Streitigkeiten und Irrungen, welche seit dem Frieden von Augsburg bis zum Ausbruch des großen Religionskrieges Deutschland aller Orten erfüllten und welche sich in dem Donauwörther Handel zu einer gefährlichen Krisis zusammenballten, auf beiden Seiten nicht bloß um Glaubenssachen und gegenseitigen Religionsschutz handelte, sondern daß dabei politische Pläne weittragender Art eine Hauptrolle spielten, ist freilich schon längst erkannt und ausgesprochen worden, allein kaum irgendwo sind die Absichten der Calvinistischen Umsturzpartei so eingehend dargelegt oder wenigstens so aktenmäßig begründet worden wie hier. Mit diesen weitaussehenden Plänen steht dann freilich das jämmerliche Verhalten der protestantischen Stände bei Gelegenheit der Donauwörther Vergewaltigung in grellem Widerspruch. Obschon sie deren für sie bedrohliche Wichtigkeit sehr wohl erkannten, so vermochten sie dieselbe doch weder abzuwenden, noch, als sie geschehen war, wieder gut zu machen, so daß ihr späteres kopfloses und schmäbliches Benehmen beim Ausbruch des dreißigjährigen Krieges nur allzu erklärlich erscheint.

Andererseits ist es ein weiteres Verdienst des Buches, daß es das verhängnißvolle Wirken der Jesuiten und ihren unheilbringenden Einfluß auf den Gang der deutschen Angelegenheiten zuerst aus rein katholischen Quellen ausführlich

schildert, und darlegt, wie die Jesuitische Partei, in der Ueberzeugung, daß nur durch Gewalt für die von ihr verfolgten Ziele etwas auszurichten sei, keinen Augenblick zögerte, den großen Zusammenstoß, der so lange gedrohet hatte und der ihr unabwendbar schien, herbeizuführen. Mit welchen Mitteln sie trotz des hartnäckigsten Widerstandes schließlich die Bekehrung der fast durchweg protestantischen Bevölkerung der unglücklichen Stadt Donauwörth erzwang, möge man in dem Buche selbst nachlesen.

Die hervorragendste Persönlichkeit des letzteren, welche von dessen Verfasser nicht ohne Vorliebe geschildert wird und um welche sich die Ereignisse wie um ihren Mittelpunkt zwanglos gruppieren, ist Herzog Maximilian von Baiern. Den äußeren und inneren Einflüssen, durch welche dieser außerordentliche Charakter sein Gepräge erhielt, sowie der Politik, welche er mit ebenso zäher Ausdauer wie mit ungewöhnlichem Erfolge zur Richtschnur seines Handelns machte, ist zu Anfang des dritten Abschnittes eine eingehende und anziehende Darlegung gewidmet. Der ihm von den Jesuiten anezogene kalte Fanatismus genügt vollkommen, sein Verfahren gegen Donauwörth zu erklären, auch ohne die Voraussetzung eigennütziger Absichten von seiner Seite. Dennoch wird sich dem Leser unwillkürlich die Ueberzeugung aufdrängen, daß sich der Herzog neben seinem unleugbaren religiösen Eifer und seiner Dienstfertigkeit gegen den Kaiser auch vorwiegend durch selbstsüchtige Beweggründe zu seiner Handlungsweise hat bestimmen lassen. Aber nicht in dem immerhin nur unbedeutenden Gewinn an Land und Leuten, welchen ihm die

Donauwörther Execution schließlich einbrachte, lag für Maximilian deren Bedeutung. Diese ist vielmehr darin zu suchen, daß ihm erst in Folge dieses Donauwörther Handels die großen politischen Ziele klar wurden, die er als mächtigster Fürst des katholischen Deutschland zu verfolgen habe. Erst jetzt trat er, wie Stieve mit Recht bemerkt, aus den engen Schranken seiner bisherigen territorialen Politik hinaus und mitten in die großen Gegensätze hinein, welche das Reich spalteten und die übrigen Völker der lateinischen Christenheit bereits zu blutigen Kämpfen gegen einander, auf die Schlachtfelder geführt hatten. Nun wurde sein Blick über die nächsten Grenzen hinausgeleitet; nun ging ihm das Verständniß der deutschen und europäischen Verhältnisse auf; nun begann er große Politik zu treiben, und bei der Erlahmung der kaiserlichen Macht erhob er sich rasch zu der Höhe, von welcher aus er nachmals die Geschichte des Reiches im entscheidendsten Augenblicke bestimmte.

Möge es dem Verfasser vergönnt sein, diese weiteren Phasen von Maximilians Politik uns recht bald in einem zweiten Bande seines trefflichen Werkes vorführen zu können.

Manual de materia medica y terapéutica. Escrito para estudiantes y practicos por el Doctor Teodoro Husemann, Profesor de la universidad de Gotinga. Edicion Española corregida e aumentada por el autor, vertido al Castellano y anotada par José Camó y Montobbio. Tomo primero. Madrid, establecimiento tipografico de J. Amalio Muñoz. 1877. 558 S. gr. 8.

Ich erlaube mir, an dieser Stelle auf die

dankenswerthen Bestrebungen des Herrn Dr. José Camó in Madrid hinzuweisen, welcher sich die Aufgabe gestellt hat, die deutsche medicinische Wissenschaft, welche er an Ort und Stelle kennen lernte, den Aerzten Spaniens zugänglich zu machen. Den von ihm beabsichtigten *Cyclus* von Uebersetzungen weit verbreiteter Deutscher medicinischer Werke eröffnete er mit einer solchen von Burger's Operationslehre (*Compendio di chirurgia operatoria*. Madrid 1876), die er mit einem Anhang über Augenoperationen bereicherte, und gedenkt derselbe im Laufe dieses Jahres das obenaufgeführte Handbuch der gesammten Arzneimittellehre des Unterzeichneten — unter dem der Sache nach treffend gewählten Titel: *Manual de materia medica y terapéutica* — in drei Bänden zu publiciren, von denen der erste eben erschiene in Bezug auf Uebersetzung und äußere Ausstattung Nichts zu wünschen übrig läßt. Meine geringe Mitwirkung an dem seiner Tendenz nach gewiß förderndwerthen Unternehmen Camós bestand in der gewünschten Zugabe von einzelnen Artikeln über Stoffe, welche seit dem Erscheinen meines Handbuches die Aufmerksamkeit der Aerzte auf sich lenkten, wovon im vorliegenden Bande die Salicylsäure und das Natron salicylicum die bedeutendsten sind, außerdem in einzelnen Berichtigungen im Texte. Unter dem Texte sind im speciellen Theile von Herrn Camó die Präparate der einzelnen Medicamente in der *Farmacopea Española* und im *Code Français* angegeben, wodurch die praktische Brauchbarkeit des Handbuches für die Spanischen Aerzte natürlich erhöht wird.

Theod. Husemann.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück 15.

11. April 1877.

Symmicta von Paul de Lagarde. Göttingen, 1877, Dieterichsche Buchhandlung. XVI 624 Seiten Octav.

Der Druck des vorliegenden, nach unsäglichen Mühen beendigten Bandes wurde zu einer Zeit beschlossen, in der ich wenigstens noch einigen Muth hatte zu leben und zu schaffen: derselbe hat, da er einmal begonnen war, durchgesetzt werden müssen, auch nachdem dieser Muth, ich fürchte auf Nimmerwiederkehren, Lebewohl gesagt.

Das Buch besteht aus sechs Abschnitten.

Der erste, 1 bis 128, wiederholt Aufsätze, welche in den Göttingischen gelehrten Anzeigen, der Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft und der Londoner Academy gestanden haben: auch eine 1853 in London gedruckte Abhandlung on the classification of Semitic roots ist in ihren wesentlichen Theilen neu vorgelegt worden.

Folgt 129 bis 164 eine Beschreibung der hebräischen Handschriften der Erfurter Ministe-

rialbibliothek, wobei ein, wie es scheint, alter Versuch die Sin-enthaltenden Wörter des jüdischen Canons zu sammeln vollständig abgedruckt wird.

Drittens 165 bis 176 ein bisher nur in lateinischer Uebersetzung bekanntes Fragment des Arztes Africanus über Maße und Gewichte, nebst einem kleinen, schon von Montfaucon mitgetheilten Stücke, das wegen einiger Notizen zur Geschichte der griechischen Litteratur vielleicht nicht völlig ohne Werth ist.

Seite 177 bis 208 aus F. Rückerts Nachlasse: Uebersetzungen einzelner Gedichte von Hafis und den drei arabischen Poeten Tharafa, Amr, Abufirâs.

Fünftens 209 bis 226 Epiphania: alte Auszüge aus des Epiphanius Buche über Maße und Gewichte, wie sie in einer Pariser und zwei Oxford Handschriften vorliegen.

Das Recht der Wiederholung der zum ersten Male veröffentlichten Sachen wird ausdrücklich vorbehalten.

Der sechste Abschnitt, 227 bis 624, nimmt den meisten Raum ein. Er bietet eine Liste der armenischen Vocabeln, welche durch Vergleichung mit Wörtern anderer Sprachen erläutert sind, sichtet dies Material, und weist ziffermäßig jedem der auf diesem Felde beschäftigt gewesenem Gelehrten seinen Antheil an Ehre zu. Als Zugabe folgt eine Liste derjenigen bactrischen Wörter, über welche der Verfasser seit 1854 Bemerkungen gemacht, mit Hinweis auf die Stellen, an denen dies geschehen. Ausdrücklich will ich darauf aufmerksam machen, daß beiläufig § 596 und § 907 zwei Stellen des alten Testaments emendiert und dem hebräischen Wörterbuche zwei bisher unbekannte Vocabeln

zurückgewonnen werden, (siehe auch § 1950 תָּזַי), sowie, daß der Name der Kastanie § 1661 (vgl. das über den Oelbaum und die Maulbeere in § 1936 und 2139 gesagte) zum ersten Male erklärt wird. Sehr verdrießlich ist, daß durch einen von mir nicht zur rechten Zeit bemerkten Setzerfehler (Seite 334, 9) die Liste mit der Zahl 3123 schließt, wo es 3023 heißen mußte.

Ich verbinde mit diesem Berichte einen Hinweis auf die Bücher, welche ich unmittelbar vor den Symmicta veröffentlicht habe.

Psalterii versio memphitica e recognitione Pauli de Lagarde. accedunt Psalterii thebani fragmenta Parhamiana, Proverbiorum memphiticorum fragmenta Berolinensia. 1875. VIII 156 Seiten klein Quart. Zu beziehen durch Karl J. Trübner zu Straßburg im Elsaß.

Psalmi 1—49 arabice. Paulus de Lagarde in usum scholarum edidit. 1875. 76 Seiten klein Quart. Desgleichen.

Psalterium Iob Proverbia arabice. Paulus de Lagarde edidit. 1876. XII 328 Seiten klein Quart. Desgleichen.

Von diesen Büchern ist das an zweiter Stelle genannte, obwol ursprünglich anders gemeint gewesen, für die Vorlesungen des Herausgebers bestimmt. Es kommt in Göttingen sehr selten vor, daß Studierende die semitischen Sprachen um ihrer selbst willen lernen: meistens wünschen Theologen, um im Hebräischen ein wenig besser orientiert zu sein, eine gewisse Einsicht in das Triebwerk des Arabischen und Syrischen zu gewinnen. Da nun brauchbare arabische Chrestomathien nicht vorhanden sind — Kosegartens vortreffliches Buch ist leider vergriffen, die Sammlung Arnolds sehr fehlerhaft und leidlich unverständlich, die Wrights zu schwer

und ohne Wörterverzeichnis —, hinwiederum zur Anschaffung von einem Texte und von Freytags Lexicon die äußeren Mittel den Hörenden fast stets fehlen, so wird beabsichtigt, an diesen 50 Psalmen, die als Uebersetzung eines in allen Händen befindlichen Originales ein Wörterbuch nicht bedürfen, die arabische Formenlehre einzuüben. Rechts Abdruck des Römischen Psalters von 1614, links Abdruck des Psalters von Halab von 1706, also die aus dem eilften Jahrhunderte stammende Version des Abulfatḫ: die Varianten Giustinianis, einer Leydener Handschrift, der Pariser Polyglotte, des Schuairer Drucks von 1735 unter dem Texte.

Der coptische Band bietet die niederägyptische Uebersetzung des Psalters nach 6 Handschriften, deren Consonantenvarianten unter dem Texte vollständig mitgetheilt werden. Er bietet ferner ein reichliches Drittel der oberägyptischen Version nach einer Handschrift, welche in zwei Portionen Robert Curzon und Henry Tattam aus Aegypten mitgebracht, und welche Robert Curzons Sohn, Lord de la Zouch, die Güte hatte mir zur Verfügung zu stellen. Er bietet außerdem fast 14 Capitel der Proverbien. Da es in Göttingen coptische Typen in ausreichender Menge nicht gibt, mußte der Band mit lateinischen Lettern gedruckt werden, wobei nur das Eine zu bemerken ist, daß Punkte häufig abbrechen, also etwa e von e gelegentlich, ohne daß den Herausgeber ein Vorwurf treffen dürfte, nicht unterschieden werden kann. Beiläufig wird das lateinische Wort canaba und die Form Messias erläutert: auf die letztere Erörterung mache ich wegen der Bedeutung, welche sie für die Theologie hat, ganz ausdrücklich aufmerksam.

Was schließlich das an dritter Stelle genannte

Buch anlangt, so enthält es auf gegenüberstehenden Seiten vier verschiedene arabische Uebersetzungen des Psalters, welche nunmehr mit völliger Bequemlichkeit mit einander verglichen werden können: den Text der Römischen Ausgabe von 1614, den der Pariser Polyglotte, die auf dem Libanon zu Qûzayyâ 1610 veröffentlichte Version der Pešîthâ-Psalmen, die Dolmetschung des Abulfatx nach der Halaber Ausgabe von 1706. Es folgen zwei — im Drucke einander gegenüber gestellte — Uebertragungen des Buches Iob, die in der Polyglotte vorliegende, und aus einer Berliner Handschrift die aus dem Coptischen gemachte. Endlich die Proverbien, aus der Polyglotte wiederholt. Den Hauptwerth hatte für mich die Arbeit des Abulfatx, da sie aus der Diöcese von Antiochia stammt, und es mir darauf ankam zu erforschen, ob und wie lange Lucians Recension dort sich erhalten hat: die drei übrigen sollten nur der Controlle dienen, da unglaublich viel aus Einem Texte in den andern hinein corrigiert worden ist, man mithin ohne sofortige Einsicht in die übrigen keinen einzigen behandeln kann: doch ergab sich bald, daß das lexicalische Material dieser Stücke so sehr viel eigenthümliches und wichtiges zeigt, daß ich — Lexicograph aus Neigung — bald mein lebhaftes Wohlgefallen an den Seltenheiten haben konnte, die hier in Fülle vorliegen. Auch das Grammatische ist sehr interessant: ich erinnere nur an gatalûna = sie haben getödet.

Ich wünsche Muße zu finden, die Varianten des hebräischen Psalters vorzulegen: es ist endlich an der Zeit den Text eines Buches diplomatisch festzustellen, welches man so lange Jahre bewundert, übersetzt und, was bei dem Zustande der Synagogenüberlieferung noch weit verdienstvoller

war, verstanden und erklärt hat. Die Prolegomena allein werden freilich 100 Quartseiten engen Drucks füllen.

Göttingen 10. März.

Paul de Lagarde.

Celtic Scotland: A History of Ancient Alban by William F. Skene, author of the four ancient books of Wales. Volume I. History and Ethnology. Edinburgh 1876. XV. 510 S. 8°.

The Language and Literature of the Scottish Highlands by John Stuart Blackie, professor of Greek in the University of Edinburgh. Edinburgh 1876. XI. 331 S. 8°.

Es spricht in hohem Grade für den ernsten kritisch wissenschaftlichen Sinn der Schotten, daß sie stets mit neuem Muth an die Erforschung ihrer Urgeschichte und Volksart gehen und Dank ihren protestantischen und dialektischen Anlagen, was die ethnographische, linguistische und historisch-politische Entwicklung betrifft, doch immer mehr ein zusammenhängendes System fester Resultate aufzuweisen haben, woran bei den ihnen so nahe verwandten fabulierenden und phantasierenden Iren noch lange nicht zu denken ist. Schon Pinkerton, der 1789 seine Untersuchung über die schottische Geschichte vor dem Jahre 1056 veröffentlichte, war ernstlich bemüht, so weit dies damals möglich war, an die echten Quellen zu gelangen, blieb aber sich anklammernd an eine falsch verstandene Stelle des Tacitus von der teutonischen Herkunft der Ureinwohner befangen. Auch Chalmers waren 1807 für seine Caledonia die Materialien weder vollständig, noch kritisch ge-

sichtet zugänglich. Er wollte daher das meiste aus dem Kymrischen erklären. P. F. Tytler vermied hierauf jene heiklen Perioden lieber ganz und begrenzte seine verdienstvolle Geschichte Schottlands zwischen 1249 und 1603. Die hierdurch für die Anfänge offen gelassene Lücke suchte späterhin E. W. Robertson's Scotland under her early kings 1862 auf Grund gediegener Forschungen, jedoch immer noch ohne hinreichende linguistische Studien auszufüllen, und J. H. Burton lieferte neuerdings, seit 1873 bereits in zweiter Ausgabe als königlicher Historiograph eine Landesgeschichte, die von Agricola bis 1748 reicht und sich Vollständigkeit und Genauigkeit zum Ziele setzt. Wie vortreffliche Dienste aber auch dies Werk für das spätere Mittelalter und die neuere Zeit leistet, so genügt es für die Anfänge doch keineswegs, da der Verfasser gleich vielen anderen Landsleuten in ihren Einzeluntersuchungen auf den Schultern Pinkerton's und Chalmers' stehen geblieben ist.

Da ist es denn in der That ein Fortschritt, wenn ein Gelehrter, der sich die schwierigen, aber unerläßlichen Sprachkenntnisse erworben und seit Jahren mit Sichtung der vertrauenswerthen Ueberlieferung von den Truggebilden, welche alles Keltische so leicht bedecken, befaßt hat, die bedeutende Aufgabe in die Hand nimmt nach strenger Methode die wirklichen Thatsachen jener Anfangsjahrhunderte hinzustellen. Er hat sich gründlich mit der einheimischen Literatur von Wales und Irland bekannt gemacht und steht durch Kenntniß des Deutschen in Verbindung mit den Fortschritten der sprachvergleichenden Wissenschaft überhaupt. Er edierte 1867 für die von der Regierung veranstalteten Quellensammlungen *Chronicles of the*

Picts and of the Scots, und 1868 auf eigene Hand the four ancient books of Wales mit Ausscheidung der unhistorischen Masse der Triaden. Er ist außerdem Herausgeber der berühmten Sammlung altgälischer Poesien des Dechanten von Lismore aus dem sechszehnten Jahrhundert und gleichfalls einer neuen Edition der Chronik des Johannes de Fordun aus dem vierzehnten Jahrhundert, in welche manche alte Elemente zusammenflossen.

Nach solcher Vorbereitung, bereits in vorgeführten Jahren, geht Skene daran seine Resultate nach einem umfassenden Plan zu veröffentlichen. Der vorliegende Band behandelt zunächst die Ethnographie und die politische Geschichte der verschiedenen Racen, aus denen ein Reich über Schottland hervorging. Der zweite Band wird sich mit der keltischen Kirche in Nordbritannien, ihrem Einfluß auf Sprache und Cultur des Volks und Angliederung an das allgemeine abendländische Kirchensystem beschäftigen, worüber noch sehr weit auseinandergehende Vorstellungen herrschen, der dritte mit Land und Leuten, d. h. mit deren Recht und den Gesellschaftsinstitutionen, die in eigenthümlichen Principien des Grundbesitzes, seiner Auftheilung und Vererbung wurzeln. Ob die Scheidung nach diesen drei Gruppen nicht zu tief einschneidet und ohne beträchtliche Wiederholungen und Uebergriffe von einer in die andere durchgeführt werden kann, wird erst nach Abschluß des ganzen Werks klar sein. Hier soll zunächst auf die Bedeutung des ersten Bandes hingewiesen werden.

Britannien, von den tiefen Einschnitten des Forth und Clyde nach Norden einst von den Römern Caledonia geheißen, führte altkeltisch

den Namen *Albu*, *Alba*, *Alban*, der erst vom 10. bis zum 13. Jahrhundert allmählich durch *Scotland* verdrängt wurde. Vor dem 10. Jahrhundert bedeutete *Scotia* ausschließlich Irland, die eigentliche Heimath des scotischen Zweiges der Kelten. Dann nistete sich der Name zuerst auf der Ostseite des Gebirgs-Rückgrats in den Landschaften zwischen *Forth* und *Spey* ein um nach und nach schließlich alle Hindernisse der Natur, der Stämme und der Einzelreiche zu überwinden. Ungemein lehrreich mit Hülfe einiger Kärtchen, deren wissenschaftliche Begründung wohl verdient von der neuen Ausgabe des Historischen Atlas von *Spruner-Menke* für die britannische Abtheilung ernstlich in Betracht gezogen zu werden, ist Alles, was ein so genauer Kenner seiner Heimath, wie *Skene* es ist, hinsichtlich der physikalischen und ganz besonders der geschichtlichen Geographie derselben beibringt. Namentlich die Nomenclatur der hochländischen Gebirgszüge muß darnach wesentlich geändert werden. Der von *Tacitus* in der *Vita Agricolaë* genante *Mons Grampius* erscheint niemals als volkstümliche Bezeichnung und ist erst im 16. Jahrhundert durch den bekannten schottischen Historiographen *Boëce* auf der Karte eingeführt worden. Heute haftet der Name *Grampians* nur an den Bergen in der Landschaft *Braemar* nördlich vom oberen *Tay*. Dagegen heißt der große Mitteinrücken in der Strecke vom *Loch Lomond* bis zu den Quellen des *Spey* durch das Mittelalter urkundlich *Dorsum Britanniae*, *Dorsi Montes Britannici*, Keltisch *Drumalban*, und seine mächtige nach Osten an die Nordsee streifende, *Forfar* und *Perth* im Süden von *Aberdeen* und *Inverness* im Norden

scheidende Verästelung im Munde des Volks immer nur the Mounth. Die weiter bis zur Nordspitze von Caithness streifenden Aeste so gut wie jener Centralstock und die Lammermuirs, Lowthers und Cheviots im heutigen südlichen Schottland, die ganz eigenthümliche verticale Configuration von Nordbritannien überhaupt liegt der langjährigen Trennung und dem erbitterten Ringen verschiedener Stämme und Völker zu Grunde, die aus vielseitig verwickelten Verhältnissen erst allmählich zu einem einheitlichen Staate werden sollten.

In den beiden ersten Capiteln werden Invasion und Niederlassung der Römer in Schottland auf geographischem und ethnographischem Untergrund einer methodischen Recension unterzogen, um Anlage und Geschichte ihrer Straßen, Lager, Castelle und der berühmten Grenzwälle zwischen Forth und Clyde, zwischen Tyne und Solway festzustellen und daraus die unterschiedlichen politischen Beziehungen der Eroberer zu den einzelnen Völkerschaften abzuleiten. Musterhaft ist die Interpretation der antiken Literatur, insonderheit des auch in diesen Regionen schwer verständlichen, aber doch sehr ergiebigen Ptolemaeus. Mit großer Umsicht wird die Epigraphik nicht nur in vielen Einzelarbeiten zu Hülfe gezogen, sondern dabei mit Recht das große Werk Horsley's, die Britannia Romana, zu Grunde gelegt. Um so mehr fällt es auf, daß der im Jahre 1873 erschienene, von E. Hübner besorgte siebente Band des Corpus Inscriptionum Latinarum übersehen worden ist. Mit dem Abzuge der Römer seit 409 fällt beinahe vollständiges Dunkel auf diese Gegenden, obgleich die Einrichtungen der Provinz keineswegs sofort untergingen. Nur gewannen einge-

borene und eindringende Barbarenvölker über die zum Theil romanisierten Briten die Oberhand. Bald nach der Mitte des 4. Jahrhunderts hatten die Anfälle der Picten und Scoten, Attacoten und Angeln — Saxons, wie der Verfasser, der keltischen Bezeichnung folgend, fast durchweg schreibt — begonnen. Ihr Auftreten im Einzelnen so wie die britischen, irischen, scotischen, niederdeutschen Elemente nach Stammesüberlieferung und Sprache werden in den beiden folgenden Capiteln untersucht. Linguistik, Ethnographie, Topographie und Kritik der historischen Quellen greifen für diese wichtige Epoche des Uebergangs wirkungsvoll in einander, wie es meines Wissens bisher in keinem anderen Werke geschehn ist. Das Ergebnis wird p. 226 dahin zusammengefaßt, daß über eine nicht arische, sog. iberische Urbevölkerung zwei durchaus verschiedene Keltenzweige die britischen Inseln überzogen hatten: die Briten als solche, die mit ihren cornischen und cymbrischen Abarten in den Bereich der römischen Provinz geriethen, und die Gadhail oder der gaelische Zweig, der sich wieder in die hellhaarige und brunette Gruppe schied, jene von den Römern Picti*), von den Iren Cruithnigh genannt, hauptsächlich in Caledonien ansässig, aber auch noch in historischer Zeit im irischen Ulster nachweisbar, diese die Scoten, in Irland zu Hause, aber seit dem 4. Jahrhundert in das heutige Schottland eindringend. Indem hierzu nun die niederdeutschen Eindringlinge kamen, bestritten alle diese Völker und Stämme vom 6. bis 8. Jahrhundert das Land in mehreren Reichen. Westlich vom

*) Ags. Peohtas, kelt. Peht, Pet lebt in den Pentland Hills bei Edinburgh wie im Pentland Firth an den Orkney-Inseln fort.

Dorsum Britanniae im heutigen Argyleshire, auf den gegenüberliegenden Inseln und in der Nordostecke von Irland saßen die Scoten von Dalriada. Alles übrige Caledonien nördlich vom Forth, im damaligen Latein meist Pictavia geheißten, war pictisch, desgleichen aber im Südwesten Galloway, die heutigen Grafschaften Kirkcudbright und Wigtown, von der übrigen Masse abgeschnitten durch das Reich der Briten von Alclyde (Dumbarton am Clyde), das sich vom Loch Lomond bis über Cumberland nach Westmoreland erstreckte. Oestlich davon, durch die Höhenzüge in der Mitte der Insel geschieden, saßen die Angeln von Deira und Bernicia. Im Nordwesten vom Esk bei Edinburgh bis zum Tay bei Perth recht eigentlich im Herzen des heutigen Schottlands befand sich ein von allen um die Wette bestrittenes Gebiet, in welchem sich die Bevölkerung auch am Frühsten durchmischte. Die politischen Gestaltungen dieser Elemente werden nun mit großer Sorgfalt aus einer Vergleichung Baedas und der hoch wichtigen Vita S. Columbae des Adamnan mit den pictischen und irischen Annalen entwickelt, wobei es nicht nur darauf ankommt, Thatsachen und Persönlichkeiten, sondern namentlich einen chronologischen Kanon verschiedener Zeitrechnungen festzustellen.

Hierauf wendet sich der Verfasser zu der speciellen Geschichte des Pictenreichs von Scone während des 8 und 9. Jahrhunderts, in welchem nicht nur die columbanische Bekehrung zum Christenthum mit dem römisch-englischen Bekenntniß zusammenstieß, sondern scotisch-dalriadische Attentate auf das nationalpictische Königthum geschahen, während norwegische und dänische Vikinge, nach den einheimischen Be-

zeichnungen Finngaill und Dubhgaill, d. h. weiße und schwarze Fremdlinge, sich vom Meere her auf alles Land warfen. Um die grenzenlose Verwirrung voll zu machen ist aber ein ganzes Jahrhundert dalriadischer Geschichte früh in der Ueberlieferung unterdrückt worden. Epochenmachend endlich ist 844 die Besitzergreifung des Throns von Scone durch Kenneth Mac Alpin, einen Schotten, dessen Descendenz sich in der Herrschaft über den westlichen Theil des Pictenreichs behauptet. Die Ursache dieser entscheidenden Revolution aber wird p. 314, da mit dem Abschluß Baedas und seiner kleinen Anhänge jede hellere historiographische Beleuchtung mangelt, sehr fein in dem Umstande entdeckt, daß nach altem pictischen Erbrecht die Abstammung von Mutterseite entschied, der Name Alpin aber pictisch und nicht dalriadisch ist, folglich der Kampf, der namentlich um jenes viel bestrittene Mittelgebiet wüthete, als Successionskrieg zu betrachten ist. Die Schotten, die ihn durchführen halfen, scheinen sowohl über den hohen Kamm des Dorsum Britanniae (Drumalban) wie zu Wasser vom Meere her Eindringen zu sein.

Sehr eingehend werden nun von 889 bis 1004 die Successionen des Königreichs Alban, das auch im Norden Morevia (Moray) umfaßte, erläutert, dessen wesentliche Bestandtheile im Osten jener Mittelkette zwischen Spey und Forth liegen. Die Quellen von englischer Seite hellen sich wieder auf und selbst die skandinavischen Sagas bieten bereits das Eine oder Andere. In das Jahr 937 fällt der große Sieg König Aethelstans und seines Bruders Eadmund bei Brunanburh über die vereinigten Briten, Schotten, Iren und Vikinge. Im Jahre 945 verschwindet aber

auch das britisch-cumbrische Reich von Alclyde um in das Reich von Alban aufzugehen, zunächst freilich als Commendation des damals mächtigsten Reichs der Engländer. Bezeichnend ist, daß fortan die Könige von Alban nach dem irischen Erbrecht (tanistry) succedieren, indem beim Ableben des Herrschers wo möglich auf den Sohn des Vorgängers zurückgegriffen wird. Mit dem Anfange des 11. Jahrhunderts beginnt der Name Scotia zu überwiegen, aber die Besitzverhältnisse haben sich, wie die lehrreiche Karte zu p. 396 zeigt, beträchtlich umgewandelt. Außer Cumbria ist namentlich auch Laudonea (Lothian) herangezogen und die englische Herrschaft über den Tweed nach Northumberland zurückgedrängt. Dagegen haben sich die Nordmänner im ganzen Westen und auf allen Inseln daselbst bis zum Pentland Firth hinauf eingenistet, so daß sich eine starke Vermischung keltischer und skandinavischer Elemente vollzieht. Nur fern im Südwesten in Galloway ist immer noch abgeschnitten und distinct ein pictischer Ueberrest hängen geblieben. Unter den Königen des einheitlich werdenden Reichs ragt, wenn man von dem nicht unbedeutenden historischen Macbeth absieht, keiner mehr hervor als Malcolm Ceanmor (d. h. Oberhaupt) 1057—1093, der Zeitgenosse Wilhelms des Eroberers und Gemahl Margaretas, in welcher als Enkelin Eadmunds Ironside das Blut der altenglischen Könige nach Norden verpflanzt wurde. Tapfer hat Malcolm den Normannen wenigstens Northumberland streitig machen wollen, darüber aber freilich im Jahre 1092 den Strich des ehemaligen cumbrischen Reichs im Süden vom Solway Firth eingebüßt, so daß nunmehr die

Grenze gegen England fest steht, wie sie im Ganzen geblieben ist.

Im letzten (neunten) Capitel wird die Epoche von 1093 bis 1286 abgehandelt, in welcher die ethnographische Mischung, resp. Abscheidung vollendet erscheint und das scotische Reich sich in das feudale Schottland verwandelt. Von hoher Bedeutung nach allen Seiten ist die Regierung König Davids, der zuerst als Feudalherr über das ganze Land gebietet. Das ergibt sich aus dem allseitigen Gefolge in der berühmten Standartenschlacht von 1138, durch welche sein Einbruch in England abgewiesen wurde. Unter ihm wie unter Wilhelm dem Löwen, dem zweiten und dritten Alexander kommen neben dem Lehnverhältniß zu England die mannigfaltigen Beziehungen zu dem keltischen und dem keltisch-skandinavischen Schottland so wie immer noch vereinzelte Nachwirkungen des irisch-scotischen Thronfolgerechts in Betracht.

Am Schluß sind die wenigen nachweisbaren pictischen Worte, meist Eigennamen, mit Angabe der Provenienz alphabetisch geordnet. Bei Benutzung des überaus instructiven, leider von Druckfehlern nicht ganz freien Buchs macht sich der Mangel eines ausführlichen Inhaltsverzeichnisses empfindlich geltend, das vermuthlich bis zum Abschluß des dritten Bandes auf sich warten lassen wird. Um so dringender ist das Verlangen nach den noch ausstehenden größeren Stücken eines Werks, dem in hohem Grade wissenschaftliches Vertrauen geschenkt werden darf.

Mannigfach anders und doch innerlich verwandt, auf gelehrter Forschung beruhend, aber wesentlich praktische Zwecke verfolgend, erscheint das zweite der genannten Werke: The

Language and Literature of the Scottish Highlands by John Stuart Blackie. Es ist die Arbeit begeisterter Liebe eines der feurigsten Söhne Schottlands, drinnen und draußen weit bekannt, in Sinnesart und Aeußerung vielfach an den großen, noch überlebenden Nordbritten, Thomas Carlyle, anklingend. Vor mehr als vierzig Jahren hat Blackie hier in Göttingen zu den Füßen von Otfried Müller gesessen und damals ein gutes Stück lebendigen Deutschthums in sich aufgenommen. Seither hat er den Drang zu forschen in eigenthümlicher Weise mit einem ursprünglichen Geschick zu popularisieren zu vereinigen gewußt. Es ist das in langjähriger Thätigkeit als beliebter Lehrer des Griechischen an der Universität Edinburgh so wie in größeren Werken über Faust, Aeschylus, Homer zur Geltung gekommen. Ein von Natur fröhliches Gemüth, das überall in Gesang und Lied ausströmt, hat den der Zahl der Jahre nach betagten Mann bisher unverwüstlich als Jüngling in weißen Haaren erhalten.

Diese Umstände erklären einigermaßen, wie er sich in vorgerücktem Lebensalter mit glühender Begeisterung und schönem Erfolg auf ein so schwieriges und abgelegenes Gebiet wie das Studium und die Wiedergabe der gaelischen Poesie geworfen. Seit einer Reihe von Jahren verbringt Blackie die Sommermonate auf seinem herrlichen Landsitz bei Oban inmitten einer zaubervollen Insel-, Meer- und Gebirgswelt. Weite Reisen in Europa wechseln beständig mit näheren und ferneren Fußwanderungen durch die eigene romantische Heimath, deren Land und Leute gegenwärtig schwerlich ein anderer gebildete Schotte so genau kennen wird wie Blackie. Mit festem Willen hat er daneben wis-

senschaftlich und praktisch zugleich jene schwer nahbare Sprache und damit einen Zweig des bis an den Westsaum Europas zurückgedrängten Keltenthums zu verstehen gelernt. In rastlosem Eifer hat er geschrieben, geredet, gebettelt von der Königin Victoria abwärts bis in die weitesten Kreise um die nunmehr bereiten Mittel zur Begründung eines Lehrstuhls für keltische Philologie an der Edinburgher Hochschule aufzubringen und durch sein Beispiel auch die Universität Oxford, was dort seit Generationen hätte geschehn können, zur Nachahmung hingerissen. Und kaum ist ihm das gelungen, so liefert er den Beweis, in wie hohem Grade ihm in der Sache ein Urtheil zusteht, durch ein Buch, das ich auch deutschen Lesern, und zwar in einem beträchtlich weitem Umfange, nicht angelegentlich genug empfehlen kann. Ueberaus gehaltvoll in linguistischer und literar-historischer Hinsicht sprudelt es bei allem Ernst des Gegenstands Dank einem originell pikanten Stil der ganzen Individualität entsprechend in unendlicher Frische. Selbst die Tendenz des Buchs, welche die Schranken zwischen Nieder- und Hochschotten, zwischen Germanen und Kelten einreißen und den armen, verkannten, ja, aus den heimathlichen Thälern verdrängten Söhnen des Gebirgs gerecht werden will, an sich ernst und schwermuthsvoll, athmet Frohsinn und unerschöpfliche Hoffnung. Von einem jakobitischen Epigonenthum, das doch in Sir Walter Scott noch nicht völlig ausgestorben war, hat Blackie keine Spur. Ohne alle Umschweife vielmehr bezeichnet er die unglücklichen Erhebungen in den Jahren 1715 und 1745 als unkluge Putsche, da sie weder den katholischen Glauben noch den verkommenen

Geschlechterstaat der Hochlande wieder aufzurichten vermochten.

Das sehr handliche Buch gliedert sich in fünf Abschnitte, von denen der erste frisch hineinführt in das praktische Erlernen einer noch lebenden Sprache, aber freilich auch in enger Beziehung mit Grammatik und Wörterbuch und namentlich mit der Sprachvergleichung, für die der britische Geschmack vorzüglich durch Max Müllers Vorlesungen in weite Kreise angeregt worden ist. Eingehend wird von den Wurzeln und ihrem Verhältniß innerhalb der großen Sprachenfamilie, von Vocalen und Consonanten insbesondere, von den Regeln der Wort- und Satzbildung gehandelt, wobei viele sprachliche Alterthümer und einige Ueberreste an den Tag kommen, welche in den englisch-schottischen Dialekten fortleben. Man muß der Hochlandssprache von morphologischer Seite große Ausdrucksfähigkeit, von phonetischer eine bedeutende Fülle von Wohlklang zuschreiben.

Der Verfasser zerlegt hierauf die Geschichte der gaelischen Dichtung in vier Perioden und schreitet rüstig im zweiten Abschnitt zu einer Darstellung der ersten, die er als vorchristliche und mittelalterliche Poesie fahrender Sänger bezeichnet, obschon sie erst in fast moderner Zeit schriftlich verzeichnet worden ist. Mit F. A. Wolfs lebendiger Auffassung vom Ursprunge der homerischen Epen vor der Seele weiß er die echten lyrischen Schöpfungen der Vorzeit mit ihrem Ansatz zu epischer Fassung zu erkennen und greift aus den Resten des wahren Ossian einige köstliche Perlen heraus, wie sie zu Anfang des 16. Jahrhunderts der Dechant Macgregor von Lismore aufzeichnete, wie sie Dank vor allen dem oben genannten William

Skene, »dessen Arbeiten auf dem Gebiete früh britischer Geschichte weit und breit bekannt und geschätzt sind«, und der Uebersetzung eines würdigen freikirchlichen Geistlichen Thomas Mac Lanchlan uns nunmehr erst wieder zugänglich gemacht wurden p. 76. Mit Recht wird die Naturkraft und die freudige Kampflust der serbischen und neugriechischen Volkslieder zum Vergleich herbeigezogen und der düster weichen Nachbildung Macphersons gegenübergestellt. Das moderne Manchesterthum gar mit seinem sentimentalischen Abscheu vor dem Kriege überhaupt, »dieser gewaltigen Zuchtschule des besten Theils der Tugend«, wie sich der Verfasser ausdrückt, wird freilich wenig Geschmack daran finden. Desto gelungener sind die hier gebotenen, den geistvollen Erörterungen eingeflochtenen Uebersetzungen. Blackie versteht es den Sinn eines Gedichts in markiges Englisch umzuprägen und den unserem Ohre heller klingenden Reim an die Stelle der keltischen Assonanz zu setzen, während der Gedankengang mit seinen national eigenthümlichen Bildern doch scharf hervortritt.

In der zweiten Periode, die von der Reformation bis in das 18. Jahrhundert abgesteckt wird, lebt das Bardenthum zwar in der alten Lobpreisung der Clans und ihrer Geschlechthäupter fort, treibt aber zugleich früher und kräftiger als anderswo die duftende Blüthe des innigsten Wechselverkehrs mit einer überaus fesselnden Natur. Da begegnen unter den Dichtern fest erkennbare, charaktervolle Gestalten wie Mary Macleod, die Tochter Alexander des Rothen von der Insel Skye, John Lom, ein Genosse der Macdonalds, mit seinem kriegerischen Bilde von der Schlacht bei Innerlochy (1645),

und John Mac Codrum aus dem Norden der Hebriden mit der hellen Sangdrossel von Clandonald. Fast ein jedes Geschlecht ist durch einen Sänger vertreten, um dessen Ruhm zu feiern. Keiner aber namhafter, allgemeiner als Alexander Macdonald von Ardnamurchan, den »sein Geschick mit Karl Eduard dem jungen Cavalier zusammenführte, so daß«, wie Blackie sagt, »seine Gedichte für den Aufstand von 1745 wurden was die Lieder Körners und Arndts für den deutschen Befreiungskrieg von 1813 sind«. Noch heute nennen ihn die Hochländer den gründlichsten und vollendetsten ihrer Dichter, der allerdings die Eindrücke der Natur vortrefflich zu fassen weiß, nach unserem Geschmack aber hier und da etwas hochtrabend erscheint. Höchst wirkungsvoll indeß ist »die Barke von Clan Ronald« und das Lied an den Plaid, die nationale Gewandung, welche alle kleinliche Verfolgung der siegreichen hannöverischen Regierung nicht rauben soll. Aus einer anderen Sphäre ragt dann die religiös philosophische, aber gleich tapfere und reine Poesie Dugald Buchanans hervor, die einigermaßen an die Muse des Engländers Cowper erinnert. Doch gebührt wohl der Lorbeer dem Duncan Mac Intyre, genannt Duncan Ban, dessen Gedichte zuerst 1768 erschienen, aus denen Blackie einige wahre Edelsteine ausgelesen hat, insonderheit die lange, farbenreiche, an einen herrlichen Hochlandsberg, Ben Dorain, gerichtete Dichtung, die von würzigster Naturluft durchweht ist. In dem Fuchslied richtet sich Duncan Ban bereits mit scharfem Tadel gegen die Entvölkerung seiner Berge zu Gunsten einer übertriebenen Schafzucht. Der Abschnitt schließt mit Robert Mackay, auf dessen Bedeutung schon vor Jah-

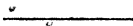
ren durch J. G. Lockhart im Quarterley Review hingewiesen wurde.

Das vierte Capitel ist James Macpherson und der ossianischen Frage gewidmet, einem Thema, das bis auf diesen Tag seine Anziehungskraft bewahrt. Obschon Wordsworth, der Dichter, schreibt: »Der Geist Ossians ist wundervoll, aber Macphersons Ossian ist Schund«, so trifft doch Blackie das Problem schlagend mit der Antithese: »James Macpherson ist entweder der Homer oder der Pisistratus der kaledonischen Kelten«. Er führt den Leser mit Recht noch einmal in die persönliche und literarische Geschichte des Manns und seiner Sammlung, deren Elemente durch sachkundige Rhapsoden ihm zugetragen wurden, deren vielfach unzureichende Composition sein individuelles Werk bleibt. In schroffster Weise standen sich von Anbeginn der patriotische Glaube an den Fund und teutonischer Unglaube gegenüber, wie ihn Samuel Johnson und Malcolm Laing drastisch zum Ausdruck brachten. Allein mochte die Wiedergabe durch Macpherson, der weder die Sprache noch die Ueberlieferung Ossians hinreichend kannte, noch so sehr getrübt sein, so leuchtete doch genug vom ursprünglichen Lichte hindurch, an dem in der Folge die echten Reste wieder entdeckt worden sind. In vollständiger Ordnung hat Blackie die Beweise hierfür beigebracht, doch ist ihm unbekannt geblieben, daß auch der spruchfähigste aller Deutschen, Jacob Grimm, noch an seinem Lebensabend sich angelegentlich mit Ossian beschäftigte in dem ausgesprochenen Wunsche dieser Wunderblume der keltischen Dichtung gerecht zu werden.

Das letzte Capitel enthält eine Reihe anziehender Beispiele gaelischer Dichtung aus den

letzten hundert Jahren, durchweg trefflich ins Englische umgedichtet und mit den nöthigen biographischen und culturhistorischen Erläuterungen versehen. Sie zeigen, wie frisch und unverwüstlich sich Lied und Gesang einer Nationalität erhalten hat, von welcher Nah und Fern und selbst das eigene Fleisch und Blut sich abwendeten. Auch über die kümmerlich gedeihende Prosa werden lehrreiche Angaben hinzugefügt. Der Verfasser benutzt die Gelegenheit, um namentlich seinen Landsleuten so, wie es wenige wagen, ins Gewissen zu reden, damit sie dasjenige, von dem ein gutes Stück in sie selber aufgegangen, in Schule und Leben, in Forschung und Pflege nicht mit stiefmütterlicher Verachtung, sondern im Gegentheil mit warmer Liebe behandeln lernen. Niemand wahrlich gibt dazu ein besseres Vorbild in Wort, Schrift und That als Blackie selbst, der sich zum Schluß nicht scheut mit dem unvergleichlich pathetischen Gedicht »Abschied an meine Heimath« und der Prosa Erzählung »das Auswandererschiff« um die Wette die Entvölkerung des Hochlands, die abscheulichen »clearances«, in eindringlichster Rede zu geißeln, weil dadurch die freien Berge und Thäler zwischen großartigen Seen und Meeresbuchten den Menschen, welche darin wie in ihrer Gedankenwelt so eigenthümlich gediehen, entrissen und freventlich großen Schaftriften und Wildparks preisgegeben werden.

R. Pauli.



Science Papers, chiefly pharmacological and botanical. By Daniel Hanbury, F. R. S., Fellow of the Linnean, Chemical and Microscopical Societies of London; Member and late examiner of the Pharmaceutical Society of Great Britain; Member of the Imperial Leopoldine-Caroline Academy; Corresponding Member of the Sociétés de Pharmacie of Paris, Brussels, etc. Edited, with memoir by Joseph Ince, F. L. S., F. C. S. London: Macmillan and Co. 1876. 543 S. in groß Octav.

Es giebt in der neueren Zeit nur wenige Aerzte und unseres Wissens keinen Pharmaceuten, in Bezug auf deren Schriften sich die Nothwendigkeit einer Gesamtausgabe entweder bei Lebzeiten oder nach dem Tode der betreffenden Autoren herausgestellt hätte. Die Vereinigung der zerstreuten Schriften des der Wissenschaft zu früh entrissenen ausgezeichneten englischen Pharmakognosten Daniel Hanbury, dessen Hauptwerk, die in Gemeinschaft mit Professor Flückiger verfaßte Pharmacographia, die Bewunderung der Fachgenossen erregt und wenige Monate vor dem Tode des Verf. den Abschluß seiner segensreichen wissenschaftlichen Thätigkeit gebildet hat, ist zwar zunächst der Ausfluß pietätvoller Verehrung, welche den Bruder des Verewigten, Thomas Hanbury, dazu trieb, dem Letzteren ein monumentum aere perennius zu setzen; es ist dieselbe aber gewiß auch im Sinne der vielen Verehrer geschehen, welche Daniel Hanbury namentlich in seinem Vaterlande auch über die Grenzen der Berufsgenossen hinaus besitzt. Gewiß ist Niemand weder in Großbritannien noch im Auslande zu leugnen im Stande, daß diese Auszeichnung eine im hohen Grade verdiente

ist, da die betreffenden Arbeiten als pharmakognostische Untersuchungen das Ehrenprädikat »classisch« mit vollem Rechte beanspruchen dürfen, indem Hanbury's Aufsätze dem Inhalte nach durchweg musterhafte und bis in die kleinsten Details mit Sorgfalt ausgeführte Untersuchungen pharmakognostischer oder mit der Pharmakognosie zusammenhängender Gegenstände darstellen und auch in der Form eine Vollendung zeigen, wie man sie meist in analogen Arbeiten vermißt. Für solche Pharmaceuten, welche für die wissenschaftliche Seite der Pharmakognosie Interesse besitzen, ist die Gesamtausgabe der kleinen Schriften Hanbury's jedenfalls eine sehr willkommene Gabe, und da die in Frage stehenden Aufsätze einerseits auf eine Anzahl der wichtigsten Arzneikörper aus dem Pflanzenreiche sich beziehen, andererseits aber in wissenschaftlichen Zeitschriften erschienen sind, deren man selbst bei uns in größeren Bibliotheken nicht habhaft werden kann, so hat das Buch auch für das Ausland ein besonderes Interesse. Pharmaceuten dieser Art sind in der That dem Bruder Hanbury's für die Ausgabe der Science Papers Dank schuldig, um so mehr als, nach den Verhältnissen in Deutschland zu urtheilen, der zu erwartende Leserkreis wissenschaftlich gebildeter Fachgenossen kein so zahlreicher sein kann, daß bei der höchst glänzenden Ausstattung des Buches die Kosten durch den Verkauf desselben gedeckt würden. Dieser Dank ist um so verdientr, als Herr Thomas Hanbury selbst dem Apothekerstande nicht angehört und die Herausgabe den Händen des früheren Apothekers Jos. Ince anvertrauen mußte, welcher seine Aufgabe mit großem Geschick gelöst hat.

Das Buch bringt außer einem Portrait und

einem Facsimile der Handschrift D. Hanbury's zunächst einen von Ince verfaßten Nekrolog, dessen Hauptdata bereits früher in der bekannten englischen pharmaceutischen Zeitschrift *Chemist and Druggist* veröffentlicht wurden. Ein näheres Eingehen auf diesen Abschnitt können wir uns um so mehr versagen, als die Lebensumstände des berühmten englischen Pharmakognosten in Deutschland durch den in Buchners *Neuem Repertorium* veröffentlichten Nachruf Flückigers allgemein bekannt geworden sind. Flückigers Nachruf ist in einer von der Schwägerin Hanbury's, Katharine Hanbury, herrührenden Uebersetzung auch dem vorliegenden Buche einverleibt und bildet mit einer Aufzählung der Schriften Hanbury's in chronologischer Folge und einzelnen Aufsätzen und Briefen über die *Pharmacographia* den unter der Bezeichnung Appendix das Buch abschließenden Abschnitt, dessen Hauptinhalt natürlich die *Science Papers* selbst bilden, welche den nicht geringen Raum von 444 Seiten für sich beanspruchen. Die Mehrzahl dieser Aufsätze hat ihre Veröffentlichung in der hauptsächlichsten britischen Zeitschrift für wissenschaftliche Pharmacie, dem *Pharmaceutical Journ. and Transactions*, gefunden, für welches Hanbury seit 1850 alljährlich werthvolle Beiträge lieferte. Einzelne Aufsätze, namentlich solche botanischen und zoologischen Inhalts, finden sich im *Journal of the Linnean Society*, in welchem er im Jahre 1856 zuerst eine Notiz über eine Art von chinesischem Insectenwachs brachte; andere finden sich in den *Transactions der Linnean Society*; nur sehr wenige sind an andern Orten, z. B. in *Chemists and Druggists Almanac* und im *Athenaeum*, einer (über *Cortex Winteranus*) in einer deutschen Zeitschrift, in Buchner's

N. Repertorium für Pharmacie veröffentlicht, welches letztere Blatt die Mehrzahl der englischen Arbeiten Hanbury's in deutscher Uebersetzung reproducirt hat.

In der Anordnung der pharmakognostischen Aufsätze ist der Herausgeber im Wesentlichen dem chronologischen Princip gefolgt, so daß dieselben mit der kleinen Arbeit »On Turnsole«, in welcher Hanbury den Ursprung des sogenannten Turnsole endrrapeaux und die übrigen Verhältnisse dieser wenig gekannten Farbe bespricht, beginnen und mit dem Aufsätze über die Rechtschreibung des Wortes Cinchona schließen. Dies Verfahren hat Ince nur dann verlassen, wenn mehrere Abhandlungen Hanbury's über denselben Gegenstand aus verschiedenen Zeitperioden vorliegen, wo er es für zweckmäßig gehalten hat, die chronologische Ordnung durch Einschlebung dieser späteren Artikel zu unterbrechen. Es ist dies besonders der Fall bei einigen Lieblingscapiteln des britischen Pharmakognosten, z. B. über die Cardamomen und über den Storax, deren Bearbeitungen zu den werthvollsten und gediegensten Leistungen auf dem Gebiete der Pharmakognosie gehören und Hanbury selbst das Verdienst sichern, theils eine Reihe neuer unbekannter Facten an's Tageslicht gezogen, theils in einer sehr verwickelten Streitfrage das Endurtheil gesprochen zu haben. Man könnte vielleicht bei der Anordnung der Papers eine Sonderung nach der Art der Gegenstände, über welche sie handeln, den Interessen des Lesers mehr entsprechend erachten. Behalten wir aber im Auge, daß die Herausgabe der Schriften Hanbury's nicht allein zum Zwecke der Reproduction dieser Arbeiten zum Gebrauche solcher, welche sich mit den Auszügen in pharmaceutischen Jahresberich-

ten nicht begnügen, geschehen ist, sondern daß die Science Papers neu ediert wurden zum Gedächtnisse ihres Verfassers: so ist das chronologische Eintheilungsprincip gerechtfertigt, da dasselbe einzig und allein im Stande ist, den Entwicklungsgang des Autors vor Augen zu führen und ihn, wenn er verschiedene Entwicklungsphasen durchzumachen hatte, in diesen zu characterisieren und die Durchgänge von einer Periode zur andern, wenn solche existieren, klar zu machen. Bei Hanbury ergibt sich nun freilich, daß von der oben erwähnten ersten Studie an seine pharmakognostischen Arbeiten den nämlichen Character insofern tragen, als sie die detaillirteste Kenntniß der einschlägigen Literatur von der ältesten Zeit bis zum Jahre der Abfassung des Aufsatzes, die genauesten Nachforschungen an Ort und Stelle durch geeignete Persönlichkeiten oder in manchen Fällen durch Hanbury selbst, die präzise makroskopische und mikroskopische Untersuchung der Gegenstände, um welche es sich handelt, zur Grundlage haben, meist nach dem so zweckmäßigen Schema für pharmakognostische Artikel, welches von Hanbury und Flückiger in der Pharmacographia angewendet worden ist, construiert und gearbeitet sind und in einem so vollendeten Englisch geschrieben erscheinen, daß wir ein wiederholtes Feilen der Artikel in stylistischer Beziehung, wie es Hanbury selbst in einem Briefe (vgl. p. 13 der Ince'schen Biographie Hanbury's) angiebt, nicht verkennen können. Der kleine Artikel des 25jährigen Pharmaceuten über Turnesole birgt gewissermaßen in nuce die späteren vollendeten Arbeiten des großen Pharmakognosten in sich, als welchen ihn schon wenige Jahre später seine Arbeiten über Scammonium und Cardamom, über Storax und

Perubalsam documentiren. Die Neigung zu historisch-pharmakognostischen Untersuchungen, deren gegründete Sicherheit die Zierde so mancher späteren Arbeiten aus der letzten Lebenszeit Hanbury's ist, giebt sich bereits in seiner ersten kleinen Studie zu erkennen. Schon in Hanbury's viertjüngstem Artikel (über Calumboholz) begegnen wir einer jener instructiven Abbildungen, mit denen so viele spätere Abhandlungen des Verfassers geschmückt sind und welche auch in dem vorliegenden Buche reproducirt wurden, in welchem die Holzschnitte von 55 Naturkörpern neben mehreren Karten wiedergegeben sind. Wenn wir in Hanbury's Studien über Turnesol bereits eine Probe der vertieften historischen Forschung erkennen, indem Hanbury auf Lobelius und Plinius zurückgeht, so finden wir schon in dem folgenden, vor der Pharmaceutical Society gelesenen Paper über das Harz von *Abies excelsa* die Frucht von Reisestudien des Autors, von denen auch der gleich daran sich schließende Artikel über *Oleum Thymi* und viele spätere Zeugniß geben. Besonders häufig hat er Südfrankreich besucht, daneben 1860 Palästina und Smyrna in Gemeinschaft mit seinem Freunde, dem berühmten Botaniker Hooker, und 1872 Toscana, Calabrien und Sicilien, wo er Aufklärungen über *Radix Iridis*, *Radix Liquiritiae* und *Manna Calabrina* erlangte. Ist die Sorgfalt der Untersuchungen schon in den Erstlingsarbeiten ersichtlich, erkennt man aus diesen auch schon die großen sprachlichen Kenntnisse, über welche Hanbury um 1850 verfügte und zeigt sich in ihnen überall die eminente Kenntniß der verschiedensten Verhältnisse derjenigen Gegenstände, welche den Vorwurf seiner Untersuchungen bildeten, so bieten natürlicherweise die späteren Arbeiten einen Be-

weis für die Erweiterung derselben in jeder Richtung hin, und sehr bald sehen wir, wie Hanbury in Hinsicht auf die Kenntniß der Sprachen sich auf außereuropäisches Gebiet verstiegen hat, indem er sich chinesisches und arabisches aneignet, welche letztere Sprache bei verschiedenen Artikeln der Pharmacographia sehr erwünscht war. Schon in dem Aufsätze über das weiße chinesisches Insectenwachs begegnen wir jenen Typen der ostasiatischen Schriftgelehrten, welche, wie uns Ince versichert, den Drucker des Pharmaceutical Journal manchmal in Verzweiflung brachten, weil er nicht wußte, wie dieselben einzusetzen seien. Wir finden dieselben wieder in reichlichem Maße in jener größten sämtlicher Abhandlungen Hanbury's, welche unter dem Titel: Notes on chinese Materia medica in den Jahrgängen 1861 und 1862 des Pharmaceutical Journal erschien und mit den Abbildungen, aber ohne die chinesischen Schriftzeichen auch in deutscher Uebersetzung, welche von Dr. C. W. Martius besorgt wurde (Beiträge zur Materia medica China's. Speyer 1863) vorliegt. Diese größere Abhandlung Hanbury's, welche für die chinesische Arzneimittelehre von großer Wichtigkeit ist und neben einer eingehenden Kenntniß ostasiatischer Literatur auch eine solche der chinesischen Flora verräth, ist der Sammlung mit einer Menge von Zusatznoten und einer Karte von China vermehrt, einverleibt und bildet mit ihren zahlreichen Abbildungen entschieden eine der anziehendsten Partien der Gesamtausgabe.

Die wesentlichsten Verdienste Hanbury's um die Pharmacie bestehen in der Ermittlung der Abstammung und Characterisirung von Drogen, welche aus entlegenen Ländern dem Arzneischatze zugewachsen sind, und in dieser Beziehung ist

oft genug von anderer Seite hervorgehoben worden, wie er der würdige Nachfolger seines Lehrers Pereira war. Unterstützt durch glänzende äußere Verhältnisse, welche ihn in den Stand setzten, seine Wißbegierde in jeder Beziehung zu befriedigen, unterstützt durch zahlreiche Verbindungen mit gelehrten Botanikern und Pharmakognosten des In- und Auslandes, ist es ihm gelungen, eine Anzahl Fragen endgültig zu entscheiden, welche zum Theil Jahrhunderte hindurch die Qual der Pharmakologen gewesen sind, war es ihm beschieden, ganze Berge von Schutt wegzuräumen und das, was er erstrebte, die Wahrheit ans Licht zu bringen. Daß es sich dabei nicht um Drogen handelt, welche nur von Aerzten im Reiche der Mitte in Anwendung gezogen werden, sondern um sehr wichtige Medicamente, die in der ganzen civilisierten Welt in Ansehen stehen, wird leicht derjenige einsehen, welcher das vorliegende Buch durchmustert. Außer dem bereits erwähnten Storax nennen wir nur Perubalsam, Gummi gutti, Savanilla Ratanha, Tampico Jalappe, Galanga und schließlich die als Diureticum mit Unrecht vergessene Pareira brava. In der Abhandlung über Balsamum Peruvianum, um dessen Erforschung bereits sein Lehrer Pereira viele Mühe verwendet, und in dem Aufsätze über die Galgantwurzel finden wir den britischen Pharmakognosten in Verbindung mit Freunden, welche an Ort und Stelle die Forschung fördern oder unternehmen konnten. Das erste Mal mit Dr. Dorat, von welchem jene bekannte Zeichnung der Balsamsammler herrührt, welche S. 308 der vorliegenden Ausgabe reproducirt ist, das andere Mal mit dem Botaniker Hance, von welchem die Stammpflanze des Rhizoma Galangae den Namen *Alpinia minor* erhielt. S. 348 finden wir die Ab-

bildung der *Ipomea simulans* Hanbury, der bisher unbenannten Mutterpflanze der Tampico Jalappe, deren Verschiedenheit von *Ipomoea Purga* auf Grund der Inspection frischer Exemplare in Hanbury's Garten Flückiger in seinem oben erwähnten Nekrologe betont. Als ein in jeder Beziehung meisterhaft ausgeführtes Musterwerk aus dem Gebiete historisch-pharmakognostischer Untersuchungen müssen wir seine letzte Arbeit dieser Art, über *Pareira brava*, bezeichnen, die, wie schon früher die *Perubalsam*arbeit, auch für die Kenntnisse Hanbury's in der spanischen Sprache Zeugniß giebt. Innerhalb der Pharmaceutical Society, in deren Sitzungen Hanbury seine Papers zum größten Theil vortrug, scheint die Arbeit des Verfassers über Rosenöl (1859) am beifälligsten aufgenommen zu sein. Gewiß ist, daß alle diese Aufsätze eine hohe wissenschaftliche Bedeutung besitzen und jene Achtung ihres Verfassers im Kreise gelehrter Männer rechtfertigen, welche ihm die selten einem Apotheker übertragene Ehre der Fellowship of Royal Society und das Ehrendiplom der medicinischen Doctorwürde bei Gelegenheit des Jubiläums der Universität München eintrug.

Es sind verhältnißmäßig wenig Abhandlungen Hanbury's über Gegenstände, welche nicht in das Bereich der Pharmakognosie fallen oder doch mit derselben im engsten Zusammenhange stehen. Der Herausgeber hat sie von den pharmakognostischen Abhandlungen durch den besonderen Titel *Addresses and Miscellaneous Papers* getrennt. Es sind zwei Eröffnungsreden darunter, welche Hanbury als Präsident der Pharmaceutical Conference zu Norwich und Exeter gehalten hat. Ferner finden sich mehrere Reiseskizzen, z. B. ein Ausflug in die Dauphiné, in welchen das berühmte Klo-

ster La grande Chartreuse und die daselbst fabricirten Liqueure zwar den Haupttheil ausmachen; doch hat Hanbury auch in diesem Chemists Holiday, wie die Ueberschrift des Artikels heißt, weder den Botaniker noch den Pharmakognosten zu Hause gelassen: die Flora der Dauphiné wird in allgemeinen Umrissen geschildert und zum Schluß die Manna von Briançon mit der darin enthaltenen eigenthümlichen Zuckerart in Betracht gezogen. Zwei kleine Aufsätze beziehen sich auf die britische Pharmakopoe, ein anderer auf die Receptirkunde und auf fehlerhaftes Verschreiben. Von größerem Interesse sind zwei Nekrologe, welche Jacob Bell und dem Hanbury persönlich befreundeten berühmten französischen Pharmakologen Guibourt gewidmet sind. Sehr bemerkenswerth ist auch eine recensirende Abhandlung über eine Arbeit von Markham über Donna Anna de Osorio, die als Gräfin Cinchon (oder richtiger Chinchon) bekannte Förderin des Chinagebrauches gegen kalte Fieber, welcher zu Ehren Linné die die Chinarinden liefernden Bäume unter der von Markham als incorrect angegriffenen, von Hanbury aber mit guten Gründen vertheidigte Benennung Cinchona vereinigte. Den Schluß dieser Abtheilung bildet eine nach dem Tode Hanbury's im Pharmaceutical Journal veröffentlichte Studie über Gewürze und Wachs in einem mittelalterlichen Haushalt in den Jahren 1303—1310, welche übrigens eben so gut zu den eigentlichen Science Papers hätte gestellt werden können. Ein im Besitze von Hooker befindliches botanisches Manuscript, wahrscheinlich nur Aufzählung von Pflanzen, scheint der Sammlung nicht einverleibt worden zu sein.

Das sind die kleineren Schriften Daniel Hanburys, ein bleibendes Andenken für den Lieblingsschüler Pereira's, der in den Fußtapfen des Meisters getreulich weiter gewandert ist bis an sein Ende. Ob der Schüler mehr geleistet oder weniger, ob die Wagschalen für Beide sich gleichstellen, darüber wollen wir hier nicht entscheiden. Der Samen, welchen Pereira gesäet, ist in Hanbury mächtig aufgegangen; davon zeugt die vorliegende Sammlung der 24 Jahre hindurch bis zum frühzeitigen, in voller Manneskraft und Thätigkeit ihn ereilenden Tode mit Ernst und Eifer fortgesetzten Studien des Verewigten.

Th. Husemann.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück 16.

18. April 1877.

Geschichte der europäischen Staaten. Herausgegeben von A. H. L. Heeren, F. A. Ukert und W. v. Giesebrecht. XXXVIII. Lieferung, 2. Abth.: Geschichte Frankreichs von der Thronbesteigung Louis Philipp's bis zum Falle Napoleon's III. von Karl Hillebrand. Erster Theil: Die Sturm- und Drangperiode des Julikönigthums (1830—1837). Gotha, Friedrich Andreas Perthes. 1877. XX. und 737 S. Oktav. M. 15. (Subscr.-Preis: M. 12).

Anschließend an Schmidt's Geschichte Frankreichs hatte W. Wachsmuth in den vierziger Jahren die Geschichte dieses Landes während des Revolutionszeitalters (1789—1830) für die Perthes'sche Sammlung in vier starken Bänden bearbeitet. Der Unterzeichnete hat es unternommen, die vierzig folgenden Jahre als ein Ganzes zu behandeln, und bringt heute den ersten Band, welcher die Ereignisse von 1830—1837 umfaßt. Er hat darum auch auf eine, andern Falles nothwendige, Einleitung verzichtet, welche die Geschichte der Restauration und der

Julirevolution erzählt hätte, indem er auf seines Vorgängers Arbeit verweisen zu können glaubt.

Die politische Entwicklung Frankreichs seit 1815, wo die verhängnißvollen 100 Tage die Wiederanknüpfung an eine achthundertjährige Vergangenheit gewaltsam hemmten, zerfällt natürlich in drei Perioden, deren jede mit den Versuchen einer Dynastie — der legitimen, der contractuellen und der revolutionären — ausgefüllt ist, sich endgiltig festzusetzen, und in denen die kurze Episode der zweiten Republik, welche virtuell kaum ein Jahr dauerte, nur ein fast unbedeutendes Zwischenspiel bildet. Unser Werk soll die beiden letzten Perioden umfassen: das Julikönigthum und das zweite Kaiserreich, deren jede wieder natürlich in zwei Hälften zerfällt: die erstere in die Zeit der innern und äußern Nachwehen der Julirevolution und in die der Beruhigung, die zweite in die Zeit des Absolutismus und der Erfolge und in die des wiedererwachenden Constitutionalismus und der Mißerfolge.

Der erste Band, den der Unterzeichnete heute bietet, führt die Ueberschrift »Die Sturm- und Drangperiode des Julikönigthums (1830—1837)« und schildert die Kämpfe, welche das neugegründete Königthum gegen die reactionären und revolutionären Elemente im Innern zu bestehen hatte, sowie seine Bemühungen, den bedrohten europäischen Frieden zu wahren, ohne der Machtstellung Frankreichs etwas zu vergeben. Das Jahr 1837 ist in dieser Beziehung abschließend: die heftigste Opposition in der Kammer und der Presse ist verstummt; der König ist vollständig Herr in der Regierung geworden und hat sich aller Minister entledigt, welche ihm nicht unbedingten Gehorsam entgegen-

bringen; die Attentate und Emeuten der folgenden Jahre sind nur noch ganz vereinzelt und durchaus individuelle Anschläge, die keine allgemeine Stimmung zum Ausdruck bringen; Louis Philipp ist mit Preußen und Oesterreich versöhnt, und kommen auch später noch Verwicklungen der äußeren Politik vor, so haben diese doch nicht mehr in dem revolutionären Charakter der französischen Regierung ihren Grund, sondern in den permanenten Gegensätzen der internationalen Interessen; Louis Philipp selber ist durch die Verheirathung des Thronfolgers, welche der König von Preußen vermittelt, als ein Ebenbürtiger in die Gesellschaft der Höfe aufgenommen.

Der Unterzeichnete sucht nun in zehn Capiteln zu zeigen, wie diese Resultate der Beruhigung erzielt worden, wie der König sich erst von der Revolution, dann von seinen Ministern emancipiert, wie er sich mit England verbündet, um dem Festlande zu imponieren, und sich diesem nähert, als er der Dienste Englands ent-rathen zu können glaubt. Dem zweiten Buche dieses Werkes ist es vorbehalten, die inneren Zustände der Nation während der Juliregierung zu schildern und uns die geistige und gesellschaftliche Bewegung, die wirthschaftliche und gesetzgeberische Thätigkeit vorzuführen. Das erste Buch, das uns heute vorliegt, erzählt nur Ereignisse. Es zeigt uns, wie das Julikönigthum sich einrichtet, wie es sich des Heeres und des Beamtenthums versichert, wie es sich der Geistlichkeit gegenüberstellt, die Anerkennung der Mächte erlangt — wobei, wohl zum ersten Male, die entscheidende Initiative Preußens in der Angelegenheit nachgewiesen wird; — es stellt uns die Gefahren dar, welche während der ersten

Monate dem neuen Königthum wie dem europäischen Frieden von der noch nicht eingelullten Revolution und der Schwäche der Regierenden drohten; es erzählt die erfolgreichen Anstrengungen C. Perier's, mit Hülfe Englands der liberalen Sache in Europa zum Siege zu verhelfen, ohne den Frieden zu compromittiren, und des Königs persönlicher Politik entgegenzutreten, ohne der Revolution Zugeständnisse zu machen. Vier Jahre lang (1832—1836) suchen dann die Doctrinärs, vereint mit den gemäßigt Liberalen, Broglie und Guizot mit Thiers, die Perier'sche Politik fortzusetzen: wiederholt haben sie gegen die bewaffneten Aufstände der Legitimisten und Republikaner, gegen Verschwörungen, geheime Gesellschaften, Mordanfälle, sowie gegen die Ausschreitungen der Presse anzukämpfen und zugleich den Intriguen des Königs und des Parlaments die Spitze zu bieten. Ihre Bemühungen sind in der inneren Politik mit verhältnißmäßigem Erfolge gekrönt; nicht so im Aeußern, wo es dem König gelingt, sich nach und nach der englischen Vormundschaft — denn als eine solche empfindet er die Freundschaft Großbritanniens — zu entziehen und mit den legitimistischen Höfen anzuknüpfen, mit Ausnahme Rußlands jedoch, das selbst nach dem Scheitern seiner Angriffspläne (1833) dem Usurpatoren feindlich gestimmt bleibt. Im Jahre 1836 endlich weiß der König sich erst der Doctrinärs, dann Thiers' zu entledigen und unter Molé die persönliche Regierung zu begründen, die er im folgenden Jahre mit Hülfe Montalivet's ausbaut. Aber schon tritt ihm in Straßburg der zukünftige Nachfolger, der Erbe des napoleonischen Namens, entgegen und stellt seine Throncandidatur in einer Militärmeuterei auf, die trotz

ihres Mißglückens die Folge hat die revolutionäre Dynastie der Nation ins Gedächtniß zu bringen. Das letzte, zehnte Capitel erzählt die Eroberung Algiers von der Landung Bourmont's in Afrika (Juni 1830) bis zur Einnahme Constantine's (October 1837), welche diese Eroberung erst besiegelte.

Die vom Verfasser benutzten Quellen sind in erster Linie die gleichzeitigen Flugschriften und Zeitungen, welche letztere auch die Parlaments- und Gerichtsverhandlungen, sowie die meisten amtlichen Schriftstücke, auch die nichtamtlichen Manifeste u. s. w. enthalten; dann die Sammlungen diplomatischer Noten, welche den Volksvertretungen von Frankreich und England vorgelegt worden, sowie die, welche von Privaten der Oeffentlichkeit überliefert worden (wie Grimblot, d'Haussonville, Nic. Bianchi, Sir H. Bulwer u. A.); weiter die Mémoires Mithandelnder oder Eingeweihter (wie Chateaubriand, Lafayette, Guizot, Bourgoing, Barrot, Dupin, Gisquet, d'Alton u. A.) und die Werke gleichzeitiger Geschichtschreiber, welche in directer Verbindung mit den entscheidenden Persönlichkeiten standen (z. B. Caperfigne mit Molé, L. Blanc mit Laffitte, Henrion mit Guizot, Nettement mit M^{me} de Berry, u. s. w.). Außerdem sind die einschlagenden Spezialschriften, deren Zahl Legion ist und die meist in den Anmerkungen angeführt sind, sowie die letzten Werke über die Geschichte der angrenzenden Staaten sorgfältigst benutzt worden. Hauptquelle sind indeß immer die italienischen und deutschen Staatsarchive geblieben: der weitaus größte Theil des Materials ist folglich handschriftlich. Obschon auch auf die innere Geschichte durch diese Mittheilungen der preußischen und sardinischen Diplomaten, welche letz-

tere namentlich treffliche Beobachter und in bester Lage zum Beobachten waren, vielfache Streiflichter fallen, welche das Dunkel nicht wenig erhellen, so ist es doch vornehmlich die Geschichte der äußeren Beziehungen, welche dadurch in ein ganz neues Licht gestellt wird. Wir haben oben schon der Rolle Preußens in der Anerkennungsfrage Erwähnung gethan; dieselbe tritt noch bestimmter in den wenig bekannten oder von unseren Vorgängern geflissentlich entstellten Münchengrätzer Verhandlungen von 1833 hervor, wo Friedrich Wilhelm III. den Bemühungen Kaiser Nicolaus' und Metternich's mannhaft zu widerstehen und so den geplanten Angriffskrieg gegen Frankreich unmöglich zu machen wußte; aber auch die belgischen, polnischen und italienischen Verwicklungen von 1831 und 1832, die orientalischen von 1833, die spanischen von 1834 und 1835, die schweizerischen von 1836 erscheinen hier wohl zum ersten Male actenmäßig dargestellt; und sie illustrieren auf das Lehrreichste nicht nur die gegenwärtige Stellung der Großmächte, als auch die Louis Philipp's zu seinen Ministern. Das Capitel über Algier beruht in seiner Gesammtheit auf den *Annales algériennes* Pellissier de Reynaud's, den der Verfasser aus des Herzogs von Orleans, Daumars' und Fabar's, Montrond's, Baudicour's und Bellemare's einschlägigen Schriften zu ergänzen gesucht hat: die Vorgeschichte der Eroberung dagegen ist wiederum das Resultat von Forschungen erster Hand.

Der zweite, die Jahre 1838 bis 1851 umfassende Band soll dem hier angezeigten ersten nach nicht allzulänglichem Zwischenraume folgen.

K. Hillebrand.

Ueber Kaiserurkunden in der Schweiz. Ein Reisebericht von Prof. Dr. Th. Sickel in Wien. Zürich, S. Höhr. 1877. VII. und 103 S. 8°.

Der Leiter der Diplomata-Abtheilung der Monumenta Germaniae Historica hat als Ehrenmitglied der allgemeinen geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz derselben ein höchst werthvolles, im »Vorbericht« von dem Geschäftsausschuß gebührend verdanktes Geschenk gemacht, indem er seinen Bericht über im September 1876 in den schweizerischen Archiven angestellte Untersuchungen, die Diplome der sächsischen Kaiser betreffend, der Gesellschaft zur Verfügung übergab. Als Separatbeilage zur regelmäßigen Gesellschaftspublikation, dem in Solothurn erscheinenden Anzeiger für schweizerische Geschichte, ist diese Berichterstattung gedruckt worden und durch den Buchhandel auch nichtschweizerischen Fachgenossen zugänglich gemacht.

Es versteht sich von selbst, daß die mit Diplomen der sächsischen Kaiserdynastie reicher versehenen Archive, das Stiftsarchiv in St. Gallen mit den Klosterarchiven von St. Gallen und Pfävers — nicht im Kantonalarchiv, wie p. 19 steht, sondern im Stiftsarchive sind die Pfäverser Urkunden zu suchen —, das bischöfliche Archiv in Cur, das Stiftsarchiv Einsiedeln, das Kantonsarchiv in Lausanne — wegen Peterlingen —, hier den meisten Stoff lieferten. Etwas kürzere Abschnitte behandeln besonders die Kaiserurkunden für Disentis, Rheinau und die Abtei Zürich (letztere beide Archive im Zürcher Staatsarchiv). Das Luzerner Staatsarchiv kam wegen der zwei dort liegenden Wormser Diplome

aus dem Nachlasse Gatterer's in Betracht; bei dem Berner Staatsarchiv ist besonders von zwei Sulzberger Stücken und, wegen eines Transsumptes, vom Selzer Archive die Rede. Obschon jedoch der Verfasser sich nach dem Programm und den Instructionen der Diplomata-Abtheilung, wie er sie selbst 1876 im dritten Hefte von Bd. I. des Neuen Archives gegeben hatte, auf die Jahre 911 bis 1002 in seinen Untersuchungen und so auch in dieser Bericht-erstattung in der Hauptsache beschränkte, konnte es nicht ausbleiben, daß auch auf weitere Gebiete seine Belehrungen sich erstrecken.

Gleich im Anfang (p. 4 ff.) wird im Anschlusse an die Eintragungen in das älteste St. Galler Verbrüderungsbuch, dessen Edition Professor Arbenz in St. Gallen vorbereitet, über das Personal der ostfränkischen Kanzlei gehandelt, zur Zeit als Aebte von St. Gallen, Grimald, der Abtbischof Salomon III., in derselben thätig waren. Schwäbische Klöster lieferten in der letzten ostfränkischen Zeit das niedere Personal für die Kanzlei, und diese Thätigkeit von Zöglingen der St. Galler Schule kann auch noch unter den ständigen Notaren der ersten sächsischen Könige stattgefunden haben, bis dann 940 durch Brun das lothringische Element in die Stellen der Dictatoren und Scriptoren eindringt. Gerade aus dem Frühling des Jahres 940 liegen zwei gleich nach einander, am 7. und 8. April, geschriebene Diplome für St. Gallen und Curvor, Stumpf No. 83 und 84, welche gemäß der damals in St. Gallen stets noch vorhandenen Erfahrung in kanzleigemäßer Anfertigung von Königsurkunden von einem St. Galler Mönche in augenblicklicher Stellvertretung der königlichen Notare in einer zum Theil von der allgemeinen

Norm abweichenden Gestalt abgefaßt und geschrieben worden sind. Die im Neuen Archiv, pp. 460 u. 461, geäußerte Vermuthung von der Identität des Schreibers von No. 84 mit demjenigen von No. 83 fand Sickel durch die Urschrift von No. 84 bestätigt (p. 10), und er glaubt nun auch die einer und derselben Schule von Schreibern angehörenden vier St. Galler Originaldiplome Konrad's I. von 912 (Wartmann's St. Galler Urkundenbuch, No. 765 und 769), Heinrich's I. von 926 (No. 786, Stumpf No. 13), Otto's I. von 947 (No. 796, Stumpf No. 147) als von St. Galler Brüdern geschrieben bezeichnen zu können. Sehr gut stimmt dazu, daß, wie die Immunitätsurkunden für St. Gallen schon im 9. Jahrhundert eine wahre Musterkarte von Fassungen aufweisen*), in der erwähnten Urkunde von 926 ein durch allerlei Besonder-

*) Interessant ist hierbei auf pp. 16—19 eine an die Geschichte der Ueberreste des deutschen Reichsarchives zu Pisa sich anknüpfende Erörterung. Als 1309 Heinrich VII. an den Oberrhein kam, legte demselben auch St. Gallen seine Privilegien auf einer Pergamentrolle vereinigt zum Behufe der Bestätigung vor, und es erhielt dieselbe dergestalt, daß die auf der Rolle abgeschriebenen älteren Privilegien in das neue Diplom inserirt wurden. Hierauf und nur hierauf gehen die Worte vor der ersten Urkunde auf der Rolle: »Ista est fundacio monasterii s. Galli et secundum eam quasi omnes littere diriguntur«, sodaß also diese St. Galler Immunitäten nicht als allgemein von der Reichskanzlei betrachtete Norm anzusehen sind (so Wattenbach: Schriftwesen, 2. Auflage p. 142). Diese Rolle ging dann allerdings mit der Reichskanzlei nach Italien und blieb eben 1313 nach Heinrich's Tode in Pisa. Bemerkenswerth ist, daß Heinrich's Kanzlei auch ein für Pfävers ausgestelltes, aber im 10. Jahrhundert in St. Gallen zurückgebliebenes Diplom Kaiser Ludwig's II. als No. 2 der Rolle, als wäre es ein Privileg für St. Gallen, aus St. Gallen zugefertigt erhielt.

heiten sich geradezu auszeichnendes Dictamen vorliegt, welches dann allerdings von da an in allen ferneren Immunitätsconfirmationen bis 1025 festgehalten wird: der Urheber dieses ganz absonderlichen Dictates war ein St. Galler, welcher sich dabei an Kanzleidictate in ihm zur Verfügung stehenden Diplomen hielt (p. 16). Der Dictator und Scriptor jener No. 83 und 84 übrigens, »Notker notarius«, ist wohl der St. Galler Notker der Arzt, von welchem noch in Ekkehart's IV. Zeit die St. Galler Tradition wußte, daß derselbe am Hofe beliebt gewesen sei (vgl. meine neue Ausgabe der Casus, St. Galler Mittheilungen, Heft XV./XVI. p. 398 n. 1417). Nach 947 stellte St. Gallen selbst nur noch 980 für eine Urkunde Otto's II. (Wartmann No. 816, Stumpf No. 781) den Schreiber — »actum Hochstedi«, in dem St. Gallen benachbarten Höchst am Rheine —, und zwar ist das eines jener Stücke, wo sich ein Mitglied der Kanzlei und ein, zwar in diplomatischer Minuskel wenig mehr geübter, Mönch in das Schreibgeschäft theilten, so daß dieser den Context und das Recognitionszeichen lieferte.

Besondere Hervorhebung verdienen an dieser Stelle einige eingehende Erörterungen über einzelne von dem Verfasser untersuchte Diplome, an welche sich mehrfach allgemeine Ausführungen anschließen.

Als ein Schüler jenes Wigfrid, welcher 951 und 952 während Otto's I. ersten Zuges nach Italien über ein halbes Jahr als der einzige thätige Kanzleibeamte betrachtet werden kann und welcher wahrscheinlich aus Italien stammte, ist wohl der Schreiber der Curer Originale Stumpf No. 254, 286, 403 (von Otto I. von 958, 961, 966) anzusehen, von dem außerdem No. 287

für Schwarzach und das Stück geschrieben ist, welchem später die Curer Fälschung oder Copie No. 271 nachgezeichnet wurde*); weiter jedoch war dieser im Dienste des Curer Bischofs stehende Mann gelegentlich eines Aufenthaltes bei Hofe 958 um Neujahr auch bei der Anfertigung von No. 252 für Einsiedeln betheilig. Daß in No. 286 Otto schon Kaiser heißt, hat seinen Grund darin, daß der Bischof Hartbert, der Otto nach Rom begleitete, erst nach der Kaiserkrönung die Confirmation des Tausches erhielt, während das entsprechende Stück für Schwarzach No. 287 rechtzeitig nach der in Worms 961 geschehenen Tauschhandlung ausgefertigt worden war. In No. 254 ist neben diesem wahrscheinlichen Zögling Wigfrid's noch ein zweiter thätig gewesen, welcher überdies eine von der Kanzlei beglaubigte Copie der ersten Ausfertigung von Stumpf No. 64 (Otto's I. für Hartbert von 937) nachgezeichnet hat.

Die Besprechung dieses auf pp. 43 und 45 von Sickel beurtheilten Exemplar authenticum No. 64 führt auf die Untersuchung Rieger's über die dem 10. Jahrhundert angehörende erweiterte Fassung B einer Urkunde Ludwig's des Deutschen (A) für Rheinau von 870 (in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie, Bd. LXXVI, 1874), über welche Sickel schon im Anzeiger für schweizerische Geschichte, 1874, No. 3, berichtet hatte. Nach Prüfung des Stückes B im Zürcher Staatsarchiv bringt nun Sickel hier (pp. 92—96) einige interessante Nachträge, in

*) Gegen Ficker, Beiträge zur Urkundenlehre, Bd. I. pp. 170 und 327, erklärt sich Sickel, pp. 45 und 46, zu Ungunsten der diplomatischen Glaubwürdigkeit von No. 271, trotz der in No. 672, einem Originale, nachfolgenden Bestätigung durch Otto II. von 976.

der Hauptsache bestätigender Art, zu Dr. Rieger's scharfsinnigen Beobachtungen. Rieger hielt nämlich Stumpf No. 64 in Cur für ein Original, was, wie eben angedeutet, nicht der Fall ist; wohl aber weist die Fassung B der Rheinauer Urkunde die Hand des von Sickel im Neuen Archiv, l. c. p. 451 ff., besprochenen unter dem Kanzler Poppo arbeitenden, dort als Poppo A bezeichneten anonymen Schreibers auf, dessen in der ersten Ausfertigung vorliegenden Schriftzüge der Verfertiger der Copie Stumpf No. 64 nachzeichnete. Wie der Notar Poppo A dazu kam, dieses durch Rieger schlechthin als Fälschung, zu der ein Mitglied der Kanzlei die Hand geboten habe, bezeichnete Stück B zu schreiben, unterwirft Sickel hier, pp. 94—96, einer erneuerten Untersuchung. Poppo A zeigte auch in der Anfertigung dieses B, daß er mit den Kanzleigebräuchen ganz vertraut sei. Zwar scheidet nun Poppo A als Notar, zugleich wohl mit seinem Kanzler Poppo, noch 940 aus der Kanzlei; aber wie Wigfrid 965 noch einmal in Stumpf No. 346 als Schreiber von Subscriptionen auftaucht, so ist auch Poppo A nach der von ihm geschriebenen Urkunde für Reichenau, No. 350, im gleichen Jahre 965 noch am Leben gewesen, und er konnte also auch jetzt erst seine Dienste den Rheinauern leihen. Mag nun aber die Entstehung von B früher oder später, d. h. nach 940, fallen, so steht noch in Frage, wie man sich dieselbe zu denken hat. Ficker, Beiträge zur Urkundenlehre, Bd. I. pp. 310 und 311, und Waitz in mündlicher Behandlung des höchst eigenthümlichen Falles neigen sich der Ansicht zu, daß in dieser kanzleigemäß unter Otto I. auf Ludwig's des Deutschen Namen ausgestellten Urkunde eine bisher noch unbekannt gebliebene,

auf Befehl des Königs durch die Kanzlei gewählte Form der Bestätigung eines als zu Recht bestehend anerkannten Verhältnisses vorliege, während sich Sickel und Rieger nur nicht den Grund dieser ganz ungewöhnlichen Uebung denken können. Jedenfalls harrt dieser Fall bis auf das Auftauchen analoger Erscheinungen noch seiner endgültigen Erklärung.

Auf pp. 46 und 47 setzt Sickel, auf eine spätere einläßliche Darlegung verweisend, Stumpf No. 559 für Cur, obschon bereits Otto's III. Kanzlei 988 in No. 917 diese Urkunde Otto II. zuschrieb, gegen Stumpf's Datirung (966, bei Otto II.) zu 960 unter Otto I. Die bald Konrad I., bald Konrad II. (so Hidber: Schweizerisches Urkundenregister, No. 1269) zugeschriebene Urkunde über eine Schenkung der Abtei Disentis an Cur, bei Stumpf unter Aeüßerung starken Verdachtes No. 2124 unter Konrad II., ist zu keiner Zeit aus der königlichen Kanzlei hervorgegangen (pp. 30 und 31).

Höchst aufschlußreich sind die Untersuchungen einiger Stücke aus Einsiedeln, wo Sickel mehrfach zu anderen Ergebnissen, als früher Jaffé und Stumpf, gelangte, welche gegen keines der alten Präcepte Bedenken erhoben. Er erklärt Stumpf No. 348, 669, 733, Otto's I. von 965, Otto's II. von 975 und 979 für unecht. Die zwei ersten beziehen sich auf die Ufenau, für deren Schenkung durch Otto I., wie sie da behauptet wird, zwar mehrere unanfechtbare Bestätigungen vorliegen, schon in No. 571 durch Otto II. 972, dann in No. 874 und 1096 durch Otto III. 984 und 996; doch widersprechen sich eben diese Bestätigungen selbst, die Otto's II. einer-, und diejenigen Otto's III. andererseits, indem erst No. 874 eine Beurkundung durch

Otto I. als den Schenker positiv erwähnt. Eben um solcher Gestalt den König selbst als Tradenten hinstellen und so einen besseren Rechtstitel, als die erste No. 571 enthielt, aufweisen zu können, mögen vor 984 zur Vorlegung vor Otto's III. Kanzlei beide Falsificate gemacht worden sein (p. 79). Der Fälscher hat dabei sowohl für das Aeüßerliche, als für das Protokoll Stumpf No. 252, Otto's I. von 958, für No. 348 zur Vorlage genommen, für No. 669 dagegen No. 671, ein echtes Stück aus den gleichen Tagen. Von einzelnen Unrichtigkeiten der unechten Vorlagen schlichen sich nachher 984 Spuren in die echte Bestätigung No. 874 ein, z. B. die jüngere Form »Meginradi cella« statt »Meginrates cella« (pp. 80—85). Für No. 733, dessen Format (*charta transversa*) schon auf ein Falsum hinweist, diente als Schreibmuster No. 732, als Vorlage für den Inhalt dagegen No. 1058, Otto's III. von 995; entstanden ist das Stück wohl um 1100 (pp. 85—88). Was endlich das älteste Königsdiplom für Einsiedeln betrifft, Stumpf No. 151, Otto's I. von 947, so hält Sickel dasselbe für eine gleichzeitig angefertigte und gleich der Originalausfertigung mit echtem Siegel versehene Copie; weiter zeigt er hierbei, daß ein für die Ausfertigung von Stumpf No. 174 (Otto's I. von 950 nach Sickel, statt 949, wie Stumpf setzt) zu Gunsten von Pfävers als Vorlage von der Kanzlei benütztes Original Lothar's I., für Pfävers von 840 (p. 21), in eigenthümlicher Weise auch zu No. 151 für Einsiedeln herangezogen wurde, jedenfalls weil Pfävers schon 947 durch den alamannischen Herzog Hermann seine Angelegenheit am Hofe hatte anhängig machen und jenes karolingische Diplom producieren lassen, worauf dann aber Einsiedeln's

Gesuch rasch erledigt wurde, während Pfäver's sich noch gedulden mußte (pp. 72—77).

Zwei Diplome für Peterlingen gaben Sickel Gelegenheit, die oft recht schlechte und nichts weniger, als Genauigkeit verrathende Arbeit des königlichen Kanzleipersonales zu beleuchten. In Stumpf No. 599, Otto's II. von 973, hat ein Amanuensis ganz gedankenlos geschrieben und der sonst geschickte Dictator und Scriptor, den Sickel im Neuen Archiv, pp. 465—471, als Willigisus B (WB) behandelt, seine Pflicht als Recognescent äußerst mangelhaft oder vielmehr gar nicht erfüllt, so daß die Fehler und Verwechselungen des Dictamens mannigfache Schwierigkeiten bieten (pp. 59—62). Aber nachdem 986 in No. 898 eine tüchtige Leistung der Kanzlei eintrat, ist No. 1139, Otto's III. von 998, noch geringer zu schätzen, indem es die Verstöße von No. 599 noch vermehrt, u. a. die für 973 genannten Grafennamen einfach wiederholt (pp. 63 und 64). Interessant ist auch die Erörterung über No. 854 (Otto's II. von 983: eine die Originalform nachahmende Copie, deren Echtheit der Verfasser bezweifelt) dadurch, daß Stumpf, Würzburger Immunitäten, Zweite Abhandlung, p. 43 n. 70, dieses Stück als eine die Regel bestätigende Ausnahme betreffend das Nichtvorkommen des Wortes »vicecomes« in echten Diplomen der deutschen Reichskanzlei bis gegen Ende des 10. Jahrhunderts herangezogen hatte: hier stehe der Ausdruck, weil in diese Immunität nichtdeutsches, burgundisches Gebiet, eben Peterlingen, inbegriffen sei. Aber die Echtheit des Stückes ist überhaupt fraglich, da wohl ohne Zweifel Otto II. über Peterlingen gar nicht regiert, also auch für die dortige Gegend gar keine derartigen Verfügungen getroffen hat

Ueber die Auffassungen Stumpf's betreffend durchgreifende in der königlichen Kanzlei gültige Regeln äußert sich Sichel bei dieser Gelegenheit: »Ich bestreite nicht die Regelmäßigkeit im Urkundenwesen und bin bestrebt, diese Regeln zu erkennen; aber ich erwarte nicht so sehr eine systematische, wohlbedachte und berechnete Entwicklung, als eine thatsächliche, die hauptsächlich aus der Tradition und deren Fortbildung entspringt, wie das der ganzen Art des Mittelalters entspricht« (pp. 64—67).

Endlich enthält der Reisebericht sehr schätzenswerthes Material zur Geschichte der Ueberlieferung der Urkunden und damit zur Geschichte der Archive selbst. Dazu gehören die Mittheilungen über den Pfäverser Transsumpt, über dessen unechtes Stück Stumpf No. 250 (Otto's I., von 957) pp. 23—25 eingehender handeln*), ferner diejenigen über die Repertorisirungen des Curer Domarchives, wovon die erste in engem Zusammenhange mit der Anlage des so geheißenen Chartularium magnum in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts steht (p. 28 ff.). Ueber die für Disentis in Betracht kommende, jetzt auf der Zürcher Kantonalbibliothek liegende und daselbst durch den Verfasser aufgefundene handschriftliche Sammlung des Rheinauer Mönches Ildefons Fuchs ist auf pp. 49—51, über die in Bern angefertigten Repertorien für Peterlingen auf pp. 57 und 58, über die mit dem Urkundenbuche des Abtes Burkhard (1418—1438) beginnende, insbesondere durch die 1630 vom

*) Der wohl dem 13. Jahrhundert angehörende Schreiber scheint neben dem, daß ihm nach Sichel's Darlegung ein echtes Diplom vorlag, nach n. 866 (p. 279) zu der neuen Ausgabe auch Ekkehart's IV. Casus von St. Gallen gekannt zu haben.

Abte Placidus Reymann vorgenommene Registratur dargelegte Fürsorge der Einsiedler Mönche für ihr Archiv auf p. 70 ff. die Rede. Sehr erwünscht ist da (pp. 89 und 90) auch eine Reihe neuer Beweise für die Unbrauchbarkeit des Liber Heremi für die urkundliche Forschung und dafür, daß dieses Buch überhaupt nicht, wie das der Herausgeber in Bd. I. des »Geschichtsfreundes«, P. Gall Morel, wollte, als eine Arbeit des späteren Mittelalters, sondern als eine Compilation Tschudi's anzusehen sei. Interessant endlich sind die Aufschlüsse darüber, wie einige Curer Urkunden ihrem ursprünglichen Aufbewahrungsorte entfremdet worden sind, theils wegen der Arbeiten für die Germania sacra über St. Blasien nach St. Paul in Kärnthen verbracht, theils aus einem versteigerten Tiroler Archive 1875 für das germanische Museum in Nürnberg erworben: gerade diese Stücke Stumpf No. 236, 516 und 516a wird eine mit Facsimiles ausgestattete Abhandlung Sickel's in den Wiener Sitzungsberichten von 1877 zum Gegenstande haben. Bedenklich ist, daß einige dieser aus Cur entführten Stücke noch vor 26 und 12 Jahren daselbst sich befanden, und der Verfasser macht auf noch verschollene Diplome besonders die Bündner Forscher aufmerksam.

Der Schrift ist eine vergleichende Tabelle, insbesondere mit Hinweisungen auf Böhmer, Stumpf und Hidber und auf die Seitenzahlen der Brochüre selbst, beigegeben.

Der Verfasser hat seine Arbeit den Fachgenossen in der Schweiz gewidmet, um sie zur Urkundenforschung zum Behufe der Unterstützung seines großen Werkes anzuregen; aber seine Studien enthalten auch hier wieder für die Wissenschaft überhaupt reichliche Förderung.

Zürich.

G. Meyer von Knonau.

Монголія и страна Тангутовъ трехлѣтнее путешествіе въ восточной нагорной Азіи. Н. Пржевальскаго. Томъ II. С. Петербургъ, 1875. (Die Mongolei und das Land der Tanguten; eine dreijährige Reise im östlichen Hochasien von N. Prshewalski. Zweiter Band. St. Petersburg 1876. 8°. (29 + IV + 176 + 55 + 36 + 114). Mit 30 theils colorirten, theils nicht colorirten Tafeln. (Preis 12 Rubel).

Diese Fortsetzung des St. 9 angezeigten Reise- werkes enthält die Besprechung des Klimas Hochasiens so wie die Beschreibung eines Theiles des gesammelten zoologischen Materials, nämlich der Vögel, Reptilien, Amphibien und der Fische. Das Klima und die Vögel werden von Prshewalski selbst geschildert; die Beschreibung der Reptilien und Amphibien hat der Akademiker Strauch, die Beschreibung der Fische der Professor der Petersb. Universität Kessler geliefert. Die gesammelten Gliederthiere sind dem Museum der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Petersburg einverleibt worden und werden demnächst von einem Spezialisten bearbeitet werden; die Beschreibung wird als zweite Lieferung des zweiten Bandes erscheinen. Die Säugethiere hat sich Prshewalski selbst vorbehalten — bis zu seiner Rückkehr von der kürzlich unternommenen neuen Forschungsreise nach dem Lobnoor und Lassa; er erwartet neues zoologisches Material und neue Beobachtungen über die Lebensweise und die geographische Verbreitung der Säugethiere Hochasiens. Doch sind dem zweiten Bande auf 8 Tafeln bildliche

Darstellungen der für die Mongolei und Nordtibet charakteristischen Säugethiere beigegeben.

Das Klima wird auf 27 Seiten abgehandelt, außerdem ist das genau geführte meteorologische Journal (114 Seiten) am Schluß des Bandes abgedruckt. Es mag der Versuch gewagt werden, das Wesentlichste daraus im Auszuge hier mitzutheilen. — Prshewalski machte drei Mal täglich — 8 Uhr Morgens, 1 Uhr Mittags und 8 Uhr Abends — meteorologische Beobachtungen, außerdem wurde die Temperatur beim Sonnenaufgang bestimmt. P. unterläßt nicht darauf aufmerksam zu machen, daß seine Beobachtungen, weil auf einer Reise angestellt, nur das Bild des Klimas in sehr allgemeinen Zügen geben können. — Das ganze während der drei Jahre der Reise durchwanderte Gebiet Asiens vom See Dalai noor bis zu den Quellen des blauen Flusses — von Alaschan bis Urga muß sowohl in Betreff des Klimas als auch in Betreff der Topographie, der Flora und Fauna in zwei Theile geschieden werden. Der eine Theil umfaßt die Wüste Gobi mit ihrem an China angrenzenden Rand, die chin. Provinzen Ordos und Alaschan; der andere Theil umfaßt die Gebirgsgegenden Nord-Tibets mit den angrenzenden chinesischen Gebieten Zaidam, Kukunoor und Gansu. — Die Beobachtungen im ersten Theil erstrecken sich über 22 Monate, im zweiten Theil über 12 Monate.

Der Frühling. Der März, April und Mai des ersten und zweiten Jahres wurden verbracht am südöstlichen Rand der Mongolei, in der Gegend zwischen dem See Dalainoor und dem nördlichen Bogen des Hoangho; der Mai des zweiten Jahres im Thal des Hoangho und im nördlichen Alaschan; die 3 Frühlingsmonate des drit-

ten Jahres am See Kukunoor und im Gebirge der Provinz Gansu. Das Charakteristische des Frühlings besteht vor allem in dem jähen Wechsel zwischen Wärme und Kälte, wobei die Kälte bedeutend überwiegt. So beobachtete P. am 16. März 1872 im Gebirge Scharachada (westlich von Kalgan) um 1 Uhr Mittags im Schatten $+ 20,5$ Cels. und Tags darauf beim Aufgang der Sonne $- 18,0$ C., in der Nacht vom 1. auf den 2. April war die Kälte $- 16,0$ C. und fünf Tage darauf um 1 Uhr Mittags im Schatten $+ 26,5$ C.; im März 1873 am Kukunoor (10,500 Fuß Höhe) Mittags im Schatten $+ 15,4$ C. und beim Sonnenaufgang $- 16,7$ C.

Die mittlere Temperatur betrug

	1871.	1872.	1873.
März	$+ 1,3$ C.	$+ 1,0$ C.	$+ 0,2$ C.
April	$+ 7,3$ C.	$+ 1,8$ C.	$+ 3,9$ C.
Mai	$+ 14,4$ C.	$+ 20,1$ C.	$+ 12,1$ C.

Ferner ist für den Frühling charakteristisch die anhaltende Heftigkeit der Winde, welche sich oft zu Stürmen steigern (im ersten Band sind solche schreckliche Wüstenstürme geschildert), und das geringe Quantum der atmosphärischen Niederschläge, in Folge dessen herrscht eine außerordentliche Trockenheit der Luft.

Der Sommer. Die Beobachtungen während der drei Sommermonate Juni, Juli und August beziehen sich auf einen Theil der südöstlichen Mongolei, auf Ordos, Alaschan, die gebirgige Provinz Gansu und auf dasjenige Gebiet der Wüste Gobi, welches von Alaschan bis Urga durchschritten wurde.

Die Temperatur betrug im Mittel in den einzelnen Monaten

	1871.	1872.	1873.
Juni	+ 16, ₃ C.	+ 21, ₁ C.	+ 19, ₂ C.
Juli	+ 22, ₆ C.	+ 14, ₁ C.	+ 24, ₀ C.
August	+ 20, ₄ C.	+ 10, ₁ C.	+ 21, ₀ C.

Charakteristisch ist die starke und anhaltende Hitze, welche sich im Juli bis auf + 45,₀ C. im Schatten steigerte und den sandigen Boden bis auf + 70 C. erhitzte; die Hitze dauerte so lange an, als die Sonne am Himmel stand. Bemerkenswerth ist in der Wüste Gobi die außerordentliche Trockenheit der Luft; ein Regen gehört zu den größten Seltenheiten. Mehr atmosphärische Niederschläge giebt es in dem südöstlichen Bezirke der Mongolei, in Ordos und Alaschan: 1871 zählte P. hier während der 3 Sommermonate 44 Regentage. Sehr reichlich fällt der Regen dagegen in der Gebirgsgegend Gansu, insbesondere im Juli und August: Prshewalski zählte im Juli 22, im August 26 Regentage. Winde wehen sowohl in der Mongolei als in Gansu Sommers wenig; es überwiegen stille und ruhige Nächte.

Der Herbst. Es liegen für denselben nur aus zwei Jahren vollständige Beobachtungen vor: 1871 aus Alaschan und vom südöstlichen Rand der Mongolei, 1872 aus der Provinz Gansu, vom See Kukunoor und Zaidam. Es können die drei Herbstmonate September, October und November für die beste Jahreszeit in der Mongolei und Alaschan gehalten werden: das Wetter ist hell, still, keine große Hitze, keine große Kälte macht sich bemerklich; die Kälte beginnt erst in der zweiten Hälfte des November empfindlich zu werden.

Die mittlere Temperatur betrug

	1871.	1872.
September	+ 12,5 C.	+ 5,4 C.
October	+ 4,9 C.	— 3,1 C.
November	— 11,9 C.	— 9,9 C.

Im October beginnen die Flüsse zuzufrieren. Die atmosphärischen Niederschläge sind sparsam, besonders im October und November, in der Mongolei gab es im erstern Monat nur 3, im zweiten nur 4 Schneetage; in der Gebirgsprovinz Gansu dagegen gab es im September 23 Tage, an denen es regnete oder schneite; am Kukunoor und in der Ebene Zaidam herrschte wieder Trockenheit vor, von der zweiten Hälfte October bis Ende November fiel nur zwei Mal Schnee in sehr geringer Quantität.

Die Winde sind in dem südöstlichen Gebiet der Mongolei während des Herbstes sehr schwach, meist ist das Wetter still und ruhig; in Gansu und am Kukunoor sind die Winde heftiger, mitunter werden sie sturmartig wie Vorboten jener schrecklichen Orkane, welche auf den Höhen Nordtibets Winters wehen.

Der Winter. Prshewalski verbrachte sowohl den December 1870, als auch 1871 in der Mongolei, zuerst während seiner Hinreise von Urga nach Peking, später auf der Rückreise vom Hoangho nach Kalgan; Januar und Februar 1871 verlebte er in Peking, 1872 in Kalgan. Den ganzen Winter December 1872 und Januar, Februar 1873 befand er sich dagegen auf den Gebirgshöhen Nordtibets.

Das Temperatur-Mittel beträgt

	1870.	1871	1872	1873.
December	— 22,7 C.	— 13,1 C.	— 14,5 C.	— C.
Januar	— —	— —	— —	— 14,1 C.
Februar	— —	— —	— —	— 5,2 C.

Der Winter in der Mongolei ist ausgezeich-

net durch strenge Kälte; im December 1870 wurde eine Temperatur von -37 C. einmal, unter -20 Grad, 21 Mal beobachtet (darunter 7 Mal unter -30 Grad). Ferner sind charakteristisch heftige nordwestliche Sturmwinde, und schließlich die überaus geringe Quantität der atmosphärischen Niederschläge (nur drei Schneetage im December). Im Allgemeinen gleicht der Winter im Hochgebirge Nordtibets dem der Mongolei: es giebt in Tibet dieselbe Kälte, dieselben heftigen Winde und dieselben geringen Schneemassen. Sein eigenthümliches Gepräge erhält der Winter in Tibet durch die heftigen aus Westen oder Nordwesten wehenden Stürme; im December erlebte Prshewalski 10, im Januar 18 Stürme; im ersten Theil seines Reisewerkes hat er dieselben eingehend beschrieben mit all' ihren Schrecknissen.

An diese Einzelschilderungen der Jahreszeiten schließt sich eine allgemeine Uebersicht (pg. 23) mit vergleichenden Bemerkungen. Das Minimum der mittleren Temperatur für Frühling, Sommer und Herbst besitzt die wasserreiche Gebirgsprovinz Gansu, zum Theil die Gegend am Kukuror See; das Minimum der Temperatur im Winter (wenigstens für den December) besitzt die Wüste Gobi; daneben hat sie auch das Maximum der mittleren Sommerwärme. — Im Vergleich mit Europa entspricht die mittlere Temperatur des tibetanischen Winters etwa dem Winter in Pensa und Wladimir oder in Uleaborg; im Januar ist es in Nordtibet — etwa unter demselben Breitengrad wie Algier gelegen — so kalt wie im nordöstlichen Europa und in Lappland.

Der Herbst in der südöstlichen Mongolei und in Alaschan hat eine geringere mittlere

Temperatur als Wjätka und Wologda; in Gansu und am Kukunor etwa wie im äußersten Norden des europäischen Rußlands; doch ist zu bemerken, daß es vorherrschend Nachts kalt ist, während am Tage die Temperatur leidlich ist.

Der Frühling in Gansu und am Kukunor ist etwa zu vergleichen dem Frühling in Char-kow und Kiew, in den niedrig gelegenen Theilen der südöstlichen Mongolei (auch in Alaschan) ist der Frühling nicht wärmer als in den südlichen Gegenden des europäischen Rußlands.

Der Sommer ist in der mittlern und südlichen Mongolei am ehesten zu vergleichen dem Sommer in den südlichen Gegenden des östlichen Europas, vielleicht ist im Juli die Temperatur sogar etwas höher, dagegen in Gansu niedriger als im nördlichen Europa (vgl. Dove's Karten).

Der Sommer und Herbst sind meist frei von Winden, das Wetter ist still, dagegen wehen im Frühling und in Nordtibet auch im Winter arge Stürme.

Das ganze von Prshewalski durchzogene Gebiet ist — ausgenommen die Gebirgsgegend Gansu — äußerst arm an atmosphärischen Niederschlägen; am geringsten sind dieselben im Herbst und Winter, am reichlichsten im Sommer.

Aus dem Mitgetheilten läßt sich schließen, daß das Klima der Mongolei und der angrenzenden Gegenden Hochasiens (theilweise Gansu ausgenommen) ein äußerst continentales und mit Berücksichtigung der südlichen Lage jener Landstrecken ein sehr rauhes ist. Die Hauptursachen dafür sind: 1) die Lage inmitten eines ausgedehnten Continents und die bedeutende Erhebung über die Oberfläche des Meeres; 2) die Begrenzung der Mongolei nach

Süden durch hohe Gebirgszüge, während zugleich das Land nach Norden zu offen ist; 3) die flächenhafte Ausbreitung des Terrains, die Abwesenheit von Seen, Flüssen und Wäldern; 4) der nicht bearbeitete, meist salzige und stellenweise nackte Boden.

Alle diese gemeinschaftlich wirkenden Einflüsse haben aus der Mongolei eine Gegend gemacht, welche aller Cultur baar und nur für das Leben von Nomaden geeignet ist, wie es die Bewohner der großen mittelasiatischen Wüste schon lange sind und noch lange bleiben werden.

Der zweite Abschnitt des vorliegenden zweiten Bandes ist betitelt: »Materialien zur ornithologischen Fauna der Mongolei und des Landes der Tanguten«. Prshewalski hat 289 Arten von Vögeln gesammelt, darunter 20 neue Arten, von denen zwei zu neuen Gattungen gehören. Bei der — wie bemerkt von Prshewalski selbst gemachten Beschreibung der Vögel ist das System von G. R. Gray »Handlist of genera and species of Birds« zu Grunde gelegt. Es ist deshalb bei jeder Art die zoologische Einzelbeschreibung fortgefallen, dagegen die geographische Verbreitung und die Lebensweise mit besonderer Berücksichtigung des Wanderns möglichst eingehend geschildert. Den neuen Gattungen und neuen Arten sind lateinische Diagnosen vorangestellt. Von den colorirten Tafeln bringen 10 bildliche Darstellungen von Vögeln, eine Tafel von Eiern.

Der dritte Abschnitt über »Reptilien und Amphibien« stammt aus der Feder des Akademikers Strauch, welcher durch seine Arbeiten auf diesem Gebiete der Thierwelt bereits rühmlichst bekannt ist.

Die herpetologische Fauna China's ist sehr

unvollständig bekannt; einzelne Angaben über die Küstengegenden existiren; die innern und nördlichen an Sibirien grenzenden Gebiete sind eine terra incognita. Es ist deshalb die Sammlung Prshewalski's sehr werthvoll; wengleich dieselbe keine vollständige ist, so ist sie doch hinreichend, um einen Begriff von dem allgemeinen Charakter der herpetologischen Fauna zu geben. — Die Sammlung umfaßt 53 Exemplare Reptilien und 31 Exemplare Amphibien und zwar 7 Schildkröten (*Trionyx sinensis* Wieg.), 36 Eidechsen, 10 Schlangen und 31 ungeschwänzte Amphibien (Anuren). Es sind im Ganzen 23 Arten, darunter nicht weniger als 12 neue. Besonderes Interesse gewähren die Eidechsen — 13 Arten, darunter 11 neue, zu den Gattungen *Phrynocephalus* und *Podarces* gehörige. Unter den Amphibien ist eine neue *Bufo*-Art zu erwähnen.

Den neuen Arten ist eine kurze Charakteristik in lateinischer Sprache beigefügt. — Acht vortrefflich ausgeführte Tafeln erläutern die ausführlichen zoologischen Einzelbeschreibungen.

Der vierte Abschnitt giebt eine Beschreibung der Fische durch den bekannten Ichthyologen Kessler. Die von Prshewalski mitgebrachten 17 Arten stammen aus dem Hoangho, aus dem Dalai-noor und dem Kukunoor. Durch dieselben wird nicht nur die Kenntniß von den Fischen jener Gegend Hochasiens vervollständigt, sondern wir werden auch mit neuen Arten bekannt gemacht. Von den 17 Arten gehören 8 zur Familie des *Cyprinidae*, 7 zur Familie *Cobitidae*, eine zur Fam. *Siluridae*, eine zur Fam. *Gasteroideae*. Nur 4 Arten (1 *Silurus* und 3 Karpfen) sind bereits früher beschrieben; 13 sind neu; nämlich ein *Gasterosteus stenurus*;

4 Arten der Gattung *Diplophysa*, 2 Arten der Gattung *Nemachilus*, eine zur Gattung *Misgurnus* gehörige Art; 2 Arten der Gattung *Schizopygopsis*, 2 Arten der Gattung *Squalius* und eine Art, welche eine neue Gattung repräsentirt, *Megagobio nasutus*. — Drei Tafeln bringen Abbildungen von Fischen.

Es ist selbstverständlich, daß wir uns hier in Betreff der 3 zoologischen Abtheilungen des vorl. Bandes auf das Gesagte zu beschränken haben; wir wünschen nur, daß recht bald durch Uebersetzungen in andere Sprachen der nicht russisch verstehenden wissenschaftlichen Welt die Möglichkeit geboten würde, sich mit dem reichen Inhalt des Buches bekannt zu machen.

— y —

The »Valorous« Expedition — Papers by Dr. Gwyn Jeffreys, F. R. S., and Dr. Carpenter, C. B., F. R. S. — [From the Proceedings of the Royal Society]. With Chart and Sections. London: printed by Taylor and Francis 1876. 61 S. Oktav.

Dieser Separatabdruck aus den Verhandlungen der K. Gesellschaft der Wissenschaften vom vorigen Jahre enthält die Berichte über die auf der den beiden für die britische Nordpolexpedition von 1875 ausgerüsteten Schiffen als Magazinschiff bis Disco beigegebenen Dampfregatte »Valourous« angestellten physikalischen und zoologischen Tief-See-Forschungen, zu welchen auf Anregung des durch seine Theilnahme an den

Expeditionen der »Porcupine« von 1869 und 1870 bekannten Dr. William B. Carpenter, die Royal Society und die Admiralität dem Herrn Gwyn Jeffreys, der sich zur Begleitung der »Valorous« als Volontär erboten hatte, die erforderlichen Apparate und die Mittel zur Gewinnung eines Assistenten zur Verfügung gestellt hatte.

Dem Inhalte nach zerfallen die Berichte in einen zoologischen oder biologischen und in einen physikalischen Theil, von welchem der erstere von Herrn Jeffreys, der andere von dem Dr. Carpenter nach den Aufzeichnungen seines Sohnes, Hrn. Herbert P. Carpenter abgefaßt ist, den J. als Assistenten gewonnen und der auch seinen Vater schon bei den kurzen Tiefsee-Untersuchungen J. M. S. »Lightning« im Jahre 1868 begleitet hatte. Der zoologische Bericht ist in der Form eines Tagesbuches über die Reise mit besonderer Hervorhebung der Ergebnisse der ausgeführten Schleppnetzfishereien erstattet und von allgemeinen Betrachtungen des Verf. über die oceanische Fauna der untersuchten Region und insbesondere in der Davis-Straße, so wie von auch mit einigen Holzschnitten im Text ausgestatteten Beschreibungen neuer oder besonders interessanter Thiere begleitet, welchen sich die Herren Jabez Hogg, Rev. A. M. Norman, Dr. M'Intosh, Prof. Allman, Prof. Duncan, Dr. William B. Carpenter und Prof. George Dickie unterzogen haben und denen noch ein Katalog der aufgefischten Kiesel (*pebbles*) und Mineralien von Hrn. R. Etheridge und eine Tabelle über die ausgeführten Lothungen und die dabei am Meeresboden gefundenen Temperaturen vom Berichterstatter angehängt sind. Diese Abtheilung der Schrift, welche den bei weitem größten Theil derselben (S. 177 bis 229)

füllt, wird dem Zoologen viel Werthvolles und auch Neues darbieten; eingehender darüber zu berichten kommt uns aber nicht zu und wollen wir, als geographisch interessant dazu nur noch bemerken, daß Hr. Jeffreys die Behauptung des Dr. Hooker, daß die Grönländische Flora nicht Amerikanisch, sondern Europäisch sei, auch auf die Grönländische Fauna ausdehnt (S. 188), und daß die größte gemessene Meerestiefe 1860 Faden (unter $57^{\circ} 50'$ N. und $44^{\circ} 52'$ W.) und dort eine Bodentemperatur von $33^{\circ},4$ F. ergab, wogegen die Bodentemperatur an den zunächst tiefsten Stellen überall nur auf 34° (bei 1750 Faden) und $36^{\circ},7$ (bei 1785 Faden) sank und selbst unter der hohen Breite von $63^{\circ} 9'$ bei 1100 Faden nur $36^{\circ},4$ betrug, so daß unter diesen hohen nördlichen Breiten die Bodentemperatur bedeutend höher ist, als in einem großen Theil des Südatlantischen Oceans in viel niedrigeren Breiten, wo im westlichen Theil Wasser von einer Temperatur von $32^{\circ},5$ sich nahe bis zum Aequator verbreitet und wo zwischen 36° und 37° S. Br. am Boden Wasser unter dem Gefrierpunkt sich befindet (s. die Beobachtungen der »Challenger« S. 1520 dies. Bll.).

Der Bericht des Dr. Carpenter ist nur kurz (S: 230—237), doch sehr interessant durch einige auf die mitgetheilten Beobachtungen gegründete allgemeine Betrachtungen über die Circulation der Oeane. Zuerst zeigt er in hohem Grade glaubwürdig, daß das warme Wasser, welches aus SW. nach den westlichen Ufern der britischen Inseln fließt und weiter gegen NO. fortsetzt, so daß es das Klima der Orkney- und der Schetland-Inseln und in noch viel höherem Grade das der Küste von Norwegen mildert, nicht dem Golfstrom in Folge einer *vis a tergo* zugeschrie-

ben werden könne, sondern daß diese Strömung eine äquatoriale in Folge ihrer anfänglichen größeren Rotationsbewegung im Fortschreiten gegen Norden ostwärts abgelenkte sei, und daß ihr beharrlicher erwärmender Einfluß vornehmlich ihrer großen gegen N. durch das progressive Zusammendrängen ihrer Ufer durch das Festland mehr und mehr gesteigerten Tiefe zugeschrieben werden müsse (S. 235). Im Südatlantischen und im Südindischen Oceane dagegen werde das gegen Süden progressiv zunehmende Auseinanderlaufen (*opening-out*) der Ocean-Grenzen dahin wirken, die Dicke des polwärts strömenden Oberwassers und damit die Andauer seiner erwärmenden Kraft zu vermindern. Dies sei seinem Ermessen nach die wahre Erklärung des auffallenden Unterschiedes zwischen dem Klima z. B. von Kerguelen-Land (50° S.) und der Heard-Insel (53°) und dem von Irland (zwischen $51\frac{1}{2}$ und $54\frac{1}{2}^{\circ}$ N. Br.), indem die Sommertemperatur der ersteren nur wenig die Wintertemperatur des letzteren übertreffe.

Die andere Bemerkung wendet sich gegen die neulich auch in diesen Bll. S. 123 angeführte Behauptung des Prof. Wyville Thomson, daß auch im Nordatlantischen Ocean die kalte Temperatur des Bodenwassers durch die Antarktische Unterströmung verursacht werde. Es entsteht darnach, sagt der Verf., die Frage, warum die untere Schicht des Nordpazifischen Oceans, welche unzweifelhaft von dem Antarktischen Wasser gespeist werde, so entschieden kälter sei, als im Nordatlantischen, wie dies die Lothungen der »Challenger« und der »Tuscarora« ergeben hätten. Und diese Frage scheint dem Verf. ihre vollkommen befriedigende Antwort durch das auf der Reise der »Valorous« ermittelte (auf Tafel 2

dargestellte) Profil zwischen der Davis-Straße und England zu erhalten, wonach das Arktische Bassin größtentheils von dem Nordatlantischen Ocean durch einen zwischenliegenden (den durch die »Challenger« entdeckten *ridges* ähnlichen) Höhenzug geschieden ist, welcher Wasser von ungefähr 36° , aber keinem kälteren Wasser den Uebergang aus dem ersteren in den letzteren gestattet. Nach den bisherigen Beobachtungen könne die Tieftemperatur im Nordatlantischen Ocean durchschnittlich zu 35° — 36° angenommen werden, erst bei Annäherung zum Aequator zeige sich zuerst eine darunter herabsinkende Bodentemperatur, welche als durch die Antarktische Unterströmung verursacht anerkannt werden könne.

Wir finden hier also von sehr kompetenter Seite die Bedenken bestätigt, welche wir schon bei der Besprechung der allgemeinen Theorie der oceanischen Circulation des Prof. Wyville Thomson (S. 125) geäußert haben. Man könnte diesem gegenüber auch noch die Frage aufwerfen, wo denn schließlich das aus der Antarktischen Zone dem Nordatlantischen Ocean stetig zufließende und gegen N. auf immer engere Grenzen zusammengedrückte Unterwasser bliebe, da ja auch eine dicke Oberwasserschicht in diesem Ocean nordwärts sich bewegt? mit anderen Worten, wodurch hier die Compensation zwischen kaltem von den Polen zum Aequator und warmen vom Aequator nach den Polen fließenden Wasser bewirkt werde, wie diese allgemeine Circulation für das Wasser doch ebenso wie für die Luft angenommen werden muß, wenngleich zuzugeben ist, daß bei dem Wasser diese Circulation weit mehr durch die ungleiche Vertheilung des Festlandes über die Erdoberfläche und die Ein-

engung des Wassers auf mehr oder weniger eingeschlossene Becken gestört werden muß als bei der Luft über der Erdoberfläche. Freilich könnte dann auch dieselbe Frage für den Nordpazifischen Ocean erhoben werden, welcher auch nach Dr. Carpenter sein kaltes Unterwasser aus der Arktischen See erhält. Auf diese Frage fehlt uns noch eine einfache Antwort, wenn wir nicht annehmen wollen, daß das am Nordrande des Beckens aufgestaute kalte Grundwasser zwischen diesem und der Oberfläche wieder nach entgegengesetzter Richtung gegen Süden abfließt. Ob eine solche Hypothese nach den Lehren der Hydrodynamik zulässig ist, müssen wir dahingestellt sein lassen, gewiß aber ist, daß wir über eine solche Rückströmung noch gar keine Beobachtungen haben. Wir kennen jetzt einigermaßen die verschiedenen Temperaturen der verschiedenen auf einander folgenden Wasserschichten der Oeane, ob aber diese verschiedenen Wasserschichten Strömungen zeigen und nach welcher Richtung dieselben stattfinden, ist uns noch ganz unbekannt. Daraus scheint hervorzugehen, daß zur vollkommenen Erkenntniß und Erklärung der Circulation der Oeane noch viel mehr Beobachtungen, namentlich auch über die Strömungen in den verschiedenen Tiefen anzustellen sind, wozu freilich erst noch neue Methoden der Beobachtung ausfindig gemacht werden müssen. — Die beigegebene Karte stellt die Configuration des Bodens des Nordatlantischen und des Arktischen Oceans zwischen 41 und 71° N. Br. dar und bildet eine werthvolle Ergänzung der von uns in diesen Bll. 1876. S. 1535 erwähnten Karte der tiefen Bassins des Atlantischen Oceans in den Reports über die Challenger-Expedition.

Wappäus.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück 17.

25. April 1877.

Die Argentinische Republik. Im Auftrag des Argent. Comité's für die Philadelphia-Ausstellung und mit dem Beistand mehrerer Mitarbeiter bearbeitet von Richard Napp. Mit 6 Karten. Buenos Aires, gedruckt in der Dampfbuchdruckerei der Sociedad Anónima 1876. — 495 und 4 Seiten unpaginirt in Octav.

La Plata Monatsschrift. Herausgeber: Richard Napp. Erster bis vierter Jahrgang. Buenos Aires, (Nolte'sche Buch- und Kunsthandlung). — 1873. 139 S. Octav und 129 S. Großquart; 1874—1876 jeder zu 192 S. Großquart mit Holzschnitten, Photographien und 1 geographischen Karte.

Memoria presentada al Congreso de 1874 por el Ministro de Justicia, Culto é Instrucción Pública Dr. D. Juan C. Albarracin. Buenos Ayres, Imp. Lit. y Fund. de Tipos de la Sociedad Anónima. 1874. 159, LXII, LXVIII und 929 Seiten Großoctav.

Memoria presentada al Congreso nacional de 1875 por el Ministro de Justicia etc. Dr. D. Onésimo Leguizamon. Buenos Aires, Im-

prenta Americana 1875. CCXVIII und 735 S. Großoctav.

Die naturwissenschaftliche Fakultät der Universität Córdoba in Südamerika. (Von Dr. Carl Schulz Sellack). Berlin, 1874. Buchdruckerei von G. Lange. 16 S. Octav.

Das Buch des Herrn Napp fordert unwillkürlich zu Vergleichung mit dem neulich von uns in diesen Bl. (Stück 14) besprochenen Buche von Burmeister auf. Wie dieses ist es auf öffentliche Kosten erschienen und in Buenos Aires in deutscher Sprache gedruckt worden und wie dies bezweckt es genaue Kunde über die Argentinische Republik in größeren Kreisen zu verbreiten. Es wendet sich jedoch nicht eigentlich an das gelehrte Publicum, sondern giebt sich schon durch seinen Titel mehr als eine Gelegenheitsschrift kund und gehört darnach in die Classe von neuerdings vielfach erschienenen geographisch-statistischen Länderbeschreibungen, welche, wie die in diesen Bl. (Jahrg. 1873 Stück 48 und 1876 Stück 52) angezeigten Beschreibungen von Brasilien den Zweck haben, ein Land bei Gelegenheit einer sogen. Weltausstellung einem größeren Publicum bekannt zu machen, weshalb denn auch die vorliegende Beschreibung der Argentinischen Republik, wie jene von Brasilien, in vier Sprachen in Philadelphia ausgestellt worden. Daß in einem solchen Buche das Land von der besten Seite gezeigt wird, ist der Idee solcher Weltausstellungen ganz entsprechend, und wollen wir es deshalb auch nicht geradezu tadeln, wenn in dem vorliegenden Buche mit ziemlich einseitiger Hervorhebung der bisherigen Fortschritte der Argentinischen Republik und ihrer allerdings

reichen natürlichen Ausstattung etwas reichlich Reclame gemacht wird, wenngleich nach unserem Geschmacke über alle diese Dinge in einem von einem Deutschen verfaßten deutschen Buche nicht immer so im Superlativ hätte geredet werden sollen, wie hier ganz nach dem Gepräge derartiger in den Landessprachen Süd-Amerika's erscheinenden Bücher geschehen ist.

Wenn aber, insofern der Hauptzweck dieses Buches darauf gerichtet ist, die Argentinische Republik bei Gelegenheit einer Weltausstellung den dazu aus allen Ländern der Welt zusammenströmenden Neugierigen und Belehrungsbeghernden darzustellen und in möglichst günstigem Lichte zu zeigen, dasselbe ganz dem erwähnten Buche über Brasilien gleicht und deshalb zu dessen Charakterisirung nur einfach auf die angeführte Besprechung des letzteren verwiesen werden könnte, so unterscheidet es sich doch auch von diesem wieder so entschieden, daß dies noch besonders hervorgehoben werden muß. Es bringt nämlich nicht bloß eine geographisch-statistische Beschreibung der Argentinischen Republik, sondern enthält außerdem noch eine Reihe von selbständigen, in sich abgeschlossenen und mehr oder weniger streng wissenschaftlich gehaltenen Abhandlungen über diese Republik aus der Feder von verschiedenen Autoren, welche zwischen die Capitel der allgemeinen Beschreibung des Landes eingeschoben sind. Nach der Meinung des Bearbeiters unseres Buches sollen dieselben wohl als weitere Ausführungen einzelner Partien desselben gelten; in Wirklichkeit zerfällt aber das Buch dadurch doch in zwei von einander sehr verschiedene Theile, deren eingehende und gründliche Beurteilung auch die Anlegung von ganz verschiede-

nen Maaßstäben erfordern würde. Zu einer solchen in das Einzelne eingehenden Beurtheilung würde es aber auch eines viel größeren Raumes bedürfen, als uns hier für die Anzeige des Buches zu Gebote steht und müssen wir uns deshalb schon hier auf eine allgemeine Darlegung des Inhalts und eine kurze Charakteristik der beiden Theile des Buchs beschränken, nicht zu gedenken, daß wir uns zur eingehenden Beurtheilung aller der erwähnten einzelnen Abhandlungen auch nicht für competent erachten können.

Trennen wir zu diesem Zwecke die beiden Theile von einander und betrachten wir zunächst die allgemeine Beschreibung der Republik, welche allein das Werk des auf dem Titel genannten Verfassers ist, so muß dessen Name für diesen Theil des Buches schon ein günstiges Vorurtheil erwecken, da Hr. Richard Napp als Begründer und Leiter einer der besten, ja man muß sagen der bedeutendsten der gegenwärtig in Südamerika erscheinenden deutschen Zeitschriften, von der wir auch noch besonders zu reden haben werden, unzweifelhaft für eine solche Arbeit schon das nöthige Geschick gezeigt hat. Und im Allgemeinen wird dies günstige Vorurtheil auch durch das Buch gerechtfertigt. Dasselbe hebt nun an mit einer kurzen Einleitung (Cap. I S. 1—8) und schildert darauf, nach einem nicht uninteressanten, aber im Ganzen doch nicht genügenden und natürlich auch in demselben Tone wie bei Burmeister gehaltenen »geschichtlichen Ueberblick« (Cap. II S. 9—25), in den folgenden Capiteln im Wesentlichen Land und Leute im Allgemeinen oder, wie die Statistiker es nennen, die Staatsgrundmacht der Argentinischen Republik. — Cap. III (S. 26—37) behandelt:

»Grenzen, Flächeninhalt und Bevölkerung«. Die Grenzen werden noch ausgedehnter angenommen als von Burmeister, indem für Hr. N. nach dem auch von uns in diesen Bll. (1876 St. 50 u. 51) besprochenen Werke des Dr. Vicente Quesada nicht allein »über das unanfechtbare Recht Argentiniens auf ganz Patagonien nicht mehr der leiseste Zweifel aufkommen kann, sondern die Republik auch berechnete Ansprüche auf das ganze Feuerland und im Norden bis zum 20° S. Br. macht, während Burmeister die äußersten Süd- und Nord-Grenzpunkte des Landes unter 53° und 22° S. Br. angiebt«. Gleichwohl erscheint es dem Verf. (S. 30) »nicht nur erlaubt, sondern auch geboten, die Bestimmung der Republik zu 45,392 geogr. Q.-Meilen beizubehalten, zu welcher der eines Weltrufes als Gelehrter genießende Dr. Hermann Burmeister im 1. Bande seines großen Werks: Physikalische Beschreibung der Argentinischen Republik gekommen ist, da diese von einem so kompetenten Manne ausgehende Angabe ziemlich genau mit dem Ergebnis der Berechnung übereinstimmt, welche der englische Gelehrte (d. h. Kartograph) Arrowsmith auf Grund der in dem bekannten und mit Recht geschätzten Werke des Hrn. Woodbine Parish enthaltenen Data an gestellt hat«. Daß gerade diese Arealbestimmung des Dr. B. unsern Verf. zu einer so überschwenglichen Lobpreisung hinreißt, muß in hohem Grade auffallen. Wir haben dieselbe gerade als einen frappanten Beweis der fast unglaublichen geographischen Ignoranz B.'s in unserer Besprechung seines Buches (a. a. O. S. 436) hervorgehoben und fügen deshalb über dies Capitel hier nur noch hinzu, daß dafür auch die Ermittlungen des Argentinischen Census von

1869 viel aufmerksamer hätten benutzt werden sollen als geschehen ist. Namentlich vermischen wir jede Mittheilung über die Vertheilung der Bevölkerung nach der Nationalität, welche, wie wir in unserer Anzeige des »*Primer Censo de la República Argentina etc.*« in diesen Bll. Jahrg. 1873 St. 51 gezeigt haben, sehr eigenthümlicher Art und auch für das Verständniß der politischen Zustände der Republik sehr wichtig ist. — Das folgende Capitel »Klimatisches« überschrieben, bringt über die klimatischen Verhältnisse der Republik nur ein paar allerdings nicht unwichtige, aber für die meisten Leser gewiß ohne besondere Interpretation kaum brauchbare meteorologische und bevölkerungsstatistische Tabellen, ergeht sich aber sonst nur in jedenfalls sehr übertriebenen Lobeserhebungen über die Sanitätsverhältnisse des Landes, für deren Vortrefflichkeit natürlich auch wieder die beim Census von 1869 ermittelte überaus große Zahl der sehr hoch betagten Personen unter der Bevölkerung als Beweis aufgeführt wird, während jeder Statistiker weiß, daß solche Ermittlungen so gut wie gar keinen Werth haben (s. darüber unsere Anzeige des Census-Berichts a. a. O. S. 2019). — Cap. 5 (S. 45—69), welches die »Physikalische Gestaltung der Republik« behandelt, ist, wie eine Anmerkung sagt, zum größeren Theil einer Abhandlung des Prof. H. Burmeister entnommen, d. h. sie ist ein zum großen Theil wörtlicher Auszug aus dem schon in unserer Anzeige des Burmeisterschen Buchs (S. 424) charakterisierten »geographischen Compendium« B.'s zu der dort genannten Karte von Petermann. — Hierauf folgt nun (S. 70—300) eine Reihe selbständiger Abhandlungen verschiedener Verfasser, welche wir weiterhin noch be-

sonders zu nennen haben werden. Erst mit Cap. XVI (S. 301) setzt Hr. Napp seine allgemeine Landesbeschreibung wieder fort, oder vielleicht auch erst mit Cap. XVII (S. 382), denn obgleich für das 16. Cap., welches von der Argentinischen Landwirthschaft handelt, kein besonderer Verf. genannt ist, so ist es doch vielleicht nicht aus der Feder des Hrn. N. Wir vermuthen dies, weil es einen ziemlich heftigen polemischen Ton gegen Dr. Burmeister anschlägt, den Hr. N. sonst fast auffallenderweise nur hoch rühmt und gegen welchen er auch da kein Wort des Tadels äußert, wo dazu die Veranlassung sehr nahe lag, wie z. B. S. 410, wo die nur zu ungenügende Erwähnung der Akademie der exacten Wissenschaften zu Córdoba und des Rücktritts B.'s von der Direction derselben wieder dazu benutzt wird, die Verdienste dieses »berühmten deutschen Gelehrten« zu rühmen. Die Polemik dieses Cap. gegen B. betrifft dessen Behauptung, »daß ein nicht unbeträchtlicher Theil der Republik sich überhaupt nicht für den Ackerbau eigne, daß die Hauptaufgabe des Landes die Viehzucht sei und vermöge seiner Bodenanlage auch wohl bleiben werde, wenn es auch wirklich gelingen sollte, kleinere Strecken in Ackerland zu verwandeln und kräftigen Baumwuchs auf anderen hervorzurufen«. Dagegen wird (S. 303) u. a. gesagt, »daß wenn Hr. Dr. B. in dem irrthümlichen Glauben befangen sei, daß die Pampa sich nicht für den Ackerbau eigne, er seine in dieser Beziehung absprechende Ansicht doch nicht auf das ganze Land ausdehnen solle, das ja keineswegs ausschließlich Pampa sei«, und dann der Versuch gemacht, die von B. für seine Behauptung aufgestellten Gründe zu

widerlegen. In Einzelheiten ist dies auch wohl gelungen, dennoch müssen auch wir in dieser wichtigen Angelegenheit uns, die Behauptung B's, natürlich cum grano salis verstanden, auf Seite B's stellen. Auch wir haben bereits in unserer Beschreibung der Argentinischen Republik (a. a. O. S. 983 ff.) eine ähnliche Ansicht wie B. aufgestellt, und obgleich seitdem durch die Erwerbung des so günstig für die physische Cultur ausgestatteten Territoriums der Misiones das Verhältniß sich günstiger gestaltet hat, so müssen wir doch auch gegenwärtig noch bei der Meinung bleiben, daß die Argentinische Republik als ein Ganzes betrachtet, was ihre natürliche Ausstattung für die Entwicklung des Ackerbaus betrifft, nicht, wie das gewöhnlich geschieht, den Vereinigten Staaten von Nordamerika in der ersten Zeit nach ihrer Freiwerdung gleichgestellt werden kann, und überhaupt auch wenig oder keine Aussicht auf eine solche Entwicklung hat, wie die Vereinigten Staaten vornehmlich in Folge der dort für die Einwanderung aus der Classe der ländlichen Bevölkerungen des nördlichen und mittleren Europa's dargebotenen Vortheile sie gezeigt haben, obwohl es keinem Zweifel unterliegt, daß auch solche ackerbauende Einwanderer auf dem Gebiete der Argentinischen Republik, namentlich in dem Territorium der ehemaligen Missionen, in der Prov. Corrientes und Entre Rios in großer Zahl noch für lange Zeit glückliche Heimstätten werden gründen können. Wir haben dies a. a. O. eingehender darzulegen versucht und müssen darauf hier zurückweisen, so anziehend auch ein näheres Eingehen auf dies Capitel sein möchte, bei dem, wenn es auch nicht ganz aus der Feder eines botanischen Freundes des Herausgebers ist, derselbe sich doch wahrscheinlich

der Hülfe eines solchen zu erfreuen gehabt hat. Indeß wie es sich auch mit der Autorschaft dieses Capitels verhalten mag, so gehört es doch unstreitig zu den wichtigsten und interessantesten des Buches und wird jedem Leser mannigfaltige Belehrung gewähren. — Mit dem nun folgenden Capitel XVII (S. 332—351) wendet der Verf. sich noch mehr der speciellen statistischen Darstellung des Landes zu, zu welcher das 16. Cap. schon den Uebergang gebildet hat. Nach einer ganz interessanten Uebersicht der »Verkehrswege« im Cap. XVIII (S. 332—351), welches auch werthvolle Mittheilungen über die ausgeführten, die im Bau begriffenen und die noch projectirten Eisenbahnen so wie über den Postverkehr in der Republik enthält, kommt der Verf. in Cap. XVIII »Handel und Industrie« überschrieben, zu einem sehr wichtigen Abschnitte. Leider bringt aber dies Capitel in der Hauptsache nur eine lange Reihe von der allerdings werthvollen officiellen »*Estadística General del Comercio Exterior de la República Argentina* von 1875 entnommenen Tabellen über den auswärtigen Handel der Republik, welche aber wieder ganz ohne die erforderlichen Erläuterungen und Erörterungen und auch durch ihre besondere Paginierung mit römischen Zahlen (I—XCVIII) ganz außerhalb des Zusammenhangs wie ein rohes Material dastehen. Nicht einmal das ist zur Erläuterung dieser Tabellen angegeben, daß die mitgetheilten Werthe der Ein- und Ausfuhren sich nur auf den »*Comercio especial*« ohne den Transitohandel beziehen, daß dieselben officiellen Werthe sind und in den officiellen Tabellen in *Pesos fuertes* angegeben werden, für welche allerdings auch der in unserem Buche angenommene Ausdruck *Patacons* gilt, die aber

nur ein fictives Werthzeichen darstellen und einem spanischen Thaler gleich sind, wogegen im gewöhnlichen Leben in der Provinz Buenos Aires ausschließlich und im Innern, wenn nicht nach Bolivianischem Gelde, nur nach Papierthalern (*papel moneda corriente*) gerechnet wird, von welchen nach dem jetzt festgesetzten Course nicht weniger als 25 auf einen Peso fuerte gehen. Für deutsche Leser, wie dies Buch sie im Auge hat, hätte überall eine Umrechnung in deutsche Münze vorgenommen und wenigstens in Klammern hinzugefügt werden sollen. — Das folgende Capitel XIX (S. 361—383) ist überschrieben: »Verfassung der Argentinischen Nation«, bringt aber nur eine Uebersetzung der politischen Constitution der Bundes-Republik ohne alle Erläuterungen und auch ohne alle Mittheilungen über die Verfassungen der einzelnen Provinzen, die in vieler Hinsicht souverän sind und das Recht haben, sich eigene Verfassungen zu geben, welche nur dem Principe der repräsentativen Republik entsprechen müssen, und die demgemäß ihre Rechtspflege, Gemeindeverwaltung, Volksschulwesen u. s. w. selbst ordnen, so daß die politischen Institutionen und Verwaltungen innerhalb der Republik höchst verschiedenartig sind und ohne deren Kenntniß gar keine Anschauung von den politischen Zuständen des Landes gewonnen werden kann. Alles was der Verf. zur Erläuterung über die Verfassungsverhältnisse sagt, beschränkt sich auf die gelegentliche, übrigens anzuerkennende Bemerkung in der Einleitung (S. 7) »daß die Verfassung Argentiniens wohl die freisinnigste aller bestehenden Constitutionen, vielleicht zu freisinnig sei«. — Cap. XX (S. 384—397) handelt von dem Staatshaushalt, den Staatsschulden, dem Zollgesetz und dem Münz-,

Maaß- und Gewichtssysteme und fängt richtig mit dem Geständniß an, »daß die schwache Seite des Argentinischen Staats zweifellos sein Finanzsystem sei«, giebt aber darüber so gut wie gar keinen Aufschluß, denn aus dem mitgetheilten Budget der Bundesregierung nach dem Vorschlage für das Jahr 1876 ist über die finanziellen Zustände und die Finanzwirthschaft des Landes garnichts zu lernen. Ebenso ungenügend sind die Mittheilungen über die Steuerverhältnisse, die sich auf eine Uebersetzung des Zollgesetzes für das Jahr 1876 beschränken, wogegen allerdings die über Münzen, Maaße und Gewichte wohl genügend genannt werden können, wenn auch über die letzteren noch weitere Erläuterungen zu wünschen gewesen wären als die in einer einzigen Note dazu (S. 396) mitgetheilten, und der deutsche Leser es auch als einen großen Mangel empfinden muß, daß für keine der aufgeführten Münzen ein Werth in deutscher Währung angegeben ist. — Das folgende Capitel XXI (S. 398—414) »Unterrichtswesen; wissenschaftliche Institute; Kirchliches; Presse etc.« überschrieben, hebt mit der Behauptung an: »Vor Kurzem noch stand Argentinien in Bezug auf den Volksunterricht hinter mehreren seiner (südamerikanischen) Schwesterstaaten zurück, heute aber überflügelt es sie alle in diesem so wichtigen Punkt«. Diese stolze Behauptung ist auch völlig gerechtfertigt, wenigstens in so fern die über den Volksunterricht veröffentlichten officiellen statistischen Daten hier ein richtiges Urtheil gestatten. Nach dem Census von 1869 nämlich erhielten von 413,459 Kindern in dem schulpflichtigen Alter von 6—14 Jahren 82,671 also 20% Unterricht, während in Chile, welches in dieser Beziehung früher am

günstigsten dastand, nach dem Census von 1865 nur etwas über 15% aller schulpflichtigen Kinder Schulunterricht erhielten (nach unserer Berechnung im Jahrg. 1873 S. 2026 dieser Bll., die wir zur Vergleichung passender finden als die in der Tabelle der in der Ueberschrift genannten *Memoria* für 1875 p. CXXX mitgetheilten Zahlen, welche in unserem Buche nur theilweise und in sehr unzuweckmäßiger Anordnung wiederholt sind), und im J. 1874 war in der Argentinischen Republik dies Verhältniß noch etwas gestiegen, beinahe auf 21% nach den officiellen Zahlen, welche in der *Memoria* für 1874 darüber S. 63 mitgetheilt sind. Nach der Tabelle in unserem Buche S. 406 betrug dasselbe im J. 1874 sogar 24%, doch ist zu bemerken, daß diese Tabelle, die offenbar auch erhebliche Druckfehler enthält, für die Kinder im schulpflichtigen Alter die Zahl der *Memoria* für 1874 annimmt, für die Unterricht erhaltenden Kinder aber die höhere Zahl der *Memoria* für 1875, während doch auch die erstere gestiegen sein muß. Auch ist zu rügen, daß in der Tabelle die Zahlen für die einzelnen Provinzen nicht addiert sind, so daß man nicht merkt, daß die Zahl der Unterricht und keinen Unterricht erhaltenden Kinder zusammen bedeutend größer ist, als die Zahl aller Kinder im schulpflichtigen Alter, ein Fehler, der sich übrigens auch in der officiellen Quelle des Verf. findet (*Memoria* für 1875 p. LV). Wenn hieraus nun wohl hervorgeht, daß die in unserem Buche mitgetheilten Zahlen eine genaue Berechnung nicht möglich machen, so sind sie doch wohl zuverlässig genug die großen Fortschritte im argentinischen Unterrichtswesen zu beweisen. Wie es aber möglich geworden, daß, wie der Verf.

S. 408 anführt, die Provinz Buenos Aires, in welcher im Jahre 1874 von 120,039 schulpflichtigen Kindern nur noch 32,317 (nach der *Memoria*, nach unserem Verf. 33,396) Unterricht erhielten, also beinahe drei Viertheile aller Kinder ohne Unterricht blieben, »jetzt in Folge der mit der größten Energie in die Hand genommenen Regelung des Unterrichts-Wesens darin nicht nur alle südamerikanischen, sondern auch mehr als einen der europäischen Staaten weit hinter sich zurückläßt« ist doch wohl geradezu unbegreiflich, wenn damit nicht bloß gemeint ist, was aber nicht aus dem Zusammenhang hervorgeht, daß die Provinz Buenos Aires gegenwärtig für den Primärunterricht eine allerdings sehr große Summe (1875 918,912 pes. fuert. nach der *Memoria* für 1875 p. LIV) bewilligt hat, wovon die Früchte doch aber noch erst zu erwarten sind. Im Uebrigen sind die vom Verf. hinzugefügten Betrachtungen über die Organisation des Volksschulwesens lesenswerth und ebenso auch die über den höheren Unterricht. Da wir indeß von diesem Gegenstand weiterhin noch specieller handeln müssen, so übergehen wir denselben hier ebenso wie die darauf folgenden sehr mangelhaften Mittheilungen über die kirchlichen Verhältnisse und die Presse und bemerken hiebei nur noch, daß in diesem der geistigen Cultur gewidmeten Capitel auch der Platz für Mittheilung einiger Daten zur sogen. Moralstatistik gewesen wäre, wozu der Census von 1869 interessantes, in unserer Anzeige a. a. O. auch hervorgehobenes Material geliefert hat, und wozu auch die *Memorias* des Ministeriums der Justiz u. s. w. einige beachtenswerthe Daten darboten.

Die beiden folgenden Capitel bringen nun wieder Einschiesel von Arbeiten anderer Ver-

fasser, welche weiterhin noch genannt werden sollen. Cap. XXIV (S. 439—462) ist wieder aus der Feder des Verf. der Allgemeinen Beschreibung des Landes und behandelt den wichtigen Abschnitt: »Einwanderung und Colonisation«. Wir haben uns über diese für die Argentinische Republik sehr wichtige Angelegenheit außer in unserer schon in den Jahren 1848 veröffentlichten Schrift über »Deutsche Auswanderung nach Süd-Amerika (Rio de la Plata)« auch ziemlich ausführlich in unserer geogr.-statistischen Beschreibung derselben und später auch in diesen Bll. (z. B. Jahrg. 1875 Stück 37) geäußert und waren sehr gespannt darauf hier dies wichtige Thema ausführlicher und im Zusammenhange dargestellt zu finden. Es werden über Einwanderung und Colonisation auch einige interessante Einzelheiten mitgeteilt, ein anschauliches Gesamtbild erhalten wir dadurch aber keineswegs und daß der Verf. selbst über das was zu wünschen und zu erstreben ist, sich auch nicht recht klar ist, geht schon daraus hervor, daß er schließlich die Herbeiziehung von Chinesen empfiehlt. — Das folgende Cap. XXV (S. 453—490) bringt dann eine Art von geographisch-statistischer Beschreibung der Argentinischen Provinzen und Territorien, wie die von uns a. a. O. (S. 434) charakterisierte Burmeister'sche, aus der wir u. a. auch ersehen, daß die Falklands-Inseln, »welche England seit 1833 widerrechtlich besetzt hält«, zu den Territorien der Argentinischen Republik gehören (s. dazu unser Handbuch der Geogr. u. Statistik des ehemalg spanischen Amerika S. 923 f.). — Endlich erfolgt noch ein Anhang, der unter der Ueberschrift »Schluß« aber nur eine Uebersetzung der

Botschaft des jetzigen Präsidenten der Republik Avallaneda vom J. 1876 im Auszuge bringt.

Wir haben noch die verschiedenen zwischen die Capitel der eben betrachteten allgemeinen Landesbeschreibung als besondere Capitel eingeschobenen selbständigen Abhandlungen zu nennen. Es sind dies 1): »Vegetations-Verhältnisse Argentiniens« von Dr. P. G. Lorentz (Cap. VII, S. 86—149) mit einer phytogeographischen Karte der Republik in 2 Bll.). 2) »Die Thierwelt Argentiniens« von Prof. Dr. H. Weyenberg (Cap. VIII, S. 150—190). 3) »Der Boden der Pampaformation, seine chemischen und physikalischen Verhältnisse« von Dr. Döring (Cap. IX, S. 191—207. 4) »Die nutzbaren Mineralien der Argentinischen Republik« von Dr. Alfred Stelzner (Cap. X, S. 208—214). 5) »Der Nevado von Famatina mit seinen Grubenbezirken« vom MinenIngenieur Emil Hüneke (Hüniken?) (Cap. XI, S. 215—234). 6) »Ueber einige natürliche Sulphate« von Friedr. Schickendantz (Cap. XII, S. 235—257, mit einer geologischen Skizze). 7) »Die Mineralquellen Argentiniens« von Prof. Dr. Max Siewert (Cap. XIII, S. 258—277, mit 2 Tabellen chemischer Analysen). 8) »Gerbstoff-Materialien und Aschen-Analysen« von demselben (Cap. XIV, S. 278—286 mit 7 Tabellen chemischer Analysen). 9) »Weberei und Färbstoffe« von demselben (Cap. XV, S. 287—299) 10) »Heer und Marine« von Major F. Melchert (Cap. XXII, S. 415—425) und 11) »Indianer und Grenz-Vertheidigung« von demselben (Cap. XXIII, S. 426—438, mit einer topographischen Karte der Pampa zur Darstellung der gegenwärtigen und der projectirten Grenzvertheidigungslinie gegen die Indianer. ←

Die Mannigfaltigkeit des Inhalts dieser ver-

schiedenen Abhandlungen verbietet eine eingehendere kritische Analyse derselben, die hier viel zu viel Raum erfordern würde, und zu welcher wir uns auch nicht competent halten können. Doch dürfen wir über dieselben wohl ein Urtheil dahin abgeben, daß keine von ihnen ohne Werth ist, einige sogar von allgemeiner wissenschaftlicher Bedeutung sind und unter diesen namentlich die Abhandlung von Lorentz sich auszeichnet, auf dessen vorzügliche Befähigung zu einer pflanzengeographischen Darstellung der von ihm in vielfacher Richtung durchforschten Argentinischen Republik auch schon von competentester Seite aufmerksam gemacht worden ist (s. Grisebach, *Plantae Lorentzianae* in den Abhandlungen der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen XIX. Bd. (1874, S. 50). Gegen diese Abhandlung von Lorentz stehen allerdings einige der anderen bedeutend zurück und verlieren zum Theil auch noch dadurch an Werth, daß sie, wie z. B. die von Dr. Döring, nicht für das Buch bearbeitet, sondern nur Abdrücke von in der *La Plata Monatschrift* erschienenen Artikeln sind, oder auch dadurch, daß sie nicht die geringste, doch schon durch ein paar Erläuterungen leicht zu erfüllende Rücksicht auf den Leserkreis nehmen, an welchen das Buch sich wendet, wie namentlich die Abhandlung von Stelzner, in welcher z. B. immer nur von der Laurentischen Formation, die nach ihm als Fundament des ganzen amerikanischen Continents anzusehen ist und auch in den Argentinischen Gebirgen eine große Rolle spielen soll, die Rede ist, ohne daß dem Leser auch nur durch eine Klammererläuterung gesagt wird, daß dies nur ein neuer amerikanischer (durch den Director der Canadi-

schen Geologischen Untersuchung, Sir William Logan zuerst gebrauchter sehr überflüssiger) Name für die allbekannte Ur- oder primitive (auch hercynische) Gneiß-Formation ist, ein Name, der selbst in den besten neueren geognostischen Lehrbüchern (z. B. in der neuen Auflage des Lehrbuchs der Geognosie von Naumann) noch nicht vorkommt, während die außerordentlich weite Verbreitung dieser Formation in Süd-Amerika unter ihrem alten Namen schon seit fünfzig Jahren bekannt ist (s. z. B. v. Eschwege, Beiträge zur Gebirgskunde von Brasilien). — Ebenso hätte der Verf. dem gewöhnlichen Leser auch wohl dadurch zu Hülfe kommen können, wenn er gesagt hätte, daß die Pegmatite und die Pegmatitstöcke, von denen viel die Rede ist, und die er Riesengranit nennt, wohl ungefähr dasselbe sind, was unter dem alten Namen Schriftgranit bekannt ist und daß, wenn er von geologischen Horizonten spricht, er damit nichts anderes meint, als was man sonst unter Formationen versteht, wogegen in der botanischen Abhandlung Formation für größere Vegetations Gebiete gebraucht wird. — Noch weniger passend freilich ist als ein Capitel unseres Buchs der Abdruck einer hier und da zwar etwas freien aber im Ganzen doch nur das Original reproducierenden Uebersetzung einer in den Abhandlungen der Academie der exacten Wissenschaften zu Córdoba gedruckten Abhandlung von Schickendantz, welche eine ganz specielle geologische Frage durch chemische Untersuchungen zu beantworten sucht und auch so ausschließlich nur für Fachgenossen geschrieben ist, daß es uns sehr zweifelhaft erscheint, ob sie auch durch die geschickteste Umarbeitung für die Zwecke unseres Buches hätte verwerthet werden

können. Daß aber diese an sich allerdings interessante Untersuchung aus der chemischen Geologie in ihrer gegenwärtigen Gestalt nicht in das Buch gehört, scheint uns keinem Zweifel zu unterliegen. — Mit dem Mangel einer einheitlichen Redaction dieser als Capitel einer allgemeinen geographisch-statistischen Landesbeschreibung eingeschobenen Abhandlungen hängt es denn auch zusammen, daß derselbe Gegenstand mehrfach und auch nicht ganz übereinstimmend behandelt wird, wie ausführlicher z. B. die unter dem Namen *Moye* und *Molle* im Lande zusammengefaßte wichtige Gruppe habituell mehr oder minder ähnlicher aber botanisch ganz verschiedenen Familien angehöriger Gewächse von Lorentz S. 105 und sonst und von Siewert S. 283. Dasselbe ist mit den Quebracho's und den Algarroben der Fall.

Sollen wir nun unser Urtheil über das ganze Buch noch einmal zusammenfassen, so müssen wir sagen, daß dasselbe einen werthvollen Beitrag zur Geographie und Statistik der Argentinischen Republik bildet und als eine dankenswerthe Erscheinung begrüßt werden muß. Wir haben zwar an der allgemeinen Beschreibung des Landes Manches auszusetzen gehabt und wenn dabei vielleicht unser Urtheil als ein an Tadel überwiegendes erscheint, so rührt das daher, daß wir glaubten, bei der Anzeige dieses eine eingehende Besprechung wirklich verdienenden Buchs dieser Art einmal darauf aufmerksam machen zu müssen, daß die geographisch-statistische Länderbeschreibung, oder wenn man will, die politische Geographie eines Staates, selbst wenn sie auch nicht streng wissenschaftlichen, sondern nur praktischen Anforderungen recht genügen soll, eine viel schwerere Arbeit ist, als

die gewöhnlichen Compendienschreiber glauben und viel mehr Hingebung und Selbstverleugnung erfordert, als man den besseren dieser Art von Büchern ansieht. Wenn nun das vorliegende Buch diesen Anforderungen (wie sie aus dem Begriff der politischen Geographie und ihrem Verhältniß zur wissenschaftlichen Erdkunde, das wir früher auch in diesen Bll. z. B. Jahrg. 1875 Stück 27 festzustellen gesucht haben, hervorgehen), nicht genügt hat, so muß in Betracht gezogen werden, daß dasselbe durch besondere Umstände veranlaßt ist und innerhalb einer für eine solche Arbeit sehr kurzen Zeit geschrieben werden mußte und eben dieser Umstand dient auch zur Entschuldigung dafür, daß ein großer Theil des Buches aus für sich dastehenden Abhandlungen besteht, welche allerdings schon der bloßen Form wegen umgearbeitet oder mit den übrigen Capiteln zu einem innerlich geeinten Ganzen hätten verschmolzen werden müssen, für deren Zusammenbringung und Aufnahme in der Weise, wie es geschehen, man aber immerhin dem Hrn. N. dankbar sein muß, weil sie sonst, eben wegen Mangels an Zeit zu einer solchen nicht geringe Arbeit erfordernden Verschmelzung mit dem Ganzen, ganz hätten weggelassen werden müssen. Durch die Belehrung, welche sie über verschiedene Theile der Geographie und der Statistik der Argentinischen Republik darbieten, bilden sie aber in ihrer Gesammtheit doch wieder eine wirkliche Bereicherung des Buches. Es ist dadurch zu einem sehr werthvollen und in der That unentbehrlichen Beitrag zur Geographie und Statistik der Argentinischen Republik geworden, dem, Alles in Allem genommen für Alle, welche sich über das Land gründlich unterrichten wollen, auch erhebliche

Vorzüge vor dem viel anspruchsvolleren Buche des Dr. B. zuerkannt werden müssen.

Indem wir dies hier aussprechen, glauben wir ganz unparteiisch zu sein, obgleich es nach unserer Kenntniß der Vorgeschichte der beiden hier mehrfach mit einander in Vergleich gebrachten Bücher nicht ganz leicht war, zwischen ihnen Gunst oder Ungunst ganz gleich zu vertheilen. Denn Hr. Napp hat für die Publication seiner Arbeit erst noch sehr große, namentlich durch ein sehr ungünstiges Urtheil B.'s über dieselbe hervorgerufene Schwierigkeiten zu überwinden gehabt. Burmeister dagegen konnte, was wir hier nachträglich noch sowohl zur Charakteristik seines Buches, wie auch wegen seiner weiterhin noch zu beleuchtenden wissenschaftlichen Thätigkeit zu erwähnen uns erlauben, sein Buch »dem Herrn Domingo Faustino Sarmiento, vierten Präsidenten der Argentinischen Republik während der Legislaturperiode von 1864—1874, seinem werthen Gönner und Freunde als Zeichen seiner Dankbarkeit für die vielfach bewiesene Theilnahme an demselben« dedicieren, und dieser Theilnahme hat B. es auch wohl zu verdanken gehabt, daß die National-Regierung für die Herausgabe des angezeigten ersten Bandes seines großen Werks die Summe von 2000 Pesos fuert. (beinahe 7000 Reichsmark) gewährt hat. Es ist zu beklagen, daß dafür nichts Besseres geliefert worden und müssen wir hier auch noch erklären, daß es uns namentlich auch dem hochherzigen Mäcen Burmeister's gegenüber, den auch wir seit vielen Jahren als unseren Freund und Gönner verehren, wahrhaft peinlich gewesen, daß wir in der Kritik des Burmeister'schen Buches, welches wir nach den an uns dazu von verschiedenen Seiten zugegangenen Aufforde-

rungen in diesen Blättern doch nicht unbesprochen lassen durften, nicht besser über dasselbe haben urtheilen können. Wir geben uns jedoch der Hoffnung hin, daß Hr. Sarmiento, dessen Leben seit den Zeiten von Rosas unausgesetzt und auch mit so vielem Erfolg dem Wohle seines Vaterlandes gewidmet gewesen ist, und der in dieser edlen Lebensaufgabe vor Allem an der Hebung der geistigen Cultur gearbeitet und dazu auch insbesondere die wissenschaftliche Erforschung des Landes zu fördern gestrebt hat, auch in unserer Kritik des von ihm vielleicht mit großen Erwartungen begleiteten Burmeister'schen Buches, so wie auch in der weiter unten noch darzulegenden bisherigen sehr wenig erfreulichen Geschichte eines von ihm nach Burmeister's Beirath eingerichteten wichtigen argentinischen wissenschaftlichen Instituts das hohe Interesse nicht verkennen werde, welches der Unterzeichnete der Argentinischen Republik nicht allein als Geograph, der sich viele Jahre vorzugsweise dem Studium der Neuen Welt hingegen hat, zollen muß, sondern auch noch insbesondere als Consul dieser Republik im Deutschen Reiche zu bezeugen die Verpflichtung übernommen hat.

Kommen wir nun noch einmal auf das Napp'sche Buch zurück, so müssen wir an demselben endlich noch den durchgängig guten, wenn auch eben so wie die Orthographie nicht ganz gleichmäßigen Styl loben, wodurch dasselbe sich auch von dem des Dr. B. sehr vortheilhaft auszeichnet und wie bei diesem den schönen und sehr correcten Druck, welcher bei einem in Buenos Aires gedruckten deutschen Buche wohl doppelt in Betracht kommen muß. Kleine Ungenauigkeiten, wie z. B. ätiopisch S. 33 und 42, Por-

phyrgypfel S. 54, Streichung für Streichen S. 55, Harayas für Xarayas S. 62 Villicum für Villagun S. 79, sind uns wenig aufgestoßen. Was unter den S. 62 zweimal als Hauptzufluß des Paraguay genannten Rio Guyada, zu verstehen ist, wissen wir nicht, vielleicht ist es ein Druckfehler für Rio Cuyabà. Das wäre aber ein geographisches Versehen, denn dieser Fluß mündet in den Rio S. Lourenço, der übrigens auch als Hauptzufluß des Paraguay bei der freilich auch sonst mangelhaften Beschreibung seines oberen Laufes hätte genannt werden müssen. Daß die beigegebene Karte der Republik, obgleich sie ebenfalls im Auftrage des Argentinischen Central-Comité's für die Weltausstellung in Philadelphia, von den Ingenieuren v. Seelstrang und Tourmente, bearbeitet worden, zu der geographischen Beschreibung des Landes in unserem Buche gar nicht paßt, ist schon erwähnt, sonst bildet sie aber doch eine dankenswerthe Beigabe desselben. Dagegen wird ein Namen- und Sach-Register sehr vermißt, zumal auch das Inhalts-Verzeichniß sich nur auf die Wiederholung der Capitel-Ueberschriften beschränkt.

Wir glauben die durch Besprechung des Buches des Hrn. Napp dargebotene Gelegenheit noch benutzen zu müssen, unsere Leser auch auf die von ihm gegründete und herausgegebene in der Ueberschrift genannte Monatschrift aufmerksam zu machen, welche, obgleich schon in vier Jahrgängen vorliegend, doch in Deutschland noch sehr wenig bekannt zu sein scheint. Und doch sollte uns Deutsche diese Zeitschrift schon interessieren als Beweis der regen und nützlichen literarischen Thätigkeit unserer Landsleute im fernen Süd-Amerika. Viel mehr verdient aber diese Zeitschrift noch unsere Beachtung durch

die von Anfang an darin veröffentlichten wichtigen Arbeiten über die Geographie, die Naturkunde und die Statistik der La Plata-Länder, nämlich von Paraguay, Uruguay und vorzüglich der Argentinischen Republik. Alle Verfasser der oben genannten selbständigen Abhandlungen in dem Buche des Herrn Napp haben auch seiner Monatsschrift werthvolle Beiträge geliefert und unter ihnen besonders fleißig der Botaniker Dr. Lorentz, dessen Beiträge alle von großem Werthe nicht allein zur Kunde der Flora, sondern auch der Geographie der Republik überhaupt sind. Zum Beweise der Reichhaltigkeit des Inhalts dieser Zeitschrift wollen wir hier nur die folgenden wichtigeren Artikel des Jahrgangs 1876 namhaft machen. Es sind dies: Reiseskizzen aus Argentinien von Dr. Lorentz, jetzt Professor an dem National-Collegium in Concepcion del Uruguay. Tagebuchblätter von der Reise zwischen Córdoba und Santiago del Estero (S. 1—9; 25—29; 100. 111; 118—122, und 131—136; es sind Fortsetzungen von Artikeln in den frühern Jahrgängen der Monatsschrift). Ferienreise eines Argentinischen Gymnasiallehrers mit seinen Schülern von demselben (S. 44—46; 50—54, und 83—87). Die Argentinische Provinz La Rioja von E. Hüniken (S. 5—7; 34—37; 87—90; 103—107; 158. 159). Der Weinbau in der Provinz Buenos Aires und speciell im District Bahia Blanca (S. 12—15; 41—44; 75—77 und 90—94). Briefe aus Mato Grosso (S. 1—9 und 108—109; Fortsetzungen aus dem vorhergehenden Jahrgange). Plaudereien über Culturerscheinungen aus und über Chile von C. G. Danckwardt (S. 17—25; 38—41; 55—59); Karte der Pampa von dem leider am 7. Juli 1876 nach seiner Rückkehr von einer

zur Veränderung der Indianer-Grenze unternommenen Expedition am Typhus verstorbenen Major F. L. Melchert (S. 33. 34 mit Kartenbeilage, welche einen Abdruck der oben erwähnten Karte M's, aber mit deutschem Titel bringt). Ein Ausflug nach den Argentinischen Pampas. Tagebuchblätter von Fr. Leybold in Santiago, aus dem Spanischen übertragen von Dr. Lorentz (S. 60—62; 99—103 und 115—118). Meteorologische Notizen aus Argentinien von H. E. Avé-Lallemant (S. 71—74; 97—99 mit Holzschnitten, sehr werthvoll). — Die Argentinischen Provinzen und National-Territorien (S. 123—127; 136—140 und 154—157; Abdruck des Cap. XXV aus dem angezeigten Buch von Napp). — Industrielle Plaudereien aus Argentinien von Dr. Max Siewert, Professor an dem National-Collegium in Salta (S. 129—131). — Aus dem Gran Chaco von Dr. P. G. Lorentz (S. 140—143; 145—154; 169—175 und 177—185). Hydrographische Studien aus Chile. Die Provinz Atamaca, im Speciellen das Gebiet des Huascoflusses vom Bergingenieur C. E. Plisson, übersetzt von C. G. Danckwardt (S. 161—165 und 185—191). —

Außerdem enthält dieser Jahrgang verschiedene zum Theil sehr beachtenswerthe Artikel über die Einwanderung und Colonisation, größere und kleinere Auszüge aus den Publicationen des Statistischen Bureaus von Buenos Aires besonders über den auswärtigen Handel der Republik und am Schlusse jeder Nummer eine kurze politische Rundschau über den letzten Monat, die objectiv gehalten, meist nur Facta bringen und deshalb namentlich auch für den deutschen Leser, welcher die Entwicklung der Plata-Länder verfolgt, von Werth sind, was sich frei-

lich nicht von allen sonst in der Monatsschrift, besonders in den früheren Jahrgängen mitgetheilten Artikeln, die in die Politik und die Geschichte der Gegenwart einschlagen, sagen läßt.

Auf eine Analyse der einzelnen Abhandlungen können wir hier nicht eingehen. Das Mitgetheilte reicht indeß auch gewiß schon hin den großen Werth dieser Zeitschrift darzuthun und glauben wir noch hinzufügen zu müssen, daß nach unserer Kenntniß der periodischen Literatur in den verschiedenen Staaten Süd-Amerika's diese Monatsschrift unter allen jetzt dort in fremden Sprachen erscheinenden Journalen bisher den ersten Rang eingenommen und dort der deutschen Presse wahrhaft zur Ehre gereicht hat. Sehr zu beklagen wäre es deshalb, wenn diese Zeitschrift jetzt eingehen sollte, wie dies leider zu fürchten ist. Am Schlusse der letzten Nummer nimmt nämlich der Herausgeber von den Lesern Abschied, freilich »hoffentlich nur einen zeitweiligen«, wie er sagt, und wollen auch wir hoffen, daß die wiederholt von Hrn. Napp noch ausgedrückte Hoffnung auf ein Wiedererscheinen des Blattes vielleicht schon im Juli 1877 sich verwirklichen möge. Wie wir anderweitig gehört haben, ist dieses einstweilige Aufhören der Zeitschrift dadurch verursacht, daß die Regierung in ihrer im vorigen Jahre eingetretenen finanziellen Bedrängniß sich auch genöthigt gesehen hat, diesem Blatte die bis dahin gewährte Subvention zu entziehen, ohne welche dasselbe nicht fortgeführt werden kann, wenn nicht etwa die Zahl ihrer Abonnennten sich erheblich vergrößert. Nun haben zwar die finanziellen Verhältnisse der Republik sich seitdem bereits wieder gebessert, so daß auch vielleicht wieder von ihrer Seite die frühere Unterstützung zu erwarten

ist, die gewiß sehr gut verwendet sein würde. Erfreulicher noch wäre es aber ohne Zweifel, wenn die Zeitschrift durch vermehrten Absatz in ihrer Existenz für die Zukunft gesichert würde und da sie in der That eine größere Theilnahme und Verbreitung namentlich in Deutschland verdient, und hier auch leicht durch jede Buchhandlung regelmäßig zu beziehen ist (in Leipzig durch A. Mentzel's Verlag), so möchten wir sie hiermit noch allen Denen, welche sich für die Geographie und Statistik der Argentinischen Republik interessieren und insbesondere auch allen deutschen geographischen Vereinen und den öffentlichen Bibliotheken, welche sie bisher noch nicht gehalten haben, zum Abonnement angelegentlichst empfehlen. Dem verehrten Herausgeber möchten wir aber in der Hoffnung, daß er sein verdienstliches Unternehmen bald fortzusetzen im Stande sein werde, den Wunsch aussprechen, künftig der politischen Rundschau noch eine bibliographische Uebersicht aller in den Plata-Ländern erscheinenden Bücher, worüber in Deutschland so schwer Auskunft zu erhalten ist, hinzuzufügen und auch jeden Jahrgang der Monatschrift mit einem Titel und einen etwas ausführlicheren Inhaltsregister, etwa wie in unserem »Ausland« zu versehen, welches in den bisherigen Jahrgängen um so mehr vermißt wird, als die größeren Artikel immer nur in kleine Theile getrennt abgedruckt zu werden pflegen. Auch würde ein etwas kleineres Format, etwa wie das des Auslandes, da die Zeitschrift gebunden aufbewahrt zu werden verdient, wünschenswerth sein.

Zur Besprechung der unter 3 und 4 in der Ueberschrift genannten Werke in Verbindung mit der Anzeige des Burmeister'schen und des

Napp'schen Buches über die Argentinische Republik werden wir veranlaßt zuerst, um einmal wieder in diesen Bll. auf die große Wichtigkeit der alljährlich in den südamerikanischen Staaten von den verschiedenen Ministerien veröffentlichten *Memorias* (oder *Relatorios*, wie sie in Brasilien heißen), für die Geographie und Statistik jener Länder aufmerksam zu machen, dann aber auch, weil diese *Memorias* der Argentinischen Minister der Justiz, des Cultus und des Oeffentlichen Unterrichts ganz besonders geeignet sind, den Zweig der öffentlichen Verwaltung, in welchem die Argentinische Republik in neuerer Zeit die größten und wie wir aus dem Napp'schen Buche schon ersehen, sehr anzuerkennende Fortschritte gezeigt, genauer kennen zu lehren. Zur Darlegung der allgemeinen Wichtigkeit dieser Publicationen bedarf es nur einer allgemeinen Inhaltsübersicht derselben, auf die wir der Hauptsache nach uns auch in dieser Anzeige beschränken müssen, wenn wir es auch nicht unterlassen dürfen, daraus noch einen und den andern zur Charakteristik der eigenartigen Verhältnisse des Argentinischen Unterrichtswesens besonders wichtigen Punkt etwas mehr hervorzuheben. Die Memoria für 1874 zerfällt in drei Abtheilungen, in die Berichterstattung über die Justizverwaltung S. 1—24, den Cultus S. 25—29 und den Oeffentlichen Unterricht, welche letztere den ganzen übrigen Theil des sehr umfanglichen Bandes einnimmt. Die beiden ersten Abtheilungen sind nur dürftigen Inhalts, von vielem Interesse sind dagegen die dazu gehörigen Anlagen am Schlusse des Bandes (Annexo B S. 799—862 und Anexo C S. 865—929), doch müssen wir dieselben hier übergehen, um über die wichtigste Abtheilung, »die über den Oeffent-

lichen Unterricht« noch das wichtigste mittheilen zu können. Diese giebt zunächst nach einen kurzen Bericht des Ministers über die Wirksamkeit des Schulgesetzes vom 25. Sept. 1871, durch welches der Nationalregierung der Republik ein gewisser Einfluß auf das Volksschulwesen, aber eigentlich doch nur durch die ihr zustehende pecuniäre Beihülfe der in dieser Beziehung noch selbständigen Provinzialregierungen eingeräumt worden (s. darüber Napp S. 399. 407), statistische Nachrichten über die Schulen, die Lehrer, den Schulbesuch und die Schulfonds in den verschiedenen Provinzen, welche S. 63 in einer Tabelle zusammengefaßt sind, die wir schon oben erwähnt und benutzt haben. Es geht daraus hervor, daß das Verhältniß der Zahl der Schulen und Schüler zur Bevölkerung in den verschiedenen Provinzen außerordentlich verschieden ist und daß in den letzten Jahren einige Provinzen z. B. Córdoba und La Rioja darin sogar wieder Rückschritte gemacht haben. Hierauf folgt S. 64—86 der Bericht der Oberschul-Commission (*Comision Nacional de Escuelas*), der sich besonders über die mit großer Thätigkeit betriebene Errichtung von Volksbibliotheken in den verschiedenen Provinzen verbreitet. S. 87—94 berichtet der Minister über die Errichtung der Facultät für Naturwissenschaften (*Facultad de Ciencias naturales*) auf der Universität von Córdoba, wobei »die großmüthigen Anerbietungen des mit der größten Uneigennützigkeit allem was den Fortschritt des Landes dienen konnte, sich hingebenden gelehrten Directors des Museums zu Buenos Aires, Dr. H. Burmeister, benutzt und für welche dieser zum Director ernannt worden«, und über einige andere wissenschaftliche Institute in Córdoba. Hierauf folgen (S. 99 159)

interessante Berichte über die in den verschiedenen Provinzen bestehenden und neu errichteten Mittelschulen (*Colegios Nacionales*) und die damit verbundenen Fachschulen für Bergbau, Agronomie u. s. w. und darauf eine sehr detaillirte Veranschlagung des Budgets des Ministeriums für das Jahr 1875 (S. I—LXII) und (S. I—LXXVIII) eine ebenso detaillirte chronologische Uebersicht der von dem Departement der Justiz, des Cultus und des Oeffentlichen Unterrichts während des Geschäftsjahres 1873/4 erlassenen Decrete, Resolutionen, Noten u. s. w., wonach es an Geschäftsthätigkeit in diesem Ministerium wahrlich nicht mangelt. Wichtiger als die bisherigen Partien ist der nun folgende Anhang zu dieser Abtheilung (Annexo A), welcher den bei weitem größten Theil des ganzen Bandes S. 1—797 einnimmt. Derselbe zerfällt wiederum in 7 Abtheilungen I) *Instruccion pública* im Allgemeinen S. 1—320; II) *Informes anuales* S. 321—491; III) *Comisiones examinadoras* S. 493—578; IV) *Departamentos agronómicos* S. 529—554; IV) *Departamentos de Minería* S. 555—698; V) *Academia de Ciencias exactas* S. 699—721; VI) *Observatorio nacional y Oficina meteorológica Argentina* S. 723—769 und VII) *Escuela Normal de Paraná* S. 771—797. — In der ersten Abtheilung sind alle das Unterrichtswesen betreffenden Rescripte der Executive und des Ministeriums des Oeffentlichen Unterrichts (*Decretos, Acuerdos, Circulares, Resoluciones, Notas* etc.) veröffentlicht, wodurch dem Leser nicht allein ein vollständiger Einblick in die Geschäftsthätigkeit in diesem Zweige der Verwaltung, sondern auch interessante Aufschlüsse über die bei der Leitung und Ausbildung des Unterrichtswesens verfolgte Methode gewährt

werden, indem dieselben auch Studien- und Stundenpläne für die verschiedenen Unterrichtsanstalten, Reglements für die Examina in denselben und für die Verwaltung wissenschaftlicher Sammlungen, Verzeichnisse der in den Instituten und in den öffentlichen Bibliotheken vorhandenen und denselben durch die Regierung mitgetheilten Instrumente und Bücher, Berufungen von Lehrern aus Europa und den Vereinigten Staaten und dergleichen mehr bringen. Eingehender dies darzulegen ist hier nicht der Ort, doch werden wir weiterhin noch auf einige dieser Rescripte zurückkommen. Abtheilung 2 und 3 enthalten die zum Theil mit ausführlichen pädagogischen Denkschriften begleiteten Jahresberichte der Directoren der verschiedenen National-Collegien über ihre Schulen und die der Examinations-Commissionen über das Ergebniß der Prüfungen in den verschiedenen Collegien, welche nach französischem Muster eingerichtet, dort eine viel größere Rolle spielen als in deutschen Schulen, weil der Unterricht strenger an bestimmte Curse gebunden und vornehmlich auf das Auswendiglernen der dafür eingerichteten Compendien gerichtet ist. Viel mehr als die Ueberschrift vermuthen läßt, enthalten die beiden folgenden Abtheilungen, indem sie nämlich außer Berichten über den Unterricht in den theils mit den Collegien verbundenen, theils selbständigen Fachschulen für Landwirthschaft und Bergbau auch selbständige mehr oder weniger ausführliche Abhandlungen bringen, welche zum Theil als recht wichtige Beiträge zur physikalischen Geographie des Landes bezeichnet werden müssen. In dieser Beziehung verdienen namentlich hervorgehoben zu werden der Bericht des Directors des Agronomischen Instituts in

Salta Roca Sanz S. 531—550 und vor Allem eine Abhandlung des Minen-Ingenieurs Francisco J. San Roman über die Bergbau-Industrie in den Provinzen La Rioja und Catamarca (S. 571—698). Dieselbe enthält eine sehr fleißige und interessante Zusammenstellung eigener und anderer Fachmänner Untersuchungen, wie des schon oben erwähnten Hrn. Emil Hünicken, über die geographischen Verhältnisse und die Geologie insbesondere in Bezug auf das Vorkommen und die Gewinnung nutzbarer Mineralien in den beiden genannten Provinzen und vorzüglich über die Minen von Famatina. Es scheint darnach keinem Zweifel zu unterliegen, daß in den genannten Provinzen und namentlich in der Sierra de Famatina bedeutende Lagerstätten von Silber, Kupfer und Bleierzen vorhanden sind, und daß dort ein schwunghafter Bergbau entwickelt werden könnte, obgleich der bisherige Betrieb der Minen dort noch sehr unbedeutend geblieben, weil der Bergbau daselbst sich fast ganz noch in den Händen der kleinen Leute befindet, welche weder über die erforderlichen technischen Kenntnisse noch über Capital zu verfügen haben, und allerdings auch noch bedeutende Straßenbauten nothwendig sein werden, da die wichtigsten der bekannten Lagerstätten hoch im Gebirge und in noch sehr dünne bevölkerten Gegenden gelegen sind. — Die folgende Abtheilung bringt aus der Feder zweier deutscher Professoren an der Akademie der exacten Wissenschaften in Córdoba, des Professors der Zoologie, Dr. Weyembergh und des Professors der Physik, Dr. Sellack Berichte über die Arbeiten dieses neu errichteten wissenschaftlichen Instituts, welches uns schon als ein Versuch die Universität von Córdoba nach deutschem Muster

und durch deutsche Kräfte zu reformieren besonders interessieren muß und dessen bisherige Geschichte in mehr als einer Beziehung und namentlich dadurch interessant ist, daß sie, was wir hier freilich nicht weiter ausführen können, einen sehr belehrenden Blick in das südamerikanisch-republikanische Leben thun läßt, weshalb darüber hier noch ein paar Worte am Platze sein möchten. Das Verdienst der Gründung dieses wissenschaftlichen Institutes gebührt dem damaligen Präsidenten der Republik, Don F. Sarmiento, der dadurch seinem eifrigen Wirken für die Hebung des Unterrichtswesens in der Argentinischen Republik nicht bloß eine neue Decoration in amerikanischer Weise hinzugefügt, sondern, man darf wohl sagen eine Krone aufgesetzt hat, und dem Director des Zoologischen Museums in Buenos Aires Dr. Hermann Burmeister, der dabei dem Präsidenten mit Rath und That und auch insofern in ersprieslicher Weise zur Hand gegangen ist, daß er tüchtige deutsche Lehrkräfte dafür zu gewinnen gewußt hat. Der Idee nach sollte das Institut, wie aus seiner Doppelbenennung bald als *Facultad*, bald als *Academia de ciencias exactas* hervorzugehen scheint, wohl zugleich eine Akademie der exacten Wissenschaften in der Weise unserer gelehrten Societäten, und ein naturwissenschaftliches Seminar der Universität Córdoba bilden. Die an demselben angestellten Professoren hatten nicht allein die gewöhnliche Aufgabe, als Universitätsprofessoren Vorlesungen zu halten, sondern auch namentlich die, jeder in seinem Fache, durch selbständige Arbeiten und Abhandlungen wie unsere Akademiker, die Wissenschaft im Allgemeinen und insbesondere die wissenschaftliche Erforschung des Landes zu fördern und dazu in den Ferien auch Forschungsreisen in der Republik auszuführen.

(Schluß im nächsten Stück).

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück 18.

2. Mai 1877.

Schluß der Anzeige: »*Memoria presentada al Congreso de 1874 por el Ministro de Justicia, Culto é Instrucción Pública Dr. D. Juan C. Albarracin*« etc.

Zur Publication dieser Arbeiten wurden, nachdem Dr. Burmeister zum Director des Instituts ernannt worden, auf dessen Vorschlag und nach dessen Plane durch eine Verfügung des Präsidenten Sarmiento vom 8. Febr. 1874 (Anexo A p. 290) zwei Zeitschriften gegründet, eine *Boletín de la Academia nacional de Ciencias exactas existente en la Universidad de Córdoba*, dazu bestimmt, die nöthigen Nachrichten über die Gründung und die Entwicklung der Akademie und die Arbeiten der Mitglieder zu bringen und für dessen Herausgabe die Summe von ca. 2400 Pes. fuert. jährlich bewilligt wurde (Memoria v. 1874 An. A p. 292 und von 1875 An. C p. 120) und eine zweite, in welcher die Abhandlungen derselben unter dem Titel: »*Actas científicas* etc.« veröffentlicht werden sollen*). Noch mehr

*) Von dem Boletín sind uns bisher T. I und T. II. Heft 1 und 2. Buenos Aires 1874—76 8^o. zugekommen,

eignete sich das Institut den Charakter einer gelehrten Gesellschaft an, daß 1874 auf den Vorschlag seines Directors auch Correspondierende

und von den *Actas Tomo I.*, der unter dem Titel *Acta de la Academia Nacional de Ciencias exactas existente en la Universidad de Córdoba* (sic, und so immer in diesem Werke, während in dem übrigens viel schlechter gedruckten Boletino immer Córdoba gedruckt ist, wie auch in den Memorias) Buenos Aires 1875. IV. und 158 S. Groß Quart mit 2 großen Karten schön gedruckt erschienen ist. Derselbe enthält außer einem Proemio von Burmeister, in welchem derselbe von der Akademie Abschied nimmt, folgende Abhandlungen: 1) Mittheilungen über die Geologie und Mineralogie der Argentinischen Republik von Dr. Alfred Stelzner. S. 1—12. 2) Bemerkungen über einige natürliche Sulphate von Friedr. Schickendantz S. 13—41. 3) Beschreibung der Gebirgsarten der Sierra de Córdoba von Dr. L. Brackebusch S. 42—62 mit einer illuminierten geognostischen Karte. 4) Patagonische Lepidopteren, beobachtet und beschrieben von Dr. Carl Berg S. 63—102. 5) Bemerkungen über die Geognosie der Sierra de San Luiz von Dr. Herm. Avé-Lallemant, correspondierendem Mitglied der National-Akademie S. 103—140, mit einer geognostischen Karte. 6) Mikromineralogische Studien über die Gebirgsarten der Provinz San Luis, von demselben S. 141—154, mit colorierten Abbildungen. 7) Zusätze zu der Beschreibung patagonischer Lepidopteren von Dr. C. Berg S. 155—158. — Die erste Abhandlung ist aus den »Anales de Agricultura« aufgenommen. Sehr sonderbar für diese Publication der Schriften von Mitgliedern einer wissenschaftlichen Akademie, aber bezeichnend für die weiterhin von uns dargelegte Zwitternatur dieser Akademie ist die Begleitung dieser Abhandlung durch kritische Noten Burmeisters, in welchen dieser die Darstellung des Verfassers der Abhandlung nach seinem neulich in diesen Bll. besprochenen Buche berichtigt. Die zweite Abhandlung von Schickendantz, die auch von H. Napp in deutscher Uebersetzung aufgenommen ist (s. S. 527) sucht durch chemische Analysen einiger natürlicher Sulphate die Bildung der Salzlager (salinas) zu erklären, welche in der Provinz Catamarca große

Mitglieder ernannt wurden (Decret des Präsidenten der Republik vom 14. April Memoria von 1875 Ann. C. p. 114). — Das Institut wurde mit großen Erwartungen eröffnet, die anfangs auch sich zu realisieren schienen, da es gelungen war, für dasselbe eine Anzahl junger tüchtiger deutscher Gelehrten zu gewinnen, wie ihre Arbeiten in dem Boletin der Akademie, in der La Plata Monatsschrift und in dem oben besprochenen Werke von Napp beweisen. Bald jedoch entstanden Streitigkeiten zwischen diesen Professoren des Instituts und dem Director desselben, welche erst eine Unterbrechung der Arbeiten und darauf eine völlige Auflösung des Instituts zur Folge gehabt haben. Schon ein paar Monate nach vollständiger Organisation des Instituts durch Ernennung des Dr. Burmeister zum Director desselben wurden auf Antrag des Di-

Strecken der Oberfläche bedecken. — Die Beschreibung der Gebirgsarten der Sierra de Córdoba von Dr. Brackebush ist auf die Aufforderung des Dr. Burmeister, vornehmlich auf Grund der von Stelzner angelegten und reich ausgestatteten mineralogischen Sammlung der Akademie verfaßt um als Erläuterung zu der hier veröffentlichten geognostischen Karte jener Sierra zu dienen, welche von Dr. Stelzner der Regierung eingesandt worden, aber ohne Text. Diese Arbeiten, so wie auch die von Dr. Avé-Lallemant, eines Sohnes unseres vielgereisten, durch seine Werke über Brasilien rühmlichst bekannten Landsmannes Robert Avé-Lallemant, der seine Studien in Clausthal gemacht und auch in der Napp-schen Monatsschrift interessante geognostische Arbeiten über die Republik veröffentlicht hat, und die von Dr. Berg sind mehr oder weniger gelungene akademische Abhandlungen, durch welche die junge argentinische Akademie ihren europäischen Vorbildern nicht ohne Glück an die Seite getreten ist und lassen die regelmäßige Fortsetzung dieser akademischen Publicationen lehaft wünschen. —

rectors durch Decret des Präsidenten Sarmiento vom 15. Decbr. 1873, (*Memoria* für 1874, *Annexo A.* p. 213) zwei der thätigsten deutschen Professoren, Dr. Sellack und Dr. Lorentz abgesetzt, der erste »wegen Mißachtung der wiederholten Aufträge (*Ordenes*) des Ministeriums des Oeffentlichen Unterrichts und seines unmittelbaren Chef's«, der andere wegen »in seinem amtlichen Berichte (*Nota*) über seine wissenschaftlichen Explorationen vorkommender unwürdiger und für seinen Vorgesetzten beleidigender Ausdrücke« (Decret des Präsidenten Sarmiento vom 11. Febr. und 16. März 1874, »*considerando, que los términos de esa nota, á más de ser impropios de un documento oficial, son ofensivos á la dignidad de un superior, á quien debe acatamiento en el ejercicio de sus funciones*« *Memoria* von 1874 *Annexo A.* p. 271 und 300) und am 1. Juni 1874 wurden die übrigen deutschen Professoren, die Doctoren Siewert, Weyembergh und Vogler aus ihrem Amte entfernt (*separados de la Academia*) ebenfalls auf einen Antrag des Directors der Akademie Dr. Burmeister »*en que dá cuenta de que algunos Profesores se resisten abiertamente á reconocer la autoridad de que ha sido investido, llegando hasta calificar de ilegal el Reglamento de 10 de Enero del presente año, y negándose á prestarle obediencia*« *). (Decret des

*) Dies bezieht sich auf eine Beschwerdeschrift der deutschen Professoren an die Regierung, in welcher um Abänderung einiger der deutschen Einrichtungen widersprechenden Bestimmungen des von Burmeister angeblich nach dem Muster deutscher Universitäts-Statuten ausgearbeiteten Reglementes petitioniert war. Diese, die Beschwerden namentlich auch mit Beziehung auf frühere Verheißungen der Regierung (Decret vom 16. Mai 1870) eingehend motivierende Denkschrift kam von dem Mini-

Präsidenten Sarmiento, Memoria für 1875, Ann. C. p. 125). Wem die Schuld an diesem für das Institut so verderblich gewesenen Streit, der seitdem lange mit äußerster Erbitterung von beiden Seiten in Journalen und eigenen Broschüren fortgeführt worden und der auch in unserer deutschen Presse ein Echo gefunden hat, zuzuschreiben ist, darüber steht uns kein Urtheil zu, da wir denselben, außer durch die darüber veröffentlichten Streitschriften, durch directe Mittheilungen nur von einer Seite, aus Briefen von einigen der abgesetzten Professoren kennen und da eine darüber von uns an den Präsidenten Sarmiento gerichtete Vorstellung, obgleich sie allerdings eine Milderung der Härten in dem Verfahren gegen einen der abgesetzten Professoren zur Folge gehabt zu haben scheint, ohne Erwiderung geblieben ist. Wir halten es auch für unnütz, hier nur die Beschuldigungen zu bezeichnen, welche von beiden Seiten vorgebracht sind und haben von den Streitschriften darüber in der Ueberschrift nur eine genannt, nicht weil sie ein unparteiisches Urtheil ermöglichen könnte, sondern weil sie durch Citate aus der argentinischen Presse als interessanter Beitrag zu dem im Eingang dieser Anzeige bezeichneten Gepräge der hispanoamerikanischen Presse dienen kann.

sterium mit der Weisung zurück, sie durch B. auf's Neue vorlegen zu lassen. B. hat statt ihrer aber nur seine darauf gegründete Anklage dem Präsidenten Sarmiento vorgelegt und auf Grund dieser letzteren verfügte der Präsident die Absetzung der Professoren, ohne sie weiter gehört zu haben. Daß dieselbe nicht auch den letzten der ehemaligen 6 deutschen Professoren, den Geologen Stelzner betroffen, rührt nur daher, daß dieser eben einem Rufe an die Bergakademie zu Freiberg in Sachsen gefolgt war.

Dagegen dürfen wir wohl behaupten, daß die eigentliche Ursache dieses Mißerfolgs auf die Unklarheit der bei der Gründung dieses Instituts leitend gewesenen Idee zurückzuführen ist und daß das von Burmeister ausgearbeitete und den schon angestellten Professoren octroyierte Reglement für die Akademie, durch welches man ganz willkürlich combinierte Zwecke mit unerhörtem Zwange gleichzeitig zu verwirklichen versucht hat, nothwendig zu solchen Conflicten zwischen dem Director und den Professoren des Instituts führen mußte. Zum Beweise dafür müssen wir hier noch einige Bestimmungen dieses Reglements anführen und dabei zugleich auch im Namen der deutschen Universitäten gegen die Behauptung des Schöpfers dieses Reglements Verwahrung einlegen, daß dasselbe nach deutschem Muster abgefaßt worden*). Dies von dem Dr. H. Burmeister in seinem Charakter als Director der Akademie präsentierte und durch Decret des Präsidenten Sarmiento vom 10. Jan. 1874 approbierte und in unmittelbare Wirksamkeit gesetzte *Reglamento para la direccion científica y el Personal docente de la Academia de Ciencias Exactas existente en la Universidad de Córdoba* ist in der Memoria für 1874 An. A. p. 235—240 abgedruckt und handelt in 4 Sectionen 1) (Art. 1—4) von dem Zweck und der

*) Diese Behauptung ist in dem Abdruck in der Memoria weggelassen, findet sich aber in dem als Einleitung dem officiellen für die Professoren bestimmten Abdrucke vorgedruckten Berichte B.'s an den Minister vom 30. Decbr. 1873, wo es heißt: »He tomado por modelo los Reglamentos de las Universidades de Alemania, en la parte que he considerado adaptable á la institucion de la Academia«. Reglamento etc. Buenos Aires. Imprenta del Siglo 1874. 8°.

wissenschaftlichen Direction des Instituts. 2) (Art. 5—12) von dem Unterricht. 3) (Art. 13—18) von den wissenschaftlichen Arbeiten und 4) (Art. 19—32) von den wissenschaftlichen Instituten der Akademie (Physikalisches Cabinet, Chemisches Laboratorium, mineralogische, botanische und geologische Sammlung und Bibliothek). Nach Art. 1 soll die Akademie folgende Zwecke erfüllen: 1) Die Jugend in den exacten und Naturwissenschaften unterrichten vermittels Lectionen und Experimente. 2) Professoren bilden, welche diese Wissenschaften in den Collegien der Republik lehren können. 3) Die natürlichen Schätze der Republik erforschen und kennen lehren, und dazu wissenschaftliche Cabinette, Laboratorien und Museen fördern (*fomentar*) und wissenschaftliche Arbeiten herausgeben, die unter dem Titel »*Actas y Boletín*« etc. erscheinen und die von den Professoren verfaßten Werke, Abhandlungen, Berichte u. s. w. enthalten sollen. Die übrigen hier in Betracht kommenden Artikel lauten: Art. 2. die wissenschaftliche Direction der Akademie hat zum Zweck, die der Thätigkeit eines jeden Professors die zur Realisation der im vorhergehenden Artikel ausgedrückten Zwecke dienlichste Direction zu geben. Art. 7. Jeder Professor hat dem Director der Akademie in der ersten Woche des Februars oder vorher ein detaillirtes Programm der von ihm während des Schuljahrs zu gebenden Lectionen einzureichen. §. 8 der Director prüft diese Programme und übergibt sie mit dem ihm dienlich scheinenden Modificationen dem Ministerium zur Bestätigung. §. 13. Jedes Mitglied der Akademie hat die Verpflichtung, jährlich eine wissenschaftliche, auf eigene Studien gegründete, durch die Akademie zu veröffentlichende

Abhandlung über Landesangelegenheiten (*sobre objetos del país*) zu schreiben. Art. 15. Die Professoren haben die Verpflichtung, den Director zu Anfang des Jahres von den Themen der von ihnen (im Laufe des Jahrs) zu schreibenden Arbeiten in Kenntniß zu setzen und der Director wird ein solches Jedem aufgeben, welcher es nicht selbst wählt (*y el Director se lo dará á todo aquel que [no] lo elija por sí mismo*; wobei zu bemerken ist, daß in unserer officiellen Quelle das *no* wohl durch einen Druckfehler fehlt). §. 17. Kein Professor darf in fremden Zeitschriften Berichte über seine Studien über das Land veröffentlichen, bevor sie in den Publicationen der Akademie erschienen sind (*insertas*). §. 18. Die Generalredaction der Publicationen liegt dem Director der Akademie ob (*estará á cargo*) und die durch diese Publicationen verursachten Kosten gehen auf Rechnung des Ministeriums des Oeffentlichen Unterrichts. — Es bedarf wohl keines weiteren Commentars dieses Reglements, welches dem Director auch für die von den Professoren anzulegenden Sammlungen die alleinige Leitung giebt, um dieses Institut als ein Zwitterding von einer wissenschaftlichen Lehranstalt oder einer Universitäts-Facultät und einer gelehrten Gesellschaft oder wissenschaftlichen Akademie zu erkennen, die aber nur dem Namen nach und nach den von ihren Mitgliedern geforderten besonderen wissenschaftlichen Arbeiten eine solche, ihrem Statut oder Reglement nach aber gerade das Gegenheil einer akademischen Societät ist, für welche gerade die freie wissenschaftliche Thätigkeit der Mitglieder außer und neben der ihnen durch ihr Professorenamt angewiesenen regelmäßigen bestimmten Lehrthätigkeit die nothwendige Voraus-

setzung bildet. Freilich bestehen auf mehreren deutschen Universitäten auch Akademien oder gelehrte Gesellschaften, welche dadurch in der innigsten Verbindung mit der Universität stehen, daß ihre ordentlichen Mitglieder alle nur aus dem Kreise der Universitätsprofessoren genommen werden. Diese Societäten stehen aber dennoch frei neben der Universität da, und was die Hauptsache ist, ihre Mitglieder sind auch nicht im Entferntesten einer solchen Art von Direction unterworfen, wie die für die Akademie in Córdoba durch Burmeister eingerichtete, durch deren fast unbegrenzte Machtbefugniß über die Arbeiten der Mitglieder auf dieselben ein Zwang ausgeübt werden kann, bei der jede freie wissenschaftliche Thätigkeit aufhören muß. Es ist sehr zu bedauern, daß der Präsident Sarmiento auf seiner i. J. 1847 durch Europa, namentlich auch zum Studium des Unterrichtswesens ausgeführten Reise bei seinem Besuche Göttingens die Verhältnisse unserer Universität und Societät und die allmähliche Entwicklung der letzteren nicht genauer ins Auge gefaßt hat. Er wäre ganz der Mann dazu gewesen, sie zu verstehen und von ihrer Kenntniß für sein Vaterland selbständig und frei von einem solchen Rathgeber wie Burmeister einen ersprieslichen Gebrauch zu machen. Freilich konnte der damals durch Rosas Verbannte wohl nicht ahnen, welche Wirksamkeit ihm noch in seinem Vaterlande aufbehalten war.

Wir wissen nicht, ob man in der Argentinischen Republik an maaßgebender Stelle angefangen hat, die Fehler zu erkennen, welche bei der Organisation und der Leitung der Akademie in Córdoba begangen worden und ob es als ein Zeichen solcher Erkenntniß anzusehen ist, daß

Dr. Burmeister, nachdem er die Entfernung sämmtlicher zuerst von ihm berufenen Deutschen Professoren durchgesetzt und auch zum Ersatz für dieselben wiederum im Auftrage der Regierung in Deutschland junge Gelehrte berufen hat, von denen einige auch diesem Rufe gefolgt sind, seine Stelle als Director der Akademie niedergelegt und wie es scheint, sich von diesem Unternehmen ganz zurückgezogen hat, welches übrigens um die Zeit, da das ganze Lehrpersonal abgesetzt war und die neu berufenen Professoren noch nicht angekommen waren, so gut wie zu existieren aufgehört hatte. (Bericht des Rectors p. 557). Daß nach dem Rücktritt B.'s der Minister des Oeffentlichen Unterrichts den abgesetzten Professoren, die noch keine sonstige Anstellung gefunden, die Wiedereinsetzung in ihre Professuren anbot, scheint dafür zu sprechen. Es ist aber wohl zu hoffen, daß diese Einsicht sich Bahn brechen und es dann auch gelingen werde, die ihrem Zwecke nach in der That sehr anzuerkennende Schöpfung Sarmientos so zu reconstruieren, daß sie wirklich dem Lande die großen Dienste zu leisten im Stande ist, welche ihrem patriotischen Stifter vorgeschwebt haben. Wir knüpfen diese Hoffnung namentlich auch an eine Denkschrift des Rectors der Universität Córdoba über die Reform dieser Universität an, welche ebenfalls von Sarmiento in die Hand genommen worden. Die Universität zu Córdoba ist eine Stiftung der Jesuiten, von denen Hr. Napp in seinem besprochenen Buche anerkennenswertherweise sagt, daß »mag man auch der Gesellschaft Jesu noch so starke Vorwürfe machen, kein Einsichtiger doch die Dienste wird läugnen wollen, welche sie zu Zeiten der Gesittung und dem Unterricht geleistet hat und daß auch Ar-

gentinien ihnen viel verdankt« (s. die interessantesten Nachrichten über die Gründung der Universität a. a. O. S. 400). Nach der Vertreibung der Jesuiten kam die Universität unter die Leitung der Franciscaner, unter welchen sie schon sehr sank und seit der Emancipation ist sie ganz heruntergekommen, so daß sie gegenwärtig nur aus einer Facultät, der für die Rechte, besteht (wozu gegenwärtig durch Einverleibung der Akademie der exacten Wissenschaften zu Córdoba eine zweite gekommen). Gleichwohl bildet sie als einzige nationale Hochschule der Republik (die neu gestiftete sogenannte Universität von Buenos Aires ist nur ein Provinzialinstitut) und als gegebener Anknüpfungspunkt für einen nationalen Ausbau des Gesamt-Unterrichtswesens der Republik noch immer ein werthvolles Vermächtniß aus spanischer Zeit, welches zu erhalten und zeitgemäß zu reformieren Pflicht und Aufgabe der Argentinischen Nation ist und um so mehr, als die Entwicklung des gesammten Unterrichtswesens mehr oder weniger abhängig sein wird von der Landesuniversität. Denn was zu einem rechten Aufschwunge des Unterrichtswesens in der Argentinischen Republik noch am meisten von Nöthen ist, das sind tüchtige Lehrer für die mittleren und unteren Schulen. Diese heranzubilden reichen Normal-schulen und Schullehrerseminare nicht aus, denn für diese muß doch die rechten Lehrer die Universität bilden, wenn man dieselben nicht fortgesetzt, wie bisher, aus dem Auslande herbeiziehen will, was selbst, wenn man in der Gewinnung tüchtiger Kräfte immer glücklich sein sollte, doch für eine wirklich nationale Entwicklung nicht besonders ersprieslich sein kann, zumal wenn man bedenkt, daß alle jungen Staa-

ten Amerika's lateinischer Race wohl fremde, namentlich deutsche geistige Kräfte herbeizuziehen, aber bisher wenigstens noch nicht zu fesseln im Stande gewesen sind. Es hat sich dies auch wieder an der Akademie zu Córdoba gezeigt und können wir nicht unterlassen, bei dieser Gelegenheit darauf einmal aufmerksam zu machen, wie in dieser Beziehung das Amerika lateinischer Race sich allgemein von dem germanischen Race unterscheidet. Sehr selten werden dort Europäer, die als Lehrer, Aerzte, Ingenieure, Bergleute, Industrielle, Kaufleute, Handwerker u. s. w. ins Land gezogen, und dort durch Arbeit Wohlstand erworben haben, wahrhaft heimisch, selten gründen sie dort eine Familie, oder lassen, wenn sie eine solche gegründet haben, dieselbe dem Lande, als werthvollstes Culturvermögen zurück. Fast alle kehren über kurz oder lang in ihr altes Vaterland zurück und dadurch wird jenen Ländern fortwährend ein materielles und geistiges Cultur-Capital entzogen, welches viel bedeutender ist, als man gewöhnlich sich vorstellt. Wie groß allein der materielle Tribut ist, den diese Länder deshalb dem Auslande fortwährend an Verzinsung von Capitalien fremder nach Hause zurückgekehrter Kaufleute zu entrichten hat, läßt sich ermessen, wenn man nur sich einmal umsieht, wie viele wohlhabende Familien allein in unseren Hansestädten leben, deren Wohlstand in Süd-Amerika erworben ist, und die fortwährend ihre Einkünfte aus den dort erworbenen und dort in sicheren Unternehmungen untergebrachten Capitalien beziehen. Und viel größer ist noch der Verlust an Kräften für die geistige Cultur durch solche Rückwanderung und besonders durch die der im Staatsdienst angestellt gewesenen Fremden.

Kehren wir nach dieser Abschweifung, die dadurch entschuldigt werden mag, daß die berührte Erscheinung, an welche uns die Geschichte der Akademie zu Córdoba lebhaft erinnert hat*) und welche in ihrem sehr großen Einfluß auf die Culturentwicklung der jungen Staaten Süd-Amerika's viel mehr Beachtung verdient als ihr bisher zugewandt worden, so daß sie wohl auch des Nachdenkens der Südamerikaner über ihre Ursachen werth ist, zu unserem Gegenstand noch auf einen Augenblick wieder zurück, so müssen wir aus der erwähnten Denkschrift des Rectors der Universität Córdoba noch anführen, wie darin auch schon richtig der Weg zu einer vernünftigen Reorganisation der Akademie der exacten Wissenschaften angedeutet ist. »Die Coexistenz der Facultät, der Akademie und der Universität ist eine Art von Monstrum,

*) Denn von den 6 daran angestellt gewesenen deutschen Professoren haben sich, nachdem nach dem Abgange Burmeisters ihnen neue Anerbietungen gemacht worden, nur zwei, der Botaniker Lorentz und der Zoologe Weyenbergh halten lassen und diese auch vornehmlich wohl um ihre angefangenen Studien über das Land fortzusetzen. Der erstere ist als Professor an dem National-Collegium zu Concepcion del Uruguay in der Provinz Entre Rios angestellt und der letztere hat seine frühere Professur wieder übernommen. Von den übrigen durch Burmeister abgesetzten Professoren haben drei in Deutschland wieder ehrenvolle Anstellung gefunden, Stelzner als Professor der Mineralogie an der Bergakademie in Freiberg, Siewert, vorher außerordentlicher Professor in Halle, als Director der landwirthschaftlichen Versuchsstation in Danzig und Vogler als Lehrer an der polytechnischen Hochschule in Aachen. Nur Schulz-Sellack, der Physiker, dessen Absetzung zuerst erfolgte und der zuerst in der in der Ueberschrift genannten Broschüre in Deutschland über diese Angelegenheit ausführlicher berichtet hat, soll noch in Berlin privatisieren.

welche keine regelmäßige Organisation zuläßt und noch viel weniger mit der Fundamental-Institution dieser Anstalt verträglich ist. — Die Facultät und die Akademie können nebeneinander (*espeditamente*) bestehen, die erste muß aber der Universität einverleibt werden und die andere außerhalb derselben bleiben, eine wie die andere können ohne Schwierigkeit einherschreiten (*marchar*) und den erhabenen Absichten ihrer Gründung entsprechen. Der Lehrkörper der Facultät muß nothwendigerweise dem Regimen der Universität untergeordnet sein, doch können seine Mitglieder unabhängig davon einer literarischen oder wissenschaftlichen Akademie deren reglementarischen Vorschriften sie ebenfalls sich unterwerfen, angehören. — Die Facultät der physikalisch-mathematischen Wissenschaften wurde durch eine Congresssanction errichtet und verdankt dieser Gewalt ihre legitime Existenz, die der Facultät durch Errichtung eines sie von der Universität decentralisierenden Directoriums hat noch nicht die Sanction des Congresses erhalten« u. s. w. (s. den überhaupt sehr interessanten Bericht des Rectors der Universität Córdoba. Don Manuel Lucero an den Justiz-, Cultus- und Unterrichtsminister Leguizamon vom 31. Dec. 1874 in der Memoria für 1875 Anexo C. S. 551—573). Wir fügen hinzu, daß durch die erwähnten reglementarischen Vorschriften für die Mitglieder der Akademie denselben auch sehr wohl die Erforschung des Landes bezweckende Arbeiten vorgeschrieben werden können, wie das Reglement der Akademie sie im §. 13 aufstellt, sie kann somit gewissermaßen eine Gesellschaft für die Physiographie des Landes sein, nur muß das Directorium einer solcher Akademie so organisiert werden, daß es nicht die Mitglieder

wie Maschinen oder wie Schulknaben zu behandeln vermag. Es muß eine Organisation der Leitung gefunden werden, welche zugleich die Verfolgung eines allgemeinen einheitlichen Plans ermöglicht und dabei dem einzelnen Mitgliede die mit diesem auch von ihm mit zu berathenden Plane verträgliche Freiheit in der Wahl seines jährlichen Thema's läßt und vor Allem seine Arbeiten vor der persönlichen Censur und der Correctur durch den Director schützt. — Hoffen wir, daß auch unter dem gegenwärtigen Präsidenten der Republik Dr. Avellaneda, der schon unter Sarmiento als dessen Minister des Oeffentlichen Unterrichts Mitarbeiter dieses eifrigen Reformators des Unterrichtswesens der Republik gewesen, die schon von Sarmiento eingeleitete Reform der Universität ins Werk gesetzt und daß es dabei auch gelingen werde, auf Grund der mit der Akademie der exacten Wissenschaften in den letzten Jahren gemachten Erfahrungen dies Institut so zu reconstruieren und für eine erspriesliche Thätigkeit auszustatten, wie es jeder Freund der Wissenschaft und der Argentinischen Republik wünschen muß.

Zu unserem Bedauern fehlt uns der Raum, den Inhalt der Memoria des Herrn Ministers für 1875 auch nur so flüchtig zu skizzieren, wie den für 1874. Derselbe ist ebenso mannigfaltig und reichhaltig und auch ebenso angeordnet. Was darin über die Akademie in Córdoba enthalten ist, haben wir in unserer Besprechung dieses Instituts schon vorher benutzt. Im Uebrigen können wir nur noch bemerken, daß diesmal ausführlicher über die Justizverwaltung und die Kirchlichen Angelegenheiten berichtet wird, wobei der Minister auch die Erklärung abgiebt, daß er in der auch in der Argentinischen Repu-

blik nothwendig gewordenen Regulierung des Verhältnisses von Staat und Kirche mit dem Verfahren des katholischen Italiens sympathisiere, und werden auch über die jetzt bestehenden Missionen in der Republik interessante Nachrichten mitgetheilt worden, wogegen in den Abschnitten über den Oeffentlichen Unterricht diesmal keine solche selbständige Abhandlungen enthalten sind, wie die aus der Memoria für 1874 oben angeführten.

Nach Beendigung der vorstehenden Anzeige haben wir über die Akademie der exacten Wissenschaften in Córdoba, über welche wir oben nur nach officiellen Publicationen berichtet haben, einen neuen, zwar nicht officiellen, aber wie wir glauben, durchaus zuverlässigen Bericht erhalten, aus welchem wir, da uns die Memoria des Ministers des Oeffentlichen Unterrichts für dies Jahr 1876 noch nicht zugekommen ist, folgendes noch mittheilen zu müssen glauben. Danach ist nach dem Rücktritte Burmeisters vom Directoriat die Facultät der exacten Wissenschaften auf Wunsch ihrer neu angestellten Mitglieder und im Einverständnisse mit dem Rector der Universität Córdoba, um sie vor ferneren souveränen Directoren zu schützen, im Laufe des Jahrs 1875, (wie auch schon von Napp S. 410 mitgetheilt ist) dieser Universität incorporiert worden und scheint trotz der ungünstigen Zeitverhältnisse in ihrem Bestande gesichert zu sein. Von den durch Burmeister abgesetzten Professoren ist Weyenbergh wieder eingetreten und gegenwärtig sind alle 6 Lehrstühle wieder besetzt. Wenn es auch noch für die wissenschaftliche Lehrthätigkeit der Professoren an ernstlichen und hinlänglich vorbereiteten Schülern mangelt, so hat sich die Facultät doch den Cor-

dobesen durch populäre Vorträge, welche die Professoren während der Studienzeit sonntäglich halten und die stark besucht werden, unentbehrlich gemacht. Die meisten dieser Vorträge erscheinen auch im Druck. Außerdem sind die Professoren der Facultät eo ipso Mitglieder der argentinischen Akademie, deren Präsident nächstens gewählt werden soll und lassen in jener Eigenschaft das *Boletin de la Ac. de C. Exactas* weiter erscheinen. Die *Actas* der Akademie, welche in zwanglosen Heften erscheinen, sollen später fortgesetzt werden. Gegenwärtig sind die Gehalte der Professoren aber wegen der finanziellen Bedrängniß der National-Regierung wenigstens für das laufende Jahr um 25 Procent heruntersetzt und ist auch für Drucksachen wenig Geld flüßig. Dagegen sind die Sammlungen besseraufgestellt als früher, da der energische Rector der Universität die letzten guten Tage der Republik benutzt hat, das Universitätsgebäude zu erweitern und zu verschönern, und noch jetzt daran arbeiten läßt. Dagegen ruht der Bau des eigentlichen Akademiegebäudes seit der Revolution von 1874.

Man ersieht daraus, daß unsere oben ausgesprochenen Hoffnungen zum großen Theil sich schon erfüllt haben; mögen auch die übrigen für dies Institut und dessen Leistungen für die Republik noch zu hegenden Wünsche in Erfüllung gehen und dazu es auch gelingen, für dasselbe immer solche auswärtige Gelehrte zu gewinnen, welche nicht vorzüglich, um in dem fremden Lande einige Jahre lang wissenschaftliche Studien für sich zu machen, kommen, sondern vor Allem in dem übernommenen Berufe dem Lande zu dienen beflissen sind.

Wappäus.

Die Weltanschauung des Columbus. — Die Turanier in Chaldäa (die Akkadier). Zwei Vorträge von Dr. Sophus Ruge, Professor der Geographie und Ethnologie am Kgl. Polytechnikum zu Dresden. Dresden, G. Schönfeld's Verlagsbuchhandlung. 1876. 44 S. Oktav.

Wir würden diese vor einem gemischten Publikum gehaltenen Vorträge eines Specialfachgenossen, von dessen früheren Schriften wir einige gerne gelesen haben, nicht zur besonderen Besprechung in diesen Bll. gebracht haben, wenn wir nicht auf eine Anfrage, welche wir zu unserer eigenen Belehrung über die von dem Verf. S. 40 aufgestellte uns sehr gewagt vorgekommene und von ihm selbst als unbequem für den Ethnologen bezeichnete Behauptung, »daß mit den Akkadiern nun auch unter den Turaniern ein Culturvolk ersten Ranges entstanden sei« an unseren hochverehrten Mitarbeiter, Hrn. Professor Jul. Oppert in Paris, auf den unser Verf. sich ausdrücklich berufen hat, von diesem als Autorität anerkannten Assyriologen eine auf die Sache tiefer eingehende Antwort erhalten hätten, die wir auch den Lesern dieser Bll., welchen es auf eine wirkliche Kenntniß der bisherigen sicheren Ergebnisse der assyriologischen Forschungen ankommt, nicht vorenthalten zu dürfen glauben. Wir werden dieses Exposé Oppert's weiter unten mittheilen, müssen nun aber auch unser Urtheil über den ersten in unser Specialfach einschlagenden Vortrag abgeben, welcher von dem Verf. im Saale der neuen Börse in Dresden gehalten worden.

Dabei kann es indeß nicht unsere Absicht sein, diesen Vortrag einer gelehrten Kritik zu unterwerfen, noch auch in demselben die Schwä-

chen hervorzuheben, welche allen solchen sogen. populär-wissenschaftlichen Vorträgen gemeinsam sein müssen, weil sie vor Allem ihren Zuhörerkreis eine Stunde lang interessant zu unterhalten streben und in dieser Zeit ihr Thema hübsch zu einem abgerundeten Ganzen abgeschlossen absolvieren müssen. Dabei ist es nothwendig, daß vielfach bloße Versicherungen an die Stelle von Beweisen treten und noch zu beweisende Hypothesen als feststehende Errungenschaften der Wissenschaften hingestellt werden, damit die Zuhörer befriedigt, d. h. mit dem Gefühle nach Hause gehen können, einmal wieder gesehen zu haben, wie herrlich weit wir es nun doch gebracht haben. Der in der Wissenschaft Stehende muß deshalb schon zufrieden sein, wenn in solchen Vorträgen nur nicht, um pikant zu sein, oder auch aus reiner Lust am Scandal, wie dies ja jetzt auch mehr und mehr vorkommt, die Sache geradezu auf den Kopf gestellt wird und man muß sie schon ganz besonders loben, wenn sie nebenbei auch dazu anregen, sich mit der Sache noch gründlicher zu beschäftigen. Sehen wir zu, wie Hr. Prof. Ruge seine Aufgabe gelöst hat.

Bekanntlich hat schon Oskar Peschel in seiner den 4. Band, der auf Veranlassung und mit Unterstützung S. Maj. des Königs von Bayern Maximilian II. durch die historische Commission bei der königl. Akademie der Wissenschaften herausgegebenen, Arbeiten berühmter Autoren aber doch von höchst verschiedenartigem Werthe umfassenden, Geschichte der Wissenschaften in Deutschland bildenden »Geschichte der Erdkunde bis auf Alex. von Humboldt und Carl Ritter« (München 1865) den Ruhmeskranz, der den Columbus Jahrhunderte

lang unbestritten geschmückt hat, arg zu zerzausen gesucht. Nach Peschel war überhaupt »das Aufsuchen neuer Länder im 15. Jahrhundert ein Glücksgewerbe und Columbus in dieser Zunft nur der kühnste und glücklichste Spieler; alle seine Anschläge, die zur Entdeckung der Neuen Welt geführt haben, hat er auf lauter Trugbilder begründet« (S. 225. 227). Insbesondere geht aber Peschel auch darauf aus das Gefühl der Bewunderung und Ehrfurcht zu zerstören, welches hervorragende Historiker und Biographen des Columbus, wie Robertson, Washington Irving, Al. v. Humboldt durch Hervorhebung des psychologisch so merkwürdigen bewunderungswürdigen Ausharrens in seiner edlen Lebensaufgabe bis ins Greisenalter für den Genuesen erweckt haben, denn Peschel hat auch zu zeigen gesucht, daß Columbus in Wirklichkeit nur ein Alter von etwa 48 Jahren erreicht habe, bei ihm also von einem ehrwürdigen gekrankten Greise gar keine Rede sein könne. Unser Verf. geht nun in der Herabsetzung des Columbus noch viel weiter, ja er legt es recht eigentlich darauf an ihn uns verächtlich zu machen. Nach Ruge ist Columbus nicht einmal ein ausgezeichnete praktischer Seemann gewesen, seine Pläne konnten vor einer streng wissenschaftlichen Prüfung nicht bestehen, er hat an der Kugelgestalt der Erde gezweifelt, selten hat ein Mann von seiner Stellung den Werth exacter Forschung mit gleicher Verachtung behandelt, wie Columbus, ja er ist, und das muß durchschlagend sein, »bis zu unwürdiger Kriecherei stets ein Diener der Mönche gewesen«.

Wir wollen es dahin gestellt sein lassen, ob Peschel zu seiner Polemik gegen Columbus durch wissenschaftliche Motive bewogen worden,

oder ob er, nur um Pikantes zu bringen, sich dazu hat verleiten lassen und hier uns damit begnügen, nur auf das Urtheil eines vorzüglich competenten und im Ganzen sehr wohlwollenden Beurtheilers seines Buches, des Preußischen Generals Freiherrn T. v. Troschke (in der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin II. Bd. 1867) hinzuweisen, wonach aus diesem Buche hervorgeht, daß Peschel »neben einer Fülle ausgezeichnete Eigenschaften, die ihn bei der Lösung seiner gewaltigen Aufgaben unterstützten, auch manches besaß, was mehr dem Tagesschriftsteller als dem Historiker zu Gute kommt«. Wenn es nun gewiß ist, daß die Schule, durch welche wir zur Wissenschaft gelangen, nicht ohne Einfluß auf unsere Auffassung derselben bleiben kann und sich mehr oder weniger auch in der Behandlung der Wissenschaft geltend machen muß, so mußte sich bei Peschel, der in der Geographie Auto-didact gewesen und bis zu der Zeit, wo er seine Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen (Stuttgart 1858) schrieb, in welcher er auch schon den Columbus um viele Jahre jünger machte als dessen berühmte Biographen, im übrigen ihn aber noch viel glimpflicher behandelt hat, als in seiner Geschichte der Geographie, sich nur als Journalist, und insbesondere als Redacteur einer populären Zeitschrift (des Auslandes) mit geographischen Arbeiten beschäftigt hatte, nothwendig auch der Tagesschriftsteller in diesem Buche zeigen, und darin liegt denn auch, glauben wir, ein Milderungsgrund für die Ungerechtigkeit, mit der er unserer Ueberzeugung nach den Columbus behandelt hat. Dieser Milderungsgrund kommt aber unserem Verf., einem deutschen Professor der Geo-

graphie in keiner Weise zu Gute und müssen wir deshalb gegen seine Behandlung des Entdeckers der Neuen Welt im Namen der Wissenschaft Verwahrung einlegen. Unser Verf. mußte wissen, daß Peschel's Charakteristik des Columbus von der Wissenschaft keine Anerkennung gefunden und daß insbesondere die Behauptung Peschel's über das Geburtsjahr des Columbus sich als irrig erwiesen hat. Der dringende Wunsch v. Troschke's, daß diese wichtige Thatsache nach Möglichkeit aufgeklärt werde, ist von einem wirklichen Geographen und einem Meister in der Geschichte der Geographie, d'Avézac erfüllt worden. Es steht darnach jetzt fest, daß wenn auch das Geburtsjahr des Columbus nicht mit Sicherheit nachgewiesen werden kann, er doch jedenfalls ein Alter erreicht hat, in welchem das unter den größten Widerwärtigkeiten nicht zu beugende Ausharren in seiner Lebensaufgabe Ehrfurcht und Bewunderung erregen muß, (S. *Année véritable de la naissance de Christophe Colomb etc.* im *Bulletin de la Soc. de Géographie. Sixième Série. T. IV 1872*). Was konnte nun unserem Professor der Geographie bewegen, vor einem Kreise von Zuhörern, die ihm aufs Wort glauben mußten, den Entdecker der Neuen Welt so der Verachtung preis zu geben, ja ihn wissenschaftlich und moralisch todt zu machen? Er wird mit der Einleitung seines Vortrags antworten, die also anhebt: »In der Beurtheilung geschichtlicher Thatsachen und Personen ist man leicht geneigt, sich durch den Erfolg bestimmen zu lassen, den Ausgang, die glückliche oder unglückliche Vollendung zum Maaßstabe zu nehmen, wonach wir unsere Meinung über Menschen und Ereignisse bilden. Nichts ist bequemer, als nach dem Scheine

zu urtheilen, nichts ist verzeihlicher, als von Sieg und Niederlage aus den Werth und die Bedeutung der Anordnungen eines Heerführers abzuwägen; aber es kann auch, nach der guten wie nach der schlimmen Seite, nichts ungerechter sein, als nur solche Erfolgspolitik zu treiben«. Das klingt sehr schön und tapfer. Aber man braucht doch wahrlich nichts weniger als ein Anbeter des Erfolgs zu sein, um dem Manne Hochachtung und Bewunderung zu zollen, ja ihn seines Erfolges wegen als einen Mann unvergänglichen Ruhmes anzuerkennen, der eine große auch von ihm nicht concipierte Idee durch die Energie seines Willens mit unbeugsamer Thatkraft als seine durch nichts zu beirrende Lebensaufgabe verwirklicht. Wie viel berühmte Männer in der Geschichte würden übrig bleiben, wenn Conception und Verwirklichung einer großen Idee nothwendig mit einander vereint sein müßten? Wir meinen, gerade unsere Tage haben dafür den schlagendsten Beweis geliefert. Ueber Columbus wollen wir aber unseren Verf. nur an Humboldt verweisen, ohne dessen klassisches »Examen critique« wahrscheinlich sowohl Peschel's, wie seine eigene Arbeit über Columbus ungeschrieben geblieben wäre. Humboldt hat zuerst nachgewiesen, daß die Priorität der Idee, »den Osten auf dem Wege gen Westen aufzusuchen« Columbus nicht zukommt, Humboldt verschweigt auch nicht die Schnitzer, welche Columbus sich in den exacten Wissenschaften hat zu Schulden kommen lassen und Humboldt war in der That auch nicht der Mann, die Streiche, welche dem Columbus dabei seine ungezügelte Phantasie und sein köhlerhafter Kirchenglaube spielten, ungerügt hingehen zu lassen. Man glaubt Humboldt mit seinem feinen ironischen Lächeln vor sich zu

sehen, wo er über diese Träumereien des großen Genuesen berichtet. Und dennoch ist das Bild, welches Humboldt von diesem Manne zeichnet, durchaus mit Bewunderung und Ehrfurcht ausgeführt. Warum? Weil Humboldt wußte, was dazu gehört, Entdeckungsreisen auszuführen, wie Columbus sie ausgeführt hat, und weil er deshalb im Stande war, den wahren Columbus anders zu erkennen, als ein deutscher Professor der Geographie, der in der ruhigen Werkstatt seiner Studierstube an der Enthüllung des Erdkreises für die Menschheit arbeitet. Humboldt wußte auch solche Arbeit an der Wissenschaft hochzuschätzen, er hat bekanntlich in einer stolzen Antwort an einen deutschen Fürsten sich selbst zu den Professoren gezählt, aber wir glauben doch, daß, wenn er diesen Vortrag über »die Weltanschauung des Columbus« gesehen hätte, er darüber, obgleich er mit Recht auch für den höflichsten Mann seiner Zeit galt, doch ein vernichtendes Wort, das ihm bekanntlich auch zu Gebote stand, ausgesprochen haben würde. Und wenn der Verf. wissen will, wie Carl Ritter, den er in seinen Schriften, freilich ohne den Muth, ihm ganz zu folgen, als seinen Führer in der Wissenschaft bezeichnet hat, seinen Vortrag aufgenommen haben würde, so können wir ihn versichern, daß der darüber herzlich gelacht haben würde, denn Ritter hatte die beneidenswerthe Gabe, die Thorheiten der Menschen belachen zu können, ohne sich dabei zu ärgern und darüber weiter ein Wort zu verlieren.

Wir lassen nun die Erwiderung des Herrn Prof. Oppert folgen, nach welcher auch für den zweiten zur Feier des Geburtstags S. M. des Königs Albert 23. April 1876 gehaltenen Vortrag trotz

des sehr wohlwollenden Tons der Berichtigung doch die Pointe verloren geht. Das »anziehendste Räthsel der Völkerkunde« scheint darnach doch noch nicht so gelöst zu sein, wie der Verf. zu Anfang seines Vortrags behauptet und braucht deshalb auch der Ethnolog die ihm »unbequeme«, für die Zuhörer aber gewiß sehr imponierend gewesene Wahrnehmung, »daß mit den Akkadiern nun auch unter den Turaniern ein Culturvolk ersten Ranges entstanden ist«, die der Verf. wichtiger als alles hält, was er sonst neues in seinem höchst gelehrten Vortrage seinen Zuhörern vorgetragen hat, wenigstens heute noch für nichts weiter als eine bloße Hypothese anzusehen, zumal bisher von einem »akkadischen Text nur ein einziges Mal die Rede gewesen ist«, und dieser sich auf eine assyrisch-semitische Inschrift bezieht; nicht zu gedenken, daß das Volk, welches von unserm Verf. Akkadier genannt wird, dessen richtiger Name aber Sumer sein soll, in grauer Vorzeit mit den Semitischen Akkadiern in Mesopotamien neben einander gewohnt hat und von diesen allmählich verdrängt worden ist, es mithin wenigstens sehr möglich erscheint, daß das siegreiche Volk auch das culturbringende gewesen ist. Wir müssen deshalb, selbst auf die Gefahr hin, eben so wie der in diesen Dingen auch noch sehr skeptische Geograph Vivien de Saint-Martin als »außerordentlich conservativ« angezeigt zu werden, behaupten, daß auch in diesem Vortrage dem Publicum mit nichten ein wirklicher Erwerb der Wissenschaft mitgetheilt worden.

Wappäus.

Die Akkadier.

Jede neue Wissenschaft braucht zu ihrer

Vervollkommnung Mitarbeiter, die sich der häufig sehr undankbaren Mühe unterziehen, der jungen Disciplin in den Augen des allgemeinen Publicums Geltung zu verschaffen. Um solche wissenschaftliche Kräfte heranzuziehen, muß man auch die Arbeiten nicht verschmähen, die für einen größeren Leserkreis berechnet, den Keim der Anregung dort aussäen können, wohin derselbe ohne volksthümliche Schriften nicht gelangt wäre. In dieser Beziehung kann der neuerstandene junge Zweig unserer Kenntnisse dem Hrn. Professor Dr. Sophus Ruge nur dankbar sein, daß er den erst beginnenden Bestrebungen eine öffentliche Rede gewidmet hat, die er »die Turanier in Chaldäa (die Akkadier)« überschrieben hat.

Wir werden Gelegenheit haben, sehr bald bei Besprechung eines schon halb erschienenen, doch bald vollendeten Buches von Lenormant auf diese wichtige Frage zurückzukommen; wir wollen nur für heute schon einige Andeutungen geben, und bei Gelegenheit dieser populären Schrift auf ein Correctiv hinweisen, damit neben den reifen, nicht auch andere nicht vollends gerechtfertigte und unreife Ansichten in das Publikum kommen; da dann durch die nothwendige Bekämpfung gewisser Einzelheiten die ganze Wissenschaft in Mißcredit gebracht wird, und durch zum Theil begründete Zweifelsucht leidet.

Wir bestehen erstlich hier nicht auf dem vollständig unrichtigen Namen »Akkadier«. Nur so viel wollen wir dem Herrn Ruge gegenüber behaupten, daß die Assyrer niemals von einer »Sprache der Sumerier und Akkadier« reden, daß sie dieselbe nirgends kurzweg die »Sprache von Akkad« nennen, daß im Gegentheil das einzige Mal, wo von einem »akkadischen Text«

die Rede ist, sich dieses auf eine assyrisch-semitische Inschrift bezieht, daß also die Bezeichnung akkadisch für die Ursprache keineswegs »historisch gerechtfertigt« ist.

Die vom Referenten zuerst 1854 aufgestellte Ansicht beschränkt sich auf folgende unangreifbare Punkte:

1. Die Keilschrift kann aus mehreren peremptorischen Gründen, weder von einem semitischen, noch von einem arischen Volke erfunden sein.

2. Eine uralte Civilisation, nordischer Abkunft, muß in Asien geherrscht haben, und die mit dem heutigen ural-altaischen Stamme einen genetischen Zusammenhang gehabt hat.

3. Dieses Volk kann man spezifisch turanisch nennen, denn in dieser Ursprache heißt *tur* Mann, Sohn.

4. Dieses Volk, dessen Name Sumer war, ist allmählich durch die Semitischen Akkadier verdrängt worden, nachdem sie in grauer Vorzeit in Mesopotamien neben einander gewohnt.

Dies ist, was man wissen kann. Weiter aber gehe man vorerst nicht. Auf Sprachvergleichung einer sieben Jahrtausend alten Sprache mit ganz neuen geschichtslosen sibirischen Idiomen muß man sich nicht einlassen.

Herr Ruge hat nun Recht, wenn er das Publikum gegen die abgeschmackten Einwürfe, die in letzter Zeit gemacht sind, warnt. Aus religiösen Gründen hat man vergebens behaupten wollen, die Keilschrift sei von Semiten erfunden worden, und man darf sagen, daß die von dem einzigen Vorkämpfer dieser Ansicht zuletzt veröffentlichte Schrift, den Verfasser derselben wissenschaftlich geschädigt hat. Derselbe behauptet auch, die unbestreitbar zweisprachigen Inschriften seien gar nicht in zwei Sprachen ab-

gefaßt, sondern sie seien nur zwei verschiedene Ausdrucksweisen derselben Sprache in derselben Schrift; die erste sollte »als Götter- und Geisterschrift« den semitischen Laut verheimlichen, die zweite ihn lautlich wiedergeben. Die sogenannten zweisprachigen Texte sind beide assyrisch, der eine cryptographisch, der andere phonetisch.

Dies gesuchte Hirngespinnst Halevy's ist nun jetzt auch für den Uneingeweihtesten durch eine dem Referenten aus Bagdad zugesandte bilinguis des Königs Hammurabi widerlegt. Dieser auf Stein geschriebene, in Columnen getheilte Text enthält in den ungeraden Columnen das Sumerische, in den geraden das Assyrische. Der Name des Königs Hammurabi, was höchst wichtig, ist in beiden Columnen ganz gleich geschrieben. Der oben erwähnten These, vermöge welcher man ja aus zwei beliebigen Sprachen, chinesisch und deutsch zum Beispiel, dieselbe Sprache herausdemonstrieren könnte, ist somit der Gnadenstoß gegeben worden.

Der geehrte Verfasser greift dieses Auskunftsmittel mit Recht an; ich möchte ihn indessen auf Eins aufmerksam machen. Man darf sich ja wundern, daß ganz widersinnige Ansichten auch nicht gleich a limine abgewiesen werden, wie sie es verdienen; es hat dieses schlecht angewandte Wohlwollen darin seinen Grund, daß der Urheber derselben sorgfältig alle gewichtigen, für die von ihm angefochtene Wahrheit geltend gemachten Gründe verbirgt, sich aber namentlich an angreifbare Nebendinge, an unsichere Folgerungen klammert. Die unerweislichen, vielleicht sogar unrichtigen Ausführungen eines wahren Ausgangspunktes hat nun auch Hr. Ruge angenommen, und für diese hätte ich nament-

lich für einen populären Vortrag mehr Zurückhaltung und mehr Vorsicht gewünscht.

Gewiß bestehen Beziehungen zwischen der sumerischen und der semitischen Mythologie; warum aber soll denn die ganze assyrische Sagenkunde turanisch sein, da das Gegentheil doch gewiß erwiesen werden kann? Daß Noah eine sumerische Gottheit ist, ist mir so überraschend wie erfreulich. Im sumerischen heißt der Ziegelmonat Sivan (Mai-Juni), aber in der grauen Vorzeit entsprach ja der Sonnenstand im Mai gar nicht dem Theil der Ekliptik, der zunächst neben Castor und Pollux liegt. Warum sollen nun deshalb die Zwillinge Romulus und Remus »akkadisch« sein?

Aber noch angreifbarer als diese Behauptungen ist die allgemein gehaltene Angabe, der biblische Parallelismus käme von den »Akkadiern« her. Ich weiß, daß es nicht Hr. Ruge ist, der diese Entdeckung gemacht hat; aber auch Referent hätte dieses nicht gethan, und deshalb habe ich nicht das Recht, ihm seine Nichtoriginalität vorzuhalten. Daß die Semiten ein begabter Stamm waren, und auch auf ihren eigenen Bahnen wandeln konnten, wird doch Niemand außer Zweifel setzen. Daß die »Allmacht und Erhabenheit Gottes« in der »uralten Hymne am Euphrat« kaum stärker betont ist, als in den Psalmen, ist geradezu unrichtig. Hat man eine Menge Götter zu befriedigen, so darf man sie nie, und das ist ein streng antiker Gedanke, eifersüchtig auf einander machen; denn den Zank bezahlt doch schließlich der ungeschickte Lober. Betet man aber nur ein Wesen an, so darf man sich dem Preise desselben ohne Furcht hingeben. Gewiß kann man unter den vielen sumerischen Texten factisch keinen finden, der

sich mit zahlreichen Stellen der hebräischen Poesie messen könnte. Was nun den Parallelismus angeht, so ist er erstlich in Chaldäa gar nicht so ausgeprägt, wie in Palästina, und zweitens beruht er auf einer so natürlichen Grundlage, daß man sehr wohl das Recht hat, seinen Ursprung an mehreren Orten zugleich zu suchen.

Ich hörte einmal von einem Semimanen sagen: »Der Neumond sei etwas specifisch Semitisches«. Noch manche andere Dinge sind nicht das Monopol einer Race, eines Stammes, und für die wissenschaftliche Forschung darf nur eine vorurtheilsfreie Auffassung Zutritt haben. Weder Pansemitismus, noch Panturanismus!

Paris, März 1877.

J. Oppert.

The official Report of the recent Arctic Expedition. By Captain Nares, R. N. Commander of the Expedition. With a Map. (By Permission of the Lords Commissioners of the Admiralty). London. John Murray. Publisher to the Admiralty. 1877. 96 Seiten. Oktav.

Wir glauben hier mit ein paar Worten auf diesen mit sehr dankbar anzuerkennender Erlaubniß der Admiralität veröffentlichten amtlichen an den Secretär der Admiralität von Valentia aus 27. Oct. 1876 und an seinen letzten Bericht von Upernavick v. 22. Juli 1875 sich anschließenden Bericht des Capt. (jetzt Sir George) Nares aufmerksam machen zu müssen, der für alle, welche sich genau über den Verlauf und den Ausgang der großartig ausgerüsteten und heldenmüthig ausgeführten englischen Nordpolexpedition unterrichten wollen, von großem Werthe sein

muß, und von dem eine gute deutsche Uebersetzung auch sehr zu wünschen ist. In der Voraussetzung, daß diese übrigens nicht ganz leicht auszuführende Uebersetzung nicht lange auf sich warten lassen und somit dieser Bericht allgemein, und da er wenig umfangreich ist, auch leicht zugänglich sein wird, wollen wir ihn hier auch nur zur allgemeinen Lectüre empfehlen, da er in der That vollständig das Bedürfniß des großen Kreises der Gebildeten zu befriedigen geeignet ist und eine Menge von populären Broschüren und Vorträgen, welche wir gewiß noch über diese Expedition zu erwarten haben, entbehrlich macht. Wir enthalten uns deshalb hier auch jedes erzählenden Referats, so wie einer Aufzählung der geographischen Resultate der Expedition, welche im Allgemeinen auch in diesen Bll. 1876, S. 1471 schon angedeutet worden sind. Ebenso halten wir auch eine Besprechung der in diesem Bericht vorkommenden Aussprüche über die Möglichkeit, mit Schiffen oder Schlitten den Nordpol zu erreichen, für nicht angezeigt, da dieser so kurz und knapp gehaltene Bericht noch nicht genau genug die Vorstellungen erkennen läßt, welche Capt. Nares sich darüber gebildet hat. Dies gilt besonders von dem S. 75 aufgestellten Unterschied zwischen gewöhnlichen und Polarsee-Eismassen (*Ordinary Floe* and *Polar Sea Ice*) für welche letztere S. 86 auch die neue Bezeichnung *Paleocrystic floes* (ewiges oder Ureis) gebraucht wird, eine Unterscheidung, welche bereits den lebhaften Widerspruch eines sehr kompetenten Polarforschers, des Linienschiffs-Lieutenants Weyprecht gefunden hat (Petermann's Mittheilungen, 1876, Heft XII. S. 457), der aber wie uns scheint nicht eigentlich das trifft, was in diesem Bericht Capt. Nares über diese paläokrystischen Eisberge mittheilt. Der Bericht sagt S. 28 nur, daß mit dem bei Cap Sabine angetroffenen Eise ein allmählicher aber bedeutender Unterschied in dem Aussehen und der Bildung der Eismassen (*floes*) beobachtet worden und daß man sich allmählich einer See nähere, wo das Eis von einer von der bis dahin jemals gesehenen ganz verschiedenen Formation

sei, welches wenige arktische Seefahrer angetroffen und gegen welches nur einer mit Erfolg gekämpft hätte, einer See, welche das schwere Eis erzeuge, welches an der Nordküste von Amerika gefunden worden, durch welches das Schiff von Mc Clure i. J. 1851 auf immer eingeschlossen und aus welchem die »Erebus« und die »Terror« unter dem Commando von Sir John Franklin und Capt. Crozier niemals wieder befreit worden. Ob dies Meer von einem solchen Eise erfüllt sei, darüber wird keine Meinung aufgestellt, Capt. Nares sagt S. 32 nur, daß im Norden des von der »Alert« erreichten Ueberwinterungsplatzes kein Land zu sehen gewesen und er durch den Charakter und die Bewegung des Eises mit Widersträuben zu der Annahme gezwungen worden, daß es innerhalb einer ziemlichen Entfernung (*reasonable distance*) kein Land gebe; daß die Expedition bei Ankunft an den Ufern des Arktischen Oceans gerade den Gegensatz zu einer »Open Polar Sea« gefunden habe. So ist auch von einer *paleocristic Sea* in dem ganzen Bericht nicht die Rede und da aus dem Bericht auch nicht einmal mit Sicherheit hervorgeht, was unter dem Eisvorkommen, welches wiederholt mit dem Namen *Floe-bergs* bezeichnet wird, zu verstehen ist und wie diese Floebergss sich zu den *Icebergs* (für welche S. 81 sogar eine nördliche Grenze, in der Breite der Rawlings Bay, angegeben wird), so wie zu den *Paleocristic Floes* verhalten, so muß man zur Aufklärung über alles dies und folglich über das, was durch diese Expedition zur definitiven Beantwortung der Frage über die Erreichbarkeit des Nordpols gewonnen worden, erst noch den ausführlichen Reisebericht, der wohl bald als ein Blue Book dem Parlamente vorgelegt werden wird, abwarten oder vielleicht auch erst noch das Eingehen des Capt. Nares auf die gewiß noch recht lebhaft werdende wissenschaftliche Controverse, welche sein Bericht hervorzurufen schon angefangen hat.

Die beigegebene kleine Karte ist allenfalls zur allgemeinen Orientierung hinreichend, läßt aber den Leser doch häufig im Stiche und enthält z. B. nicht einmal den im Berichte mehrere Mal gebrauchten Namen Floeberg Beach für den Ueberwinterungsplatz der »Alert«.

Wappäus.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück 19.

9. Mai 1877.

Kritisch exegetischer Kommentar über das Neue Testament von Dr. H. A. W. Meyer. Sechzehnte Abtheilung. Die Offenbarung Johannis. Bearbeitet von Dr. Fr. Düsterdieck. Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht's Verlag. 1877. VI und 594 Seiten in Octav.

Es ist mir eine besondere Freude, daß ich die dritte Auflage meines Kommentars zur Apokalypse hier anzeigen kann. Im Jahre 1859 erschien die erste, im Jahre 1865 die zweite Auflage. Meine Ueberzeugung in Betreff der kritischen und der exegetischen Fragen, welche die prophetische Schrift uns darbietet, ist in allen wesentlichen Puncten dieselbe geblieben. Die sorgsame Prüfung anderer Ansichten hat mich nicht veranlaßt, von meinen Grundanschauungen über das geschichtliche, sittliche Wesen der Prophetie, auch der apokalyptischen, und über den Plan, den Gehalt und den Werth der Apokalypse abzugehen. Auch in der Auffassung des Einzelnen habe ich nur wenig geändert. Neben

den Ergänzungen, welche durch neuere Schriften an die Hand gegeben wurden, habe ich aus der älteren Literatur nur Einzelnes von Luther nachgetragen, dessen Glossen in der That charakteristisch sind und bei den folgenden Auslegern nachwirken.

Die textkritischen Anmerkungen sind zu einzelnen, früher nicht besonders behandelten Stellen vervollständigt. Im Uebrigen habe ich namentlich die neueste Recension Tischendorf's von 1872/73 berücksichtigt.

Hannover.

Dr. Fr. Düsterdieck.

Ueber eine specielle Classe Abelscher Functionen. Von J. Thomae. Halle, L. Nebert. 1877. 57 S. 4^o.

Die Theorie der Abelschen Functionen hat bisher Ausführungen ins Einzelne nur in dem Falle erfahren, in welchem die zu Grunde liegende Riemannsche Fläche aus zwei Blättern besteht. Es würde daher einen wesentlichen Fortschritt bedeuten, wenn es gelänge, dasselbe für dreiblättrige Flächen auszuführen. Dies ist in den Vorlesungen Riemanns und der Preisschrift des Herrn H. Weber »über Abelsche Functionen vom Geschlecht 3« für den Fall siebenfachen Zusammenhanges der Fläche geschehen, wenn auch darin, wohl nur zunächst, bloß Integrale erster Gattung eingehend behandelt sind.

Die einfachen Beziehungen, die zwischen den Abelschen Functionen und den Verzweigungspunkten der Fläche bestehen, wenn sie zwei-

blättrig ist, sind dann nicht mehr vorhanden, wodurch die Complication wesentlich erhöht wird. Verfasser der vorliegenden Abhandlung hat nun geglaubt, daß er einen nicht unwillkommenen Beitrag für die Förderung der allgemeinen Theorie der Abelschen Functionen liefern würde, wenn er von zweiblättrigen Flächen zu solchen dreiblättrigen aufstiege, in denen die Verzweigungspuncte paarweise übereinander lägen, und ist deshalb an die Behandlung dieses Falles in oben genannter Schrift herangetreten.

Es besteht eine große Analogie zwischen diesen Functionen und den ultraelliptischen, die Verzweigungspuncte fahren fort eine hervorragende Rolle zu spielen, und man ist im Stande, das Riemannsche Umkehrproblem vollständig zu lösen. Dabei muß man nicht mehr an die Darstellung der sogenannten Abelschen Functionen im engern (Riemannschen) Sinne, die zweiwerthig sind, herangehen, sondern man muß dafür dreiwerthige Functionen substituiren. Es ist bemerkenswerth, wie viele Eigenschaften der zweiwerthigen Functionen der allgemeinen Theorie sich auf die dreiwerthigen in diesem Falle übertragen lassen. So verschwinden z. B. in der allgemeinen Theorie die partiellen Differentialquotienten mit passenden Exponentialfactoren versehener Thetafunctionen, wenn die Argumente Systemen halber Periodicitätsmoduln mit gerader Charakteristik gleich gesetzt werden. Dies findet hier ebenso statt, wenn dafür gewisse ganze Systeme von Dritteln der Periodicitätsmoduln eintreten.

Die Analogie zwischen diesen Functionen und den ultraelliptischen, tritt namentlich bei solchen Functionen hervor, die in Paaren übereinanderliegender Puncte der dreiblättrigen Fläche unendlich groß werden, während die

Functionen, in denen diese Anordnung nicht statt hat, sich wieder dem allgemeinen Falle nähern, so daß man in dieser Beziehung in ihnen eine Art Bindeglied zwischen den ultraelliptischen und allgemeinen Abelschen Functionen hat.

Die Monographie ist in zwei Theile getheilt, von denen der erste die algebraischen Functionen der Fläche und ihre Integrale enthält, der zweite ihre Darstellung durch Thetafunctionen. Die Darstellung der algebraischen Functionen geschieht im Allgemeinen in der Determinantenform, welche freilich etwas schwerfälliges hat. Jedoch kürzen sich diese Ausdrücke wesentlich in den Fällen, welche hauptsächlich gebraucht werden, so namentlich diejenigen, welche man zur Darstellung der Integrale zweiter und dritter Gattung verwendet. Die Integrale erster Gattung sind natürlich noch einfacher, und zwischen ihren Periodicitätsmoduln werden direkt mannigfache Beziehungen gefunden, die durch die Theorie der Thetafunctionen im Theil II noch vermehrt werden. Ich will für den Fall, in welchem vier doppelte Verzweigungspuncte vorhanden sind, eine derselben hier anführen. Ist

$$S = 1 : \sqrt[3]{(z-k)(z-k^1)(z-f)^2(z-f^1)^2},$$

$$\mathfrak{S} = 1 : \sqrt[3]{(z-f)(z-f^1)(z-k)^2(z-k^1)^2},$$

so ist

$$\int_k^{\mathfrak{f} \mathfrak{B}} \sqrt[3]{\mathfrak{f}^1 - \mathfrak{f}} S dz + \int_k^{\mathfrak{f} \mathfrak{B}} \sqrt[3]{\mathfrak{k}^1 - \mathfrak{k}} \mathfrak{S} dz = 0,$$

für welchen Satz ich an einem andern Orte

einen von der Theorie der Thetafunctionen unabhängigen Beweis geben werde.

Auch zwischen den Periodicitätsmoduln der Integrale zweiter Gattung, von denen die einfachsten solche sind, welche in Verzweigungspuncten unendlich groß erster oder zweiter Ordnung werden, findet man interessante Beziehungen. Sie sind Differentialquotienten der Integrale erster Gattung nach den Verzweigungspuncten.

Hiernach werden diejenigen dreiwerthigen (dritte Wurzeln einwerthiger) Functionen gebildet, die hier die Stelle der Abelschen Functionen (im engeren Sinne) vertreten. Dabei ist es wichtig, ihre Periodicität zu bestimmen, d. h. aufzufinden, wie sich die Factoren, um die sie sich zu beiden Seiten der Querschnitte unterscheiden, und die dritte Wurzeln der Einheit sind, auf die Schnitte vertheilen. Ferner wird gezeigt, wie man zu vorgegebenen gewisse Bedingungen erfüllenden Factorenvertheilungen die zugehörigen Functionen finden kann.

Damit ist der Boden für die Darstellung durch die Thetafunctionen geebnet.

Im Theil II wird zunächst an einige Eigenschaften der Thetafunctionen erinnert, und sogleich das Riemannsches Umkehrproblem dadurch gelöst, daß mannigfache dreiwerthige Functionen mittels der Thetafunctionen durch die überall endlichen Integrale dargestellt werden. Diese Integrale konnten im ersten Theile nur bis auf eine additive Constante bestimmt werden, die sich als ein rationales System von Periodicitätsmoduln durch die Riemannsches Bedingung ergibt, daß die Thetafunction verschwindet, wenn die Argumente aus Summen der Normalintegrale für Werthe in $p-1$ Puncten bestehen. Bei

Gelegenheit der Darstellung von $\mathfrak{S}(o, o, .. o)$ durch die Classenmoduln gelingt die Constantenbestimmung vollständig. Auch die partiellen Differentialquotienten gewisser mit den Argumenten verschwindenden Thetafunctionen sind durch die Classenmoduln (Verzweigungswerthe) dargestellt.

Nach der Lösung des Umkehrproblems wird an die Darstellung der Integrale zweiter Gattung gegangen. Am einfachsten sind auch hier die Integrale, in welchen die Unstetigkeiten auf Verzweigungspuncte fallen und namentlich bestimmt sich dann die additive Constante leicht. Doch ist es hier gelungen auch im allgemeinen Falle dieselbe vollständig explicite auszuwerthen.

Der Fall, in welchem nur vier doppelte Verzweigungspuncte vorhanden sind, läßt sich auf elliptische Functionen reducieren, was im ersten Theile gezeigt ist. Es dürfte aber selbst für Anwendungen vielleicht hie und da gerathen sein, diese Reduction nicht vorzunehmen, sondern die Behandlung direkt als die des Falles $p = 2$ vorzunehmen. Zuweilen sind die allgemeinen Formeln an diesem Falle besonders illustriert worden.

Freiburg in Baden.

J. Thomae.

Hartmann, Dühring und Lange. Zur Geschichte der deutschen Philosophie im XIX. Jahrhundert. Ein kritischer Essay von Hans Vaihinger. Iserlohn. Verlag von J. Bädeker 1876. XII. 235 S. 8°.

Wir würden die Grundansicht des Verfassers,

welcher in den von der Mittellinie gesunder philosophischer Entwicklung sämmtlich stark abweichenden Systemen der drei auf dem Titel genannten Männer drei Hauptrichtungen der gegenwärtigen Deutschen Philosophie verkörpert sieht, als eine Curiosität auf sich beruhen lassen, wenn derselben nicht durch die ausgedehnte Beachtung, deren sich die Schriften jener Männer theilweise zu erfreuen haben, ein gewisser Anschein von Berechtigung verliehen würde. Dieser Anschein ist jedoch ein trügerischer und es steckt ein weit gesunderer Kern in der Deutschen Philosophie der Gegenwart als der Verf. glaubt. Derselbe bezeichnet jene drei von ihm ausgesonderten Hauptrichtungen als Idealismus, Realismus und Criticismus und verwirft die ersteren beiden, weil sie angeblich in consequenter Durchführung zu einem unberechtigten Dogmatismus führen, findet dagegen das Heil der Zukunft für die Philosophie lediglich in der dritten, unter welcher er die von Lange vertretene Auffassung der Kant'schen Erkenntnißtheorie versteht. Wir würden es für weit sachgemäßer halten, wenn der Verf. die von ihm thatsächlich dargestellten drei Richtungen als Pessimismus, Materialismus und Skepticismus rubriciert hätte, doch wollen wir mit ihm über die Bezeichnung nicht rechten.

Was zunächst das bekannte System E. v. Hartmanns angeht, so können wir uns hier die Mühe ersparen, darauf noch näher einzugehen, nachdem dasselbe bereits durch Haym in den Preussischen Jahrbüchern (Bd. XXXI Heft 1. 2 u. 3) eine in jeder Hinsicht vollständige und abschließende Beurtheilung gefunden hat. Nur das am meisten charakteristische Moment desselben heben wir hervor, wenn wir es als Ausdruck

einer weit verbreiteten, von Haym (a. a. O. S. 308) ihrem Ursprunge nach trefflich geschilderten pessimistischen Stimmung betrachten, welche die »geniale Phantasie jenes energischen und entschlossenen Denkers« unter Anwendung des willkürlichsten Eklekticismus zu einer systematischen Weltansicht gestaltete, deren wissenschaftlicher Hauptmangel eben darin besteht, daß sie nicht aus einem festen philosophischem Grundprincipe hervorgegangen ist. Dem Verf. ist dieses, wie dessen Darstellung beweist, gar nicht unbekannt. Um so unbegreiflicher ist es, wie er v. Hartmann, der in leichtsinnig-frivolem Wechsel der Standpunkte mit größter Inconsequenz aber gleicher Unbedenklichkeit mystische und rationalistische, idealistische und materialistische Bausteine zur Herstellung seines »metaphysischen Roman's« verwendete, doch als Hauptvertreter einer bestimmten philosophischen Geistesrichtung bezeichnen kann. Ebenso ungerechtfertigt ist es jedoch, wenn er einen Mann wie Dühring zum Hauptvertreter des neueren deutschen Realismus stempelt. Hat er doch die dreiste und oberflächliche Willkühr des materialischen Dogmatismus der sog. Wirklichkeitsphilosophie dieses modernen Weltbeglückers gar wohl erkannt, welche außerdem nur dazu bestimmt scheint, dessen socialistischer Theorie als Unterbau zu dienen. Der Verf. ist wie gesagt nicht blind gegen die Haltlosigkeiten und Verkehrtheiten beider von ihm so entschieden in den Vordergrund gerückter Systeme. Es ist nur auffällig, daß er an beiden im Weßentlichen nichts zu tadeln findet als den gemeinsamen Hang zum Dogmatisieren, daß er, der doch sonst auf den Werthfactor des Lebens so entschiedenen Nachdruck legt, gar keine

Entrüstung über die Verkommenheit in der gemüthlichen Auffassung des Lebens an den Tag legt, die in beiden Systemen gleich stark, hier als blasirte Frivolität, dort in Gestalt eines flachen Rationalismus hervortritt. Diese Einseitigkeit in der Beurtheilung hat ihn die Hauptsache übersehen lassen. Beide Systeme sind nicht Blüten unseres nationalen Aufschwungs, wie der Verf. in thörichter Verblendung wähnt; sie sind vielmehr bedenkliche Symptome eines tiefgreifenden und culturfeindlichen Zersetzungsprocesses, der unsere nationale Erhebung begleitet und uns, indem er die religiösen und sittlichen Grundlagen des Lebens untergräbt, um deren Früchte zu bringen droht. Fast scheint es uns, als habe der Verf., was er am Schlusse seiner Vorrede halb und halb einräumt, v. Hartmann und Dühring nur als Folie benutzen wollen, um die von ihm vertretene Ansicht Lange's in das rechte Licht zu setzen. Das ist nun freilich eine Art der kritischen Erörterung, gegen die wir selbst dann sehr ernstlich protestieren müßten, wenn wir des Verf. Auffassung von der »hohen und bleibenden Bedeutung Lange's« vollkommen theilen sollten.

Sehen wir davon ab, so ist das Manoeuvre nicht ganz ungeschickt. Jedermann wird der Gegensatz wohlthuend berühren, wenn er sich nach der Beschäftigung mit dem v. Hartmann'schen »Miserabilismus« und der flachen Wirklichkeitsphilosophie eines Dühring zu der Betrachtung eines Mannes wie Lange wendet, der von einer warmen und aufrichtigen Begeisterung für die idealen Güter des Lebens erfüllt ist, deren Verständniß jenen wunderlichen philosophischen Aposteln der Neuzeit gänzlich mangelt. Auch darin stimmen wir dem Verf. gern

bei, wenn er das Zurückgehen auf Kant und die Auseinandersetzung mit dessen Erkenntnißtheorie für dringend nöthig erachtet. Unseres Wissens herrscht über diesen Punkt jetzt eine fast allgemeine sehr erfreuliche Uebereinstimmung unter den Vertretern der verschiedensten Partei-richtungen. Grade dieser letztere Umstand hätte aber den Verfasser zur Vorsicht mahnen und ihn verhindern sollen, sich auch hier wieder die ganze auf Kant zurückgehende Geistesströmung der neueren Zeit in der Auffassung eines einzigen Vertreters concentrirt zu denken, die noch dazu mit fast allen übrigen in einem ziemlich schroffen Gegensatze steht. Alle philosophischen Bestrebungen der Gegenwart, die sich an Kant anschließen, sollen nämlich in dem sog. Criticismus Fr. A. Lange's ihren Gipfelpunkt erreicht und ihren zutreffendsten Ausdruck gefunden haben. Lange bezeichnet in seinem Hauptwerke (Geschichte des Materialismus 2. Aufl. Th. 2 S. 60) den Satz Kant's, »daß wir uns selbst nicht erkennen können, wie wir an sich sind, sondern nur, wie wir uns erscheinen« als den »Eckstein der Vernunftkritik« und führt den darin hervortretenden Skepticismus bis zur äußersten Consequenz durch. Er setzt der Welt der Erscheinungen oder der Wirklichkeit eine Welt der Ideale entgegen. Jene soll das Gebiet der strengen Wissenschaft sein, diese das Bereich der Sittlichkeit, Kunst, Religion und Speculation, welche Lange als freie Erdichtung auffaßt. Für jene soll die Weltauffassung des Materialismus der zutreffende Ausdruck sein, in dieser soll der Werthfactor des Lebens zur Geltung gelangen. Für die nüchterne Trostlosigkeit der factischen Erscheinungswelt, der eigentlichen Wirklichkeit, soll uns die Gemüthserhebung

entschädigen, die wir aus den Erdichtungen der Idealwelt in Religion, Kunst und Speculation zu schöpfen vermögen. Je stärker und intensiver die Begeisterung für ideale Werthe in dem Gemüthe des leider kürzlich so früh dahingeschiedenen lebte, um so begreiflicher ist uns die Selbsttäuschung, welche ihm jede reale Beziehung jener Gemüthsideale zu der von ihm für werthlos erachteten Wirklichkeit als entbehrlich erscheinen ließ. Finden wir doch selbst bei Schiller hin und wieder ähnliche Anklänge und irren wir nicht, so sind es gerade diese, welche Lange in seiner eigenthümlichen Auslegung der Kantschen Erkenntnißtheorie wesentlich bestärkten (cf. S. 545 l. c.). Vor einer strengen wissenschaftlichen Kritik kann jedoch die letztere nicht bestehen. Sie steht vielmehr im schneidigsten Widerspruche mit dem Ernste und der Solidität des Kantschen Geistes und der Kantschen Forschung. Kant selbst hat nicht einmal der reinen Speculation über das Ding an sich — geschweige denn einer reinen Erdichtung — den mindesten Werth beigelegt, dagegen beweisen die Postulate der practischen Vernunft und die Kritik der Urtheilskraft, daß er wenigstens auf den practischen Gebieten der Sittlichkeit, Religion und Kunst gewisse Annahmen über die Beschaffenheit des Dinges an sich für ganz unentbehrlich hielt. Gerade hierin documentiert sich die urkräftige Gesundheit seiner geistigen Natur, welche sich den von theoretischer Seite hereindringenden Versuchungen des Skepticismus auf practischem Gebiete nun und nimmermehr ergeben konnte. Niemals wird sich der menschliche Forschungsdrang bei der Einsicht dauernd beruhigen, daß die Erkenntniß der Dinge dem Menschengeniste absolut verschlos-

sen sei, noch viel weniger das Gemüth bei der Ueberzeugung, daß dem lebendig empfundenen Werthe seiner innerlich gehegten Ideale eine Wirklichkeit gegenüberstehe, in deren Einrichtung die Realisierung jener keinen Platz finde. Nicht eine Versöhnung der widerstreitenden Meinungen des Idealismus und des Materialismus enthält jene von Lange vertretene Ansicht, wie der Verf. irrig glaubt, sondern nur das trostlose Eingeständniß ihrer völligen Unvereinbarkeit, das, weit entfernt als Basis einer gesunden philosophischen Entwicklung für die Zukunft geeignet zu sein, vielmehr alle und jede Philosophie auf den Werth eines leeren Gedankenspiels herabdrückt.

Hätte sich der Verf. unter den übrigen Denkern der Jetztzeit etwas sorgsamer umgesehen, welche im Anschluß an die Lehren Kant's und in gesunder Fortbildung derselben vielfach Tüchtiges geleistet haben, so würde seine Uebersicht und Gruppierung der neuesten philosophischen Bestrebungen wohl etwas vollständiger und sein Prognostikon für die Zukunft der deutschen Philosophie etwas weniger trostlos ausgefallen sein. Es hätte ihm dann insbesondere klar werden müssen, daß jener von Lange als Eckstein der Vernunftkritik bezeichnete Satz Kant's mit deren großen und epochemachenden Grundgedanken in gar keinem nothwendigen Zusammenhange steht, daß vielmehr jener Satz seine Erklärung nur in gewissen selbstgeschaffenen Schwierigkeiten findet, durch welche Kant sich den fruchtbaren Ausbau seines großen Reformwerkes unnöthig erschwerte. Wenn wir einerseits anerkennen, daß die große und bleibende Bedeutung Kant's, der mit den dogmatischen Willkührlichkeiten seiner Vorgänger schonungs-

los aufräumte, in seiner Feststellung der Subjectivität all unseres Erkennens beruht und in seinem Nachweise der Nothwendigkeit gewisser apriorischer Elemente im Geiste als Vorbedingung alles Erkennens und aller Erfahrung, so können wir uns doch andererseits nicht verhehlen, daß er sich in der Hauptsache selbst um die Früchte seiner großen Errungenschaft brachte, indem er 1) jene apriorischen Elemente als vor aller Erfahrung fertig, abgeschlossen und vollständig im Geiste vorhanden wähnte und auf den dogmatisch fixierten Bestand derselben seine ganze Erkenntnißtheorie gründete und 2) jede Metaphysik im eigentlichen Sinne deshalb für unmöglich erklärte, weil uns die Erkenntniß des absoluten Wesens der Dinge an sich verschlossen sei.

Die dogmatische Fixierung der sogen. reinen Begriffe vor aller Erfahrung verhinderte ihn an einer unbefangenen Würdigung dieser und nur seine willkürliche Beschränkung aller theoretischen Erkenntniß auf das Gebiet der durch sinnliche Anschauung vermittelten Erscheinungen ließ ihn die Grundthatsache der unmittelbaren Selbsterfahrung verkennen, indem sie ihn zu jener mehrerwähnten Behauptung drängte, »daß wir uns nur erkennen können, wie wir uns erscheinen, nicht aber wie wir sind«.

Das Bewußtsein jener apriorischen Elemente vermag aber erst unter den Anregungen der Erfahrung durch die Entwicklungsarbeit des Lebens und der Wissenschaft bestimmte Gestaltung in uns zu gewinnen, seine Klarheit ist daher durch wissenschaftliche Selbstbesinnung einer beständigen Steigerung fähig und keine als endgültig vorausgesetzte Form apriorischer Begriffe kann uns zwingen, mit Rücksicht auf sie die

Fülle der lebendigen Lebenserfahrungen einseitig zu deuten und zu beschränken, insbesondere das, was wir in uns selbst erleben nicht für lebendige Wirklichkeit eines lebendigen Realen, sondern für bloße Erscheinungen eines unerkennbaren Subjectes zu halten.

Diese Gesichtspunkte klar entwickelt zu haben ist besonders Lotze's Verdienst, der auch wie wir das schon kürzlich einmal in diesen Blättern (S. 1181 c.) hervorzuheben Gelegenheit fanden, uns über den Werth und die metaphysische Bedeutung unseres bloß hypothetischen Erkennens aufgeklärt und nachgewiesen hat, daß das eigentliche Wesen der Dinge nicht in ihrem absoluten Ansichsein, sondern in der erfahrungsmäßigen Fülle ihrer Eigenschaften und Beziehungen zu suchen sei.

Direct können wir freilich nur unser eigenes Wesen erkennen, dieses erschließt sich uns jedoch durch unmittelbare Selbstoffenbarung in dem ganzen reichen Umfange, wie ihn die tatsächliche Lebenserfahrung bietet und wir haben daran einen ersten festen Halt und sicheren Ausgangspunkt für alle weitere Erkenntniß. Auch die Außenwelt können wir von hier aus — wenn auch nur indirect — erkennen, indem uns die Beschaffenheit und Ordnung unserer inneren Lebensereignisse nöthigt, auf deren Vorhandensein und bestimmte Gestaltung zu schließen und das Resultat einer solchen Erkenntniß ist Wahrheit, wenn es der Folgerichtigkeit unserer Natur und unseres Denkens entspricht; freilich kann es nie die Außenwelt selbst sein, die wir auf solche Art in uns erzeugen, sondern stets nur ein Bild derselben. Diese Einschränkung liegt aber in der Natur alles — nicht bloß des menschlichen — Erkennens, denn das erkennende Subject

kann stets nur das unmittelbar erkennen, was es selbst ist und in sich erlebt. In diesem Sinne können wir nur Gott, als dem allumfassenden Wesen, eine Erkenntniß aller Dinge zuschreiben. Hat Kant in großen Zügen die ersten sicheren Grundlagen des menschlichen Erkenntnißgebiets festgelegt, so führen jene, von dem Verf. wie es scheint ganz und gar übersehene, hier allerdings nur flüchtig angedeutete, durch die neuere deutsche Philosophie erschlossene Gesichtspunkte zu der Ueberzeugung, daß jenes Erkenntnißgebiet auch ausreiche uns zu befriedigen und allen berechtigten Anforderungen des menschlichen Forschungsdranges genüge zu leisten, daß sich mit einem Worte auch die Aufgabe des menschlichen Erkennens innerhalb jenes Gebietes vollständig und allseitig erschöpfe.

Blankenburg a. H.

Hugo Sommer.

Mémoire sur les divers modes de structure des roches éruptives étudiées au microscope au moyen de plaques minces par M. A. Michel Lévy, ingénieur des mines. Paris, Dunod éditeur. 1875. 104 S. 8. mit 24 Abbildungen auf 5 Doppeltafeln.

Lévy's Arbeit, die zuerst in den Annales des Mines, 7^{me} Série, Tom. VIII, page 337 et suivantes erschienen ist, hat der Einleitung nach zu urtheilen zuvörderst den Zweck, das Interesse für das mikroskop. Studium der Gesteine unter seinen Landsleuten zu erwecken. Haben auch vor vielen Jahren einzelne französische

Forscher, Fleurian de Bellevue und Cordier, sich schon des Mikroskops bei mineralogischen Studien bedient, so war doch die neuere von Sorby begründete und in deutschen Forscherkreisen, aber auch nur hier, zu einer unerwartet schnellen Verbreitung und Ausbildung gelangte Methode bei unserem Nachbarvolke fast ganz unbeachtet geblieben. Fouqué schien der Einzige, der sie dort anwandte und ihren Werth betonte. Lévy, der Fouqué auf diesem Wege nachfolgte, schreibt die Schuld dieser »*infériorité relative et du temps que nous avons perdu*« dem Umstande zu, daß bis zur Zeit für diese Studien noch kein Lehrstuhl in Frankreich existiere. Er sucht nun in diesem *Mémoire* vor seinen Landsleuten darzuthun, von wie großem nicht nur petrographischem, sondern allgemein geologischem Interesse die Kenntniß der Mikro-Structur-Verhältnisse der Gesteine ist. Die zahlreichen Citate deutscher Autoren in seiner Schrift bekunden seine eingehenden literarischen Studien; doch bietet er in seiner Arbeit mehr als nur eine Zusammenstellung und Uebersetzung der bisher von Anderen auf mikroskop. Wege erlangten Resultate; schon der 2te Theil der Arbeit beweist, daß er durch eigene Studien die gewonnenen Erfahrungssätze controlirt hat; aber auch in theoretischer Beziehung bieten sich in dieser für den Petrographen höchst interessanten Arbeit hinreichend viele originelle Ansichten, daß diese letzteren eine Beachtung derselben erheischen, wenn uns Deutschen nicht ebendieselbe Indolenz gegen fremde Producte wissenschaftlichen Studiums zum gerechten Vorwurf gemacht werden darf, die Lévy seinen Landsleuten vorzuwerfen geneigt ist.

Lévy theilt die eruptiven Gesteine nach ihrem

chemischen Bestände in 3 Classen: »die roches acides mit 65—69 % SiO_2 , — basiques (basischer als Orthoklas) und — intermédiaires; diese Eintheilung Lévy's weicht von der bekannten Durocher's darin ab, daß L. bei seiner Classification nicht den chemischen Bestand des ganzen Gesteins berücksichtigt wissen will, sondern einzig denjenigen der Grundmasse; er sieht also dabei ab von den porphyrisch ausgeschiedenen Krystallen. Die letzteren (les anciens cristaux oder les cristaux en débris) definiert er an erster Stelle als »zuerst gebildete« Krystalle; seine weitere Darstellung aber (z. B. S. 26) läßt glauben, daß er diese cristaux en débris für Bestandtheile früherer Gesteine, also gewissermaßen nur zufällige Einschlüsse betrachtet, so wie Daubrée den Olivin in den Gesteinen als Rest eines durch das Eruptiv-Magma eingeschmolzenen Gesteins ansieht. Diese Ansicht, gegen die vom geologischen Standpunkte aus der Umstand spricht, daß das Erd-Innere eine erlöschende Wärme-Quelle ist und deshalb, im Allgemeinen betrachtet, kaum diejenigen Partien wieder einzuschmelzen im Stande sein dürfte, die es in Folge ihres Wärmeverlustes schon ausgeschieden hat: der gegenüber ferner darauf hinzuweisen ist, daß die betreffenden porphyrisch ausgeschiedenen Gemengtheile in den bez. Gesteinen aller Länder mit solcher Constanz auftreten, daß sie nicht als nur zufällige Theilnehmer am Gesteinsaufbau angesehen werden können, zumal sie andersartigen eruptiven Gesteinsmagmen ähnlichen Alters und derselben Gegenden, wo jene hervorbrachen, fehlen: diese Ansicht hätte der Verf. um so weniger festhalten sollen, als er selbst eine Thatsache erwähnt, die entschieden dagegen und für eine Bildung

der Krystalle aus dem Schmelzflusse heraus spricht, nämlich das Vorkommen von Einschlüssen der Glas- und Grundmasse innerhalb dieser anciens cristaux. Lévy beschreibt dieselben zwar als nur zungenförmig in die Krystalle hindringende Ausläufer der umgebenden Grundmasse, die nur da als ringsum eingeschlossene Interpositionen erschienen, wo die Canäle (pédoncules), durch welche sie mit der umgebenden Masse in Verbindung stehen, durch den Schliff hinweggenommen sind. Gegen diese Erklärung ist einfach zu erwidern, daß solche von Lévy beschriebenen »Einbuchtungen« zwar nicht selten, daß aber noch häufiger wirklich allseitig von der Substanz des Krystalls umgebene und also von der Grundmasse isolierte Einschlüsse sind, wovon man sich sehr leicht und für Tausende von Fällen durch Drehen der Mikrometer-Schraube überzeugen kann. Auch würde in jenem Falle eine Erklärung für die gewöhnlich vorhandene Libelle oder mehrere Libellen schwer zu finden sein. Die Zirkel'sche Theorie der Bildung solcher Glaseinschlüsse, in der sich nach des Ref. Meinung die Meisterschaft des Autors, seine Schärfe der Beobachtung und seine feine Combinations-Gabe in glänzender Weise documentiert, läßt bekanntlich durch die Gasbläschen erst die Bildung von Glas- und Grundmasse-Einschlüssen veranlassen. — Betreffs der Deutung der anciens cristaux als Fragmenten früherer Gesteinsgemengtheile mahnt ferner noch eine ebenfalls schon von Zirkel erwähnte Thatsache zur Vorsicht: an den Sandidinen in Trachytischen Gesteinen kann man sich oft überzeugen, daß die Interpositionen in Zonen concordant zu den unregelmäßig verlaufenden äußeren Contouren geordnet sind: darnach schei-

nen diese Einschlüsse die scheinbar fragmentare, unregelmäßige Form des Wirthes bedingt zu haben und man muß sich also hüten, sämtliche unregelmäßig ausgebildeten Gesteinsgemengtheile als *cristaux »en débris«* anzusprechen.

Die obengenannte Eintheilung der Gesteine findet nach Lévy auch eine Begründung in den Modalitäten der Mikrostruktur, indem manche Structuren einzig den *roches acides* eigen und unmittelbar bedingt sein sollen durch die mehr oder weniger vorgeschrittene Individualisierung der von dem Magma im Ueberschuß geführten Kieselsäure. Lévy betrachtet darnach die gen. Gesteinsclassen betreffs ihrer Structur-Arten für sich gesondert und kann man nach ihm oft aus der Structur zurückschließen auf die Säurestufe des betr. Gesteins.

Hat nun auch die Erfahrung gelehrt, daß einzelne Mikrostruktur-Arten sich vorwiegend (z. B. perlitische) oder ausschließlich (z. B. mikrofelsitische) bei sauren Gesteinen finden, so ist dies eben nur ein Erfahrungssatz, der einer exacten Begründung ermangelt. Lévy nun schreibt alle halbkrySTALLINISCHEN oder krySTALLITISCHEN Formen einzig der Kieselsäure zu und dann ist es nur natürlich, daß nur solche Gesteine krySTALLITISCHE Structuren zeigen können, die *silice en excès* führen. Ein Hauptargument dafür, vor dessen Verallgemeinerung L. jedoch selbst warnt, ist ihm die Wahrscheinlichkeit, daß die Sphärolithe nach Groth's Beobachtung aus Quarz zu bestehen scheinen; nun besteht nach seiner eigenen, an Pechstein von Fréjus gemachten Beobachtung (deren Werth im speciellen Falle Ref. durchaus nicht anfechten will, da sie mit einem ausgezeichnet scharfen Instrument gemacht zu sein scheint) die mikrofelsitische Masse

(les traînées pétrosilicenses) aus lauter äußerst kleinen Sphärolithen, umgekehrt sind die Sphärolithe aus Krystalliten zusammengesetzt: demnach besitzen einzig die sauren Gesteine die Fähigkeit: Sphärolithe sowie die morphologischen Elemente von Sphärolithen, nämlich Krystalliten, und die Aggregate derselben: Mikrofelsit auszuscheiden. — Da aber, wie nach des Ref. Meinung ersichtlich, der Beweis für die Quarznatur der Krystallite, Sphärolithe und des Mikrofelsits von Lévy noch nicht exact erbracht ist, sondern nur auf Wahrscheinlichkeit beruht, so ist auch seine Theorie der Beschränkung genannter Structuren auf die sauren Gesteine hinfällig; gegen letztere spricht auch die Thatsache, daß gerade die von Zirkel (Mikrosk. Besch. S. 278) »mikrokrystallitisch« genannte Structur sich gewöhnlich bei kieselsäurearmen Gesteinen vorfindet.

Ueberhaupt erscheint dem Referenten eine Classification der Felsarten nach den Mikrostructuren nur in engeren Kreisen und in groben Umrissen durchführbar und nicht in so strengen Kategorien, wie es Lévy hier versucht. Diese Ansicht beruht auf den Beobachtungen, daß einerseits in ein und demselben Gesteine die Mikrostructuren sehr variieren können und andererseits, daß ein und dieselbe Modalität der Structur ganz verschiedenen genetischen- und Bestands-Modalitäten entsprechen kann. Lévy hält alle krystallitischen Structur-Erscheinungen für Ausflüsse der primären Bildungs-Verhältnisse der Gesteine und schlägt deshalb an Stelle unseres deutschen Ausdrucks »Entglasung« für den Vorgang bei Ausbildung dieser Structuren den neuen: »Promorphismus« vor, indem ja gar nicht erwiesen und auch nicht wahrscheinlich

sei, daß die krystallitischen Gebilde aus »Glas« heraus, also secundär gebildet seien. Auch Referent schließt sich der Meinung Zirkel's an, daß Mikrofelsit und überhaupt die krystallitischen Structuren in überwiegender Menge primären Bildungs-Verhältnissen entsprechen; für die Allgemeinheit dieser Erscheinungen fehlt jedoch noch der diesbezügliche Beweis und für einzelne Fälle ist sogar nachgewiesen, daß demähnliche Structurformen secundärer Entstehung sind, z. B. für die sphärolithische Umbildung der mikrokrystallitischen Basis Zirkel's (a. a. O.) und für die mikrofelsitischen Partien von Sächsischen Pechsteinen (durch Kalkowsky); da also die Thatsachen dafür sprechen, daß morphologisch nicht unterscheidbare Structuren verschiedenen Bildungsverhältnissen und (z. B. sphärolithische Structur, s. o.) verschiedenem Bestande entsprechen können, so scheint mir der Lévy'sche »Promorphismus« noch keine durchgreifende Besserung zu bringen und sein Classifications-Prinzip nicht empfehlenswerth.

Lévy schildert nun bei den roches acides, deren Structuren vorwiegend betrachtet werden, die verschiedenen Modalitäten und sind diese Schilderungen nur anerkennend hervorzuheben, schon aus dem Grunde, weil sie sich an mit Geschick ausgewählte Beispiele halten, die dabei meist französische Gesteinsvorkommnisse vorführen und so den Franzosen an heimischen Gesteinen in die Mikrostruktur-Studien einführen, uns Deutschen aber eine erwünschte Erweiterung unserer Kenntnisse bieten. Lévy betrachtet dabei auch die genetischen Verhältnisse und stellt die amorphen und halbkrySTALLINISCHEN Structuren in folgende Reihe der zeitlichen Ausbildung: Dem Zustande bei Erguß der flüssigen

Eruptivmasse entspricht die rein glasige Structur (avec cristaux anciens en débris). Noch im teigigen Zustande hat Promorphismus stattgefunden und wir beobachten opake Körnelung, Krystalliten und Mikrolithe, Mikrofelsitmasse und Sphärolithe, meist zugleich mit Fluidalstructur. Der definitiven Erstarrung entspricht dann Rissigkeit, Perlitische Structur und die Producte secundärer Vorgänge und Ausschwitzungen. Dem Referenten erscheint es jedoch richtiger, die letzteren Erscheinungen nicht mit der Erstarrung in Connex zu bringen oder vielleicht nur die Rissigkeit und Perlit-Bildung der Abkühlung des bereits festen Gesteins von der Temperatur der Erstarrung bis zur gewöhnlichen Tagestemperatur zuzuschreiben. Daß die secundären Bildungen und Ausschwitzungen gar Nichts mit der Bildung des Gesteins gemeinsam zu haben brauchen und die zeitliche Folge da dem Zufall überlassen ist, dürfte unnöthig sein zu betonen; aber auch für die vorerwähnten Structurerscheinungen ist die Möglichkeit nicht auszuschließen, daß sie ihre Existenz meteorischen Kräften (Wechsel von Wärme und Kälte etc.) und der Verwitterung verdanken oder daß sie wenigstens in Folge derselben vollkommener ausgebildet, oder vielleicht nur mehr zur Erscheinung gebracht worden. — Hervorgehoben zu werden verdient die Lévy'sche Schilderung der perlitischen Structur, an deren Bildung nach Festigung des Gesteins kein Zweifel sein kann; vermißt hat jedoch Referent die Notiz, daß sich als Kern von Perlititen häufig mehr oder weniger verwitterte Krystalle oder Krystall-Fragmente finden. — Bei den Sphärolithen macht Lévy eine beachtenswerthe Unterscheidung zwischen solchen, die von amorpher Kieselsäure getränkt

im polarisirten Lichte das schwarze Kreuz zeigen und solchen, die einheitlich polarisieren wahrscheinlich in Folge eingetretner einheitlicher Krystallisation der durchtränkenden Kieselsäure. Die letztere Erscheinung, welche also einen höheren Ausbildungsgrad darstellt, zeigte sich auch unter solchen Verhältnissen, daß die Sphärolithmasse ein Quarz-Fragment als Kern hatte und nun die krystallisierte den Sphärolith durchdringende Quarzmasse sich optisch nach jenem Fragmente orientiert hatte. — Erwähnenswerth, um die feine Beobachtungsgabe des Autors zu charakterisieren, erscheint dem Ref. ferner, daß Lévy in seiner Schilderung der Sphärolithe die *bordure concrétionnée* vieler derselben (S. 35) nicht unbeachtet läßt.

Bei den vollkommen krystallinischen Grundmassen unterscheidet Lévy:

1) Die *structure pegmatoïde*, bei der Quarz und Feldspath in gesetzmäßiger, farrenkrautähnlicher Durchwachsung erscheinen und die Lévy als einen höheren Grad der letzterwähnten sphärolithischen Structur auffaßt; als Verbindungsglied beider führt er die *micro-pegmatites à étoilements* an, deren Structur oft schon makroskopisch angedeutet ist.

2) Die *structure granitique*, die »krystallinisch körnige« Structur, welche Quarz in Krystallen (Doppelpyramiden), Feldspath und weißen Glimmer in buntem Mosaik zeigt. Betreffs der Lamellar-Polarisation der Feldspathe neigt L. zu der Ansicht, daß dieselbe bewirkt werde durch gesetzmäßige Verwachsung von Orthoklas theils mit Mikrolin (Albit), theils mit Quarz.

3) Die *structure granitique*, welche sich von der vorerwähnten dadurch unterscheidet, daß sie grobkörniger ist und ganz besonders dadurch,

daß der zuletzt gebildete Quarz (*quartz récent*) hier in unregelmäßig geformten Körnern erscheint.

Auf die Structur der *roches intermédiaires* und *basiques* wirft Lévy nur einen kurzen Seitenblick; da den Gemengtheilen dieser Gesteine die Fähigkeit halbkrySTALLINISCHEN (krySTALLITISCHEN) Zustands abgehen soll, bieten sie nach Lévy einfachere und weniger beachtenswerthe Structur-Formen. — Zum Schluß kommt Lévy noch auf die Relation zwischen Structur und Alter der sauren Gesteine zu sprechen und stimmt da einerseits der Behauptung Elie de Beaumont's bei, daß die chemische Thätigkeit (Energie) der Erde sich während der Geologischen Zeiten verringert habe, andererseits stellt er die Behauptung auf, daß sich zwei Parallel-Reihen der Structur unterscheiden ließen, einmal eine von den ältesten Graniten zu den triasischen Pechsteinen und daß dann dieselbe innerhalb der Tertiär- bis Quartär-Periode repetiert sei.

Auf den zweiten Theil der Arbeit näher einzugehen ist hier nicht der Ort; er enthält die Beschreibung derjenigen Gesteine, die im ersten Theile als Belegstücke erwähnt wurden; diese Beschreibung hält sich dabei an Tafeln, die Photographische Abbildungen von Gesteins-Dünnschliffen bringen; doch sind diese Beschreibungen nicht, wie der Titel bescheiden sagt, einfache Erklärungen der Tafeln, sondern Lévy giebt gelegentlich wirkliche Abhandlungen über die betr. Gesteine, z. B. über die in der letzten Zeit vielbesprochenen Porphyre des LUGANERSEE'S (S. 82—88). Die Tafeln bieten photographische Nachbildungen von seltener Schärfe und Feinheit; sie sind, ohne *Retouche*, ausgeführt nach dem Prozesse der *photogravure sur cuivre*,

Goupil & Co. und stellen mikroskopische Bilder im durchfallenden, sowohl gewöhnlichen wie polarisiertem Lichte dar. Trotz dieser großen Vorzüge erscheinen sie dem Referenten von ganz untergeordnetem Werthe für die Demonstration; einzelne Structurformen, z. B. Sphärolithe und Perlite sind zwar sehr schön und naturgetreu dargestellt; dagegen zeigt sich als Nachtheil, daß man im Allgemeinen, abgesehen von den im polarisierten Lichte durch die lamellare Structur charakterisierten Feldspathen, die individualisierten Gemengtheile nach den Abbildungen kaum, z. Th. gar nicht von einander unterscheiden kann; ferner ist ein Theil der Bilder bei zu geringer Vergrößerung wiedergegeben, als daß man die feineren Structur-Formen erkennen könnte; dies gilt besonders von der mikrofelsitischen Structur; kurz, den Referenten haben diese Abbildungen davon überzeugt, was er vorher trotz gegentheiliger Versicherungen nicht glauben wollte, daß die Photographie sich nicht zur Wiedergabe mikroskopischer Bilder aus Gesteins-Dünnschliffen (wenigstens nicht behufs Demonstration!) eignet und selbst so vortrefflich ausgeführte Photographien wie diese dem Anfänger im Studium schwerlich von Nutzen sein werden.

O. Lang.

Die Reden des Satan in der heiligen Schrift. Eine exegetisch-rhetorische Analyse und ethische Zeitspiegelung. Neueste Bibelstudie von H. G. Hoemann, D. theol. u. phil., Professor. Leipzig. J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung. 1875. VIII und 308 Seiten in Octav.

Es ist nicht leicht, dies Werk kritisierend anzuzeigen und den Widerspruch, welcher mir durchaus erforderlich erscheint, zu erheben, ohne dem Verfasser Unrecht zu thun, ohne insbesondere den tiefen Ernst und das fromme Gemüth desselben zu unterschätzen oder gar zu beleidigen. Wenn die frivole Tagespresse von diesem Werke Notiz nehmen sollte, würde es an wohlfeilem Spotte nicht fehlen. Für denjenigen, welcher den biblischen Zeugnissen zum Trotz die Wahrheit der christlichen Lehre vom Teufel bestreitet und die Wirklichkeit und Wirksamkeit eines persönlichen Satan leugnet, kann die Arbeit des Verfassers geradezu unverständlich erscheinen. Von jenem Standpunkte der reinen Negation aus kann man dieselbe nicht würdigen und, glaube ich, auch nicht widerlegen. Ich gehe bei meiner Beurtheilung des Buches von der Grundvoraussetzung aus, daß der Verfasser mit Recht an den biblischen Anschauungen von der Realität eines persönlichen Teufels und von der fortwährenden Wirksamkeit desselben festhält, und richte meinen materiellen Widerspruch wesentlich gegen die, wie mir scheint, äußerst bedenkliche Ueberschreitung der biblischen Grenzlinien, welche insbesondere einen auffallenden Verstoß gegen den biblischen Gottesbegriff mit sich bringt, aber auch zu andern Irrungen führt. Zunächst habe ich aber formelle Bedenken auszusprechen. Der Text, welchen der Ver-

fasser behandeln will, ist seinen wiederholten Erklärungen zufolge, ein ganz enge begrenzter: er will die »directen« Worte Satans (S. 143), die aus dem Munde desselben ergangenen Reden, wie sie in »authentischer« Form in der heiligen Schrift aufbewahrt sind, auslegen und erörtern; ausgeschieden bleiben namentlich solche Worte und Reden, welche von dämonischen Menschen ausgesprochen und nur mittelbar auf den Satan zurückzuführen sind. Die knappen Texte des Verfassers finden sich also in einigen Verszeilen in Gen. 3, Hi. 1. 2 und Matth. 4 c. par. Dieser wiederholt bezeichneten Aufgabe scheint es doch nicht zu entsprechen, wenn der Verfasser auch die umgebenden Textpartieen in wesentlich gleicher Umständlichkeit exegisiert. Er hätte sich viel kürzer fassen können. Wenn aber die über das eigentliche Thema mehr oder weniger weit hinausgehenden Erörterungen nicht dazu geeignet sind, das Interesse des Lesers wach zu erhalten, so wirken die fortwährend vorkommenden Wiederholungen geradezu ermüdend. In dem exegetischen Theile (S. 11—158) finden sich in den lose an einander gereihten Anmerkungen zu den im Grundtexte und in einer steif wörtlichen Uebersetzung gegebenen Versen zum ersten Male die Grundgedanken, welche in den folgenden Theilen — dem comparativen (S. 159—180), dem pragmatischen oder teleologisch-methodologischen (S. 181—232), dem rhetorischen (S. 233—255) und dem praktischen (S. 255 ff.) — immer wiederkehren; sind auch die Gesichtspuncte in diesen verschiedenen Theilen verschieden, so bleiben doch die betrachteten Sachen dieselben. Der Verfasser selbst ist fortwährend in der Lage, auf früher schon Gesagtes zurückzuweisen;

die Geduld des Lesers wird auf eine harte Probe gestellt.

Weit schwerer scheinen mir aber die materiellen Bedenken zu sein, zu denen das Buch Anlaß giebt, die dogmatischen und ethischen Einreden, welche es hervorrufft. Der Realismus der hier sich kund gebenden Anschauungsweise ist zu einer Massivität entwickelt, die man bei einem Manne von der Gelehrsamkeit des Verfassers nicht erwartet. Wie die »ganze heilige und zumal prophetische Schrift« des heiligen Geistes »Dictat« ist (S. 8 Anmerk.), so sind auch die in der heiligen Schrift bezeugten Reden des Satan durchaus »authentisch« wiedergegeben, d. h. als ein »in einzelnen Augenblicken photographirtes Original« (S. 9), also mit protokollarischer, buchstäblicher Genauigkeit und Zuverlässigkeit. Wir haben in Gen. 3, Hiob 1. 2 und Matth. 4 nicht nur geschichtliche Vorgänge anzuerkennen, welche thatsächlich so sich ereignet haben, wie die Worte der Berichte lauten, sondern wir haben auch die verzeichneten Reden des Satan nach Form und Inhalt so bestimmt wörtlich anzunehmen, daß selbst der »Laut« derselben »characteristisch« (S. 238) ist, wie denn in dem ersten Satansworte (Gen. 3, 3) »auch wirklich zugleich ein Fauchen« — wie es eine Schlange von sich giebt — zu »hören« ist. Aehnlicher Weise soll das Gotteswort Gen. 3, 9 »wie ein scharfer, verrollender Donnerlaut« klingen. Im vollsten Ernste setzt somit der Verfasser voraus, daß Satan zur Eva und zu Gott (Hiob 1. 2) hebräisch, zu Christo aber (Matth. 4) griechisch geredet, und zwar buchstäblich die im Texte geschriebenen Worte gesprochen habe. Wie ernstlich der Verfasser diese Vorstellung von der göttlichen Authentici-

tät des biblischen Textes meint, mag eine Stelle (S. 255) bezeugen, die ich wörtlich abschreibe, weil ich es nicht wage, den mir allerdings deutlich genug erscheinenden Gedanken des Verfassers nur dem Sinne nach wiederzugeben. Bei der Würdigung der in den Satansreden sich erweisenden Rhetorik, da gegenüber den »stümperhaften« satanischen Reden in der »schöngestigen Literatur«, z. B. bei Goethe und Lenau, auf die »wenigen, aber in ihrer Art spezifisch classischen Sätze des uns hier (in der heil. Schrift) ächt und unverfälscht vorgeführten Originals« hingewiesen ist (S. 254), wird diese eigenartige Vollkommenheit der satanischen Rede als ein »unwiderlegliches inneres Kriterium und Zeugniß von der ganz ureigenen Inspiration und schlechthin unnachahmlichen Authentie der heiligen Schrift«, die sich selbst ähnlicherweise wie die Originalität eines großen Künstlers bezeuge, geltend gemacht. Dann heißt es wörtlich: »Denn die im andern Falle allein noch denkbare Annahme, daß die so eigen- und einzigartige Schrift selbst ein raffiniertes Kunstwerk des übermenschlichen Lügners und Mörders von Anfang sei, dessen authentische Reden sie übrigens doch auch dann immerhin und so in jedem Falle enthielte, scheidet einfach an der erfahrungsmäßig - psychologischen Unmöglichkeit, daß sich das Böse — für das Heilige und Beseligende jemals erwärmen und begeistern könne, was doch gerade das Wesen der heiligen Schrift ist«. Hiemit mag man das Urtheil (S. 258) zusammenhalten: »wer ihn (den Teufel) objectiv leugnet, nimmt ihn subjectiv auf sich und in sich«. Der Verfasser bedenkt wohl nicht, wie er mit einem Urtheilsspruche, wie der letztere ist, ganz abgesehen von der wissenschaftlichen

Haltungslosigkeit, in schroffsten Gegensatz gegen die evangelische Heilsordnung tritt. Es ist doch ein starkes Stück, wenn behauptet werden soll, daß etwa ein christlicher Theologe, der die Objectivität des Teufels leugnet, deshalb selbst dem Teufel anheimfalle.

Die Satanologie ist, wie das ganze Geheimniß der Bosheit (2 Thess. 2, 7), so dunkel, daß wir gut thun, mit Bedacht von derselben zu reden; insbesondere wird es nöthig sein, unsere Theologie nicht durch vermeintliche Entdeckungen auf jenem dunkeln Gebiete zu verderben. Was soll man aber dazu sagen, wenn der Verfasser wegen seiner buchstäblichen Auffassung von Hiob 1. 2 nicht nur den Satan inmitten der heiligen Engel wirklich im Himmel stehen, wirklich mit Gott reden, sondern sogar Gott wirklich versuchen, zum Abfall von sich selbst versuchen, bei Gott etwas erlisten, erschleichen läßt und, um dies zu erklären, auch darauf erhebliches Gewicht legt, daß das Ansinnen Satans in der »Oeffentlichkeit« einer himmlischen Versammlung vorgebracht sei, wie denn leider die Erfahrung zeigt, daß bei der Oeffentlichkeit unseres Gerichtsverfahrens u. s. w. viele Dinge einen verkehrten Lauf nehmen (S. 270. 200)! Angesichts der zwiespältigen Auslegung von Jac. 1, 13 kann man nicht sagen, daß der Verfasser mit seiner durch einen großen Theil des Buches sich hinziehenden Vorstellung von der Versuchung Gottes seitens des Satan dem zweifellosen Wortlaute einer Schriftstelle widerspricht; aber darüber kann kein Zweifel sein, daß jene Vorstellung dem biblischen Gottesbegriffe bis in den tiefsten Grund widerstreitet. Gott ist unversuchlich, haben

schon die ältesten Kirchenväter gesagt. Dabei wollen wir doch bleiben.

Auch nach der ethischen Seite hin, in Betreff der Zeitspiegelung, scheint mir der Verfasser das von der evangelischen Nüchternheit gesetzte Maß zu überschreiten, ja auch die göttliche Macht des doch erschienenen und in der Welt siegreich wirkenden Heiles viel zu wenig zu würdigen. Unbeschadet des vollsten Respects vor dem frommen Sinne, mit welchem der Verfasser viele sittliche Schäden, schwere Verirrungen und schreiende Sünden der Gegenwart bloßstellt und die »satanischen Congruenzen und Consonanzen« derselben mit ernster Warnung aufzeigt, und ganz abgesehen von einzelnen Erscheinungen, die ein Anderer anders beurtheilen mag, wird man erinnern dürfen, daß auch die schändlichsten Unsitten und die frechesten, gotteslästerlichen Reden menschliche Verirrungen und menschliche Sünden sind. Nicht unmittelbar kann die satanische Art dieser Dinge hervortreten. Ich bin fern davon zu leugnen, daß in Erscheinungen des Weltlebens und daß in menschlichen Thaten und Worten der finstere Hintergrund satanischer Bosheit, Lüge und Verführung wahrgenommen werden kann; aber ich halte dafür, daß ein dahin zielendes Urtheil viel vorsichtiger und zurückhaltender gesprochen und tiefer begründet werden muß, als der Verfasser in seinem Eifer thut.

Hannover.

Dr. Fr. Düsterdieck.

Das Wrangell-Land. Von L. Stieda. Sonderabdruck aus NNr. 64 und 65 der »Neuen Dörptischen Zeitung«. 1877. Dorpat. Druck von C. Mattiesen 1874. 14 S. kl. Oktav.

Diese kleine interessante, im Wesentlichen einen Aufsatz von L. v. Helmersen im 12. Bande der Nachrichten der K. Russ. geographischen Gesellschaft wiedergebende Schrift betrifft den zwischen zwei gleich ausgezeichneten Geographen, K. E. v. Baer in Dorpat und Aug. Petermann in Gotha geführten Streit über die Benennung des i. J. 1867 von dem Amerikaner Long im Norden von dem sibirischen Cap Jakon entdeckten Polarlandes, welches von Long Wrangells-Land genannt worden, welchen Namen Petermann für dies Land aber nicht gelten lassen will, weil die Priorität der Entdeckung dieses Landes nicht dem Admiral Ferd. v. Wrangell, sondern dem russischen Sergeanten Andrejew zukomme, welcher letzterer von v. Baer als ein Schwindler hingestellt worden. Unserer Ueberzeugung nach entscheidet dieser Aufsatz die Streitfrage zu Gunsten von v. Baer. Seine Mittheilung in deutscher Sprache ist deshalb dankenswert und können wir mit Hrn. v. Helmersen nur wünschen, daß dem Wrangell-Land nicht irgend eine neue Benennung gegeben, und dadurch die ohnehin schon complicierte geographische Nomenclatur verwirrt werde. W.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück 20.

16. Mai 1877.

Monumenta Historiae Danicae. Historiske Kildeskrifter og Bearbejdelser af Dansk Historie især fra det 16. Aarhundrede. Udgivne med understøttelse af den Hjelmstjerne-Rosenroneske Stiftelse af Dr. Holger Rørdam. Kjøbenhavn. Forlagt af G. E. C. Gad. · Første Bind 1873, andet Bind 1875. 768 und 764 SS. in 8.

Holger Rørdam, der emsige dänische Kirchenhistoriker, Geschichtsschreiber der Kopenhagener Universität und Verfasser einer kleinen Schrift über »Geschichtsschreibung und Geschichtsschreiber in Dänemark und Norwegen seit der Reformation« (Kopenhagen 1867), deren erster Theil leider bis jetzt keine Fortsetzung gefunden hat, beschenkt uns hier mit einer Edition dänischer Geschichtsquellen in zwei starken Bänden. Jeder, der sich mit dänischer Geschichte beschäftigt, hat dieselben gewiß mit Freuden begrüßt, denn gerade auf dem Gebiete der Quellenpublication ist auf dem sonst so rege bearbeiteten Felde der dänischen Geschichte das

Bedürfniß nach neuen und gründlichen Arbeiten ein tief und allgemein empfundenes. Daß die gehegten Erwartungen durch Holger Rørdam befriedigt worden sind, muß allerdings bei näherem Studium des Inhalts der beiden Bände stark in Zweifel gezogen werden.

Schon in der Einleitung hat es uns mißtrauisch gemacht zu lesen, daß »es Plan der vorliegenden Arbeit sei, in aller Bescheidenheit und ohne Anspruch darauf, mit einem so ausgezeichneten, monumentalen Werke wie Langebeks *Scriptores rerum Danicarum* in Vergleich gestellt zu werden, fortzufahren, wo Langebek abließ und das eine oder andere Stück aufzunehmen, welches dieser große Sammler entweder nicht gekannt hat oder das weniger zufriedenstellend herausgegeben ist«. Wir müssen gestehen, wir hätten dem Herausgeber etwas weniger Bescheidenheit gewünscht als dazu gehört, um in einer Arbeit, bei der es in erster Linie auf Methode ankommt, mit einem wenn auch noch so tüchtigen Gelehrten des vorigen Jahrhunderts in Concurrrenz zu treten. Alle Achtung vor Langebek! Aber ist denn seit Langebek Nichts geschehen, steht die Methode der historischen Quellenpublication noch auf dem Standpunkte von 1772? Fordern denn nicht Langebeks Editionen dringend genug eine neue Bearbeitung? Jeder, der einmal in die Lage gekommen ist, sie benutzen zu müssen, wird, wenn er ein Verständniß hat für die Methode bei Quelleneditionen, die dem heutigen Standpunkt unserer Wissenschaft entspricht, das lebhaft genug empfunden haben.

Wir wollen nicht von dem Herausgeber fordern, daß er sich diese Aufgabe hätte stellen oder die vorliegende wenigstens zum Theil gar

nicht hätte in Angriff nehmen sollen, obgleich diese Forderung durchaus nicht ungerecht wäre, da nicht wenige der von Holger Rørdam publicierten Aufzeichnungen mit den von Langebek bekannt gemachten Annalen und Chroniken in so engem Zusammenhange stehen, daß ein getrenntes Vorgehen gar nicht von Erfolg sein kann. Es muß aber verlangt werden, daß das, was ediert wird, einigermaßen nach den Grundsätzen behandelt wird, die heutzutage für derartige Arbeiten allgemein als richtig anerkannt werden. Leider hat Holger Rørdam dieser berechtigten Anforderung nur mangelhaft entsprochen und dadurch den Werth seiner Arbeit wesentlich beeinträchtigt; ein näheres Eingehen auf den Inhalt wird das zeigen.

Was Holger Rørdam früher in seiner Schrift über »Geschichtsschreibung und Geschichtsschreiber in Dänemark und Norwegen seit der Reformation« besprochen hat, was er in den beiden vorliegenden Bänden mittheilt, zeigt deutlich genug, daß auch das 16. Jahrhundert in seiner historischen Thätigkeit für Dänemark noch nicht als reich bezeichnet werden kann. Von Saxo bis auf Hvitfeld nehmen zum Theil höchst dürftige, excerpierende und compilierende Annalen und Chroniken in der dänischen Historiographie eine hervorragende Stellung ein. Auch noch im 16. Jahrhundert wird die Geschichtsschreibung fast ausschließlich am Hofe und bei der Geistlichkeit gepflegt. Die beiden wichtigsten der von Holger Rørdam edierten Geschichtsquellen, das Chronicon Skibyense und die Geschichte des 7jährigen Krieges zwischen Dänemark und Schweden, rühren von Geistlichen her; einen Hofhistoriographen zu halten, versäumte kein König des 16. Jahrhunderts.

Die skibysche Chronik, bekannt durch ihre seltsame, an die Königinhofer Handschrift erinnernde Geschichte, verfaßt von dem in der dänischen Reformationsgeschichte stark und interessant hervortretenden Carmelitermönche Paul Helgesen (Paulus Eliae), beginnt den ersten Band der Kildeskripter. Chronik und Verfasser sind so vielfach besprochen worden, daß der Herausgeber in der Einleitung sich kurz fassen kann. Neu ist, was er durch ein von ihm aufgefundenes Autograph des Paul Helgesen nachzuweisen versucht, daß die im Jahre 1650 in der Kirchenmauer von Skiby auf Seeland aufgefundene Handschrift der Chronik von Paul Helgesen selbst geschrieben ist. Eben diese Handschrift liegt der Ausgabe Holger Rørdams zu Grunde, wie schon früher der Edition Langebeks, doch erscheint die Chronik in jener ohne die kleinen Zusätze, durch die Langebek sie aus andern Handschriften zu ergänzen suchte. Die Beifügung der Seitenzahlen Langebeks, nach dem ja bis jetzt immer citirt worden ist, wird den Gebrauch der neuen, handlicheren Ausgabe wesentlich erleichtern. Was in der »Beilage« geliefert wird, kann nach Allem, was schon über Paul Helgesen geschrieben worden, nicht als eine Bereicherung unserer Kenntniß betrachtet werden. Die drei Briefe sind sämmtlich schon gedruckt, Nr. 2 nicht weniger als viermal; das Uebrige enthält nur Sachen von außerordentlich nebensächlicher Bedeutung. Einige Stücke, wie die auf S. 127 und 128 über Luther und das *inicium novi evangelii secundum Manicheum* auf S. 129, sind wirklich kaum des Abdrucks in dieser Sammlung werth. Ueberhaupt kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß der

Raum besser hätte verwerthet werden können, als zu dieser Beilage.

Die neue Ausgabe von Christian III. Klageschrift gegen die dänischen Bischöfe, verlesen auf dem alten Markte zu Kopenhagen am 30. Oct. 1536, entspricht wohl noch mehr als die der skibyschen Chronik einem Bedürfniß. Eine neue, von Styffe im schwedischen Reichsarchiv aufgefundene gleichzeitige Handschrift liegt derselben hauptsächlich zu Grunde, Anfang und Ende sind aus den schon bisher bekannten und zum Druck gebrachten Abschriften Simon Vedels und Grams. Neues von erheblichem Belange erhalten wir allerdings nicht, aber doch manche dankenswerthe Berichtigung. Die in der ausgedehnten (57 Seiten umfassenden) Beilage mitgetheilten Briefe sind zum Theil werthvoll, besonders die, welche Paludan-Müllers Aktstykker til Nordens Historie i Grevefejdens Tid ergänzen. Der Abdruck der von den verschiedenen Bischöfen bei ihrer Freilassung ausgestellten Reverse wäre nicht nothwendig gewesen.

Ein fast gleiches Urtheil muß Referent über das folgende Stück: »Aarbogsuddrag og Optegnelser fra 1266 til 1537, samlede af Mester Peder Iversen« fällen. Bis 1497 ist dasselbe bei Langebek V gedruckt, für den ersten Theil (bis 1307) von Usinger als den Annales Lundenses, für den zweiten Theil vom Referenten als der Erzbischofschronik von Lund entnommen nachgewiesen worden; höchstens die kurze, ziemlich inhaltslose Fortsetzung bis 1537, welche ganz dem fehlerhaften, vollständig werthlosen bisher bekannten Stücke entspricht, hätte mitgetheilt werden können, und auch für eine solche Mittheilung wäre höchstens eine Localzeitschrift der geeignete Platz, für die Kenntniß der dänischen

Historiographie aber die bloße Notiz, daß ein solcher Auszug existiert, genügend gewesen.

Auch Nr. 4: »en dansk Aarbog fra 1286 til 1549« ist nahezu vollständig inhaltslos; nur der Bericht über die zwei von Schiffer Clement gelieferten Treffen, besonders der über das Gefecht bei Svendstrup, verdienen Berücksichtigung durch den Geschichtsschreiber; sonst können diese Aufzeichnungen bloß für die Geschichte der Historiographie ein Interesse beanspruchen.

Das dann folgende Roskilde-Aarbog von 1448 bis 1549 ist für die Geschichtsschreibung vollständig unbenutzbar. Es ist das von Holger Rørdam schon früher (Geschichtsschreibung und Geschichtsschreiber S. 24 ff.) unter dem Namen der »Chronik der oldenburgischen Könige« besprochene und als ein übersetzter Auszug aus Petri Olai Danorum gesta (Paralipomena) characterisierte Geschichtswerk*). »Es scheint in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts mehr als irgend eine andere Quelle Grundlage für das allgemeine historische Wissen, wenigstens für einen gewissen Abschnitt der vaterländischen und der allgemeinen europäischen Geschichte gewesen zu sein«, Svaning und Hvitfeldt haben es nach Holger Rørdams Ansicht benutzt (nicht die Quellen dieser Chronik?): damit rechtfertigt sich dann allenfalls die vollständige Mittheilung und die ausführliche Aufzählung der zahlreichen Handschriften derselben.

*) Warum Holger Rørdam an jener Stelle die Benutzung des Chronicon Skibyense durch die Chronik der oldenburgischen Könige ausführlich nachweist, während diese doch neben den Paralipomena des Petri Olai selbständigen Werth nicht hat und Alles, was sie mit dem Chron. Skib. gemein hat, durch diese in sie übergegangen ist, wie Holger Rørdam selbst eingesteht, ist nicht ersichtlich.

Schlimmer steht es mit der Nummer 7, die 114 Seiten in Anspruch nimmt. Sie bietet einen Auszug des Hans Henriksen aus der skibyschen Chronik mit einer Fortsetzung bis 1555, die aber historisch wenig mehr zu verwerthen ist als der Auszug. Beides ist schon gedruckt bei Ludewig, *Reliquiae manuscriptorum*, die Fortsetzung allein bei Langebek; eine neue vollständige Publication war wirklich nicht nothwendig, auch wenn man, wie es Holger Rørdam geglückt ist, den Namen des Verfassers aufzufinden und seine Originalhandschrift zu benutzen im Stande war. Die Art, wie der in der Handschrift fehlende Schluß hergestellt ist, muß doch gerechtes Bedenken erregen. H. Rørdam supplirt ihn nach Ludewigs und Langebeks Ausgaben, verglichen mit einer in Upsala bewahrten Abschrift von Stephanus. Wie das aber geschehen ist, ist im Text auf keine Weise zu erkennen, durch keine Variante angedeutet. Ganz ähnlich hat es der Herausgeber bei dem dritten jener der skibyschen Chronik hinzugefügten Briefe gemacht. »Wo die Texte des Briefes von einander abweichen, habe ich die Lesart gewählt, die als die richtige erscheinen muß, indem ich zugleich in diesem wie in dem vorhergehenden Briefe versucht habe, die Rechtschreibung zurückzuführen, die Paul Helgesen selbst gebrauchte«. Keine Note erlaubt einen Einblick in die Art, wie das geschehen ist. Daß dann einem Werke von solcher Bedeutungslosigkeit eine 62 Seiten lange Beilage zugegeben worden ist, die sich fast ausschließlich mit den persönlichen Verhältnissen des Verfassers beschäftigt, und in der Briefe von seiner Hand geschrieben eine Hauptrolle spielen, kann doch schwerlich gebilligt werden. Die Briefe, wie die auf zwei Seiten mitge-

theilten, von Hans Henriksen aufgezeichneten chronologischen Notizen hätten vielleicht, gekürzt oder verarbeitet, in irgend einer Localzeitschrift, aber nicht in dieser Sammlung einen Platz finden sollen.

Die folgende »Chronik von Waldemar Atterdag bis zu Christian III. Tod« ist nur in der lateinischen Form bekannt, wie sie die *Historia Danica* des Jacob Ulfeld (gedr. bei Westfalen, Mon. ined. III) bietet, ihre Aufnahme dadurch, wie auch durch ihren Inhalt mehr gerechtfertigt. Die Ausgabe ist mit Benutzung von sechs Handschriften gearbeitet, die Benutzung der einzelnen durch Noten kenntlich gemacht.

Anfang und Schluß eines »Dänischen Jahrbuchs von 1158—1560«, welches das Roskilde-Aarbog ganz in sich aufgenommen hat, hätten wohl besser im Anschluß an dieses mitgetheilt werden können.

Die letzten Stücke des ersten Bandes können ein etwas größeres Interesse beanspruchen. Die Weltchronik des in der dänischen Literaturgeschichte bekannten Henrik Smith von Malmøe, in ihrem letzten bis 1561 reichenden Theile mit eigenthümlichen Nachrichten, die historischen Aufzeichnungen des älteren Cornelius Hamsfort von 1545 bis 1563, die gleichfalls als zeitgenössisch Aufmerksamkeit verdienen, dann einige Briefe zur Gefangenschaft der Bischöfe 1536 ff. werden hier zum ersten Male mitgetheilt. Die Einleitung über Cornelius Hamsfort, den Arzt und Apotheker Christian III., und seine Familie hätten kürzer gefaßt werden können, ohne Dinge von historischem Interesse zu verschweigen.

Der zweite Band bringt durchweg wichtigeres Material als der erste. Allerdings gleich bei dem ersten Stück, Aufzeichnungen über Peter

Skrams Leben von seiner Gattin, Frau Elsebe Krabbe, können wir uns mit dem Verfahren nicht einverstanden erklären. Was bis jetzt von »Peter Skrams Leben« bekannt geworden ist, besteht aus zwei Uebearbeitungen von zwei mit einander verwandten Handschriften, deren eine von E. Pontoppidan herrührt (Kjøbenhavnske Videnskabers Selskabs Skrifter, ældste Række II, 115—128), die andere von Kall Rasmussen (Danske Magazin 3. Række III, 81—97). Wie C. Paludan-Müller zuerst hervorhob, liegen beiden Handschriften Aufzeichnungen zu Grunde, die höchst wahrscheinlich von Peter Skrams Gattin herrühren. Diese Aufzeichnungen sucht Holger Rørdam in ihrer originalen Gestalt wieder herzustellen und benutzt dazu außer jenen beiden Handschriften noch zwei andere: eine, wie es scheint, aus dem 17. Jahrhundert stammende Copie »einer Schrift, welche Frau Elsebe an ihre Kinder gerichtet hat«, die leider nur bis 1532, also kaum über den Anfang hinaus reicht, und eine sehr nachlässige Abschrift aus dem Nachlasse Anders Vedels, die bis 1563 reicht, der aber die Einleitung fehlt. Ueber die Lösung seiner Aufgabe spricht der Herausgeber sich selbst folgendermaßen aus: »Mein Bestreben ist gewesen, Frau Elsebe's eigene Aufzeichnungen wieder herzustellen, und ich hoffe, daß, wenn mir Jemand nachgeht, er erkennen wird, daß das mit Urtheil und Einsicht geschehen ist; aber gerade deshalb habe ich nicht irgend einer Abschrift sklavisch folgen können, gerade so wenig wie ich es für nothwendig gehalten habe, alle die verschiedenen Stellen anzuführen, wo ich Berichtigungen in der einen oder der andern der vorliegenden Abschriften habe vornehmen müssen. Das würde

von keiner historischen Bedeutung sein, sondern nur dazu dienen, zu zeigen, wie nachlässig man in älteren Zeiten beim Abschreiben gewesen ist«. Wir brauchen dieser Erklärung nichts hinzuzufügen. Zu beurtheilen, wie viel Einsicht und Urtheil Holger Rørdam bei der Herstellung des Originaltextes gezeigt hat, sind wir leider nicht in der Lage. Wie viele sind es und wie viele hätten es sein können, wenn der Herausgeber eine vernünftige Editions-methode hätte befolgen wollen? Hier nur die Bemerkung, daß nicht hätte unterlassen werden sollen, auf die Benutzung der Aufzeichnungen über Peter Skram durch Hvitfeld aufmerksam zu machen.

Die Schriften, welche sich auf den siebenjährigen Krieg zwischen Dänemark und Schweden (1563—70) beziehen, bilden bei Weitem den werthvollsten Theil der ganzen Sammlung; durch ihre Publication hat sich Holger Rørdam ein bleibendes Verdienst um die dänische Geschichte erworben. Es sind: die Replik des Hans Svaning »über die Ursachen des nordischen siebenjährigen Krieges und die Kriegsbegebenheiten zu Lande im Jahre 1565«, die »rerum bello Svetico gestarum series et narratio succincta« des Anders Vedel, und vor Allem die ausführliche »Geschichte des siebenjährigen Krieges«, die, wie Holger Rørdam sehr wahrscheinlich macht, nach gleichzeitigen Aufzeichnungen des Axel Gyldenstjerne von Ion Tursen 1570 zusammengestellt ist. Ueber Hans Svaning hatte der Herausgeber schon in seiner Schrift »Geschichtsschreibung und Geschichtsschreiber« eingehend gehandelt; über Axel Gyldenstjerne erfahren wir hier in Einleitung und Beilage fast zu viel. Die mehr als 50 Seiten Briefe über den Letzteren hätten wesentlich re-

duciert werden, ja nahezu wegbleiben können, ohne daß das wirklich bedeutende Verdienst, das sich Holger Rørdam durch Edition dieser Schrift erworben hat, dadurch die geringste Schmälerung erfahren hätte. Ob die allerdings verwickelte Handschriftenfrage (es handelte sich um 25 Handschriften) nicht anders hätte gelöst werden können, als es geschehen, müssen wir dahin gestellt lassen. Eine Kritik des Textes ist durch das Verfahren, jenem bei Peter Skrams Leben ähnlich, so gut wie unmöglich gemacht. Die zum großen Theil ganz unbedeutenden Aufzeichnungen von Anders Vedels Hand hätten wegbleiben können, ebenso die S. 197 aufgeführten Archivalien, die zufällig mit Vedels Sammlungen in einem Fascikel zusammenliegen. Dagegen können die Actenstücke zum siebenjährigen Kriege und der Brief Kaiser Maximilian II. nur erwünscht sein.

Die erste kritische Beurtheilung des Saxo durch Anders Fos, Bischof in Bergen, ist von Holger Rørdam schon früher hervorgehoben worden. Hier theilt er den vollständigen Text mit, der natürlich nur ein literargeschichtliches Interesse in Anspruch nehmen kann. Einleitung und Beilage, die ungefähr viermal so viel Raum einnehmen als der Text, bewegen sich selbstverständlich auch in dieser Richtung und bieten nur Einzelnes von wirklich historischem Belang.

Erwünscht und verdienstlich ist die Edition der »C. Erasmi Michaelii Laeti de Nato, Baptisatoque primo Friderici II. potentissimi Danorum Regis Filio Christiano, Duce Holtzatie, deque istius inaugurationis magnificentia, plausu et solennitate historiarum libri IV. 1577«, sowie der historischen Aufzeichnungen des Dr. Oluf Worm aus den Jahren 1617—29. Beide

Geschichtsschreiber liefern als den Ereignissen nahestehende Zeitgenossen nicht wenig werthvolle Beiträge zu den Vorgängen ihrer Tage. Jene bilden mit der »Geschichte des siebenjährigen Krieges« eine der Quellen Resens für seine Geschichte Friedrich II. Einleitung und Beilage halten sich hier in den Schranken des Erwünschten und zur Sache Gehörigen.

So ist es Mancherlei, was uns in den beiden Bänden geboten wird. Kann der erste unsere schon jetzt aus gedrucktem Material zu schöpfende Kenntniß nur wenig und in nebensächlichen Punkten erweitern, so macht dagegen der zweite Band wichtige Quellen allgemeiner Benutzung zugänglich; eine Uebersicht der gebrauchten Handschriften, ein gutes Namenregister erleichtert dieselbe. Ob überall richtig gelesen ist, können wir allerdings nicht beurtheilen, aber wir haben ein ziemlich festes Vertrauen dazu, da Holger Rørdam sich auf mehrfache Weise als einen gediegenen Kenner der heimischen Handschriften offenbart. Von ganzem Herzen zollen wir dem Herausgeber den Dank, der ihm für seine Leistungen gebührt. Aber das Gute, das geboten wird, kann nicht das Bedauern beschwichtigen, daß wir das Bessere, was hätte geliefert werden können, nicht erhalten haben. So wie uns die Sammlung vorliegt, bietet sie ein seltsames Durcheinander des verschiedenartigsten Materials. Von einer gruppierenden Anordnung der einzelnen Geschichtswerke ist nicht die Rede; die Einleitungen ergeben sich in behaglichster Breite, lassen sich auf Dinge ein, die so ziemlich von gar keinem Belange sind; in den Beilagen wird Manches herbeigezogen, was nur durch einen losen Faden mit der Sache zusammenhängt, was Niemand hier

suchen wird, mehr noch, was möglicherweise irgend ein Localinteresse erregen kann, was aber auf keinen Fall in eine Sammlung gehört, die als »*Monumenta Historiae Danicae*« auftritt. Manche Pflichten des Herausgebers sind unerfüllt geblieben: Der kritische Apparat ist durchaus ungenügend; dem Inhalt der mitgetheilten Quellen sind nur selten erläuternde oder berichtigende Bemerkungen hinzugefügt; die zahlreichen Unrichtigkeiten sind nur ganz sporadisch durch ein ! gekennzeichnet, noch seltener in Noten berücksichtigt; die Daten sind nicht aufgelöst; die Zahlen sind bald mit deutschen, bald mit lateinischen Zeichen gegeben; die Schreibweise der Handschriften ist zum Theil sklavisch nachgeahmt (*evestigio* etc.), zum Theil, wie aus den begleitenden Bemerkungen hervorgeht, nach Gutdünken geändert; u und v, i und j, e für ae etc. sind beibehalten, wie sie in den Handschriften stehen; ungewöhnliche oder schwierige Wörter sind nicht erklärt. Mehr aber als alles das wird es der Historiker bedauern, daß jeglicher Quellennachweis fehlt. In den Einleitungen ist hier und da eine Bemerkung gemacht über die Quellenfrage in auf- und absteigender Linie, die Untersuchungen des Herausgebers in seiner Schrift über »Geschichtsschreibung und Geschichtsschreiber« ließen einige Hoffnung schöpfen, daß er diese wichtigste Seite der Editionsthätigkeit nicht aus dem Auge verlieren würde, aber in den vorliegenden Ausgaben ist keine Spur zu finden von der Erkenntniß ihrer Wichtigkeit. So steht diese Sammlung noch ganz auf demselben Standpunkte wie die Langebeks, mit dem der Herausgeber leider nicht concurriren wollte.

Dies Urtheil fällen zu müssen, bedauern wir

um so mehr, als die äußere Ausstattung des Werkes eine wirklich vortreffliche ist und auf ausgiebige Mittel schließen läßt; wir können nicht sagen, wie weit dieselben der Hjelmstjerne-Rosencronschen Stiftung zu danken sind. Es ist für den Deutschen, der sich mit der nordischen Geschichte beschäftigt, ein unerquickliches Schauspiel, ansehen zu müssen, wie unter seinen Augen in Schweden wie in Dänemark Quelleneditionen entstehen, die wissenschaftlich auf einem längst überwundenen Standpunkte stehen, daß unsere Zeitgenossen Annerstedt und Rørdam noch nicht über Font und Langebek-Suhm hinausgekommen sind. An emsigem Fleiße und hingebender Liebe zur Sache fehlt es den Dänen nicht; zeichnet sich das kleine Nachbarvolk doch überhaupt durch eine liebevolle Versenkung in seine Vergangenheit aus. Ein ausdauernder, eindringender Sammelfleiß muß Holger Rørdam nachgerühmt werden. Aber um eine brauchbare Sammlung von Quellenschriften herzustellen, genügt heutzutage nicht allein das Sammeln mehr. Die Aufgabe, eine wissenschaftlich brauchbare Ausgabe der dänischen Quellenschriftsteller zu schaffen, bleibt nach wie vor bestehen, ist für das 16. Jahrhundert durch die vorliegenden beiden Bände weit weniger gefördert worden, als es hätte geschehen können.

Bremen.

Dietrich Schäfer.

Der Contrapunkt. Von Heinrich Beller mann. Mit zahlreichen Notenbeispielen und 5 lithographirten Tafeln. Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage. Berlin, Springer 1877. XVI und 446 S. in Octav.

Die harmonikale Symbolik des Alterthums von Albert Freiherr v. Thimus. II. Abtheilung. Köln, Du Mont Schauberg 1876. VIII und 420 S. in Quart mit 11 Tafeln.

Es ist wohl ein erfreuliches Zeichen von dem Bedürfniß nach ächter Kunstschule, wenn ein Buch wie Bellermanns Contrapunkt, welches die Grundsätze der klassischen Periode lehrt und verfißt, sich Bahn gebrochen hat mitten unter gegenläufigen Strömungen, und einer zweiten Auflage bedürftig wird. Die frühere ist bereits im J. 1862 d. Bl. nach Gebühr gewürdigt; die neue ist erheblich umgearbeitet und vermehrt, indem manche Lehrsätze klarer dargestellt, dringende Zeitfragen schärfer erwogen, endlich auch die Brauchbarkeit erhöht ist durch vollständige Register. Neben den Vermehrungen, welche die frühere Ausgabe um ein Siebentel übertreffen, bedauern wir eine Verminderung, indem der Verf. sein eigenes wohlgelungenes 8stimmiges Motett »Wie der Hirsch schreiet« aus Ed. I 364 diesmal nicht wiedergebracht hat.

Die Vorrede bekräftigt den Grundsatz, daß die Theorie des Tonsatzes von der Gesangslehre zu beginnen habe, weil diese sowohl die natürlich wohl lautende als geschichtlich bewährte Führung der Melodien (Stimmführung) an die Spitze stelle: ein Lehrsatz, der vielen Zeitgenossen so weit verlernt und vergessen scheint, daß ein namhafter Lehrer wagen durfte zu sa-

gen, er verlange von einem jungen Vocal-Componisten ehe er ihn beurtheile, zuvor ein specimen instrumentale als Zeugniß seiner harmonischen Kenntnisse — vielleicht eine Illustration zu Berlioz' Schwanengesang »à travers chant«? Wie sehr durch die moderne Obgewalt der Instrumentalität die Wahrheit und Schönheit aller Tonwerke gefährdet sei und das gesammte Kunstleben in Schwanken gerathe, das werden unsre Enkel spüren, da schon jetzt der einfältige Genuß, die Hingabe der Seele, die innige Tonfreude in Abnahme gekommen, wie sogar der welterfahrene Berliner A. C. Marx längsthin klagte, ohne den Grund davon zu wissen. — Unsere selbständige Spielmusik hat daran viel verschuldet, ja in manchen Stücken die wahre Kunst rückgängig gemacht. Danach erscheint es heilsam, sach- und zeitgemäß, daß man, wenn die Musik trotz ihrer räthselhaften Verschwiegenheit doch auf den akademischen Markt soll gebracht werden, vor allem tüchtige Sängmeister anwerbe, anstatt der ohnehin wuchern den Virtuosität der Spieler mehr Raum zu gewähren als sie verdient. Es wird der edlen wortlosen Musik, worin deutsche Meister den Reigen führen, wahrlich kein Abbruch gethan, wenn man ihr die Maaße und Gränzen zeigt, welche von jeher die besten Meister in ihren höchsten unvergänglichen Werken inne gehalten haben — — — was selbst die Abtrünnigen wider Willen und Wissen bekennen müssen.

Die Anordnung der Lehrstücke ist im Ganzen unverändert bis auf die wesentliche Verbesserung, daß hier der Rhythmus an die Spitze gestellt ist, während die ältere Ausgabe ihm keine nähere Betrachtung zuwendet; gern

sähen wir hinzugefügt, daß der Rhythmus nicht allein (wie die Griechen sagen, vgl. S. 91) ein Theil des Gesanges sei, sondern vielmehr die übergeordnete Grundgewalt, der Urquell der Kunst, weil eben die periodische Tonschwingung, aller Harmonie Urphänomen, an und für sich schon Rhythmus ist. Aber der Plan des Ganzen ist mehr von Haus aus angelegt auf tüchtige Lehrpraxis als auf metaphysische Auffassung der Ursprünge. — Was von Physik und Historie handelt, ist in beiden Ausgaben richtig und möglichst genügend gegeben, wofern man nicht in den griechischen Scalenlehren, die der Mehrzahl der Musikbeflissenen schmerzlich Kopfbrechen kosten, ein opus supererogationis erkennen will — während dagegen die Geschichte der Notation (Semeiographie) verständlicher, auch lehrhafter und heilsamer ist für solche, die gleich dem weiland Alex. (?) von Heeringen oder Nägeli oder Bodz Reymond neue Tonschriften anstiften wollen statt der unsrigen, die sich seit Jahrhunderten bewährt hat, als richtige diskrete Lautschrift, als vollkommene Zeichnung der Tonhöhe und Rhythmik. — Wer aber diese treffliche Kunst, die analog unsrer Buchstaben- und Zahlschrift unter die scharfsinnigsten Erfindungen zu rechnen ist (S. 62. 63) aus purem Neuheitskitzel mit Anderem vertauschen will, der dürfte mit gleichem Recht auch die assyrische Keilschrift einführen statt Antiqua, Fraktur, Cursiv u. s. w. Wichtig zu wissen ist auch für Gelehrte und Ungelehrte, daß die Neumenschrift, jene esoterische Notenstenographie des früheren Mittelalters, bisher noch nicht gründlich enträthselt ist, wie sehr auch Lambillote, Coussemaker u. a. ihre

Klarheit behaupten, die sie nirgend bewiesen Bell. 41. 43, Ed. II. Vgl. d. Bl. 1873, 1174 und 1866, 797.

Bezüglich der weiteren Durchführung der Rhythmik möchten sich wohl die Spaltungen der Bruchtheile verkürzen lassen zu dem einfachen Gegensatz der Dupel- und Tripel-Takte; sind doch im strengen Styl alle Noten theilbar durch 2 oder 3 (S. 167 n. 2). Das Uebermaaß der Theilungen, was in unseren Lehrbüchern in das Fach der »zusammengesetzten Taktarten« hinein geschoben wird, hatte schon Boeckh in metris Pindari gelegentlich der alexandrinischen 4-, 5-, 6-sylbigen Versfüße nach Gebühr verurtheilt; auch für unsere Zeit gilt noch, daß die Takte $\parallel \frac{2}{4} - \frac{4}{4} \parallel \frac{3}{4}, \frac{3}{8} \parallel \frac{6}{4} - \frac{6}{8} \parallel$ weder wissenschaftlich noch praktisch beweisbar zu fixiren sind, und jener unnütze Zank, ob in Haydns Gewitterchor (Jahrszeiten) $\frac{2}{2}$ oder $\frac{4}{4}$ zu messen sei — endlich erloschen ist. Sollte nicht eben nach jenem Princip der Häftung und Drittelung (167) mehr die bequemere Lesung maaßgebend sein als jene rhythmischen Unterschiede, welche doch sinnvolle Sänger, Spieler und Lenker von selbst hinzu bringen? Wäre nicht Beeth. Cm Sinf. Hauptsatz für Orchester und Director besser zu lesen $\frac{4}{4}$ statt je zwei Viertel? und S. Bachs ungebeuerliche Signatur (B. W. 3, 133) der Guigue statt $\frac{8}{4}$ leichter verständlich in zwei $\frac{4}{4}$ Takten? — Merkwürdig ist noch zum Rhythmischen, daß nach dem Vorgang von Fux [Gradus ad Parnassum (1725)] die Cantus firmi durchgängig ohne rhythmische Gruppierung erfunden werden sollen, wenigstens in den elementaren Übungsbeispielen; was wir zwar aus der Tendenz, rein harmonische Übungen vorläufig durchzuarbeiten, wohl verstehn (S. 91), aber zuweilen unbequem und abspannend empfinden,

während statt der vorherrschenden 11 = 13 taktigen Themen doch 8 = 12 taktige Themen schon darum erwünschter scheinen, weil sie dem Gedächtniß faßlicher sind (vgl. 91 Z. 4 unten), gleichwie ja auch das poetische Gedächtniß am Rhythmus seinen Halt hat. Nun zeigen aber tröstlicher Weise manche Beispiele der Melodienbildung, u. a. S. 108—109. 233—234, wie hier der Jünger den Meister an Wärme der Erfindung übertrifft. Zudem ergibt sich bald, daß alle künstlichen Contrapunkte: 2—3—4 Noten gegen Eine, Synkopen, Tripeltakte u. s. w. sich des plastischen Rhythmus keinesweges enthalten: und so verstehen wir jene grausame Regel dahin, daß die in die Vorhalle tretenden Novizen Gehorsam lernen und Entsagung üben sollen bis die grammatische Analyse eingepreßt ist. Dieser unerläßlich didaktische Gang wird gegen Ende des ersten Cursus ergötzlich besprochen in dem Gespräch zwischen Aloysius und Josephus — will sagen Meister Palestrina und Jünger Joseph Fux (p. 243, vgl. XI) — wo wir den Rigor modi, dem sich auch Mozart demüthig unterwarf, so recht im antiken Costum sehen.

Die Regeln von der Fortschreitung der Intervalle, der Stimmführung, galten im 16. Jahrhundert gleichsam mit Gesetzeskraft, weil sie den objectiven Werth hatten, aus den natürlichen Verhältnissen der Harmonie und Scala abgeleitet zu sein, worüber Auskunft geben Ed. I 53. Ed. II 98. Die Begründung der Consonanzlehre und Stimmführung, in der ersten Ausg. gemüthlicher, in der anderen strenger und conciser, möchten wir gern auf Einem Fleck beisammen haben, um sowohl die Grundsätze in ihrer Abwicklung von Franco bis Glarean

(1220—1500), als ihre heilsamen Wirkungen in Eins zu fassen, wie es am herrlichsten offenbart wird an Palestrinas »strengem« Styl, der nicht Slaverei des Gesetzes bedeutet, sondern höchste Schönheit, Keuschheit und Verständlichkeit, aller Nachkommen unübertroffenes Musterbild. — Bei der Erklärung dieser Gesetze flicht sich Physikalisches, Historisches und Philosophisches so eng in einander, daß es noch Niemanden gelungen ist alles allen verständlich zu begründen, z. B. die consonante und dissonante Stellung der Quarte, das (berückigte) Quintverbot, die Genesis des Moll neben dem Dur, dem ursprünglich naturgemäßen, welches erst kurz vor Glareans Zeit (ca. 1550, S. 90) überwiegend ward, und außerdem noch Einzelnes, was nur angerührt, aber nicht vollends ausgeführt ist, u. a. die Frage, warum die hybride Quarte in ihrem Eintritt beschränkt ist, d. h. im Fugensatz als Dissonanz nicht frei eintreten darf, während das doch der weit schärfer dissonirenden Secunde erlaubt ist, vgl. die Secunden S. 320 Z. 2 unten erste Tenornote (Septime, die auch umgekehrt als Sec. zulässig wäre), 322 Z. 2 u., 1. Tenor N. eben so S. 327 Mitte Sopr. Alt. — gegen die verwerfliche Quarte S. 320 Text Z. 6.

Weil nun die reine Gesanglehre nach den Mustern der anerkannten Meister festgestellte Aufgabe war, so ist der jüngern Harmonielehre des Generalbasses nicht weiter gedacht, obwohl ihre historische Erläuterung neben den ausführlicheren Lehren von Notation und Kirchentönen doch manchem Leser willkommen sein mochte. Loben wir dagegen das Hiergebotene, so ist das beste Lob, daß sich des Verf. Kunstlehre in seinen eigenen Compositionen bewährt; den Kirchenliedern, Motetten und weltlichen Lie-

dern, vorzüglich aber in den größeren Arbeiten der vollkommen scenischen Herstellungen von Sophokles Ajax und König Oedipus, welche den Vergleich mit Mendelssohns Sophokles reichlich aushalten, ja an Treue, Wirkung und Schönheit die Vorgänger weit übertreffen.

Von der ersten Abtheilung des Buches von v. Thimus ist im Jahrgang 1868 d. Bl. Bericht erstattet, um so weit es möglich war im engsten Raum den allgemeinen Eindruck des Inhalts vorzustellen. Es schien Anfangs wenig Theilnahme zu wecken, bis Richard Hasenklever in seinen »Grundzügen der esoterischen Harmonik« (Cöln 1870) eine erleichternde Einführung brachte, worauf dann eine Gegenrede des Naturforschers S. 69 im 37. Bd. der Ztschr. für ges. Naturwiss. 1871 S. 64), dem die Wiederbelebung ältester Philosopheme über Natur und Geist mit Bezug auf biblische Tradition, ein vermessener Angriff auf die Weisheit des 19. Jahrhunderts erschien, die Aufmerksamkeit erregte, indem sie die Angelegenheit in das Gebiet des Culturkampfes hinein zu spielen drohte. Von da an ließen sich mehrfache Urtheile vernehmen, mehr günstig als feindlich, deren wir nicht erwähnen würden, wenn sie nicht neben der Verschiedenheit der Standpunkte doch dies Eine verriethen, daß die ältesten Geschichten der Menschheit schwerlich jemals ohne Parteilichkeit für oder wider die biblische Tradition anzufassen seien. Die Weisheit der Griechen auf morgenländischen Ursprung zurückzuführen war früher schon öfter und verschiedentlich versucht; ihre Autochthonie und Autodidaxis hatten sie selbst niemals so unbedingt behauptet, wie eine Zeitlang die abendländische Philologie

gewohnt war zu thun; deuteten doch die Mehrzahl ihrer Göttersagen auf morgenländischen Ursprung oder mindestens Verwandtschaft; und der verehrteste der älteren Philosophen sollte aus Asien heimische Weisheit zur hesperischen Küste getragen haben, namentlich ägyptische Sternkunde, priesterliche Geheimlehre, mystische Vergleichung physischer und ethischer Weltanschau. — Unter diesen Stücken erscheint uns der pythagorische Grundsatz: die Zahl sei das Princip aller Dinge — Substanz, nicht Attribut der wirklichen Dinge, anfangs der undenkbarste wunderlichste, ungeachtet uns in nächster Nähe ganz ähnliche Wunder widerfahren sind in der sich selbst entwickelnden Idee, der Selbstbewegung der Begriffe, der selbtherrlichen Naturgesetze, der Abstraction die aus eigener Kraft concrescirt. Wie aber die neueren Denker von der Wirklichkeit gezwungen in einigen Sätzen inconsequent, in anderen symbolisch erläuternd ihre Lehren milderten, popularisierten, zuweilen umdeuteten: so scheint auch Pythagoras mit den Seinen — denn Sicheres ist hier wenig festzustellen — für die unreifen Schüler das Faßliche in volksthümlicher Sprache gegeben, und nur den Gereifteren das Tiefere räthselhaft erschlossen zu haben. Das ist der Sinn der esoterischen und exoterischen Disciplin, von deren Dasein wir berichtet sind, ohne über deren Inhalt mehr als Vermuthungen zu haben.

Die durch den Zahlenbegriff frühzeitig erregten Speculationen, welche hier in innigster Gemeinschaft mit der akustischen Harmonik vorgestellt werden, veranlassen uns zu der Frage: Wo liegt der Schwerpunkt der Lehre? Ist ihr Kern die speculative Tonlehre oder die jenseitige Weltanschau? Es beunruhigt uns diese

Dualität des Lehrinhalts so lange bis wir den Pol finden zu jener scheinbaren Zweiheit. Hat nun solchen Polarstern ein großer Weltweiser gefunden in seinem sub specie aeterni, so haben andre mit gleichem Recht aufstellen wollen sub specie atomi — emanationis — materialismi — (monismi) u. s. w., warum wäre nicht erlaubt Sub specie Rhythmi? Auf diesem Grund oder Ausgangspunkt verstehen wir den freilich etwas esoterischen Namen Harmonikalsymbolik: als symbolische Auffassung der rhythmischen Ordnung aller Natur- und Geist-Creaturen, nicht als selbstgeschaffener selbstnothwendiger Grundmacht, sondern als Handhabe und Werkzeug des Weltordners der mit Bewußtsein sein Reich erschuf, um es in heiliger Schönheit zum Telos*) zu führen. An die rhythmische Zweiheit erinnert unter andern Sirach 33, 16; — auch Weish. 11, 21 von Maaß und Gewicht — die Sphärenharmonie ist verwandt dem Spiel der Weisheit vor Gottes Angesicht Spr. 8, 30. -- Sollte nun solcher Gebrauch biblischer Citate, deren sich unser Verf. mehrmals so glücklich bedient, dem wissenschaftlichen Fortschritt Eintrag thun? Gewiß nicht! eben so wenig, als die Erwähnung vorchristlicher Ahnungen vom heliocentrischem Systeme des großen Copernikus Verdienst und Werk verringert (vgl. Wolf Mus. d. Alth. Wissensch. 1810 S. 393). Es müßte doch selbst dem eifrigsten Culturkämpfer des naturalistischen Monismus eher lieb als leid sein, wenn — wie schon öfter geschehen — die heilsamen Erfindungen weltfremder Zeiten und Völker sich gelegentlich unerwartet begegnen, eben dem Monismus zu gefallen, dem ja außer der

*) *Téλος* = Ziel, Zahl, Zoll — mystische Weihe.

Anthropogenese auch andre z. B. Sprach- und Religionsvergleichen eifrig nachringen.

Das wichtigste Hauptstück dieses Bandes ist das elfte: Vom Buche Jezira, d. h. Buch der Schöpfung, dessen theosophisch kosmographischer Inhalt die (esoterische) Wissenschaft der Buchstaben und Zahlen in poetisch-philosophischen Räthelsprüchen behandelt; ein Bruch- oder Seitenstück der Kabbala, dessen Ursprung zwar zeitlich ungewiß, aber als sehr altes beglaubt, darum von weitreichender Bedeutung ist, weil es die Einheit der ältesten Offenbarungs-Urkunden auf semitische Quellen zurückführt; ein wichtiger Satz, den auf andere Weise bezüglich der Unsterblichkeitslehre Prof Klostermann (jetzt in Kiel) in seiner Habilitationsschrift vertheidigt hat. — Von diesem 11. Capitel ist es unmöglich, einen Auszug zu geben, vielleicht auch unnöthig, weil es unter allen ungeachtet seiner sachlichen Fülle doch das verständlichste ist, daher auch die sonst übliche Epitome der Ueberschrift die kürzeste. Genüge uns also hier die Uebersicht der letzten Capitel, denen wir einige Fragen und Wünsche für den versprochenen dritten Theil des großen Werkes beifügen.

Das zwölfte Hauptstück handelt von der urzeitlichen Lehre der Beseelung des erschaffenen Alls in seiner Ganzheit: auch Platos Weltseele im Timäus sei einer semitischen Ueberlieferung entsprossen, deren Höhepunkt die esoterische Lehre vom göttlichen Schöpferwort, dem ewigen Urbild der gewordenen äußeren Welt. — Im 13. Hauptstück werden die besonderen Einflüsse jener erväterlichen Weisheit auf das alte und neue Testament und auf die ältesten Kirchenväter nachgewiesen. Die letzten Stücke ge-

ben Ansichten über uranologische und ethisch-dogmatische Folgerungen aus dem vorigen; das 14. vornämlich über die frühgeahnte heliocentrische Oeconomie des Himmels, die von Cicero erwähnt, von Copernikus wissenschaftlich durchgeführt sei; — das 15. über den von Ursprung an durch alles schwärmende Heidenthum hindurch waltenden und bewahrten Monotheismus.

Unsere Fragen knüpfen sich an Hasenklevers belehrende Abhandlung mit dem Wunsche, daß dieser eifrige und wohlgewappnete Fahnenträger, als zweiter Porphyrius oder Proklus eines jüngeren Weltdenkers, den hungrigen Armen die Bahn ebene, aus der exoterischen in die esoterische Schule emporzusteigen, wozu gewissermaßen die kühn-dogmatischen Thesen am Schlusse seiner »Grundzüge« geradezu auffordern. Thesis 2. 3 behaupten den pythagorischen Grundsatz, die wichtigsten Lehren räthselhaft vorzutragen; wer ist nun aber heute befugt, diese Räthsel zu lösen, wenn nirgend unter den Classikern ein aus dem Exoterischen ins Esoterische aufgestiegener darüber — willig oder nicht — die Lösung verrathen hat? Th. 4, eines der radicalen Fundamente dieses Systems, daß nämlich aus der Zahlentheorie die gesamten Lehren des Heraklit und Pythagoras consequent hervorgehen, erscheint plausibel, sobald die Hypothese der Artios- und Perissos-Theorie (von geraden und ungeraden Zahlen in auf- und absteigender Rechnung) bewährt ist: und dazu giebt allerdings die Reihe der abgeleiteten Syllogismen Anlaß, nur nicht Gewißheit. Th. 5. 6, welche von mehrstimmiger Harmonie der Griechen reden, berühren eine alte Wunde, die noch lange nicht geheilt ist, am wenigsten durch die neuesten Verhandlungen der Aristoxener und

Pythagoreer, die über physikalische und technische, ästhetische und historische Fragen*) — noch immer nicht zum friedlichen Austrag gekommen sind, weil (wie einst Rudolf Wagner klagte) die Brücke von der Natur zum Geist noch nicht gefunden ist. Der gänzliche Mangel an mehrstimmigen Tonsätzen bei den mannigfaltigen literarischen Denkmälern des Alterthums sollte doch bedenklich machen, wenn auch die Erwähnung der consonirenden Terzen theoretisch, doch spärlich, einigemal vorkommt.

Mögen unsre Fragen, unser Ringen nach der rechten *τελευτή* unzeitig sein, mag manche Dunkelheit dem eifrigen Schüler sich erst langsam erhellen: den gesammten Werth des Buches schmälert es nicht, wenn es später als die schaukelnde Tagesliteratur dereinst ganz verstanden wird, ja selbst wenn seine Früchte erst einem verjüngten Zeitalter zu gute kommen: dem Zeitalter, welches neben vielen andern treuen Zeugen schon Leibnitz prophetisch ersehnte: »Wir tragen in allen diesen Errungenschaften der exacten Naturwissenschaft nur das Material zusammen, aus welchen erst nach Jahrhunderten das Gebäude der Wahrheit errichtet werden kann — — es wird eine Zeit kommen, wo der Werth der heiligen Philosophie wieder erkannt, und damit auch den mathematischen Studien eine Richtung gegeben wird auf Erkenntniß des Wesens, der Harmonie, des Urbildes der

*) Z. B. über die Fragen: Was ist, welche ist die reine Stimmung? — da weder das sinnliche Gehör allein, noch die Rechnung allein, noch die Speculation allein den Werth der Tonwerke und Tonkunst bestimmen: wie kommen die dreie zu einander? welches ist der Ausgleich? Dieselbe Frage, vom Frh. v. Tucher anders formulirt in der Allg. Mus. Ztg. 1871, 436 aufgeworfen, ist noch nicht beantwortet.

Schönheit; wo die Naturforschung der Verherrlichung des Urhebers der Natur dienstbar, und endlich alle Studien auf das ewige Gut gerichtet sein werden«.

Da mit diesem weniger mystisch als mathematisch angelegten berühmten Denker der Theodicee auch andre Größen der modernen Wissenschaft, wie Copernikus, Keppler, Newton, auf jenen entlegenen Pfaden sehr nahe zusammen treffen: so muß der spöttische Widerspruch derer, die hier nur ultramontane Klosterweisheit wittern, allmählich verstummen. — Wir wünschen dem reichbegabten Forscher und Kämpfer glückliche Vollendung des dritten Theiles, der wie der zweite den ersten erhelle, vertiefe und vollende. Die Wirksamkeit der geist- und geheimnißreichen Lehre wird nur gedeihen durch dauerndes inniges Studium; zum Ausgang in die Welt, zur Befruchtung der Kunstlehre und exoterischen Wissenschaft müssen wir die Hermeneuten und Scholiasten vielleicht noch eine Weile in Anspruch nehmen. — Bezüglich der äußeren Herstellung ist neben dem klaren und (meist) correcten Druck die sorgfältige und schöne Ausführung der elf lithographirten Tafeln zu loben.

E. Krüger.

Die Vorgeschichte der Gregorianischen Kalenderreform. Von Ferd. Kaltenbrunner. Wien 1876. 126 S. gr. Oktav. — (Separat- abdruck aus den Sitzungsberichten der phil.- hist. Classe der Kaiserl. Akad. d. Wissenschaften. Bd. 82, S. 289—414).

Die vorliegende Abhandlung ist ein werthvoller Beitrag zur Geschichte des mittelalterlichen Kalenderwesens vom Nicäischen Concile

an, auf welchem die christliche Kirche eine feste Norm für die Berechnung des Osterfestes erhielt, bis zu Pabst Gregor XIII. und der durch ihn bewirkten Verbesserung dieser selben Norm. Es ist bekannt, wie die von der Kirche angenommene Osterberechnung --- an und für sich von richtigen Principien ausgehend -- durch die ungenaue Bestimmung der 2 Hauptfactoren, mit denen Jahr für Jahr zu operieren war, in Verwirrung gerieth, und wie diese Verwirrung im Laufe der Zeiten sich naturgemäß steigern und immer weiter vom Wahren abführen mußte. Man hatte seinen Rechnungen das Julianische Jahr zu Grunde gelegt, ohne zu beachten, daß dasselbe um einige Minuten zu groß war, -- daß also auch, wenn man keine Schaltungen vornähme, die kalendarischen Ansetzungen mit den Erscheinungen des Sonnenjahres auf die Dauer nicht in Einklang bleiben könnten. So geschah es, daß das für die Berechnung des Osterfestes wichtige Aequinoctium vernum jährlich um einige Minuten zu spät notiert wurde: ein Irrthum, der in 128 Jahren einen ganzen Tag ausmachte. Dann benutzte man zur Bestimmung des Mondalters überhaupt und des Ostervollmondes im Besonderen den 19jährigen Cyclus mit der Voraussetzung, daß nach Ablauf dieser Zeit die Neumonde genau auf denselben Daten wiederkehrten. Da dieser Cyclus aber um etwas mehr als eine Stunde zu klein war, so traten die Neumonde um diese Differenz früher ein als in der abgelaufenen Periode: ein Unterschied, der in 310 Jahren zu einem Tag anwuchs. Da das Osterfest nun am 1. Sonntag nach dem Vollmond, der auf das Aequinoctium vernum oder zunächst nach demselben fiel, gefeiert werden sollte, so ist klar, wie der Tag,

den der Kalender bestimmte, von Jahrhundert zu Jahrhundert immer weniger mit der Wirklichkeit übereinstimmen konnte, bis es dann endlich dahin kam, daß — so klagt man einmal zur Zeit des Avignonesischen Exils — zum Aergerniß aller Gläubigen die Kirche Neumond verkündete, während am Himmel längst die Mondsichel glänzte. Die Entdeckung dieses kleinen und dann immer größeren Irrthumes wurde lange durch die Un- erfahrenheit in der Astronomie erschwert; als er aber deutlicher zu Tage lag, mußte doch die Erörterung desselben der kirchlichen Autorität gegenüber verstummen. Wie dann aber trotz alledem der Wunsch nach Reform entstand und lauter und lauter ward; wie hier und dort Vorschläge geäußert wurden, zum Theil von den bedeutendsten Gelehrten des Mittelalters, bald von der Kirche veranlaßt, ebenso häufig ihre Spitze gegen sie kehrend; — wie endlich, als keine Abhülfe erfolgte, die Gelehrten, soweit sie ein unmittelbares Interesse an einer richtigen Eintheilung des Jahres hatten, Philosophen, Astronomen, Mediciner, ihre eigenen Kalender unabhängig neben dem kirchlichen gebrauchten: alles das darzustellen und aus den zum Theil noch unpublicierten Quellen zu entwickeln, ist der Zweck der vorliegenden Arbeit, die ebenso sehr als Beitrag zur wissenschaftlichen Erforschung der Chronologie des Mittelalters, wie als allgemein culturhistorische Studie ihr Verdienst hat.

Schon Beda hat den Zwiespalt zwischen den Erscheinungen am Himmel und den Festsetzungen im Kalender bemerkt. Doch antwortet er eigenen und fremden Einwendungen »mit einer Berufung auf das Concil von Nicäa und auf das Wunder der Füllung der Taufbecken, welches schon Gregor von Tours als Beweis der richtigen

Osterfeier anführt« (S. 292). Aehnlich weist Alcuin die Bedenken Karls des Großen über die Richtigkeit des 19jährigen Cyclus mit dem Hinweis auf die Unfehlbarkeit des Concils von Nicäa ab. Ich möchte bedauern, daß der Verfasser über diese am frühesten lautgewordenen Bedenken so schnell hinweggeilt ist. Freilich kommen sie gegenüber der Energie späterer Zweifel weniger in Betracht. Den Ruhm eines ersten Vorläufers der Gregorianischen Reform vindiciert Herr K. einem bisher unbekanntem Magister Chonrad vom Jahre 1200, dessen Computus nur in einer Uebersetzung v. J. 1396 in einer Handschrift der Wiener Bibliothek vorliegt (S. 293). Nachdem das Beispiel einmal gegeben, folgt jetzt Angriff auf Angriff. Es sind gerade die bedeutendsten Gelehrten, die ihre Stimme erheben. Der Schotte Johann von Sacro Bosco, welcher zuerst den aus dem Arabischen übertragenen Ptolemäus kennt, unterwirft Bibel und Concilssatzung rücksichtslos seiner Kritik, die natürlich zu Gunsten der empirischen Erfahrung ausfällt (S. 297). Bei ihm begegnet zuerst der Vorschlag vom Februar in 288 Jahren einen Tag auszulassen. In seine Fußtapfen tritt Johann Campanus, der bekannte Bischof von Lincoln Robert Grosseteste (S. 304) u. a. m., bis Roger Bacon, kühner als einer der früheren Computisten, auf dem Kampfplatze erscheint (S. 310). Es ist von hohem Interesse den Erörterungen dieses Philosophen, der das ethische Moment in die Debatte hineinzieht, zu verfolgen. Er opponiert der Kirche wegen ihrer Misachtung von Mathematik und Astronomie: Wissenschaften ohne die doch weder irdisches noch überirdisches Leben verstanden werden könne. Heftig tadelt er die Ehrfurcht, die man vor Concilssatzungen habe, und richtet endlich seinen Mahnruf direct nach Rom an Pabst Cle-

mens IV. Er bittet um eine Reform des Kalenders, welche das beste, schönste und größte Werk sein würde, das die Kirche je vollbracht! Während dann Bacon sein kühnes Unterfangen in diesen und andern Dingen durch jahrelange Haft im Klosterkerker büßen mußte, der Pabst aber an keine Reform dachte: berief König Alphons von Kastilien ein Collegium von Astronomen und ließ des Ptolemäus Tafeln verbessern und die Dauer des tropischen Jahres genauer feststellen. Ihr Resultat hat man in späterer Zeit nur um wenig rectificieren können (S. 315).

Der Kampf um eine Erneuerung des Kalenders geht durch das ganze 14. Jahrhundert hindurch. Als dann am Anfang des 15. die großen Concilien berufen wurden, von denen die Christenheit eine allgemeine Besserung aller Schäden hoffte, glaubte man, auch eine Revision des Kalenders sei nahe. K. behandelt eingehend die Thätigkeit Peters von Ailli, der auch nach dieser Richtung hin als der vorzüglichste Vorkämpfer für eine Reform angesehen werden muß (327). Es sind mehr die persönlichen Bemühungen dieses Mannes, die in Betracht kommen; denn wie der Verfasser aus der kritischen Prüfung des Inhalts der hierher gehörenden astronomischen Schriften Ailli's beweist, haben diese an und für sich keinen originalen Werth. Peter schließt sich eng an seine Vorgänger an und excerptiert, was Grosseteste, Bacon u. a. geschrieben. Peter v. A. hat das auch selbst nie geleugnet. Die Untersuchung über Peters Verhältnis speciell zu Bacon hätte sich der Verfasser freilich erleichtern können. Ailli nennt nämlich in der Schrift, wo er Bacon folgt, dessen Namen nicht ausdrücklich; erst durch mühsame, aber immerhin verdienstvolle Quellenuntersuchung kommt Hr. K. zu dem erwähnten Resultat (S.

331). K. hat eine Stelle in der *Apologetica Defensio I* nicht gekannt, wo direct Bacons »*epistola ad Clementem papam*« citiert wird*). Ueberhaupt findet man hier interessante Aufschlüsse darüber, wie sich Ailli zu Bacon auch in andern Dingen stellt.

Peters v. Ailli Thätigkeit setzten auf dem Basler Concile besonders Nicolaus von Cusa und Hermann Zoestius fort, ohne aber ein besseres Resultat zu erzielen.

Es würde zu weit führen, auf die einzelnen Arbeiten dieser Gelehrten oder die Gutachten der Facultäten, die von jetzt an in der hierher gehörenden Litteratur eine nicht unwichtige Stelle einnehmen, näher einzugehen. Es genüge auf die Arbeit selbst zu verweisen. Der Verfasser hat seine Quellen, von denen ein bedeutender Theil ungedruckt, zum Theil noch vollkommen unbekannt war, überall auf das sorgfältigste gesammelt und benutzt. Wir verdanken ihm eine wesentliche Bereicherung unserer Kenntniß über einen interessanten Abschnitt in der Chronologie des Mittelalters. Je seltener ein selbständiger Arbeiter auf diesem Gebiete auftritt, um so mehr sind wir verpflichtet, dankbar die uns gewordene Förderung anzuerkennen. Es ist ein lange empfundenes Bedürfniß, daß Idelers Handbuch der Chronologie neu bearbeitet werde: sollte man nicht hoffen dürfen, daß der Verfasser vorliegender Arbeit, für chronologische Studien offenbar außerordentlich begabt, sich dieser schwierigen Aufgabe unterziehen würde?

Berlin.

Joh. Heller.

*) In der *Imago mundi* fol. 144a (auf der Berl. Bibliothek). Vgl. die neu erschienene Monographie Tschakerts über Peter von Ailli (S. 330). Gotha 1877, wo auch auf diese Frage eingegangen wird.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück 21.

23. Mai 1877.

Die ältere Edda übersetzt und erklärt. Vorlesungen von Adolf Holtzmann, herausgegeben von Alfred Holder. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1875. — VIII und 604 SS. gr. 8.

Die Lieder der älteren Edda (Sæmundar Edda) herausgegeben von Karl Hildebrand. Paderborn, Druck und Verlag von Ferd. Schöningh. 1876. — XIV und 323 SS. 8.

Den bereits früher aus dem Nachlasse A. Holtzmanns publicierten Arbeiten*) reiht sich hier eine editio postuma der Vorlesungen an, die H. zuletzt im Sommer 1868 zu Heidelberg über die «ältere Edda» gehalten hatte. Das Misliche eines derartigen Unternehmens, namentlich wenn der Hrgb. nicht ohne Weiteres mit der einschlägigen neueren Literatur hinlänglich vertraut sein kann, liegt ja auf der Hand; es ist in diesem Falle bereits mehrfach von ande-

*) Vgl. die G. G. A. 1875 St. 24 besprochene «Deutsche Mythologie» von A. H.

rer Seite auf Dasjenige hingewiesen, was in dieser Holtzmanns Namen tragenden Arbeit als unzweckmäßig oder gerade zu verfehlt erscheinen muß — unnöthig dürfte es darum sein, die Schattenseiten der Arbeit, die für den kundigeren Leser sich sehr leicht ergeben, hier noch einmal schärfer hervorzuheben. Es versteht sich von selbst, daß ein zunächst für den Lernenden berechneter Standpunkt nur ausnahmsweise auch für den Geübteren noch eine Belehrung abwirft; und auffällig ist bei Holtzmanns Eigenart ebenso wenig, daß auch da, wo Derselbe neue und (nach unserer Ansicht) auch richtige Meinungen vorträgt, dieselben doch der rechten, unmittelbar überzeugenden, Beweisführung ermangeln. Es sind namentlich die in den einleitenden Bemerkungen des ersten Bogens niederlegten Ansichten sowie die drei als Beilagen dem Buche angehängten Abhandlungen, die uns zu dieser Aeußerung Anlaß bieten; hier finden sich nahezu abenteuerliche Behauptungen, wie die S. 9: »Ich bin der Ansicht, daß diese Gedichte (der Edda) im Ganzen noch vor der Völkerwanderung in Deutschland gesungen wurden*), und daß sie nach dem Norden kamen zugleich mit den aus Deutschland nach Norden einwandernden Völkern«. Das letztere Gutachten (über die Richtung der Wanderung) brauchte H. wie-

*) Daß hier wie schon oft bei ähnlichen Erörterungen zunächst das Alter der Sage mit dem der Gedichte völlig verwechselt ist, leuchtet sofort ein, doch dürfte auch die erstere sich nicht ganz so hoch hinauf versteigen. Auch kann recht wohl ein sehr alter Sagenbestand (z. B. die Ermanarichssage) bei irgend einer künstlichen Sagenverschmelzung späterer Zeit die letzte Stelle erhalten — natürlich ohne darum jüngster Theil des Ganzen zu werden. Vgl. Holtzm. S. 10.

der nicht als »ganz gegen die herrschende Ansicht« zu bezeichnen; die Angabe des Jornandes (C. IV) über den südlichen Zug der Wanderung hat im Ganzen wohl mehr Widersacher als Anhänger, wenigstens in Deutschland, gefunden; richtiger handelt hierüber Holtzmann selbst: Germanische Alterthümer (Lpz. 1873) S. 91, 92. — Auch die im Ganzen berechtigte Polemik gegen die Edda-Lieder als »Volkslieder« führt H. zu weit, wenn er S. 593 (ältere und jüngere Edda völlig confundierend) die uns erhaltenen Lieder nur «Auszüge aus den alten Gedichten zum Behuf für den Unterricht in der Poetik» glaubt nennen zu dürfen, wodurch also doch wieder jenes scheinbar schrankenlos hohe Alter «dieser Gedichte» eine sehr einschneidende Einschränkung erfährt*). Rechnet man zu den eben gerügten Mängeln noch die etwas lockere und z. Th. populäre Form der Behandlung, so kann die wenig günstige Aufnahme dieser Edda-Vorlesungen im Kreise der Fachgenossen nicht eben befremden; um so mehr bleibt zu wünschen, daß die Klasse der Lernenden, für welche zunächst ja derartige Vorlesungen bestimmt sind — freilich auf die Gefahr hin, Irriges und Veraltetes vorläufig mit in den Kauf zu nehmen — aus Holtzmanns gedruckten Vorlesungen eine ähnliche Anregung zum Edda-Studium gewinne, wie dies bei den mündlichen Vorträgen desselben sicher der Fall gewesen ist, die der Natur der Sache nach ja auch einzelnen Irrthümern des Lehrenden, manchen Misverständnissen der Lernenden ausgesetzt sein mußten. Weit ent-

*) Beiläufig möchte ich auf einen störenden Druckfehler S. 586 noch hinweisen; Z. 9 von unten wird »ge-
wiß nicht« für »gewiß« zu lesen sein.

fernt, die vorliegende Arbeit als eine allen Ansprüchen genügende Stütze für das Studium der Edda-Lieder bezeichnen zu können, glauben wir andererseits doch auch bei dem empfindlichen Mangel derartiger Hülfsmittel — ist doch die vor 18 Jahren erschienene praktische Edda-Ausgabe von H. Lüning in der Hauptsache noch nicht überholt — eine gewisse Brauchbarkeit dieser Vorlesungen für das Anfangsstudium der Lieder-Edda nicht abläugnen zu dürfen.

Dem angedeuteten Bedürfniß einer zugleich wissenschaftlich zuverlässigen und praktisch brauchbaren Handausgabe der Lieder-Edda sollte die von K. Hildebrand (in Halle) unternommene, leider unvollendet hinterlassene und von Herrn Prof. Möbius in Kiel zu einem gewissen Abschluß gebrachte (vgl. Vorwort S. IV) Ausgabe entsprechen und würde das angestrebte Ziel sicherlich auch erreicht haben. Nun aber ist gerade der Theil, um den es sich zur Erleichterung des Edda-Studiums zumeist handelte, und auf den Hildebrand (nach eigener Aeußerung) das Hauptgewicht zu legen gedachte, das erläuternde Wörterbuch nicht über den Plan hinausgediehen. Eine Einleitung und ein Excurs zur Völuspá, auf die in den Noten verwiesen wird, sind gleichfalls im Nachlasse nicht aufgefunden, doch darf die Annahme des Hrgb., daß sich Hild. hier wie dort vorzugsweise an S. Bugge angeschlossen haben dürfte, um so mehr gesichert erscheinen, als im Jahre 1872 Hild. sich mir gegenüber dahin aussprach, eine Einleitung überhaupt für unnöthig zu halten, da er sich hier doch nur zu Bugge's »Fortale« würde bekennen können. Weitere Erwägung dürfte nun dahin geführt haben, daß eine Rechtfertigung der Bugge'schen Ansichten, namentlich bez. der Völuspá-Um-

stellung doch wohl noch am Platze sei, und Ref. ist schwerlich der Einzige, der eine solche Apologie auch nach Bugge's «Efterslæt» nicht gerade für überflüssig erachtet haben würde. — Fragen wir nun, was uns wirklich geboten ist, so liegt eine Textausgabe der Edda-Lieder mit kritischem Commentar uns vor, abschließend mit den Hamðismál, deren Bearbeitung jedoch zum größeren Theile dem Herrn Hrgb. verdankt wird. Daß vier oder fünf weitere den meisten Lieder-Edda-Editionen einverleibte Lieder hier mangeln, ist anderweitig schon mit Bedauern bemerkt worden, doch glaubt Ref. darauf hinweisen zu müssen, daß Hild. die Absicht hatte, diese jüngeren Lieder in einer besondern kleinen Ausgabe späterhin zu vereinigen, die sich als Appendix zu der größeren verhalten haben würde, in der Art wie M. Heyne's kleinere altniederdeutsche Denkmäler zu dessen Heliand-Ausgabe*) sich stellen — daß demnach, was Text und Commentar betrifft, das von Hild. selbst zunächst vorgesteckte Ziel, wenn auch nicht ohne Nachhülfe des Herrn Hrgbs., erreicht worden ist.

Fragen wir nun weiter nach der Qualität des uns Gebotenen, so freuen wir uns, hier mit geringen Einschränkungen uns durchaus befriedigt erklären zu können. Ist auch durch die Arbeiten von S. Bugge und Sv. Grundtvig eine Grundlage geschaffen, die den Nachfolger mancher mühsamen Untersuchung überhebt, so bedurften doch auch diese Arbeiten vielfach noch einer

*) Dieses Vergleiches bediente sich Hild. (bei unserer letzten Begegnung) selbst. Aus demselben Grunde — um nämlich für das Hauptwerk einen mäßigen Umfang zu bewahren — ist sicher für die geplante Edda-Sprachlehre eine Separat-Ausgabe beabsichtigt gewesen. Das Wörterbuch ist jetzt von anderer Seite zugesagt.

kritischen Nachhülfe, die sich vorzugsweise auf die Abtheilung der einzelnen Verse zu beziehen hatte. In einer umfangreichen Abhandlung hatte Hild. bereits früher seine Ansichten über die «Verstheilung in den Eddaliedern*)» niedergelegt, deren Grundsätze in vorliegender Ausgabe nun ihre Anwendung finden. Mochte es auf den ersten Blick auch überraschen, eine metrische Frage wie die nach der Verstheilung nicht von metrischen, sondern überwiegend von anderweitigen, zumeist syntaktischen Gesichtspunkten aus beurtheilt zu sehen, so verstehen wir doch die Gründe für einen so unvortheilhaften Standpunkt, in Folge dessen der Verf. auch einige sonst naheliegende Consequenzen nicht gezogen zu haben scheint, recht wohl und finden die z. Th. auf mühsamen Umwegen erreichten Resultate um so achtbarer, wie denn die Sicherheit derselben durch eine gleichzeitig etwa von anderer Seite geführte Untersuchung wünschenswertheste Bestätigung gefunden hat**). Ref. will damit natürlich nicht sagen, daß er in jeder Einzelheit Hildebrands Ansichten unterschreiben dürfe; auf einen Stein des Anstoßes, den jene Abhandlung für mich enthielt, will ich aber nur gleich hinweisen, um hier nicht etwa noch Andere straucheln zu sehn. S. 81 a. a. O. wird in Uebereinstimmung mit Ettmüller Guðrúnarhvöt 19: *sitr eigi hér snör né dóttir, sú er Guðrúnu gefi hnossir* angefochten, da die Mutter der Tochter und nicht umgekehrt bräutliches Geschmeide zu geben pflege. Sehr richtig! nur

*) Vgl. Zachers Zeitschr. f. d. Phil. Ergänzungsband S. 74 fg.

***) Max Rieger äußert sich in seinem Aufsätze: Die alt- und angelsächsische Verskunst (Zachers Zeitschr. VII, 1) durchaus zustimmend.

finde ich hier keine Spur eines bräutlichen Geschmeides, wovon Str. 16 die Rede, sondern nur jene Geschenke erwähnt, die in der ebenso freigebigen wie an der Gabe sich kindlich freuenden Zeit (vgl. Háv. 39, 41 u. w. Hild.) nicht nur von dem Höher-Gestellten zu den Jüngeren oder Niederen, sondern hin und her üblich waren. Zu den Háv. 41 erwähnten Waffen*) und Kleidern sind nun in dritter Linie Kleinode zu rechnen, seien es Trinkhörner (wie die König Olaf Tryggvason von dem Zauberer Goðmundr geschenkten) oder Armringe, oder endlich kleinere Zierrathen, wie die Völ. 3 erwähnten *hringar ok men*, letztere Art natürlich Frauen gegenüber namentlich üblich, und nicht nur da, wo es sich (wie Völ. 3) um eine Art von Bestechung zu handeln scheint, sondern auch sonst pflegte dem freundlich gemeinten Worte gern die Gabe einen festeren Rückhalt zu leihen. So heißt es Guðrúnarkv. II, 21 von dem freundlichen Zuspruch der Abgesandten Atli's zu Gudrun: *hverr vildi mér hnossir velja, hnossir velja ok hugat mæla*, was nicht auf die Ueberreichung schon von Atli geschickter Geschenke sich beziehen kann, vielmehr als freier Entschluß der Einzelnen erscheint und somit der Handlungsweise der Grímhildr (Str. 26) gleich oder doch nahe kommt. Daß nun Guðrúnarhv. 19 keine andere Auffassung zuläßt, hätte schon die von Hild. in seiner Ausg. auch citierte prosaische Auflösung in der Völsungasaga (C. 41) zeigen können: *hér sitr nú eigi eptir sonr né dóttir**)* *mik at hugga*; das *hnossir gefa* oder *velja* ist somit

*) Wozu im weitern Sinne auch Streitrosse, Hunde, Falken zu rechnen sind.

***) Dies *sonr né dóttir* dürfte gegenüber dem *snör ok d.* in Guðrhv. nicht die richtigere Lesart enthalten.

nur ein sinnlicheres, stärkeres Synonym für *hugga*, *hugat mæla*. Wer aber noch deutlicher bewiesen wünscht, daß auch (natürlich nur erwachsene) Töchter und Schwiegertöchter ihren Müttern werthvolle Liebesgaben verehrten, den darf ich nur auf Gylfag. C. 49 (Schluß) verweisen, wo es heißt, daß Nanna ihrer Schwiegermutter Frigg aus der Unterwelt ein «Frauengewand und noch mehr Gaben», der jungfräulichen Freundin Fulla aber einen Fingerring schickt. — Es hätte also weder der Ettmüller'schen Bemerkung (die auch Lüning adoptiert, während Holtzmann, der sonst den Sinn richtig erfaßt, wieder auf Lüning verweist) und der dadurch veranlaßten falschen Conjectur, noch der allermindestens sehr bedenklichen Annahme Hildebrands bedurft, daß wir einen alten Nominativ in *Guðrúnu* vor uns hätten. Ueberdies paßt die Ueberlieferung besser zu dem Charakter der eddischen Gudrun, der auch sonst zwischen Schwäche und Reizbarkeit schwankt und nur ausnahmsweise idealer gezeichnet wird, wie in der fast zu übertriebenem Kothurn hinneigenden *Guðrúnarkv. I.* — In zweiter Linie hat sich Hild. durch genaue Anführung der Schreibungen früherer Hrgb., die sich oft sogar auf die Interpunktion erstreckt, ein Verdienst erworben, auch (nach Bugge's Vorgang) durch häufige Verweisungen auf die prosaische Edda und Völsungasaga (letztere hätten durch Beigabe der Capitälzählung noch ersprieslicher werden können) der Erklärung schon vorgearbeitet; was von einschlägigen Stellen älterer wie neuerer Literatur etwa noch hätte herangezogen werden mögen, werden sich Kundige leicht ergänzen können. Auffallend ist die doppelte Bezeichnung (vgl. S. XII) von cod. AM 62 als S (so üblich) und *d*,

während unter den Hss. der Snorra-Edda (S. XI) einmal cod. AM 748 wiederum als A (vgl. S. X), dann aber cod. AM 757 als *a* hätte erwähnt werden mögen, da sie Hild. unter dieser Bezeichnung zu verwenden scheint*).

Diejenigen Seiten der Arbeit, die auf uns einen minder günstigen Eindruck gemacht haben, sind überwiegend so geartet, daß Hild. hier in seinem Verfahren nicht allein steht, der Tadel demnach — wenn überhaupt berechtigt — mehr seine Vorgänger als ihn selbst betrifft. Wir rechnen dahin zunächst die im Anschluß an Grundtvig vorgenommene Umstellung der einzelnen Lieder, wobei eine Eintheilung in «epische, dramatische und didaktische» zu Grunde liegt. Für eine literarhistorische Betrachtung der Lieder-Edda ist eine derartige Sonderung in Lieder-Gruppen wohl angebracht, für einen Hrgb. des Textes aber dürften dadurch die Vortheile nicht aufgewogen werden, welche ein völliger oder doch annähernder Anschluß an die keineswegs willkürliche Reihenfolge im C. Reg. ergibt**). — Die von Bugge nur eben vorgeschlagene, von Grundtvig wirklich in den Text aufgenommene Strophenumstellung der Völuspá findet sich bei Hild. wieder — auch hier sollte der Standpunkt des kritischen Hrgb. aber doch ein anderer sein (wie schon Edv. Jessen hervorhob), als der beispielsweise eines Uebersetzers oder ästhetisch kritischen Betrachters. Die Bedenken, welche ich übrigens gegen die erwähnte

*) Belegstellen zu Grímn. 40, 41; ferner b = Wb S. 112, c = 1eß Alv. 31.

***) Auch die Stellung von Alvissmál dürfte dies Gedicht als gelegentliche spätere Zuthat charakterisieren. Ueber die Reihenfolge der Heldenlieder im C. Reg. vgl. Möbius in Zachers Zeitschr. f. d. Phil. I, 398 fg.

Umstellung überhaupt hegen muß, sowie die Erörterung mancher einzelnen Stelle in der Lieder-Edda, wo mir vorliegende Ausgabe noch nicht auf der richtigen Fährte zu sein scheint, dürften nicht hieher gehören; Verwahrung einlegen aber möchte ich hier gelegentlich gegen die in den neueren Ausgaben überall befolgte Manier, zwei Prosastücke (*Frá dauða Sinfjötla* oder *Sinfjötla-lok* und *Dráp Niflunga* oder *Niflungalok*) mitten unter den Liedern unserer Sammlung als besondere Stücke aufzuführen. So verschieden man auch über die sog. *Sæmundar-Edda* urtheilen mag, als Lieder-Sammlung ist sie doch von jeher und bis auf den heutigen Tag betrachtet*); Prosastücke dürfen in ihr immer nur den Wert einer Einleitung, Ergänzung oder Abrundung beanspruchen, und Nichts scheint in der handschriftlichen Ueberlieferung sich zu finden, was dieser natürlichen Ansicht widerspräche. Weder der Umfang der betr. beiden Prosastücke (denn die Einleitung zu *Grímnismál* zählt bei Hild. noch eine Zeile mehr) noch die in der Hs. selbst sich findende Ueberschrift berechtigt zu einer Sonderstellung jener beiden Stücke, denn vor der Einleitung zu *Grímn.* und zur *Lokasenna* steht ebenfalls eine solche in der Hs. Dasselbe ist bei der Einl. zur *Völundarkv.* der Fall, und wahrscheinlich beziehen sich alle mit *Frá* beginnenden Inhaltsangaben zunächst auf die einleitende Prosa. Durch diese Inconsequenz der Hrgb. wird also wohl nur eine kleine Bequemlichkeit im Citieren der gedachten Stücke bezweckt, wie die handschriftlicher Stütze gleich-

*) Mit dem von namhafter Seite neuerdings gemachten Versuche, die Völsungen-Lieder der Edda sammt ihren Prosazusätzen als eine Art *Sigurðar-Sage* zu betrachten, weiß ich nicht recht Etwas anzufangen.

falls entzerrnde Trennung der sog. Fálnismál und Sigrdrífumál allerdings auch mir zweckmäßig erscheint. Doch dürfte eine besonnene Prüfung dieser Verhältnisse nicht überflüssig sein, um einerseits zu einer praktischen, andererseits aber doch auch consequenten und theoretisch-richtigen Eintheilung der Lieder-Edda zu gelangen. Da bei Dráp Niflunga keine Spur einer Trennung von Guðrkv. II*), bei Sinfiötla- lok nur eine kaum bemerkbare von der sog. Grípisspá vorliegt, so dürfte Wenig im Wege stehn, beide Prosa-Stücke eben nur als Einleitungen der betr. Lieder anzusehen. Dagegen ließe sich freilich anführen, daß die besonderen Ueberschriften für diese Einleitungsstücke, wie sie sich in der Hs. fast überall finden, doch eine Erinnerung daran zu bewahren scheinen, wie es sich hier wohl z. Th. um ursprünglich ganz für sich stehende prosaische *frásagnir*, gelegentlich vielleicht nur Auszüge aus einer größern *saga* handelt. Dies Verhältniß ist dadurch vor Allem klar gelegt, daß sich (vgl. z. B. Bugge's Bemerkung N. F. 113) gelegentlich die Angabe der pros. Einleitung nicht wohl mit der Darstellung des Liedes vereinigen läßt, wie dies außer bei der Lokasenna auch bei Grottasöngur der Fall sein wird, wo der Widerspruch zwischen der Angabe der Prosa und den Andeutungen des Gedichts (Str. 22) durchaus keine Aenderungs- oder Erklärungsversuche bestimmen darf; dergleichen Differenzen sind eben von dem Sammler oder Redactor nicht weiter störend empfunden worden**). Ist eine Separat-Auffassung der Prosa-

*) Mit welcher es darum auch Rask vereinigt.

***) Auch ersieht man leicht, wie der prosaische die Grímnismál umschließende Rahmen früher selbstständig bestanden haben mochte, etwa mit ein paar dem O'ðinn zugetheilten Strophen.

stücke demnach historisch auch wohl berechtigt, und war die consequente Durchführung dieses Principis in der AM. auch schwerlich unpraktischer als die jetzt beliebte Gewohnheits-Anordnung, so dürfte ein Hrgb. der Lieder-Edda sich doch meines Erachtens am besten auf den Standpunkt des Sammlers stellen, der alle diese Prosastücke nur zur Erläuterung, bez. Ergänzung der Lieder aufgenommen, und sie mit dieser also nicht auf gleiche Linie gestellt haben wird. Das ähnliche, nur eben umgekehrte, Verhältniß zwischen Poesie und Prosa erscheint in der sog. Snorra-Edda und in so manchen prosaischen Saga's, wo Verse zum Beleg, zur Erläuterung, mitunter wohl auch nur zum Schmuck der Rede aufgenommen sind, und wo sich gleichfalls öfter kleine Differenzen zwischen beiden Formen der Darstellung finden, wie z. B. Skáldsk. C. XVII. — Die Einleitung würde, wenn sie zur Aufzeichnung gelangt wäre, sich natürlich auch über die wichtigen Fragen bez. des Alters und der Entstehungsart der eddischen Gedichte zu verbreiten gehabt haben; bei aller Achtung vor dem Fleiße, der Genauigkeit und dem Scharfblicke Hild. in philologischen und metrischen Fragen glaubt Ref. seinerseits — nach den Andeutungen, die Hild. früher schon gelegentlich hierüber gemacht hatte*) — das Fehlen der bez. Einleitung nicht allzusehr bedauern zu dürfen. Die eddischen Lieder nicht nur als «Volkslieder» überhaupt anzusprechen, sondern von ihnen aus den Stil der altgermanischen Epik im Allgemeinen construieren zu wollen, erscheint mir

*) In den Eingangsbemerkungen der schon oben genannten Abhandlung über die Vertheilung in den Eddaliedern.

nur insofern noch lobenswert, als die scharfe Betonung einer ob auch geradezu falschen Ansicht doch immer eher zur Erkenntniß des — in diesem Falle entgegengesetzten — Richtigen*) führt, als eine sich selbst unklare, die Gegensätze absichtlich verhüllende Darstellung. Ohne hier eine Charakteristik der altgermanischen Epik im Allgemeinen anstreben zu können, bemerke ich nur Soviel, daß unstrophische epische Lieder in dem Umfange etwa des wohl nahezu vollständig überlieferten Hildebrandliedes die Grundform gewesen sein wird, aus der sich einerseits die complicierteren angelsächsischen Epen (neben denen eben die kürzere Form ja vielfach noch fortbesteht) und der Heliand, andererseits aber die strophisch aufgefaßten Edda- und Skalden-Lieder ableiten. Edda- und Skalden-Lieder so in einem Athem zu nennen, ist der deutsche Literat allerdings wenig gewohnt; unsere Auffassung der Edda-Lieder hat lange eben daran gekrankt, daß man absolut Volkslieder von ursprünglicher Einfalt darin finden wollte, himmelhoch erhaben über die Künsteleien der Skalden. Wenn man im Norden dagegen die Edda-Lieder hier und da nur als «anonyme» Skalden-Lieder von der eigentlich literarischen Skaldik unterschieden findet, so ist diese Bezeichnung zwar nicht ganz concinn (da

*) Diese richtigere Ansicht hat in mehr populärem Tone, als dies früher schon von Andern geschehen war, Edvin Jessen in der Zeitschr. für d. Phil. III, 1 fg. entwickelt, bez. der unvolkmäßigen Natur der Edda-Lieder stimmt auch Holtzmann (in seiner Ausgabe) unabhängig zu. — Wenn ich hier übrigens (wie der Hrgb. von Hildebrands Arbeit S. V) auf den Aufsatz Jessens verweise, so scheint mir dies zugleich die Pflicht aufzuerlegen, einige Differenzen meiner eignen Ansichten wenigstens anzudeuten.

wir nicht alle anonyme Skaldengesänge zur Edda ziehen) aber unbedingt richtiger, als die uns geläufige. Weder läßt sich direkt eine völlige Trennung eddischer und skaldischer Poesie durchführen; die älteste Form der Stabreimstrophe*) ist ja in der nordischen Metrik bereits an den Namen des allerdings halbmythischen Skalden Starkaðr geknüpft; eine von Brot af Sigkv. 4 nur unerheblich abweichende Variation wird in der Völsungasaga C. XXX als Skaldenstrophe citiert (sem skáldit kvað**) und die vielfachen Einwirkungen des skaldischen Stils auf die Lieder-Edda sind keineswegs nur in jüngeren Gedichten nachweisbar, während fast Alles dafür spricht, daß die in den Edda-Liedern vielfach noch lose Strophengliederung selbst erst dem Einflusse der Skalden sei es ihre Entstehung oder doch ihre festere, offenbar auch in den Edda-Liedern angestrebte, Regelung verdankt — noch endlich sind die indirecten Stützen, die man für das höhere Alter der Edda gegenüber der Skaldik glaubte aufgefunden zu haben, irgendwie stichhaltig***).

Am wenigsten war die lange Zeit übliche Argumentation, daß die Beziehungen auf die Nibelungensage, die in den ältesten uns erreichbaren Skaldenliedern bereits aufstoßen, ein

*) Es verlohnt sich für unsern Zweck nicht, die minutiöse Unterscheidung von Starkaðarlag und Fornyrðarlag, wie sie Hátt. C. 168—170 darbietet, in Anschlag zu bringen.

**) Darnach berichtet sich, was Raßmann D. Helden. I, 48 über die Benutzung einer Skalda in der Völsungasaga bemerkt.

***) So die Nichtaufnahme von Skalden-Liedern in das eddische Lieder-Corpus, worauf ich noch andern Ortes zu sprechen komme.

früheres Vorhandensein der eddischen Lieder darthue, durchgreifend. — Jessen betonte mit Recht den so oft vergessenen Unterschied zwischen Sage und Lied, zwischen Stoff und Behandlungsform. Bringt man die in der sog. Snorra-Edda immer wiederkehrende Ansicht, daß als Grundlage skaldischer Gedichte zunächst prosaische Erzählungen zu betrachten seien*), zusammen mit der Wahrnehmung, wie prosaische ebensowohl wie poetische Stoffe des Auslandes in späterer Zeit dem Norden zunächst nur in prosaischer Wiedergabe vermittelt worden**), so wird man aufhören unsere Edda-Lieder von den Völsungen als Vorbilder der Skalden zu betrachten, deren Einfluß vielmehr in dem ganzen uns erhaltenen Lieder-Corpus unverkennbar walтет. Dürfen die von mir erwähnten metrischen Rücksichten als eine weitere Stütze des Satzes, daß die Entstehung der Edda-Lieder in die letzten Jahrhunderte vor ihrer Sammlung (die wohl erst im 13ten Jahrh. vor sich ging), jedenfalls (auch in ihren ältesten Theilen) nicht vor die Blüthe der Skaldendichtung — wie früher üblich — zu setzen sei, irgendwie gelten, so wird man andererseits, denke ich, wohlthun, einiger von Jessen's Seite gebrachter Argumente, die von ästhetischer Betrachtungsweise ausgehen, sich als sehr zweideutiger Bundesgenossen lieber ganz zu entschlagen. Wir dürfen die Lieder-Edda nicht dafür verantwortlich machen, daß

*) Vgl. z. B. Skáldsk. C. 17: nach dieser Erzählung hat Thiodolf von Hven gedichtet, aber ebenso C. 18: nach dieser Erz. hat Eilif Gudrunarson gedichtet.

**) Ich erinnere außer der Thidrekssage an die romantischen Saga's überhaupt. Diesen Standpunkt habe ich G. G. A. 1875 S. 1472 noch nicht genug zur Geltung kommen lassen.

ihr poetischer Werth vielfach etwas in die Wolken erhoben ist; da sie selbst sich nicht erhöht hat, wird sie auch keiner derartigen Erniedrigung bedürfen, wie sie sie bei E. Jessen vielfach erfährt. Mehr noch werden wir uns daran zu erinnern haben, daß ästhetisches Wohlgefallen oder Mißfallen mit der Alterthumsbestimmung eines literarischen Dokumentes nur durch einen seidenen Faden zusammenhängt. Man hat vielfach in der Einfachheit und Leichtigkeit der Darstellung nicht nur ein poetisches Verdienst, sondern auch ein Kennzeichen alt-volksthümlicher Dichtung und somit einen Maßstab der Alterthümlichkeit auffinden wollen. Es wird nicht überflüssig sein, hier wiederum zu bemerken, daß unser »volksthümlich, Volks-« (in Zusammensetzungen wie Volksdichtung u. A.) zwei ganz verschiedene Begriffe, die der Franzose durch «*national*» und «*populaire*» glücklich sondert, ununterschieden läßt. Mit «*national*» würden wir das dem ganzen Volke Angehörige, mit «*populär*» das vorzugsweise auf die unteren Volksklassen oder doch die eigentliche Masse des Volkes Gerichtete*) genauer bezeichnen müssen. So wenig nun darüber ein Zweifel obwalten kann, daß wahrhaft nationale Gedichte, wie die sog. Homerischen, zwar nicht den rohen Anfängen der poetischen Cultur, aber doch (von unserem Epigonenstandpunkte aus) der ältesten, uns erreichbaren Literaturperiode angehören, ebenso wenig verbirgt die sog. populäre Behandlungsweise bei näherer Betrachtung den Charakter einer (jedoch durchaus nicht unnatürlichen und

*) Nebst der in den unteren Volksklassen selbst coursierenden Literatur, die ich der Kürze wegen wohl auch als eine »populäre« bezeichnen darf.

darum meistens auch siegreichen) Reaction gegen die Geschmacksvorurtheile sei es gelehrter, sei es höfisch abgeschlossener Kreise; zeigt sich eben darum aber sehr häufig jünger als die letztgenannte Entwicklungsform, während sie äußerlich oft der ältesten (uns erreichbaren) Literaturperiode nahezu zum Verwechseln ähnliche Züge zeigt. Die hierdurch für die literarische Betrachtung sich ergebende Schwierigkeit möchte nun Manchem als eine mehr eingebildete erscheinen, der nämlich annehmen zu dürfen glaubt, daß in den unteren Volkskreisen sich irgend welche poetische Schätze fast oder völlig unverändert seit der ältesten Zeit erhalten könnten, daß man also das Populäre nur eben gestrost als das Alt-Nationale ansehen dürfe! Diese Ansicht hegten früher namhafte Meister der Wissenschaft und mochten sie hegen; wir werden um so weniger daran festhalten können, je mehr wir uns überzeugen, wie in jener Zeit alt-nationalen Strebens ein beständig sich im Laufe verändernder Fluß der Ueberlieferung durch die Gefilde des geistigen Lebens rann, wie jenes zähe Festhalten auch an den Einzelheiten der Traditionen immer nur den späteren Jahrhunderten eignen wird, wo der lebendige Brunnen der Volksdichtung bereits halb verschüttet, wo eine Neu- oder Umdichtung unnatürlich oder unmöglich geworden, wo man das Letzte, was einem noch geblieben, schon zu verlieren fürchtet; erst in solchen Zeiten wird man das alte Erbe mit scheuer Ehrfurcht unverändert zu erhalten suchen. Es stellt sich mit der mündlichen Tradition nicht viel anders wie mit der schriftlichen; so lange die Schreiber z. B. isländischer Saga's mit der Erzählung selbst noch lebendig zusammenhingen, änderten sie unbe-

denklich, verbesserten und ergänzten vielfach die Texte; dem ablaufenden MA. wie der neuen Zeit blieb nichts anders übrig, als treue Wiedergabe der vorliegenden älteren Aufzeichnung zu erstreben*). — Lehrreich ist auch eine Betrachtung der bei Saxo Grammaticus aus der Volksüberlieferung aufgefaßten Sagen, Erzählungen und Lieder, da erscheinen gute und alte Züge, die aber im Volksmunde unendlich leichter und öfter der Entstellung oder doch Umwandlung ihrer Form anheimfielen, als in literarischen Kreisen. Gehalt und Form stehen hier, wie so oft, in umgekehrtem Verhältniß: je getreuer ein Volks-Lied oder -Mährchen den Geist der alten sagenmächtigen Zeit wiederzugeben im Stande ist, um so unzuverlässiger ist in der Regel**) die formelle Seite der Ueberlieferung. Mit Recht ist wiederholt darauf hingewiesen***), wie noch heutzutage eine Art von Mythenbildung im niedern Volke beobachtet werden kann; natürlich handelt es sich dann überall um solche Vorstellungskreise (wie die von Zwergen, Elfen, dämonischen Wesen), die gerade den unteren Volkskreisen besonders naheliegen. Eine Erfrischung und Anregung darf die Mythenforschung auf ihrem mühsamen Wege natürlich unbedingt aus so anziehenden Bildungen, wie sie uns z. B. K. Maurer in den «Isländischen Volkssagen der

*) Vgl. Th. Möbius: Ueber die altnordische Philologie im skandin. Norden S. 25, 26.

**) Daß sich ausnahmsweise (z. B. in den färöischen Sigurdliedern) eine relativ ziemlich treue Bewahrung älterer pöetischer Formen findet, darf bei der Abgeschiedenheit dieser Inselgruppe, die von regeren literarischen Strömungen abhielt, nicht Wunder nehmen.

***) So von N. M. Petersen: Nordisk Mythologi (A. U.) p. 51.

Gegenwart» (Lpz. 1860) und Andere in ihren Sammlungen aus Nord und Süd, Ost und West geboten haben, zu gewinnen suchen, irren würde man schon, wenn einem das anziehendste Märchen das älteste wäre, und unnöthig Blindekuh spielen würde Derjenige, der für das Wesen einer ausgebildeten heidnischen Staatsreligion, an der alle Stände, und die sog. «Edeln» in der Regel zumeist Antheil nahmen, die populäre Volkssage unserer Tage zum Maßstabe nehmen wollte. Noch weit leichter aber als für den Mythologen wiegt das «populäre» Sagenelement natürlicherweise für den Literaturhistoriker, der zunächst die Formen-Entwicklung der Ueberlieferung festzustellen bestrebt ist; handelt es sich beispielsweise um die Altersbestimmung eines Edda-Liedes, so ist der günstige Eindruck, den etwa die einfach-populäre Behandlungsweise auf unser poetisches Gefühl macht, entweder gar nicht als Kriterium zu verwenden oder doch nur unter Wahrung des literarhistorischen Standpunktes. Wären beispielsweise alle Forscher mit E. Jessen darin einig, der eddischen þrymskviða wegen ihrer glücklichen Einkleidung «bedeutenden dichterischen Werth» zuzugestehn oder sie als ein im «reinsten epischen Stile gehaltenes» Lied zu bezeichnen, so würde die Altersbestimmung unter Berücksichtigung auch anderer Kriterien (auf die ich noch w. u. zurückkomme) dahin lauten müssen, daß eben der unversehrten, gleichartigen Form wegen die Entstehung des Gedichtes weit wahrscheinlicher kurz vor oder noch zu Lebzeiten des Sammlers anzusetzen sei, als daß man hier eine zugleich populäre (d. h. im Vortrag lebendige und ungesuchte) und alte (d. h. in Jahrhunderten der Ueberlieferung unveränderte) Form an-

zuerkennen habe. Und je anziehender und lebendiger uns in der prosaischen Edda gerade solche Partien erscheinen mögen, die mehr oder minder deutlich sich als populärer Fassung folgend darstellen, um so weniger werden wir befugt sein, diese Stücke nun ohne Weiteres für den ältesten Bestand der Ueberlieferung jenes Sammelwerkes zu erklären. Kommen uns so allerdings einige Vortheile für die kritische Betrachtung scheinbar abhanden, so birgt ein Verzicht auf ästhetische Geschmacksvorurtheile doch zugleich einen Ersatz in sich, der hoffentlich für jenen Verlust entschädigt. Ganz abgesehen von der Frage, wie hoch oder niedrig die eigentlich skaldische Dichtung von ästhetischem Gesichtspunkte aus gestellt werden mag*), finden wir doch in ihrem Bereiche jene Bedingungen einer für Jahrhunderte im Ganzen und Großen feststehenden Form der Ueberlieferung, nach denen

*) Es bedarf für den Kundigen wohl kaum des Hinweises, daß man in Deutschland sich im Ganzen einer (auch ästhetisch betrachtet) etwas übertriebenen Geringschätzung der Skaldik zu befleißigen liebt. Einige besonders haarsträubende Beispiele künstlicher Umschreibungen müssen in der Regel herhalten, um die ganze Dichtungsart als eine monströse erscheinen zu lassen. Auch durch derartige wörtliche Uebertragungen, wie sie E. Jessen S. 42 z. B. von *flotbrúsi*, *brynpings apaldr* u. w. giebt, wird so Wenig bewiesen, wie durch ein nhd. «seines Herzens Faß» verglichen mit dem mhd. *sines herzen vaz.* — Entweder gilt es bei poetischen Erzeugnissen früherer Jahrhunderte sich einfach in den Geist ihrer Zeit zurückzusetzen, oder, wenn man sie, aber ohne Entstellung übertragen will, der veränderten, keineswegs darum stets mehr geläuterten Geschmacksrichtung der Gegenwart Rechnung zu tragen. Ein «Wellensturmbock» (*flotbrúsi*) oder eine «Eiche der Heerversammlung» dürfte wenigstens erträglicher sein als «Fließbock» u. dgl.

wir bei der populären Dichtung älterer Zeit umsonst suchten, und auf die es uns doch bei literarhistorischen Fragen vor Allem ankommen muß, annähernd erfüllt. Schon der Umstand, daß auch unmittelbar nach der Bekehrung zum Christenthume — welche Zeit sonst für die Erhaltung heidnischer Formen und Formeln wegen des unter der Asche noch glimmenden alten Feuers begreiflicher Weise die allergefährlichste war, die Anwendung heidnischer Götternamen in Gedichten, die am Hofe christlicher Könige gesprochen wurden, sich — wenn auch nicht ohne Widerspruch strengerer Christenleute — erhalten konnte*), bekundet uns das feste Gefüge der alten Kunst-Tradition auf diesem Felde. Erwägt man weiter, wie bei der eigenthümlich künstlichen Behandlungsweise das Verständnis einer Skaldenstrophe mehr oder minder dem glücklichen Errathen eines Räthsels gleichen mußte, so springt damit auch in die Augen, daß der Kunst-Skald sich nicht der geringsten Abweichung von einer allgemein giltigen Sagenfassung bedienen durfte, wenn seine immer nur anspielende, fast nie direkt beschreibende, Darstellung nicht absolut unverständlich und damit ungeniesbar werden sollte. Jener bekannte Hinweis auf die keinesweges zu verachtende Autorität der Skalden für den Historiker, den Snorri im Prologe zur Heimskringla giebt, gilt, glaube ich im höheren Maße noch für den Mythologen

*) Das will weit Mehr besagen, als wenn in der sog. Lieder-Edda sich das Andenken an die alten Götter gleichfalls noch Jahrhunderte fortfristet; ihre Hörer- und Leserkreise waren jedenfalls andere, als die oben bezeichneten. Vergl. das Verhalten des Hallfreör am Hofe König Olafs Tryggvason (Fornsögur ed. Vigf. und Möbius S. 93—95).

und Literarhistoriker auf altnordischem Felde. Die Skáldskaparmál der prosaischen Edda und die zu ihrer Ergänzung sich anderwärts findenden Skaldenstrophen entsprechen nun auch den Anforderungen, die wir an sie stellen dürfen; ungeachtet einiger Schwankungen in der Ueberlieferung, einiger unverkennbar neuerer Zusätze, die sich wohl geradezu als Novellen uns ankündigen*), vermögen wir doch hier festen Fuß zu fassen, und von hier aus mit einiger Sicherheit rück- und vorwärts zu schauen. Rückwärts gerichtet kann der Blick freilich nur mit dürftiger Sicherheit die bereits in der alt-nationalen Periode des Nordens wurzelnden Anfänge einerseits des Götter- und Heldensystems, andererseits der skaldischen Kunstform erkennen**); vorwärts gewahren wir jene reiche Entfaltung der, oft zwar auf ältestem Grunde beruhenden, Prosa-Erzählungen und der ihnen einigermaßen verwandten eddischen Gedichte, die bei ihrer weiten Verbreitung gelegentlich eine so durchgreifende Veränderung der mythischen Vorstellungen zu schaffen vermochten, daß diese Wirkungen sich uns in jüngeren Skaldengedichten wiederzuspiegeln scheinen. Denn kaum bedarf es der ausdrücklichen Hervorhebung, daß so conservativ immerhin der Zug jener Kunst-Skaldendichtung geartet sein mochte, sie doch keines-

*) Als solche Zusätze erkennt eine kritische Betrachtung auch alle jene, in ihrer Art freilich höchst werthvollen, Mythenerzählungen, die zur Erläuterung der immer mehr veraltenden «Kenningar» es nächsterhand nöthig schien beizufügen. Diese Prosastücke gleichen etwa den pros. Einleitungen in der Lieder-Edda.

***) Diese dürfte der angelsächs. Alliterationsdichtung zunächst gestanden haben; neben ihr hat sich wohl bereits ein populärer Prosamährchenschatz befunden.

wegs mit einer chinesischen Mauer gegen andere Vorstellungskreise umgeben war; der Einführung des Christenthums z. B. ward von ihr bei aller Pietät gegen die alten Götter bereitwilligst Rechnung getragen, aber diese bedeutenden und doch an die alte Tradition überall anknüpfenden Veränderungen können für den Forscher auch nicht entfernt so hinderlich sein, als jene kleinen zahlreichen (sei es auf Zufall oder Willkühr beruhenden) und darum der Controlle so leicht sich entziehenden Variationen des Stoffes der Volksüberlieferung. Jener ästhetisch betrachtet so misliche Umstand, daß der Hof-Skald nur die Neubearbeitung feststehender Typen vornehmen durfte, gewährt uns eine wirklich recht dankenswerthe Garantie gegen alle Subjectivität in der Mythenfassung; die einzige poetische Freiheit, die der Kunst-Skald sich erlauben durfte, war nicht immer Alles zu sagen, was er über einen Gegenstand etwa wußte. Gerade die Tendenz, auch den einfachsten Hergang nur durch oder doch in Begleitung kunstvoller Reflexe darzustellen, mußte der Kunst-Skaldik es oft gerathen erscheinen lassen, ihre Kraft auf die Hauptzüge des Mythos zu concentrieren; kleinere Nebenzüge der prosaischen frásagnir, die überdies auch vielleicht nicht jedem Hörer genug erinnerlich waren, um sie aus bloßen Anspielungen wieder zu erkennen, werden nicht selten umgangen sein, wie z. B. in den Skáldsk. C. 17 ausgehobenen Strophen von Haustlöng der Antheil Thjalfi's an dem Kampfe gegen Hrungrnir von dem Dichter zwar gekannt*), aber nicht aufge-

*) Dies schließe ich daraus, daß die verkehrte Anwendung des Schildes auch hier nicht dem freien Entschlusse des Riesen, sondern fremdem Einflusse (hier dem

nommen wurde. — Bedauerlich ist auch, daß die sog. Skálda einerseits eine nicht geringe Anzahl von Hindeutungen enthält, für die wir weder in Poesie noch Prosa eine wirkliche Erläuterung finden, und die also bestenfalls durch Combination gelöst werden müssen, wenn dies eben gelingt — andererseits doch auch wieder nicht als vollständige Sammlung der skaldischen Technologie angesehen werden kann; man wird eben auch hier erst zu sammeln begonnen haben, als es hohe Zeit dazu war, und auch von dem Naheliegenden Etliches übersehen haben. Immerhin bleibt die Skálda auch für den Mythologen wohl nahezu der wichtigste Theil der prosaischen Edda.

Sind die hier erwähnten Gesichtspunkte im Ganzen richtig genommen, so wird sich bei der weiteren indirecten Altersbestimmung der Lieder-Edda — die direkte Bezugnahme auf Sprache, Versform, Alter der Hss. u. dgl. liefert bekanntlich zu dürftige, überdies mehrfach controverse Resultate, um bei ihnen stehen bleiben zu können — das Augenmerk eben nicht zuerst auf Gylfaginning und die übrigen prosaischen Stücke der Snorra-Edda, obwohl auch diese (namentlich Gylfag.) wertvoll genug sind, da wir hier theils abweichende und wahrscheinlich ältere Fassungen einiger Lieder der sog. Lieder-Edda, theils annähernd übereinstimmende constatieren können, und endlich aus der Nichtbenutzung mancher Lieder weitere, wenn auch etwas weniger sichere Schlüsse zu ziehen vermögen, vielmehr auf die Skáldskaparmál und die anderwärts über-

Willen der Kampfsgöttinnen, der Fügung der Vorsehung zugeschrieben wird. Die Prosa läßt den bez. Rat von Thjalfi ertheilen.

lieferten Skaldenstrophen zu richten haben, mögen diese Erzeugnisse auch wenig von dem natürlichen Dufte der Volkspoesie ausströmen und mehr dem Inhalte einer Conserven-Büchse ähneln*). Mit Hülfe derartiger Zeugnisse wird sich allmählich bei einer Untersuchung, die nicht nur jedes einzelne Lied, sondern vielfach jede Strophe besonders zu würdigen haben wird, doch ein festerer Boden gewinnen lassen, und es könnte leicht sein, daß die Ergebnisse derartiger Forschung einerseits zwar die älteren Ansichten eines P. E. Müller und Anderer über das hohe Alter der Lieder-Edda endgiltig berichtigen, andererseits aber auch manche Zweifel der Neuren als ungegründete und unsere Skepsis auch hier als eine gelegentlich zu weit gegangene erscheinen lassen werden. Wenn sich ein so umsichtiger Forscher, wie S. Bugge neuerdings**)

*) Diese Hervorhebung der Skaldenpoesie will sich natürlich nicht als eine neue Entdeckung ausgeben. Im Norden namentlich hat man längst von der literarischen Skaldendichtung, die chronologischen Anhalt zu bieten schien, aus die übrigen Dichtungskreise zu beleuchten gesucht. Ist nun auch die Chronologie der Skalden keineswegs so feststehend, um sie als untrüglichen Maßstab gebrauchen zu können, so ist andererseits doch auch wohl die Skepsis eines Jessen hier zu weit gegangen. Mir lag namentlich daran, geltend zu machen, wie die Skaldik an und für sich — von äußeren Daten ganz abgesehen — eine bessere Garantie für Alter und Authentie der poet. Erzeugnisse uns giebt als die in ewigem Flusse befindliche lebendigere, aber darum so leicht irreführende, volksthümliche Prosa und die ebenfalls höchst variable Stilgattung der Lieder-Edda.

**) Vgl. Zeitschr. f. d. Philol. VII, 391. — Der stringente Beweis für die im Fg. angedeutete Datierung wird uns freilich erst in Aussicht gestellt; als Kennzeichen der gegenwärtigen Situation des Studiums darf die Stelle wohl auch so gelten.

bez. der (zwar nicht zu den allerjüngsten, aber wohl ebensowenig zu den aller-ältesten Theilen der Lieder-Edda gehörigen) Hamdismál so äußert »Nach dem hier Entwickelten darf ich die ältesten Bestandtheile unserer Hamd. nicht für jünger als das 10te Jahrh. halten«, so wird der Kundige sich leicht einige weitere Consequenzen als wahrscheinlich gefallen lassen. Auch würde es der oben von mir versuchten allgemeinen Altersbestimmung der Lieder-Edda nicht widersprechen, wenn ihre allerältesten Theile (wozu ich mit Bugge N. F. S. LXX einige Str. der Völuspá über die Weltschöpfung rechne) in einer zwar noch unstrophischen, aber sonst annähernd ähnlichen Gestalt bereits vor der Blüthe der Skaldendichtung existiert hätten; jede Literaturperiode wird natürlich irgendwie in die ältere eingefügt sein, wenn es sich um natürliche Weiterentwicklung handelt.

Neben diesen für die Lieder-Edda besonders wichtigen indirekten Zeugnissen wird man endlich noch auf einige mehr formelle und an und für sich untergeordnete, auch nur relativ zu verwerthende Kennzeichen achten dürfen, welche uns die Ueberlieferung selbst an die Hand giebt. So zweifelhaft nämlich der Wert ästhetischer Betrachtung eines Gedichtes für die philologische Kritik immerhin bleiben mag, so giebt es doch eine Seite der formalen Betrachtung, auf die unser Misstrauen nicht ausgedehnt werden darf — die Frage nämlich, ob ein Gedicht sich als in sich fertig und so zu sagen aus Einem Gusse darstelle, oder ob man verschiedene Schichten der Ueberlieferung vor sich habe. Ersterer Art sind beispielsweise die nur am Anfange unsicheren Vaffprúðnismál und (annähernd wenigstens) auch Grímnismál, Thryms-

kviða und Alvíssmál; letzterer dagegen zweifelsohne die Völuspá, die Hyndluljóð und sicher auch Hávamál. Hinsichtlich der letzteren Art ist Wenig zu erinnern; selten hat man sich doch nur durch die jüngeren Elemente der Völuspá zu einer unbilligen Betrachtung des Ganzen verleiten lassen. Anders aber steht es mit der ersteren Classe, und auch hier wiederum minder mit den offenbar durch skaldische Gelehrsamkeit beeinflußten oder überhaupt erst entstandenen Schöpfungen wie Alvíssmál — daß hier der glatte und sichere Fluß der Ueberlieferung oder (bildlich zu reden) die Glätte des Gesichts nicht als Zeichen hohen Alters gelten könne, ist nicht unbemerkt geblieben. Nur in dem Falle, wo sich diese Glätte mit einer gewissen Frische populärer Darstellung verbindet, wie z. B. in der Thrymskviða, ist die Kritik in kühner Courtoisie nur zu gerne geneigt*), hier das Schöne und Anmuthige zugleich für das »Echte und Alte« zu nehmen**), indem man die (richtig verstandenen ja nicht unrichtige) Vorstellung von dem

*) Jessen ist z. B. a. a. O. S. 69 geneigt, die Thrymskv. als «das einzige erhaltene epische Mythenlied ächt volksthümlichen und antiken Gusses» zu bezeichnen, während er S. 73 sich bez. anderer Gedichte dahin äußert: Der lückenfreie Text ist nicht eben Zeichen sehr langer mündlicher Ueberlieferung.

**) Diese Identificierung von «Echt und Alt» ist auch eins der Steckpferde unserer Stubengelehrsamkeit; der von N. M. Petersen S. 51 erwähnte Mythos vom jütischen Furstein ist (obwohl ein Erzeugnis unserer Tage) mir eben so «echt» als irgend ein eddischer. Der Umstand, daß die natürlichen Bedingungen der Mythenbildung in unserer aufgeklärten Zeit so eingeschränkt sind, daß Fälle wie der erwähnte, eben nur vereinzelt noch vorkommen, darf doch nicht zur Verwechslung der Kategorien «Quantität» und «Qualität» verleiten.

immer jugendlichen Charakter der Volksdichtung irrhümlich auch auf die poetische Form als solche bezieht, statt allein an die poetische Anschauungsart zu denken.

Bei nüchterner Betrachtung stellt sich die Sache nun so dar, daß Vafthrúðn. und Grímnism. zwar relativ jünger als z. B. der Kern der Völuspá sind, aber in annähernd ähnlicher Gestalt doch bereits dem Verfasser von Gylfaginning*) vorgelegen haben, also keineswegs zu den jüngsten Gedichten der Sammlung gehören; wogegen für die Thrymskviða nur der Name des Riesen Thrymr sich aus der prosaischen Edda nachweisen läßt. Darnach scheint zunächst zwar der Schluß gestattet, daß ein Mythos von Thrymr überhaupt, so weit wir zurücksehen können, existiert hat, irgend welche Garantie für die Alterthümlichkeit der Darstellung oder für den «antiken Guß» des eddischen Liedes haben wir nicht. Eine solche kann auch durch den Hinweis auf die in der isländischen Rímurpoesie, sowie in einigen Kämpeviser wiederkehrende Behandlung des Mythos nicht erbracht werden, da sich auch sonst derartige Uebereinstimmungen eddischer Lieder mit späterer Volksdichtung da gerade zumeist ergeben, wo (wie bei den neuerdings so genannten) Svipdagsmál die Zurechnung der betr. Lieder zur Edda gegen die Autorität der Haupt-Handschriften geschieht. Eine genauere Prüfung aber dieser verwandten Dichtungen dürfte sogar zu dem Resultate gelangen, daß die isländ. Thrymlur, welche Str. 12 und 13 noch die Art und Weise

*) Die verschiedenen Theile der prosaischen Edda sind bisher zu wenig auseinandergehalten; auch in Gylfag. selbst sind Zusätze späterer Hand wohl zu unterscheiden.

der Entwendung des Hammers anzudeuten wissen, sogar eine noch ältere und vollständigere, aller Wahrscheinlichkeit nach prosaische, Darstellung des Mythos benutzt haben werden, als die *Thrymskviða*.

Darf demnach die Letztere wohl als eine der jüngsten Totallieder der Edda gelten, so ist damit nicht gesagt, daß nicht noch jüngere Strophen in viel älteren Gedichten begegnen könnten; es würde ein noch immer nicht wunderbar zu nennender Zufall sein, wenn z. B. die *Völuspá* zugleich den ältesten und allerjüngsten Bestand der Lieder-Edda in sich schließen sollte, da gerade die wichtigeren Gegenstände zu immer erneuter, mehr oder minder variierender Behandlung auffordern mußten. — Diesen eben erwähnten Kriterien äußerer Art würde endlich nun auch eine Rücksichtnahme einerseits auf die Zahl, andererseits auf die Reihenfolge der im Cod. Regius (der bekanntlich allein ganz zuverlässigen Quelle unserer Ueberlieferung) aufgenommenen Lieder anzuschließen sein, wenn wir über Sinn und Absicht dieser Sammlung einigermaßen sicher sein dürften. Ohne eine solche Sicherheit — und daß dieselbe bisher erreicht sei, scheint mir mindestens unwahrscheinlich — würde jeder in der bezeichneten Richtung liegende Schluß voreilig und in so fern verwerflicher sein, als eine völlige Ignorierung der betreffenden Daten. Sind wir aber zu einer solchen wirklich gezwungen? Ich werde darauf an andern Orte zurückkommen. E. Wilken.

Die Englische Nordpolexpedition 1875—1876 unter Capitän Nares und ihre Resultate. Vortrag gehalten im wissenschaftlichen Club zu Wien von Dr. Josef Chavanne. Mit 1 Karte. Wien, Pest, Leipzig. A. Hartleben's Verlag. 1877. 40 S. 8. (Sammlung gemeinnütziger populär-wissenschaftlicher Vorträge 11. Heft).

Der Herausgeber dieser Sammlung, aus der wir schon zwei Hefte geographischen Inhalts in diesen Bl. empfehlen konnten, hat auch mit dieser Schrift wieder einen glücklichen Griff gethan. Er kommt damit dem ohne Zweifel in weiten Kreisen bestehendem Verlangen entgegen, über den Verlauf und die Resultate der großartig ausgerüsteten letzten englischen Nordpolexpedition bald in der Kürze, aber doch zuverlässig unterrichtet zu werden. Und dies geschieht auch durch den vorliegenden Vortrag, wenn auch in etwas trockener Weise doch insofern, als dabei ein, allerdings nur vorläufiger Bericht des Capt. Nares an die Admiralität zu Grunde gelegt ist und die daran geknüpften Betrachtungen sich auf eingehende Studien über die arktische Frage gründen, von welchen der Verf. u. a. auch Beweise durch seinen Aufsatz: »Die Nordpolfrage und die Ergebnisse der zweiten Oesterr.-Ungar. Nordpolexpedition in den Petermann'schen Mittheilungen von 1874 und durch eine größere Abhandlung über die englische Nordpolexpedition in Bd. XX N. 2 der Mittheilungen der k. k. Geographischen Gesellschaft in Wien gegeben hat. Da wir die vorliegende kleine Schrift zu allgemeiner Lectüre empfehlen wollen, enthalten wir uns hier über die Ausführung und den Verlauf der Expedition, worüber in diesen Bl. S. 1469 f. auch

schon kurz berichtet worden, jeder weiteren Mittheilung, dagegen müssen wir noch auf die von dem Verf. an die Erzählung angeknüpften allgemeinen Bemerkungen aufmerksam machen. Zuerst wendet er sich gegen das von Nares angenommene Vorkommen von *secularem* oder *Ur-eise* in der Polarsee (*paleocrystic sea*), welches das Vordringen zum Nordpole unmöglich mache, und da der Verf. dabei die größte Autorität in diesen Dingen, den österreichischen Nordpolfahrer Weyprecht für sich hat, so wird man ihm wohl, was »die See des ewigen Eises« betrifft, Recht geben müssen. (S. jedoch diese Bl. S. 575). Ob das auch in seiner Bekämpfung der von Nares angeblich behaupteten Unerreichbarkeit des Nordpols geschehen muß, wagen wir nicht zu behaupten, obgleich hiebei der Verf. ebenfalls eine Autorität ersten Ranges, die von A. Petermann für sich hat. (S. den sehr interessanten Artikel P's: »Die große Englische Nordpol-Expedition unter Capitän Nares in den Mittheilungen 1876, Heft XII), wogegen ein wohl nicht minder kompetenter Beurtheiler, der Reisegefährte Weyprecht's, Payer die Worte Nares': »*Pole impracticable*« wiederum folgendermaßen interpretiert: »Wir sollen den Pol so lange als unerreicher betrachten und so lange von der arktischen Forschung ausschließen, bis wir, anstatt der ohnmächtigen Fahrzeuge des Meeres, die der Luft dahin senden können«. (S. »Die englische Nordpol-Expedition von 1875—76 in dem 1. Heft der neuen deutschen Monatsschrift »Nord und Süd« herausgeg. von Paul Lindau, in der Payer aber die Frage des *paleokrystischen* Meers ganz unberührt läßt, wohl zum Zeichen, daß auch er ein solches bei Nares gar nicht gefunden hat). — Schließlich erwähnt der Verf. noch der von

Petermann a. a. O. ausgesprochenen Hoffnung auf das alsbaldige Zustandekommen zweier neuer Nordpolexpeditionen, wozu noch zu bemerken ist, daß nach neueren Nachrichten eine neue nord-amerikanische Expedition wohl mit Sicherheit zu erwarten ist, und zwar wieder nach dem Smithsund, um dort feste Beobachtungsstationen zu errichten und somit den Anfang zur Ausführung der auch schon in diesen Bll. 1876 S. 607 und 1311 empfohlenen planmäßigen Erforschung der Nordpolregion zu machen, wie sie durch die in Berlin 1875 versammelt gewesene deutsche Reichscommission vorgeschlagen worden, deren so wichtiger Bericht seitdem auch die von uns gewünschte Veröffentlichung gefunden hat, und zwar in der Leopoldina 1876 N. 2—6 und in den Mittheilungen der k. k. Geographischen Gesellschaft in Wien 1876. Bd. XIX. S. 308—314; 375—394 und 491—495.

Das beigegebene Kärtchen ist eine verkleinerte Copie derjenigen der oben erwähnten größeren Abhandlung des Verf. und hat vor dieser noch den Vorzug vollständigerer Namenseintragung. Dagegen steht unserem Geschmacke nach die vorliegende populäre Schrift gegen jene Abhandlung darin zurück, daß während in dieser mehr wissenschaftlich gehaltenen Abhandlung richtig alle Maaße in Fuß und Zoll ausgedrückt sind, der Verf. hier nur nach Metermaaß rechnet, was in einer für das größere Publicum bestimmten Schrift uns eben so wenig passend erscheint, wie die so ganz beiläufige Anführung einer gar nicht weiter erklärten als wenn ausgemachten und doch von dem Verf. schwerlich zu beweisenden Einwirkung der Rotation der Erde auf die Eisverhältnisse im Smithsunde.

Wappäus.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück 22.

30. Mai 1877.

Siona. Monatsschrift für Liturgie und Kirchenmusik zur Hebung des gottesdienstlichen Lebens. In Verbindung mit Dr. L. Schoeberlein, Prof. d. Theol. in Göttingen, und unter zahlreicher Mitwirkung von Gelehrten und Geistlichen, Cantoren und Lehrern herausgegeben von M. Herold, Pfarrer in Schwabach bei Nürnberg und Dr. E. Krüger, Prof. d. Musik in Göttingen. Ps. 27, 4. Eph. 5, 19. Col. 3, 16. Druck und Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh. Monatlich ein Bogen in Lexikon 8. Preis jährlich 4 Mark.

Nachdem die Siona ein Jahr ihres Bestandes hinter sich hat, ist es Zeit, öffentliche Kunde über ihre Entstehung, Aufgabe und Leistung zu geben.

Das Erscheinen dieser liturgischen Zeitschrift wird kaum Jemanden befremdet haben, vielmehr wird es Vielen auffällig gewesen sein, daß man nicht schon früher zu einem solchen Unternehmen geschritten sei. Denn während zu Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts

eine ganze Reihe von liturgischen Zeitschriften erschienen war, hat es seitdem an einem besondern Organ für die Sache der Liturgie gänzlich gefehlt. Und doch ist seit mehreren Jahrzehenden eben auf diesem Gebiete ungemein viel gearbeitet worden. Ueber die meisten Gegenstände des gottesdienstlichen Lebens haben wir wissenschaftliche und zum Theil sehr umfangreiche und gründliche Werke erhalten, da und dort haben einzelne Geistliche mit Herstellung einer vollständigeren Liturgie begonnen und durch ihren Vorgang immer weitere Kreise der Nachfolge um sich gezogen, man hat die verschiedensten liturgischen Vorschläge für den Haupt- und die Nebengottesdienste sowie für liturgische Andachten gemacht, in Pastoralconferenzen ist die gottesdienstliche Frage mannigfach in Erwägung genommen, selbst auf Landessynoden sind die ernstlichsten Berathungen wie über den Gemeindegottesdienst, so über Beichte, Trauung, und zumal über Verbesserung und Herstellung von Gesangbüchern gepflogen worden, und einzelne Landeskirchen sind so weit gegangen, eine neue vollständige Liturgie zur Einführung zu bringen — Stoff genug für eine liturgische Zeitschrift! Und die öffentliche Besprechung aller dieser Angelegenheiten ist um so wichtiger, als die Sache der Liturgie ohngeachtet dieser vielseitigen Bemühungen doch noch nicht wahrhaft in Fluß gekommen ist. Es sind immer erst bloß noch einzelne Geistliche, welche ein wahres inneres Interesse für die Pflege der Liturgie haben, Andere folgen, ohne selbständige Einsicht, nur fremdem Vorgang, die große Mehrzahl aber steht der Sache geradezu fern, theils weil sie mit der Geschichte des gottesdienstlichen Lebens zu wenig bekannt sind, um ein

Interesse dafür zu gewinnen, theils weil sie die Liturgie für etwas Nebensächliches, von der Predigt Abziehendes, ja wohl gar für etwas die wahre Erbauung Hinderndes und Gefährdendes halten. Und vollends unsere Gemeinden pflegen von der Bedeutung der Liturgie keine klare Vorstellung zu haben; sie sehen gewöhnlich etwas Katholisches darin, dem man deshalb jeden Widerstand entgegensetzen müsse. Unter Denjenigen aber, welche der Liturgie ihre Aufmerksamkeit und Pflege zugewendet haben, besteht gar nicht in Hinsicht auf Alles die wünschenswerthe Einigkeit. Die Einen wollen nur in diesem und jenem Punkte eine Ergänzung des Bestehenden eingeführt sehen, die Andern streben nach Herstellung einer vollständigen Ordnung für den Haupt- und die Nebengottesdienste; die Einen suchen eine möglichst getreue Erneuerung der reformatorischen Liturgie zu bewirken, Andere fordern eine begleitende Vergleichung und Benutzung der älteren Liturgien, der römischen und griechischen und auch der altkatholischen bis zurück in die apostolischen Anfänge, und wieder Andere achten eine freie Fort- und Neubildung aus den evangelischen Principien für geboten. In der einen Landeskirche wird das Hauptgewicht auf den liturgischen Altargesang des Geistlichen gelegt, in der andern hingegen stößt man sich eben hieran und will Alles vom Geistlichen einfach gesprochen hören. Ebenso wünschen die Einen, daß in unsern Gottesdiensten auch dem Kunst-Elemente, theils von Seiten der bildenden Künste, theils in Mitwirkung des mehrstimmigen Chorgesangs freierer Raum gewährt werde; die Andern aber sehen hierin nicht eine Belebung der Andacht, sondern eine Verdrängung derselben durch Kunstgenuß,

sowie eine Profanirung des Heiligen durch weltförmiges Wesen.

Unter diesen Umständen ist es höchst wünschenswerth, daß ein literarisches Organ vorhanden sei, welches jene Bedürfnisse und diese Gegensätze zur öffentlichen Besprechung bringt. Wie viel Gelegenheit bietet solch ein Blatt, durch Aufsätze über das Wesen des Cultus und über die einzelnen gottesdienstlichen Handlungen herrschende Vorurtheile zu beseitigen und hiedurch, sowie durch Anzeige von gediegenen Schriften und durch Hinweisung auf die Resultate der wissenschaftlichen Forschung und kirchlichen Erfahrung Kenntnisse und Einsicht in liturgischen Dingen zu verbreiten, durch Darlegung von liturgischen Stücken aus allen Zeiten der Kirche und aus den verschiedenen kirchlichen Gemeinschaften den liturgischen Sinn zu bilden und den Blick zu erweitern, durch Besprechung der auftauchenden Tagesfragen das Verständniß zu regeln und zu fördern und durch Mittheilung von Anfragen und Vorschlägen, von Sitten und Unternehmungen in Sachen des Gottesdienstes das Interesse in immer weiteren Kreisen zu erwecken, zu beleben und zu vertiefen!

Diese Erwägungen haben in dem Unterzeichneten schon vor einem Jahrzehend den Gedanken und Wunsch erregt, eine liturgische Zeitschrift zu gründen. Und ich habe damals auch bereits Schritte dafür gethan. Allein es mußte der Plan wieder aufgegeben werden, weil es mir nicht gelingen wollte, eine geeignete Persönlichkeit für die Redaction zu finden. Denn ich selbst traute mir theils nicht das nöthige Geschick für diese Geschäfte zu, theils durfte ich nicht so viel Zeit meinen übrigen, speciell mei-

nen dogmatischen Studien entziehen. So blieb denn die Sache wieder eine Reihe von Jahren ruhen, bis es mir endlich gelang, in Hrn. Pfarrer Herold (jetzt zu Schwabach bei Nürnberg) den Mann zu gewinnen, dessen Händen ich glaubte die Arbeit der Redaction an dem beabsichtigten Blatte anvertrauen zu können. Freilich war damit die Sache noch nicht zum Ziele gebracht. Denn bei näherer Erwägung ergab sich, daß die Zeitschrift, wenn sie allgemeineren Eingang finden sollte, die kirchenmusikalische Seite, die von der liturgischen nicht zu trennen ist, noch vollständiger, als es anfangs im Plane gelegen, mit hereinziehn müsse. Aber für die Leitung dieses Theils der Zeitschrift brauchte ich nicht erst nach einem geeigneten Manne auszuschauen: er war mir gegeben in meinem Collegen Hrn. Professor Dr. Krüger, Dozent für Musik an der hiesigen Universität. Und da auch er bereitwillig auf meinen Wunsch einging, so konnte ich, auf diese Weise von beiden Seiten unterstützt, getrost die Gründung einer liturgischen Zeitschrift unternehmen.

Unter dem Namen Siona erschien sie mit dem Beginn des Jahres 1876 im Verlag von Buchhändler Bertelsmann.

Die Einrichtung der Zeitschrift ist folgende. Voran stehen »Abhandlungen und Aufsätze« über liturgische Gegenstände. Und daran reiht sich eine Rubrik für einzelne »Gedanken und Bemerkungen«. Hierauf folgt »Oekumenisches«, d. i. liturgische Stücke aus verschiedenen Zeiten der Kirche und verschiedenen kirchlichen Gemeinschaften, sowohl Abschnitte der Liturgie als Gebete, Hymnen, Lieder etc., welche wegen ihres inneren Werthes und wegen ihrer Verwendbarkeit für den Cultus unsere Beachtung in An-

spruch nehmen. In einem weiteren Abschnitt wird die liturgische Literatur berücksichtigt, und theils auf wichtige Werke früherer Zeit, theils auf jüngst erschienene Schriften in kurzen Recensionen aufmerksam gemacht. Ein Hauptgewicht liegt auf der folgenden Rubrik der »Correspondenzen«; denn dieselbe soll zu Mittheilungen über liturgische Zustände, Sitten, Versuche etc. ermuntern und einen Austausch über praktische Fragen des Cultus hervorrufen. Die folgende »Chronik« giebt Nachrichten der liturgischen Tagesgeschichte. Schließlich sind dem Ganzen noch kirchliche Musikstücke beigegeben, entweder für die Orgel oder für den Altargesang des Geistlichen oder für mehrstimmigen Chor, sowie auch für den Liedgesang der Gemeinde. Und in alle dem soll theils auf das liturgische Bedürfniß überhaupt, theils auf die jeweiligen Feste und kirchlichen Zeiten Rücksicht genommen werden.

Der Jahrgang 1876 liegt nun fertig vor. Abhandlungen und Aufsätze sind darin geliefert über »Liturgie und Kirchenmusik« überhaupt und über »die schönen Gottesdienste des Herrn«, im Besondern über die »Auszeichnung der Passionzeit«, über »die Oster- und Pfingstfeier«, über den »Buß- und Betttag« und dessen Liturgie, ferner Aufsätze »aus einer thränenwerthen Zeit«, »zum Gedächtniß Paul Gerhardts«, desgleichen über »Orgel und Orgelspiel« nebst einem »Warnungspfahl für Organisten«, über »die Verwendung von Melodien für verschiedene Lieder des gleichen Versmaßes«, »zur Liederhistorie« u. s. f.; überdieß »Gedanken und Bemerkungen« über mancherlei Historisches und Practisches. — In der Rubrik »Oekumenisches« wurden mitgetheilt: »Die Liturgie nach der Con-

secration aus der Liturgie des St. Marcus«, zwei Formulare einer Charfreitags-Andacht, eine Ostermette, die alte Vesper auf Himmelfahrt, die altkirchliche Pfingstvesper und eine Weihnachtsabend-Andacht, ferner Stücke zur Liturgie der Trauung aus der griechischen Kirche, aus dem Sacramentarium Gelasianum und Gregorianum, sowie aus dem Rituale Romanum, eine lutherische Beicht- und Absolutionsformel nach der Predigt im Hauptgottesdienst, der allgemeine Gottesdienst in Schweden und die Abendmahlsliturgie der schwedischen Kirche, desgleichen ein Passionsgebet von Augustin und ein Bußgebet aus dem ersten Jahrzehend nach dem dreißigjährigen Kriege, Hymnen der alten Kirche und evangelische Gemeindelieder, welche in unsre Gesangbücher aufgenommen zu werden verdienen. — An Bücher-Anzeigen brachte fast jedes Blatt ein oder mehrere liturgische Werke aus früherer oder neuerer Zeit. Unter den »Correspondenzen« wurde das Mannichfaltigste besprochen. Nebenbei lief auch durch die Blätter eine Reihe von liturgischen Themen. — Vornehmlich aber wurde in der Musikbeigabe — meist im Anschluß an die kirchliche Zeit — eine große Reihe von Musikstücken aus der classischen Periode der kirchlichen Musik und aus der Gegenwart vorgelegt, theils um die Leser mit Proben ächten Kirchengesangs bekannt zu machen, theils um ihnen Geeignetes für den nächsten Gebrauch im Gottesdienste darzubieten: außer mehreren Orgelstücken, liturgischen Altarweisen und Psalmtönen besonders mehrstimmige Tonsätze von Palestrina, Jakob Gallus, Leo Haßler, Joh. Eccard, Mich. Prätorius, Melch. Vulpius, J. G. Ebeling und von Neueren: F. Filitz, J. G. Herzog, Fr. Riegel, J. W. Lyra und F. Mergner.

Die Redaction der Siona glaubt hiemit dem allseitigen Bedürfniß im Kreise der Geistlichen und Cantoren entgegengekommen zu sein, und hat auch wirklich bisher im öffentlichen Urtheil und in privaten Zuschriften viele Ermunterung empfangen, auf dem betretenen Wege fortzufahren. Insbesondere wird sie darauf bedacht sein, in den Arbeiten der Zeitschrift mit dem wissenschaftlichen Werthe die practische Tendenz und Verwendbarkeit derselben zu verbinden zur wahren und allseitigen Hebung unsers gottesdienstlichen Lebens.

Schoeberlein.

Geld- und Bankwesen von Bonamy Price, Professor der Politischen Oekonomie zu Oxford. Aus dem Englischen von Hermann Brefeld. Berlin. Verlag von Jul. Springer 1877. 158 S. Oktav.

Schriften, welche das ganze Gebiet oder auch nur einzelne Fragen des Geld- und Bankwesens behandeln, sind in neuester Zeit in Deutschland seltener erschienen, nachdem in den Jahren, als eingreifende Reformen desselben obenan auf der Tagesordnung standen, dieser Zweig der volkwirtschaftlichen Literatur sich durch eine überaus große Zahl von Publicationen bereichert hatte. Man kann nicht behaupten, daß damals die Theorie des Geldes und Credits eine wesentliche Förderung erfahren, und ebenso wenig, daß der Gegenstand jetzt an Wichtigkeit verloren habe. Es rechtfertigt sich deshalb, wenn dahin gehörige neue englische Abhandlungen, die sich

selbständig mit allgemeinen Erörterungen in Bezug auf Geld- und Creditwesen beschäftigen, dem deutschen Leserkreise näher gebracht werden. Bei dem oben genannten Buche trifft dies gewiß zu, denn der Verfasser steht vermöge seiner amtlichen Lehrthätigkeit und durch frühere Untersuchungen über das Geldwesen in Ansehen und die von ihm vertretenen Ansichten widerstreiten entschieden der in England bisher hierüber vorherrschenden Meinung und Praxis.

Der Verfasser erklärt im Eingang seiner Abhandlungen, daß ungeachtet der hierüber veröffentlichten unzähligen Schriften, die Fragen, worin das Wesen und die Aufgabe des Geldes bestehe, was ein gesundes und was ein schlechtes Geld sei, wie es arbeite, welche Wirkungen es habe, und welche nicht, noch völlig unaufgeklärt seien. Der Grund dieser Erscheinung sei, daß Jeder sich befähigt halte, Regeln dafür aufzustellen, ohne sich der Obliegenheit bewußt zu sein, vor Allem in das Wesen der Sache einzudringen. Die leitenden Ansichten über das Geldwesen stammten her von Praktikern, welche große Gewinne bei Handhabung dieses Werkzeugs machen. Werden aber Banquiers und Wechselmakler die Theorie der Umlaufmittel studieren, werden sie auf dem Wege aller wahren Wissenschaft analysierend auf den letzten Grund zurückgehen?

Die Theorie der Umlaufmittel kann jedoch leicht und in natürlicher Weise entwickelt werden, wenn berufene Männer nur ernstlich den Willen dazu haben.

Herr Bonamy Price hält sich für diese Aufgabe berufen und will ernstlich die Lösung derselben unternehmen. Sehen wir, zu welchen Ergebnissen seine Untersuchung führt.

Er hält sich nicht lange bei dem allgemeinen Begriff »Geld« auf, sondern bemerkt kurzweg: »was immer das Geld sonst sein oder nicht sein mag, Münze jeder Art ist Geld, und Münze ist eine begrifflich bestimmte und greifbare Substanz« ... »Niemand leugnet, das Münze ein wahrhaftiges und wirkliches Geld sei; was Münze zu Wege bringt, dieselbe Wirksamkeit kommt dem Gelde zu«. »Wir wollen vom Golde sprechen, anerkannt das beste Material für Münze«.

Das erste was uns hier die Untersuchung lehrt ist, daß Gold eine kostbare Waare ist und schon hohen Werth besitzt, ehe es zur Münze verarbeitet wird. Wer einen Sovereign empfangen hat, sei es beim Verkauf von Gütern oder in Zahlung auf eine Schuld, hat 20 Schilling Eigenthumswerth aufgewendet ihn zu erwerben. Zu Anfang hat der Producent des Goldes diese Erstattung seiner Kosten erhalten. Dies ist eine Thatsache von größter Bedeutung für die Lehre vom Gelde. Niemand erwirbt ein Stück Metallgeld anders als gegen Hingabe seines vollen Werths in anderen Gütern. Aus dieser Thatsache folgt mit Nothwendigkeit, daß der Empfang von Goldmünzen gegen Verkauf von Eigenthum keine Zunahme des Reichthums bedeutet. Wozu handeln civilisierte Nationen das Edelmetall zur Ausmünzung ein? Man verschafft sich die Münze nur, um sich bei erster Gelegenheit von ihr zu trennen; sie bringt ja ihrem Besitzer Nichts ein, außer in dem Augenblick, wo sie ihn verläßt. Die Münze ist ein Werkzeug, es verrichtet seine Aufgabe nicht durch Verweilen in seines Eigners Hand, sondern indem es sie verläßt. »Keine andere Auffassung von Münze ist vernünftig oder einleuchtend. Es kommt allerdings vor, daß Vorräthe von Geld

aufgehäuft werden, wie es auch bei anderen Werkzeugen unter Umständen rathsam ist, sich im Voraus mit einem Bestande zu versehen; allein es bleibt immer dieselbe Wahrheit: daß das Geld von keinerlei Nutzen ist, außer indem es im Austausch gegen anderes Eigenthum seine freie Bewegung erhält. Es ist ein Werkzeug gleicher Art, wie ein Schiff oder ein Wagen, ein Mittel der Fortbewegung. Der gewöhnliche Wagen schafft Lasten fort, der Geldwagen überträgt Eigenthumsrechte. Die Theilung der Arbeit oder Sonderung der Beschäftigungen ist nur mittelst des Geldes möglich geworden, indem durch dessen Dazwischenkunft die Schwierigkeiten des Tausches beseitigt werden. Die Voraussetzung der Wirksamkeit des Geldes ist, daß der Verkäufer das sichere Gefühl haben muß, andere Geschäftsleute würden in gleicher Weise ihre Güter willig für Geld hergeben. Aristoteles hat das Wesen des Geldes richtig erkannt, indem er den Satz aufstellt, die Menschen seien übereingekommen, Geld in Tausch zu nehmen.

Der Grund dieses freien Uebereinkommens, welches bis heute gilt, ist der marktgängige Werth des Metalls, aus dem die Münze besteht, als eine Waare. Die einzige Aufgabe des Tauschmittels besteht eben darin, dem Verkäufer Sicherheit zu leisten, daß er durch einen zweiten Kauf ebensoviel erwerben kann, wie er auf den ersten weggegeben hat.

Dieser Auffassung tritt die oft vernommene Behauptung entgegen, daß die gesetzliche Ausmünzung es sei, welche dem Gelde seinen Werth gebe. Das Ungereimte solcher Meinung wird sofort durch die Bemerkung erwiesen, daß wenn das Gold zehnmal theurer wäre als es jetzt ist,

d. h. wenn dem Goldproduzenten eine zehnmahl größere Menge anderer Waare gegeben werden müßte, damit er dieselbe Quantität Gold zu Tage fördere, die nämliche Münze dann auch zehnmahl so viel andere Güter kaufen würde als jetzt.

Der Zweck der Prägung von Staatswegen ist, der Münze eine Beglaubigung zu geben, daß sie aus Gold von einer bestimmten Feinheit hergestellt ist und das vorgeschriebene Gewicht hat.

Wir übergehen die Gründe, weshalb vorzugsweise die Edelmetalle als allgemeines Tauschmittel gewählt worden, sowie die Ableitung ihrer Benutzung als Werthmesser eben aus ihrer Eigenschaft als Tauschmittel, da über diese Seite des Geldwesens wesentlich Uebereinstimmung besteht. Um so bestrittener ist die Frage: wie viel Geld hat ein Land nöthig? Und hierüber äußert sich die vorliegende Schrift in der Hauptsache, wie folgt: »Der Menge erscheint diese Frage albern. Je mehr Geld eine Nation hat, um so besser. Mit Geld kann man Alles kaufen. Geld ist der wahre Reichthum, so schreiben englische Zeitungen tagtäglich, so rufen alle »Inflationisten« in den Vereinigten Staaten. Jede Goldsendung aus Californien oder Australien wird in England freudig begrüßt, denn augenscheinlich ist das Land hierdurch um so viel reicher, der Geldmarkt um so stärker geworden. Man vergißt ganz, daß Gold ebenso wie jede andere Sache bezahlt werden muß. Die ankommenden Goldbarren sind alle mit englischem Eigenthum von gleichem Werthe bezahlt worden. Ist das Jubelgeschrei über ankommendes Gold vernünftiger als wenn Bauern den Zufluß ganzer Schiffsladungen von Ackerwagen mit besonderem Jubel begrüßen würden? Wagen

und Gold sind Arbeitsgeräth und unterliegen als solches denselben Gesetzen. Ein Wagen überträgt Lasten, Geld Eigenthum. Wie vom Umfang des Transports die Zahl der Wagen abhängig ist, auf dieselbe Weise bestimmt die Menge des Eigenthums, welches durch Vermittlung des Geldes übertragen werden soll, die für eine Nation erforderliche Menge Geldes. Eine andere Antwort ist nicht möglich, wenn man nicht läugnen will, daß Geld nur ein Werkzeug ist. Eine bestimmte Anzahl von Käufen und Verkäufen und Schuldentzählungen geht täglich in einem Lande unter Vermittlung des Geldes vor sich; ist genug Geld vorhanden, um diesem Zwecke zu genügen, so liegt ein weiteres Bedürfniß nicht vor; jeder weitere Erwerb von Münze oder Geld ist sinn- und werthlos.

Hier tritt indeß der wichtige Umstand ein, daß derselbe Gesamtbetrag von Geschäften nicht immer eine gleiche Menge Geld verlangt, denn die Schnelligkeit des Umlaufs vermag den Geldbedarf wesentlich einzuschränken. Die Frage nach der Vertheilung der Edelmetalle, auf die so viel Nachdruck gelegt wird, ist im Grunde nichts Anderes als die Frage nach dem kaufmännischen Herkommen in verschiedenen Gegenden. Eine Nation ist nicht ärmer, weil sie wenig Gold hat, noch reicher, weil sie mehr hat, wenn sie überhaupt nur genug hat.

Wie viel Geld hierzu gehört, läßt sich einzig und allein durch die practische Erfahrung beantworten. Wenn in einem Lande mehr Gold vorhanden ist als zur Bewerkstelligung der Baarzahlungen erforderlich, findet dasselbe Anfangs seinen Weg in die Gewölbe der Edelmetallhändler oder der Banken und fließt dann nach und nach ins Ausland ab. Wenn in allen

Ländern allen Verwendungen des Goldes als Zahlungsmittel genügt wäre, würde nothwendig eine dieser beiden Folgen eintreten: entweder die Goldproduktion müßte sich einschränken, oder Gold müßte im Werthe fallen, d. h. die Kaufkraft desselben sich vermindern.

Wenn ein Land Mangel an Gold leidet, so ist dies keine so große Calamität, wie meistens angenommen wird. Das Land ist deshalb nicht ärmer, es ist im Besitze des Eigenthums geblieben, das es sonst zur Anschaffung des Goldes hätte hergeben müssen. Auch läßt sich diesem Mangel leicht und rasch abhelfen, namentlich in denjenigen Ländern, wo das Creditwesen ausgebildet ist. Es würden Cheques von kleinem Betrage in Zahlung gegeben werden bis ausreichender Ersatz an Gold eingeht. Der Verfasser erklärt als einen offenbaren argen Irrthum, wenn man der Menge der Umlaufsmittel eines Landes eine große Wichtigkeit oder einen Einfluß auf die lokalen Preise zuschreibe. Der geringste Unterschied in der Kaufkraft des Goldes in zwei Nachbarländern werde schnell zur Ausgleichung im Wege des Imports führen. Ein Ueberfluß an Gold vermindert nicht dessen Werth bei einem einzelnen Volke, bewirkt aber Ansammlung in den Banken. Gegenwärtig liegen über 2200 Millionen Francs Edelmetall in der Bank von Frankreich; — wie kann dieser Umstand einen Einfluß auf die Preise äußern? Wo Noten und Banken in Thätigkeit sind, erscheint die Menge der mit Münze vermittelten Geschäfte unbedeutend. Allein in London begleicht das Clearing House mehr Käufe und Verkäufe in Einer Woche als die gesammte Menge der Goldmünzen im Königreiche beträgt.

Das Gold übt eine sehr werthvolle Thätigkeit

bei der Ausgleichung der internationalen Handels-Bilanzen. »Allein es läßt sich kaum eine falschere Ausdrucksweise denken als die Worte: günstiger und ungünstiger Wechselkurs; sie macht einen Strich durch die lebendige Thatsache, daß der ganze Handelsverkehr nichts Anderes ist als ein Austausch von Gütern und daß das Gold nur Werkzeug ist«.

Im zweiten Capitel behandelt der Verfasser die »papiernen Umlaufsmittel« und zunächst die einlöslichen Banknoten. Den letzteren wird ebensowenig wie Checks, Promessen und Wechseln der Charakter des Geldes zugeschrieben; sie seien nur Rechtstitel, um versprochene Zahlungen, wenn sie nicht gutwillig geleistet werden, auf gesetzlichem Wege zu erzwingen. In der Praxis werde freilich zwischen Noten und Münzen als Zahlungsmittel kein Unterschied gemacht. Der Nutzen der Banknoten bestehe vornämlich darin, daß, soweit dadurch die Benutzung von Gold erspart wird, das Land dasjenige Eigenthum, welches es sonst für die Anschaffung des Goldes hätte weggeben müssen, nun productiv verwenden kann. Es sei übrigens zu billigen, daß der Staat auf sichernde Vorkehrungen Bedacht nehme, daß die Mittel zur jederzeitigen Einlösung der Noten vorhanden seien, wozu die Hinterlegung von Staatseffecten das einfachste Mittel sei. Auf die vielbesprochene Frage, bis zu welchem Betrage sollen einlösliche Banknoten umlaufen, antwortet Hr. Price im Anschluß an Tooke: so viel Noten, als das Publicum ein erkennbares Bedürfniß an diesem Umlaufsmittel hat und sie annehmen will, und nicht mehr. Obschon diese Wahrheit auf flacher Hand liege, so werde sie doch von der ganzen Reihe der Geschäftsleute und Publicisten, welche

über diesen Gegenstand sich aussprechen, verkannt. »Ein unnatürliches Anschwellen der auf Sicht zahlbaren Banknoten ist eine völlige Ungereimtheit. Man könnte ebenso gut vom Anschwellen einer Hut-Cirkulation reden. Es ist für einen Hutmacher leicht, mehr Hüte zu machen als verkauft werden können; aber wo würde sich in diesem Falle das Anschwellen zeigen? Nicht in der Zahl der in der Stadt umherlaufenden Hüte, noch darin, daß jeder Mann ein Dutzend Hüte in seinem Hause hätte, sondern in den Läden der Hutmacher«. Gleicherweise ist ein Notenausgeber nicht im Stande, seinen Hilfsquellen, mit einlöslichen Noten Darlehngeschäfte zu machen, etwas hinzuzufügen, als nur innerhalb der Grenzen, bis zu welchen das Publicum die Noten in Cirkulation behalten und ihm nicht zur Zahlung präsentieren will. Irgend ein Einfluß einlöslicher Noten auf die Preise ist entschieden abzuweisen und ebenso die vermeintliche Erhöhung des Zinsfußes durch Einschränkung des Notenumlaufs u. A.

Aus dieser Auffassung des Notenumlaufs läßt sich schon schließen, wie die Wirksamkeit der Bankacte von Hrn. P. beurtheilt wird. — Die Absicht beim Erlaß sei gewesen, durch selbstthätige Vorkehrung der Bankeinrichtungen den Betrag der Umlaufsmittel im Lande, den Abfluß und Zufluß des Goldes zu regeln und Handelskrisen vorzubeugen. Diese wundervollen Erfolge hätten sich aber lediglich als Träume der Einbildungskraft erwiesen. Es wird daran erinnert, daß bei den bis jetzt stattgefundenen drei Suspensionen der Bankacte in den Jahren 1847, 1857 und 1866, abgesehen von einer unbedeutenden Ausnahme im Jahre 1857, die Bank doch nicht mehr ungedeckte Noten in Umlauf gesetzt

habe als es ohne Suspension zulässig gewesen wäre. Hätte 1857 der zulässige Betrag der ungedeckten Noten wie jetzt 15 Millionen Pfd. St. betragen, würde auch damals der Ausnahmefall nicht eingetreten sein. Sieht man von der nutzlosen zeitweisen Außerkraftsetzung ab, so ist, wie Hr. P. behauptet, die Bankacte ein gutes Gesetz, nur nicht in dem von ihren Urhebern gemeinten Sinne. Sie giebt der Nation ein völlig gesichertes Papiergeld und läßt ihr zu productiven Zwecken 15 Millionen Capital, welche die Anschaffung metallischer Umlaufmittel gekostet haben würde.

Das Schlußcapitel behandelt die Frage: Was ist eine Bank? Auch hier tritt der Verfasser den in den kaufmännischen Kreisen herrschenden Ansichten und practischen Regeln aufs entschiedenste entgegen. Diesen zufolge handelt eine Bank mit Geld, die Leute bringen ihr Geld zur Bank und lassen sich Geld aus der Bank geben. Eine Notenbank handelt allerdings, indem sie Noten ausgiebt, mit Geld, allein die Notenausgabe ist nur unter Umständen mit einer Bank verbunden und findet bei der großen Mehrzahl der Banken nicht statt. Von einem Bankgeschäft (von Hrn. John Lubbock) ward bei Gelegenheit einer Enquête eine Zerlegung seiner Umsätze mitgetheilt, wonach von der in einem gewissen Zeitabschnitt eingegangenen Summe von 19,000,000 Pfd. St. nur 118,000 Pf. St. in Münze und 487,000 Pfd. St. in Noten, aber 18,395,000 Pf. St. (oder 97 pCt.) in Checks und Wechseln eingezahlt seien. Der Kassenbestand ist in einem großen Bankgeschäft verhältnißmäßig nicht größer als bei anderen kaufmännischen Geschäften. Untersucht man den Ursprung und das Wesen der Wechsel und Checks, so erkennt man, daß

das Geschäft des Banquiers darin besteht, die Schuldforderungen gewisser Personen zu erwerben und diese Eingänge zur Gewährung von Darlehen an andere Personen wieder auszugeben. Die Forderungen und Darlehen lauten zwar auf Geld, aber die Banken handeln deshalb nicht mit Geld, sondern mit Forderungen und Schulden, die von dem Conto des Einen auf das des Andern übertragen werden. Die Checks und Wechsel sind ganz vorwiegend das Erzeugniß von Verkäufen und der Banquier wird zum Werkzeug des Gütertauses im Großen; sein Geschäft besteht gerade wie bei der Münze nur darin, Eigenthum in verschiedene Hände zu vertheilen. Hieraus folgt, daß die wichtigen Erscheinungen im Bankwesen, wie Ueberfluß oder Mangel an Umlaufsmitteln, niedriger oder hoher Zinsfuß, Paniken und Krisen, nicht auf die Banken und Banquiers zurückzuführen sind, sondern auf die allgemeine Vermögenslage des Landes und deren Einfluß auf die von den Banken in Verbindung gesetzten Hauptpersonen. Die Rolle des Banquiers ist aber deshalb keine unwichtige, denn von seiner Wahl hängt es vornämlich ab, welchen Leuten und zu welchen Verwendungen das Volksvermögen überlassen wird. Selbstverständlich muß eine Bank sich mit einer Reserve in baarem Gelde versehen für die unvorhergesehenen Fälle, wo sie nicht mehr im Stande ist, ihre Darlehen ebenso rasch zurückzuerhalten als ihre Depositengläubiger Zahlung verlangen. Diese Vorsorge ist der einzige Grund, das einzige Gesetz für richtige Handhabung einer Reserve. Wie groß diese Reserve sein muß, dafür läßt sich keine feste Regel aufstellen und ist abhängig von den besonderen Verhältnissen jeder Bank, welche die Verwaltung mit größter Um-

sicht zu berücksichtigen hat. Wenn aus diesem Grunde für die Bank von England eine bedeutende Reserve verlangt wird, so ist das rationell und keinem Einwurfe ausgesetzt. Allein die Weisen des Geldmarktes meinen das nicht, sondern daß der Goldvorrath in der Bank von England eine Zunahme oder Abnahme erfahren müsse, um als Regulator des Zinsfußes zu gelten. Dies sei aber, bemerkt Hr. P., eine ganz unerweisliche und unvernünftige Behauptung, ohne den geringsten Anspruch auf Wissenschaft oder Sachkenntniß. Es sei ein bequemer und einträglicher Glaubenssatz der Banquiers und den Kaufleuten werde zu deren eigenem Schaden der Glaube beigebracht, daß das ein in der Natur der Dinge begründetes Gesetz sei.

Eine ausführliche Erörterung versucht den Nachweis zu führen, daß eine Verminderung der Gold-Bankreserve an sich für die Bank von England kein Grund sein dürfe zu starker Discont-Erhöhung oder gar zur Suspension der Bankakte, daß die von Hrn. Bagehot und Andern geltend gemachte Nothwendigkeit einer großen Bankreserve nicht stattfinde. Wie die Reserve sein mag, das Publicum hat mit Recht das unerschütterliche Vertrauen, daß die Bank von England nicht fallen könne; das Vertrauen ist völlig unabhängig von der Größe ihres Goldvorraths. Die Erfahrung hat es einleuchtend bewiesen, daß gerade in Zeiten einer Geld- oder Handelskrisis der Bank Depositen nicht entzogen werden, sondern vielmehr um so reichlicher zufließen. In solchen Zeiten verlangt man mehr Noten als Gold.

Der Bankgeschäfts-Markt unterliegt dem gemeingültigen Gesetze von Angebot und Nachfrage. Der Handel kann lange Zeit unter regel-

mäßigen Bewegungen und stätiger Zunahme fortgehen; der Discout wird in solchen Zeiten mäßig und wenig zu Schwankungen geneigt sein. Oder es können neue und einträgliche Gebiete für Capitalanlagen viel rascher als das Capital zunehmen; ein hoher Zinsfuß wird die Folge sein. Oder auch es können einzelne Handelszweige störenden Einflüssen unterliegen, Bewegungen auf dem Arbeitsmarkte können empfindlich mit der Lage des Eisen- und Kohlengeschäfts collidiren; in solchen Fällen wird das Capital bestrebt sein, das Feld seiner Thätigkeit einzuschränken und der Discoutsatz wird niedriger werden. Es ist freilich viel leichter, statt diese Vorgänge rechtzeitig und gründlich zu beobachten, anstatt auf die Güter selbst, auf die maschinelle Vorrichtung zu sehen, welche die Güter in Bewegung setzt, und die Aufmerksamkeit nur auf die Zunahme oder Abnahme der Bankreserve und die Menge der Circulationsmittel zu richten. »Es ist dies ein räthselhaftes Gedankenspiel des neunzehnten Jahrhunderts«!

Im Vorstehenden haben wir versucht, einige Hauptpunkte und die Tendenz der neuen Abhandlung des Hrn. Price darzulegen, und die Eigenthümlichkeit derselben wird hiernach volle Anerkennung finden. Es muß jedoch gleich hinzugefügt werden, daß, so weit uns bekannt, der Verfasser mit seiner Bekämpfung der bisher vorherrschenden Ansichten über Geld- und Bankwesen isoliert geblieben ist, ja daß trotz der eminenten Wichtigkeit der Fragen sich hieran bisher keine lebhaft Polemik geknüpft hat. Hierzu mögen vielleicht der scharf absprechende Ton in der vorliegenden Schrift beigetragen haben, sowie der Umstand, daß in letzter Zeit die Lage des Londoner Geldmarkts weniger practi-

schen Anlaß zu publicistischen Aeüßerungen geboten hat.

Als beachtenswertheste Aufstellungen des Verfassers betrachten wir, daß der größere oder geringere Betrag von Münze oder einlöslichen Noten in einem Lande ohne Einfluß auf die Preise sei, und daß die Höhe des Baarvorraths und der sog. Reserve in der Bank von England mit der Höhe des Discouts und den Handelskrisen nichts zu thun habe.

Eine wiederholte Erwägung der hierfür vorgebrachten Gründe hat unsere frühere Ansicht über diese Punkte nicht geändert.

Es ist Thatsache, daß der Geldumlauf in Deutschland in den Jahren 1872 und 1873 sowohl durch die neuen Goldzuflüsse als auch durch die Zunahme der ungedeckten Notenausgabe eine beträchtliche Steigerung erfuhr und daß die ausländischen Wechselcourse in Folge der eingehenden französischen Kriegsentschädigung zunächst einen Wiederabfluß des Goldes verhinderte. Thatsache ist ferner, daß 1871 bis 1873 eine bedeutende Steigerung der Preise und Löhne, zunächst und vornämlich in Deutschland eingetreten. Wenngleich zwischen beiden Thatsachen ein Causal-Zusammenhang nicht mit unbedingter Nothwendigkeit gegeben ist, so liegt doch unverkennbar die Präsumtion für die Annahme eines solchen Zusammenhangs vor, so lange nicht eine andere überzeugende Erklärung für jene Steigerung nachgewiesen wird. Wenn eine gegebene Bevölkerung plötzlich zu dem Besitz von etwa 2600 Millionen M. statt 2100 Millionen M. Umlaufsmittel gelangt, wird sie bei nicht in gleichem Maaße gestiegenen Angebot von Gütern und Arbeit in der Lage und auch bereit sein, höhere Preise zu bewilligen, und daß

Notenbanken befähigt sind, durch Ausdehnung ihrer Notenausgabe, ohne sofortiges Zurückströmen der Noten zu erfahren, die Kaufbefähigung ihrer Kunden zu steigern, zugleich aber auch die Kaufkraft des Geldes zu mindern, dafür liefert die Wirthschaftsgeschichte Deutschlands 1872 bis 1874 unzweideutige Belege. Dieselben werden dadurch noch nicht beseitigt, daß Theoretiker eine solche Auffassung kurzweg für »Unsinn« erklären und durch das Beispiel von »Hüten« widerlegen wollen. Will man einwenden, daß doch seit 1874 in Folge der bekannten Reichsgesetze eine wesentliche Einschränkung des Notenumlaufs eingetreten und eine Menge des alten Silbercourants eingezogen sei, ohne daß im Ganzen genommen die Preise und Löhne auf den Stand von 1871 zurückgegangen wären, so ist dies keine zutreffende Widerlegung, da erfahrungsmäßig zur Aufrechthaltung mancher Preise und Löhne der mächtige Factor der Gewöhnung mit ins Spiel kommt und lange nachwirkt.

Was schließlich die Discontpolitik der Bank von England betrifft, wodurch mehr oder minder der Werth des Geldes für kurze Anlage in der ganzen handeltreibenden Welt beeinflußt wird, so halten wir dafür, daß die langjährige Praxis der Bankdirectoren und die Darlegungen der Herren Bagehot und Palgrave durch die Kritik des Hrn. P. nicht erschüttert erscheinen. Dieser versichert, daß das Vertrauen des Publicums zur Bank von England an und für sich so feststehe, daß es völlig irrelevant sei, ob zur Zeit einige Millionen Pfd. St. Gold mehr oder weniger in ihren Gewölben lägen; allein dies ist doch keine erwiesene Wahrheit, sondern nur eine Behauptung, welcher die Ansicht der großen

Mehrzahl der Autoritäten und der verantwortlichen Verwaltung entgegensteht. Vertrauen ist Gewohnheits- und Gefühlssache, und läßt sich durch Argumente allein nicht begründen, kann aber durch die unvorsichtige Erweckung des leisesten Zweifels oder selbst Mißachtung eines alten Vorurtheils heillos zerstört werden. Da man aus Erfahrung weiß, daß 2 bis 3 Millionen Pfd. St. aus der Bank gezogen werden können, bevor durch Erhöhung der Zinsrate auf die Heranziehung von Gold aus dem Auslande hingewirkt wird, so erscheint der Grundsatz, dies in Anwendung zu bringen, sobald die Reserve zwischen 14 und 15 Millionen schwankt, sehr rathsam. Der Baarvorrath der Bank von England wird von der öffentlichen Meinung, und gewiß mit vollem Rechte, als der concrete Pfeiler betrachtet, auf dem allein schließlich das colossale Gebäude und Getriebe des britischen Creditwesens beruht; es erscheint deshalb richtiger, wenn auch neue Theorien die Nothwendigkeit anfechten, lieber die Vorsorge für die Bewahrung eines beträchtlichen Baarvorraths zu bestärken als zeitweilig einen etwas niedrigeren Discout zu behalten.

Wir haben geglaubt, diese wenigen eigenen Bemerkungen unserer Anzeige beifügen zu sollen, nicht als eine genügende Widerlegung, sondern nur als Verwahrung, daß wir nicht allen Punkten der besprochenen Abhandlung des Hrn. Price beistimmen; wir können das Studium derselben aber jedem nachdenkenden Volkswirth bestens empfehlen.

Soetbeer.

Die Lehre Spinoza's von Theodor Camerer. Stuttgart. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1877. XX. 300 S. 8°.

Der Verf. beabsichtigt die Lehre Spinoza's genau und quellenmäßig darzustellen und nimmt es in letzterer Beziehung so gewissenhaft, daß seine Darstellung zum größten Theile aus eigenen Aussprüchen Spinoza's zusammengesetzt ist, welche im Texte vollständig ausgeschrieben sind. In dieser nicht ohne Geschick und Sachkenntniß bewirkten Zusammenstellung liegt das Verdienstvolle des Buches, welches eine bequeme Handhabe bietet, sich ohne die Mühe des Nachschlagens aus den Werken Spinoza's leicht und sicher über einzelne Punkte zu orientieren, aber es erschöpft sich auch darin. Insofern der Titel die Erwartung einer selbstständigen Bearbeitung und einheitlich gegliederten Darstellung der Lehre Spinoza's erregt, finden wir uns getäuscht. Die Darlegung der Grundprincipien ist — insoweit sie nicht durch den Wortlaut des Textes unterstützt wird — dürftig und einseitig; ein Mangel der nur dadurch theilweise verdeckt wird, daß der Verf. die einzelnen Lehren mit einer gewissen Selbstständigkeit und Unabhängigkeit von einander behandelt und denselben stets eigene Aussprüche Spinoza's voranstellt, anstatt an früher gegebene Erklärungen anzuknüpfen.

So wird der Begriff Gottes, der Angelpunkt, auf dem das ganze System ruht, im ersten Capitel auf dem Raum von kaum einer einzigen Seite abgehandelt. Der Gott Spinoza's ist dem Verf. bloß die alles hervorbringende Naturkraft, unpersönlich, ohne Selbstbewußtsein, »sein Wesen geht darin auf, daß er der letzte Grund aller Dinge ist«. Das ist eine Ansicht, der man allerdings öfter begegnet, für die wir jedoch, zu-

mal in einer so umfänglichen Monographie, um so mehr einige Begründung hätten erwarten dürfen, als zweifellose Aussprüche Spinozas wie die bekannten: Eth. II prop. 3 mit Dem. u. Schol. prop. 4. Eth. V prop. 35. Ep. 23. 49. 60 u. 62 — wenigstens, was die Frage nach dem göttlichen Selbstbewußtsein anlangt — zunächst auf eine gegentheilige Auffassung hinweisen, der auch gewichtige Autoritäten der Neuzeit das Wort reden. — So: Ritter, Gesch. der Ph. Bd. XI p. 230. Siegwart, der Spinozismus, historisch und kritisch erläutert. Tüb. 1839 p. 126 sqq. Trendelenburg, Ueber Spinoza's Grundgedanken und dessen Erfolg. Abhandlungen der K. Akademie zu Berlin de 1849 p. 275 sqq. Loewe im Anhang zu seinem Werke »die Philosophie Fichte's«. Stuttgart 1862 p. 287 sqq. u. a. — In der That schließt sich der originelle speculative Grundgedanke Spinoza's — daß es nur ein in sich unendliches und ewiges Sein geben könne, in welchem und durch welches Alles besteht — erst dadurch zusammen, daß alle Beziehungen von Grund und Folge, welche allein in Spinoza's Auffassung die Momente des Seins verbinden, in der Einheit eines centralen göttlichen Selbstbewußtseins verknüpft werden. So bildet der Begriff des intellectus Dei in finitus, dessen der Verf. mit keinem Worte gedenkt, in der Bedeutung eines einheitlichen göttlichen Selbstbewußtseins einen wesentlichen und höchst charakteristischen Zug der Gottesidee Spinoza's, der die Grundphysiognomie des Systems bestimmt und ohne dessen Voraussetzung die wichtigsten Lehren Spinoza's allen Boden verlieren. Nur beispielshalber führen wir an, daß die Bestimmung der dritten Stufe der Erkenntniß, welche uns die adäquaten Ideen in Gott schauen läßt — Eth. II

prop. 40. Schol. 2. V prop. 29. Schol. — und worauf wiederum, wie der Verf. S. 262 selbst anerkennt, das ganze Gebäude der Ethik basirt ist — Eth. V prop. 32 —, nur auf der Voraussetzung beruht, daß jene adäquaten Ideen in Gott als solche vorhanden und mithin dort zum Bewußtsein gekommen seien — Eth. II prop. 11. Coroll. III prop. 1. Dem. II prop. 30 Dem. prop. 36. Dem. prop. 32. prop. 40. Dem. Dem Verf. freilich stößt solches Bedenken nicht auf. Er stellt in dem betr. Capitel (S. 105) einfach die beiden Hauptsätze Eth. II prop. 40 Schol. 2 und V prop. 31 mit Dem. an die Spitze und kümmert sich nicht darum, ob deren Voraussetzungen mit seiner eigenen Definition des Gottesbegriffs auch vereinbar seien.

Recht leicht macht sich's der Verf. auch mit der Lehre von den Attributen. Er läßt hier Spinoza einerseits die Einheitlichkeit des Substanzbegriffs festhalten, daneben und zugleich aber — trotz dessen ausdrücklicher Erklärungen Eth. II Def. 1. prop. 1. 2. 5 u. 7. Schol. III prop. 2. Schol. prop. 21. Schol. prop. 22. V prop. 1. Ep. 27. 66 u. a. und wiederum ohne nähere Motivierung — das Wesen der Substanz in eine Pluralität *real* unterschiedener, aus sich selbst bestehender Grundkräfte atomistisch auseinandertreten, indem er kurz versichert, daß beide Annahmen völlig unvereinbar und daß alle Erklärungsversuche unzulänglich seien (S. 7. 12. 15. u. a.).

In gleicher Weise endet seine Kritik über »die Einheit der beiden die Welt producierenden göttlichen Causalitäten, der ewigen und der endlichen« und »das Verhältniß des Persönlichen zum Allgemeinen, des Individuums zur Gattung«, welche Probleme er neben dem Verhältnisse der

Substanz zu den Attributen als die Cardinalpunkte des Systems bezeichnet, mit dem Eingeständniß ihrer völligen Unbegreiflichkeit (S. 300). Wir müssen die Erwägung der Frage, ob in jenen Problemen wirklich die Cardinalpunkte des Systems enthalten? eventuell, ob sie vom Verf. angemessen formuliert seien? der Kürze halber dem Nachdenken des Lesers überlassen. Geben wir auch zu, daß in den beregten Punkten innere Widersprüche des Systems zu Tage treten, so sind wir doch zugleich der Meinung, daß eine eingehende Erörterung derselben um so wünschenswerther gewesen wäre, als sie dem Verf. hätte Gelegenheit geben müssen, den lebensfähigen Kern von den Einseitigkeiten der Lehre Spinoza's zu scheiden, deren Verständniß durch die bloße Anerkennung jener Widersprüche wenig gefördert wird. Nur beiläufig erwähnen wir, daß auch der eigene Maßstab, den der Verf. an die Lehre Spinoza's legt, nicht immer frei von Unklarheiten ist. So, wenn er diesem vorwirft, daß er das »Staaten bildende Princip« im letzten Grunde nicht in einem »Gattungs- und Volksbewußtsein« finde, sondern in dem Selbsterhaltungstrieb der Einzelnen (S. 299). Hier haben wir bei Spinoza wenigstens ein verständliches, wenn auch einseitiges Princip, während von einem Gattungs- und Volksbewußtsein doch immer nur bildlich geredet werden kann.

Die Grundansicht des Verf. über das System Spinoza's geht dahin, daß dasselbe »ein nach allen Seiten hin aufgestellter Naturalismus« sei. Wir nennen diese Ansicht besonders deshalb einseitig, weil sie mit dem practischen Theile der Philosophie Spinoza's ganz unvereinbar ist. Diesem gebührt aber, wie Loewe (a. a. O. S. 260) sehr treffend bemerkt, »ähnlich wie bei Kant das

Primat, indem die Bestimmung des metaphysischen Theils zuletzt dahin geht, dem ethischen zum Unterbau zu dienen und den Gipfel des ganzen speculativen Gebäudes, nämlich die Lehre vom höchsten Gute zu tragen. Dieses Letztere wird darin gesetzt, daß das endliche Ich in der Anschauung der Gottheit, als seines wahren und alleinigen Wesens, mit dieser sich eine und in dieser Einigung die Fülle der Beseligung gewinne«. Hier tritt die wahre Herzensmeinung Sp.s zu Tage, aus der der lebensfähige Kern seiner Lehre zu erkennen ist. Schon der speculative Grundgedanke, daß die Fülle des Bestehenden nur in der Einheitlichkeit eines substantiellen Wesens Ursprung und Erklärung finden könne, birgt einen theistischen Keim in sich, denn Spinoza meint hier nicht bloß die numerische Einheit, sondern zugleich eine Einheit des Sinnes und der Bedeutung alles Bestehenden, also eine Art der Einheit, deren constituierende Momente den Begriff der lebendigen Persönlichkeit voraussetzen und nur in einer solchen entstehen können. Hier ist der lebendige Quell zu suchen, aus dem die Ideen Spinoza's hervorsprudeln. Lebendig in ihrem Ursprung, mußten sie jedoch auf dem trockenen Boden der historisch überkommenen Voraussetzungen bald erstarren, die eine wohl zu beachtende Schranke in dem Denken Spinoza's bilden und der weiteren Ausgestaltung seiner Grundgedanken Richtung und Form bestimmten, um so mehr, als auch eine subjective Empfänglichkeit für ihre Einseitigkeiten unleugbar in Spinoza's Geistesanlage vorhanden war. Es ist ein Hauptmangel der Darstellung des Verf., daß er jene Schranke ganz außer Acht gelassen und die Lehre Spinoza's außer allem historischen Zusammenhange betrachtet hat, als wäre sie ein

völlig neues, für sich bestehendes abgeschlossenes Ganzes.

Es waren besonders drei Momente, welche in dieser Hinsicht einen unverkennbaren, entscheidenden Einfluß auf die Entwicklung der Lehre Sp.'s ausübten.

Zuerst das bis in die neueste Zeit hineinragende Vorurtheil, daß alles geistige Leben sich in der bloßen Denkhätigkeit erschöpfe und damit im Zusammenhange die Concentrierung des Interesses aller Speculation auf den Zusammenhang von Grund und Folge zwischen gegebenen Begriffsinhalten.

Sodann die überwältigende Wirkung der damals zuerst deutlich erschlossenen Einsicht in den gesetzlichen Zusammenhang alles natürlichen Geschehens, welche die Ansicht bestärken mußte, daß der wesentliche Theil des Weltinhalts in dem bloßen Gelten jener gesetzlichen Beziehungen sich erschöpfe.

Endlich der Dualismus zwischen den Begriffen des Denkens und der Ausdehnung.

Die beiden ersten Momente erhielten in dem Substanzbegriffe Spinoza's ihren dankbar concentrirtesten und radicalsten Ausdruck. »Wie aus der Natur des Dreiecks von Ewigkeit zu Ewigkeit folgt, daß seine Winkel gleich sind zwei Rechten, so folgt aus der Nothwendigkeit der göttlichen Natur unendlich vieles auf unendlich vielfache Weise«. Ein nothwendiges Mittel zur Verwirklichung des Weltinhalts wird hier mit diesem selbst identificiert. Die Substanz Sp.'s ist streng genommen von Anbeginn abgeschlossen und fertig — perfectum — alles Denkbare wirklich — »Dei naturae leges adeo amplae fuerunt, ut sufficerent ad omnia, quae ab aliquo infinito intellectu concipi possunt, *producenda*« — cf.

Eth. II prop. 44 Coroll. Ep. 29. Eth. prop. 17. Schol.; es fehlt an jedem Principe der Auswahl eines bestimmten Wirklichen aus dem Gebiete des bloß Möglichen. Deshalb findet der Zweckbegriff in dem Systeme keine Stelle, nicht etwa — wie der Verf. meint — weil Sp. eingesehen habe, daß dessen Annahme es unmöglich mache, die Welt aus Gott zu begreifen (S. 1). Deshalb schließt der Substanzbegriff Sp.'s auch die Begriffe der Zeit, des Geschehens, des Werdens, der lebendigen Entwicklung und des Lebens überhaupt von sich aus. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß das dem innersten Wesen Sp.'s entstammende Grundprincip — der aus der Idee der Persönlichkeit abstrahierte Gedanke der Einheitlichkeit der einen Substanz, — als dessen durch die erwähnten Vorurtheile in einseitiger Richtung entwickelte und darum innerlich erstarrte Form der Substanzbegriff auftritt, trotzdem in Sp. lebendig bleibt und den verborgenen Einigungspunkt aller jener durch die einseitige Formulierung des Substanzbegriffs ausgeschlossener Elemente der Wirklichkeit des Seins und Geschehens bildet. Diese drängen sich im weiteren Ausbau des Systems allgemach und stillschweigend in dem Maße wieder zu, als Sp. zur Erklärung concreter Lebenserscheinungen fortschreitet und in demselben Maße wächst auch das originelle Grundprincip Sp.'s über die Consequenzen des Systems hinaus, worin die lebendige Fülle seines Inhalts keinen hinreichenden Spielraum findet. Diese verhalten sich zu jenem, wie ein formaler Factor zu einem materialen. Der Widerstreit beider zieht durch das ganze System, dessen einzelne Bestimmungen nur durch das Zusammenwirken beider ihre besondere Gestaltung gewinnen und nur unter Berücksich-

tigung beider verständlich sind. Das formale Princip prävaliert in der Metaphysik, das materiale in der Ethik, wo es in der Bestimmung des höchsten Guts seinen Abschluß findet.

Die eigenthümliche Weise, wie Sp. das dritte überkommene Moment, den unvermittelten Gegensatz von Denken und Ausdehnung mit seinem Gedanken der Einheitlichkeit des göttlichen Wesens zu vereinigen suchte, giebt uns den Schlüssel zum Verständniß seiner Lehre von den Attributen. Der metaphysische Gedanke, durch den Sp. jene Einigung zu erreichen glaubte, besteht darin, daß er beide Glieder jenes Gegensatzes ihrem Wesen nach gleich setzte und dadurch in die Einheit der einen Substanz zusammenzog, dagegen die specifischen Momente ihres Unterschiedes als besondere Ausdrucksweisen desselben Einen in der Auffassung des göttlichen Wesens wieder auseinandertreten ließ. Aus der Anerkennung der Möglichkeit des Bestehens solcher verschiedener Ausdrucksweisen folgt dann, da bei Sp. alles Mögliche auch wirklich ist, die Annahme unendlich vieler, die unendliche Vielheit der Attribute. In allen ist der logische Zusammenhang von Grund und Folge derselbe. Eth. II prop. 6. Dieser kommt jedoch nur im Denken zum Bewußtsein und so scheint es fast, als gebühre dem Denken eine Prävalenz vor den übrigen Attributen, insofern wir es gewissermaßen als Spiegel aller übrigen auffassen können. Sp. hat sich darüber nicht bestimmt ausgesprochen. Nur soviel ist nach seinen Erklärungen zweifellos, daß alle Modificationen aller Attribute als in dem göttlichen Selbstbewußtsein vereinigt gedacht sind — Eth. II prop. 3. — So ist auch in dem göttlichen Selbstbewußtsein das Band zu suchen, welches jene verschiedenen an sich dispa-

raten Ausdrucksweisen desselben Einen in die wesenhafte Einheit der göttlichen Substanz zusammenschließt.

Aus dem Gesagten, womit wir die vom Verf. nicht berücksichtigten, zur Beurtheilung der Lehre Sp.'s jedoch unentbehrlichen Gesichtspunkte nur flüchtig andeuten konnten, erhellt schon zur Genüge, daß die Einseitigkeiten und Härten jenes Systems nicht in dem aus dem innersten Wesen Sp.'s erwachsenen Bestandtheile seiner Lehre zu suchen seien, sondern auf Seite der historischen Voraussetzungen, welche jenem Richtung und Form bestimmten und daß das System selbst nicht ein reiner Naturalismus sei, sondern ein Pantheismus, der den Keim des Theismus in sich birgt und aus diesem seine Lebenskraft und Entwicklungsfähigkeit schöpft, deren fruchtbare Entfaltung nur durch historisch bedingte Schranken gehemmt erscheint.

Der neuen Zeit blieb es vorbehalten, diese Schranken zu brechen, indem die fortgeschrittene Geistesarbeit zu der Einsicht führte, daß dem nur durch Abstraction entstandenen Begriffe der Ausdehnung gar keine mit den Erscheinungen des geistigen Lebens ihrem Wesen nach unvereinbare Realität entspreche, daß auch das Verhältniß von Grund und Folge und der Mechanismus des natürlichen Geschehens nicht den Bestand des Weltinhalts erschöpfen, sondern in ihrer Gesamtheit nur die untergeordnete Geltung eines Mittels beanspruchen können, welches bestimmt und nothwendig ist, die Entwicklung des lebendigen Weltinhalts selbst zu ermöglichen und daß in diesem allein Werth und Ziel nicht nur der wissenschaftlichen Untersuchung, sondern alles Lebens überhaupt zu suchen sei. Der schon in Sp.'s Lehre verborgene Keim des Theismus kann sich nun frei entfalten; in der Richtungslinie seiner Entwicklung liegt auch das Problem der neueren Philosophie.

Blankenburg am Harz.

Hugo Sommer.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück 23.

6. Juni 1877.

Geschichte der europäischen Staaten. Herausgegeben von A. H. L. Heeren, F. A. Ukert und W. v. Giesebrecht. 39. Lieferung, 1. Abtheilung. Geschichte Griechenlands seit dem Absterben des antiken Lebens bis zur Gegenwart. Von Gustav Friedrich Hertzberg, außerordentl. Professor d. Geschichte a. d. Universität zu Halle. Zweiter Theil. Vom lateinischen Kreuzzuge bis zur Vollendung der osmanischen Eroberung. (1204—1470). Gotha. Friedrich Andreas Perthes. 1877. XVIII und 605 S. 8°.

Bei den Verabredungen über die Art der Publication dieser neuen Geschichte Griechenlands seit Ausgang des Alterthums war anfangs der Plan entworfen worden, die Geschichte Griechenlands vom Jahre 1204 bis zu der Erhebung der Neugriechen 1821, oder doch bis zur französischen Revolution, in Einem starken Bande zu erledigen. Es hat sich nachher gezeigt, daß namentlich die wirklich wissenschaftliche und einigermaßen vollständige Darstellung der Ge-

schichte der Griechen unter der osmanischen Herrschaft einen unerwartet großen Raum in Anspruch nahm. Um daher den zweiten Band nicht zu ganz ungebührlicher Dicke anschwellen zu lassen, sind Herr Geheimrath v. Giesebrecht, die Verlagsbuchhandlung und der Verfasser schließlich dahin übereingekommen, den reichen Stoff zu theilen. So wird denn augenblicklich der zweite Band ausgegeben, welcher die Geschichte Griechenlands bis zur Vollendung und Sicherung der osmanischen Herrschaft in diesem Lande durch Austreibung der Venetianer aus Negroponte (1470) führt. Die Motive zur Abgrenzung der Bände gerade auf diese Epoche sind am Schlusse dieser Bericht-erstattung auseinandergesetzt. Der dritte Band soll sich dann lediglich mit der Geschichte der griechischen Nation unter osmanischer Herrschaft, 1470 bis 1821, beschäftigen. Derselbe ist bereits jetzt im Manuscript nahezu vollendet.

Der Bericht über den zweiten Band muß sich in erster Reihe mit dem wissenschaftlichen Material beschäftigen, auf welchem er beruht. Trotz der glänzenden Arbeiten und Entdeckungen Buchons ist es doch erst seit Ablauf des vergangenen Jahrzehnts möglich geworden, die Geschichte Griechenlands seit dem lateinischen Kreuzzuge mit der Sicherheit und Vollständigkeit zu schreiben, wie sie die moderne Wissenschaft fordert. Fallmerayers Geschichte von Morea (zweiter Theil) und Finlays »Griechenland im Mittelalter« sind noch immer mit Nutzen zu lesen und zu berücksichtigen; aber sie sind zu drei Fünfteln ihres Stoffes antiquirt durch die kolossalen Arbeiten Karl Hopfs. Dieser ausgezeichnete Entdecker hat in Wahrheit die Ge-

schichte Griechenlands unter der Herrschaft der verschiedenen romanischen Völker des Abendlandes seit 1204, aus den Archiven Wiens, Italiens und der ionischen Inseln erst »ausgegraben«. Seine höchst zahlreichen urkundlichen Mittheilungen in den Sitzungsberichten der Wiener k. k. Akademie der Wissenschaften seit 1853; verschiedene kleinere selbständige Schriften; mehrere Abhandlungen in der Allgemeinen Encyclopädie; endlich sein großes Werk über die Geschichte Griechenlands im Mittelalter und in der Neuzeit, in Bd. 85 und 86 der Ersten Section eben dieser Encyclopädie (1868), und aus seinem Nachlaß endlich (1873) die »Chroniques gréco-romanes inédites ou peu connues«, haben die unentbehrliche Basis für die Geschichte Griechenlands seit 1204 bis zu Skanderbegs Tode geradezu neu geschaffen. Da ich nun nicht in der Lage war, Hopfs Entdeckungsarbeit meinerseits von Grund aus noch einmal zu machen, so mußte ich mich nach Seite dieser neuen Entdeckungen auf Hopfs Arbeiten überall stützen, denen ja entschieden Quellenwerth beigelegt werden muß. Vielseitige eigene Studien und die Benutzung der neben und nach Hopf erschienenen, nicht sehr zahlreichen Schriften, die hier in Betracht kommen, machten es aber recht wohl möglich, nicht unbedingt abhängig von H. aufzutreten.

Ganz selbständig dagegen ist die Anordnung und historisch-politische Behandlung des Stoffes. Die Publication der »Frankenherrschaft in Griechenland« aus Hopfs Nachlaß, die Dr. Streit in Aussicht gestellt hat, ist bis jetzt noch nicht erfolgt. In der Auffassung aber und Gruppierung des historischen Materials, wie sie Hopf in der Ency-

klopädie giebt, mußte ich mich in der Regel von ihm emancipieren. Abgesehen von der wiederholten Abweichung in der historisch-politischen Beurtheilung einzelner Erscheinungen, kam es für mich darauf an, das Hauptgewicht nicht sowohl auf die Geschichte der abendländischen Völker in Griechenland als vielmehr auf jene der Griechen unter den Einflüssen der westlichen Welt zu legen. Daraus ergab sich die Methode von selbst, die zu befolgen war, um in die verwirrende Fülle großer und kleiner Thatsachen Licht und Uebersicht zu bringen.

Die Geschichte der ganzen Zeit seit 1204 bis zum vollständigen Obsiegen der Osmanen in der ganzen Levante bewegt sich sozusagen in concentrischen Kreisen. Für unsere Beobachtung fällt hauptsächlich ins Gewicht die Gegenwehr, die Reaction, endlich das siegreiche Wiedervordringen der Griechen gegen die Abendländer oder Franken; bei ihrer zähen Ausdauer und ihrem starken Staatsgefühl so erfolgreich, daß sie noch im letzten Augenblicke, obwohl im Rücken durch die Pforte bedrängt, innerlich durch den fränkischen Feudalismus zersetzt, noch einmal den Peloponnesos der fränkischen Ritterwelt abgewinnen. Aber hinter den in Kleinasien neu erstarkten Griechen erhebt sich allmählich drohend und immer drohender die Macht der Osmanen, die den Fortschritten der Griechen in Europa folgt und endlich das wiederhergestellte Reich der Paläologen auf eine Reihe von unzusammenhängenden Bruchstücken zurückdrängt. — Auf Seiten des Abendlandes dagegen kämpft in vorderster Reihe mit den Griechen das romanische Kaiserthum und die feudale italienisch-französische Ritterwelt, die auf den Ruinen des alten byzantinischen Reichs

sich aufgebaut hat. Hoffnungs- und zukunftslos, wie seit dem Tode des Kaiser Heinrich (1216) der feudale Staatsbau in Romaniens erscheint, erhält das fränkische Wesen in Griechenland doch seinen festen Rückhalt für mehrere Menschenalter durch die kluge, zähe und zielbewußte Politik der Republik Venedig und durch deren ausgezeichnete Kriegsleitung. Aber während auf der griechischen Seite es an hemmenden Momenten, namentlich an particularistischen Elementen (Trapezunt, das Haus Angelos) auch nicht fehlt, löst sich die fränkische Welt auf in eine Fülle bald localer Conflictes aller Art, bald größerer Gegensätze. Diese Reibungen, seit Ausgang des 13. Jahrhunderts noch geschärft durch den erbitterten, meist auf griechischem Boden ausgefochtenen Gegensatz zwischen den Häusern Anjou und Aragon, lassen allmählich trotz aller Bemühungen Venedigs die Franken immer entschiedener vor den Griechen, den Südslaven, den Türken zurückweichen. Gegen Ende des 14. Jahrhunderts verändert sich dann die Scenerie. Das Sinken der fränkischen Macht, Venedig immer ausgenommen, ist noch augenfälliger, als jenes der griechischen. Das neue Aufblühen einiger kleiner fränkischen Machthaber, wie der Acciajuolis in Athen, der Tocco in Kephalenia und Epirus, wiegt nur wenig gegenüber der immer gefahrvoller emporwachsenden Macht der Pforte. Endlich stellt sich während des 15. Jahrhunderts das Verhältniß so, daß bei dem Zusammenbrechen der griechischen wie der fränkischen Staaten »Romaniens« die Republik Venedig gar nicht umhin kann, nunmehr mittelbar oder unmittelbar den Schutz großer Gebietstheile desselben Reichs zu übernehmen, die zu erobern ihr zur Zeit des lateini-

schen Kreuzzugs unmöglich gewesen war. Das führt naturgemäß zum Zusammenstoß der alten italienischen mit der jungen osmanischen Großmacht. Nach dem Falle der Paläologen in Constantinopel und in Morea wird dieser Gegensatz acut, und der Verlust von Negroponte (1470) an die Pforte bezeichnet den beginnenden Niedergang der Venetianischen Machtstellung in der Levante.

Das sind die großen Grundzüge der in diesem Bande dargestellten Periode griechischer Geschichte. Für die Detailausführung kam es nun darauf an, ein System festzustellen, um für den Leser den Ueberblick über die fortschreitende Entwicklung vor der Masse der historischen Scenen aus dem Leben der zahlreichen größeren und kleineren Staaten »Romaniens« nicht verloren gehen zu lassen. Ich habe daher in erster Reihe immer versucht als Hintergrund und als festen Rahmen von Abschnitt zu Abschnitt die jedesmaligen Zustände in den dominierenden Staaten der griechischen Welt zu zeichnen. Das Reich Nikäa, das Kaiserthum Romanien, die Republik Venedig, und die große Politik dieser Staaten stehen hier bis zur Wiedereroberung von Constantinopel durch die Griechen (1261.) an der Spitze. Demnächst der Gegensatz zwischen dem erneuerten Reich von Constantinopel, jetzt unter Führung der Paläologen, dem nunmehr wieder Venedig und als Erbin der romanischen Kaiser die Politik des Hauses Anjou-Neapel gegenübersteht. Während des 14. Jahrhunderts das Emporkommen der Osmanen; die noch immer ansehnliche Macht der Paläologen, und Venedig auf der Höhe seiner Macht. Während des 15. Jahrhunderts endlich bildet den Mittelpunkt, um den sich Alles

bewegt, die in dem Centrum der Balkanhalbinsel bereits fest, breit und sicher etablierte Macht der Osmanen, gegen welche alle übrigen Kräfte auf der Peripherie sich nur noch defensiv verhalten. Das Verhältniß der Osmanen zu der Welt der griechischen, slavischen, fränkischen Staaten ringsum wird zu jenem der Römer zu Griechenland seit dem syrischen Kriege in Parallele gestellt.

In zweiter Linie ist es nun versucht worden, die Spezialgeschichte der seit 1204 neu entstandenen und weiter entstehenden kleineren griechischen, fränkischen und slavisch-albanesischen Staaten überall mit den großen Epochen der allgemeinen Geschichte der Balkanhalbinsel in Verbindung zu setzen. Von Abschnitt zu Abschnitt wird eine Rundschau angestellt über diese bunte Staatenwelt, die allmählich abstirbt, und Stück für Stück dem Schicksal verfällt, endlich von den Osmanen verschlungen zu werden. Es ist ferner versucht worden, das Uebermaaß des genealogischen Details und der feudalen Geschichte, namentlich der Franzosen in Morea, zu beschränken, dafür möglichst alles Detail des griechischen Lebens zu sammeln.

Der Organismus dieses Bandes ist der nämliche, wie jener des ersten; nur daß die Buntheit und Fülle des Materials mich nöthigte, zu besserer Uebersichtlichkeit die verschiedenen Capitel noch in mehrere kleinere Unterabtheilungen zu zerlegen. Um den Zusammenhang zwischen der Geschichte der vielen Kleinstaaten noch zu erleichtern, sind im Tenor der Darstellung sehr zahlreiche Rückverweisungen angebracht.

Das Buch zerfällt in zwei Haupttheile, in zwei »Bücher« geordnet. Nach Hopfs Vor-

gang mache ich den entscheidenden Schnitt mit dem Jahre 1311, nämlich mit der definitiven Festsetzung der Catalonier in Griechenland. Ihr Auftreten bezeichnet einerseits den letzten Versuch für die Griechen, die Vertheidigung gegen die Osmanen angriffsweise zu führen; andererseits den Beginn des unrettbaren Verfalls der byzantinischen Macht; ferner den Moment, wo die Feindschaft zwischen den Familien Aragon und Anjou auch Griechenland in ihre zerstörende Kreise zieht; endlich den Beginn der Zeit, wo die fränkische Herrschaft in Griechenland aller Orten in harte Soldatenherrschaft und feudale Anarchie übergeht.

Das erste Buch umfaßt also die Zeit von 1204 bis 1311. Es zerfällt in drei Capitel. Von diesen führt das erste bis 1216, d. h. bis zu dem Tode des romanischen Kaisers Heinrich, mit welchem die Hoffnung hinfällig wird, aus dem feudalen Bau des Kaiserthums Romanien etwas Lebensfähiges zu gestalten. Die Fixierung des griechischen Widerstandes gegen die Franken, in Asien und in Epirus; die Entstehung des Reichs Nikäa; die Kämpfe der Kaiser Balduin I. und Heinrich von Romanien, und die Gründung der italienischen und französischen Ritterstaaten, wie auch der venetianischen Colonien in Romanien sind hier die Hauptmomente. Das zweite Capitel schildert den Aufschwung der Griechen von Epirus und Nikäa, die Eroberung des lombardischen Königreichs Thessalonika durch das Haus Angelos von Epirus, die Eroberung des Reichs der Angelos durch Johannes III. Vatatzes von Nikäa, wie auch die Wiederabspaltung des Despotates Epirus von dem griechischen Reiche; ferner die Blüthe des moreotischen Fürstenthums Achaja unter den Villehardouins,

• des (1260 zu diesem Range erhobenen) Herzogthums Athen unter dem burgundischen Geschlechte de la Roche, und schließt mit der Wiedergewinnung von Constantinopel (1261) und Lakonien (1262) durch den griechischen Kaiser Michael VIII. Paläologos. Das dritte Capitel schildert die Uebernahme des romanischen Kaisertitels und seiner Rechte und Prätensionen durch das Haus Anjou-Neapel, die Festsetzung der Anjous in Epirus und Albanien —, die seit Wilhelms von Villehardouion (1278) Tode immer energischer sich fühlbar machende Einwirkung der Krone von Neapel auf das durch die Griechen von Lakonien her andauernd bedrohte französische Achaja, die Geschichte der nächsten Nachfolger des Hauses Villehardruin in Achaja, die dominierende Macht der Venetianer auf Euböa, und zuletzt namentlich die Kämpfe der katalonischen Söldnerbande mit Osmanen, Griechen, und endlich mit den Franzosen in Attika. Die furchtbare Niederlage der letzten (1311) am Kephissos, welche zugleich unter den damaligen französischen und italienischen Ritterfamilien in Griechenland wahrhaft vernichtend aufräumte, und die Eroberung von Phthiotis, Lokris, Phokis, Böotien und Attika durch die siegreichen Nordspanier giebt hier den Abschluß.

Das zweite Buch umschließt Griechenlands Geschichte von 1311 bis 1470. Das erste Capitel führt dieselbe bis 1358. Die Festsetzung der Katalanen in Griechenland und ihre Anlehnung an das Haus Aragon-Sicilien, die wachsende Auflösung in Achaja, die siegreiche Ausbreitung der Griechen von Lakonien im Peloponnesos, dann der Aufschwung der Osmanen in Asien bis zur Wegnahme von Gallipoli (1354), die Zerrüttung des byzantinischen Reichs durch

wiederholte Thronkriege, der durch solche Umstände ermöglichte, freilich nur ephemere, aber rapide, und für die Griechen verhängnißvolle Aufschwung der serbischen Macht unter Stephan Duschan (1331 bis 1355) bilden hier die Hauptpunkte. Den Abschluß bildet hier die selbstständige Erhebung (1358) der Albanesen und der sehr bald allseitig fühlbare Eintritt dieses neuen Krafelements in die Geschichte der griechisch-türkischen Welt.

Das zweite Capitel schildert zunächst die Festsetzung der Osmanen (1361) in Adrianopel und deren nunmehr nach allen Seiten bohrende und erobernde, durch die unerhörte Thorheit und Uneinigkeit, namentlich der Griechen und der Franken geförderte, Thätigkeit unter einer Reihe hochbegabter Regenten, die aber vor Allem die serbische (1389) und die bulgarische Macht (1393) zerschmettern. Der Aufstand der venetianischen Colonie in Kreta (1363) gegen die Mutterstadt; die Annexion von Corfu (1386) durch Venedig; das Auftreten Navarresischer, durch Hopf eigentlich erst entdeckter, Söldner seit 1380 in Griechenland, die für sich 1381 das Fürstenthum Achaja erobern; die griechisch-serbisch-albanesisch-italienischen Machthaber in Thessalien und Epirus; das Auftreten des Hauses Tocco in Kephalaria; die Vertreibung der Spanier aus dem Herzogthum Athen durch den Florentiner Rainerio Acciajuoli (1385) und die Regierung seiner Nachfolger; die Erwerbung von Achaja durch den listigen genuesischen Baron Centurione Zaccaria (1404), sind hier entscheidende Momente. Bedeutungsvoll wird vor Allem die Anregung, welche der Despot Manuel Kantakuzenos von Misithra (in Lakonien) in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts den toski-

schen Albanesen zur Uebersiedelung nach Griechenland giebt. In anderer Art charakteristisch ist die phantastische Reform-Idee des Philosophen Gemistos Plethon, ebenfalls zu Misithra. Den Schluß des Capitels macht die Schilderung der Eroberung der zweiten Stadt des griechischen Reichs, des (seit 1425 venetianischen) Thessalonike und von Epirus (1430) durch die Osmanen, während die Waffen und die Diplomatie der Paläologen bis 1432 noch einmal (mit Ausnahme einiger venetianischer Festungen) den gesammten Peloponnes in griechische Hände vereinigen.

Das dritte Capitel umfaßt die Zeit von 1432 bis 1470. Hier habe ich auf S. 464 bis 500 zunächst versucht, die damaligen Culturzustände Griechenlands, namentlich des Peloponnes, umfassend darzulegen. Hoffentlich überzeugt die Partie über die Ethnographie der Halbinsel auch Herrn Julius Jung in Innsbruck, daß ich von der zähen Assimilierungsfähigkeit der griechischen Nationalität doch etwas mehr »verstehe«, als er (vgl. »Römer und Romanen an der Donau« pag. XL.) mir zutraut. Der schlimme Charakter der damaligen Moreoten, die materielle Lage Griechenlands, die Reisen der Europäer nach Griechenland, die literarischen Zustände in Constantinopel, im Peloponnes, in Misithra werden erörtert. (Bei dieser Gelegenheit ist auch Veranlassung genommen worden, die Entstehung der Sage von der angeblichen Abkunft der Kaiserin Theophano aus Sparta, auf deren höchst zweifelhafte Natur F. Hirsch in seiner inhaltreichen Recension unsers ersten Bandes, Historische Zeitschrift, Bd. 18, S. 685 aufmerksam macht, aufzuklären). Den Rest des Capitels nimmt ein die Schilderung

der erobernden Arbeit des Sultans Mohammed II., dem nur der Albanese Skanderbeg mit Erfolg widersteht. Der heroische Untergang des Kaisers Constantin XI., die elenden Zustände in Morea, wo die letzten Paläologen, wo Albanesen und Griechen einander selbst zerfleischen, bis 1460 Morea unter schauerlichen Blutschenen türkisch wird; die osmanische Eroberung von Athen und Lesbos, und die Darlegung von Mohammeds II. griechischer Kirchenpolitik, endlich die Austreibung der Venetianer aus Euböa (1470) machen hier den Beschluß. Mit dem Verlust von Euböa ist Venedigs Macht in der Levante tief erschüttert, ist das 1204 durch Venedig in Rumänien begründete politische System wesentlich vernichtet, die Herrschaft der Osmanen in Griechenland endlich entschieden und gesichert.

Halle.

Gustav Friedrich Hertzberg.

Zur Geschichte und Kritik des bäuerlichen Gemeindebesitzes in Rußland. Von Johannes von Keussler. I. Theil. Riga, Moskau, Odessa. Verlag von J. Deubner. 1876. 304 S. 8^o.

Den Angriffen der Socialisten auf die Einrichtung des Privateigenthums liegt ein Korn von Wahrheit zu Grunde; insbesondere entbehrt das Verlangen der unbeschränkten Erwerbung von Grundeigenthum eine Grenze gezogen zu wissen, keineswegs der Berechtigung. Das private Grundeigenthum ist eben keine unbedingt nothwendige, rein ökonomische Kategorie des Wirtschaftslebens, sondern nur eine historische. Privateigenthum an Grund und Boden hat nicht

immer bestanden, besteht noch heute nicht überall. Es ist bekannt, daß namentlich in Rußland die socialistischen Ideen durch die Institution des bäuerlichen Gemeindebesitzes Verwirklichung gefunden haben. Häufig haben daher die russischen Zustände den Socialdemokraten, deutscher, wie französischer Nationalität, als Beweismittel ihrer gewagten Behauptungen dienen müssen. Auch in der agrarpolitischen Literatur ist diese Frage häufig eingehender Behandlung unterzogen worden. Haxthausen, J. Eckardt, Adolf Wagner, Schédo-Ferroti, Laveleye — um hier nur die besten Autoren zu nennen — haben in Deutschland und Frankreich für die Verbreitung der Kenntniß von der Sachlage der russischen Eigenthümlichkeit gesorgt. Immerhin aber war für uns Deutsche in der Literatur insofern eine Lücke vorhanden, als die Ansichten der russischen Schriftsteller selbst nicht genug gewürdigt worden waren. Wie man im Lande selbst über die Zweckmäßigkeit des Gemeindebesitzes dachte, darüber waren nur einzelne Stimmen laut geworden: Tschitscherin in Bluntschli's Staatswörterbuch, Kawelin und Buschen in der Tübinger Zeitschrift für Staatswissenschaften u. e. A. So hilft denn die Keusslersche Monographie einem längst gefühlten Bedürfnisse in dankenswerther Weise ab. Der Verfasser scheint zu dieser Untersuchung besonders geeignet gewesen zu sein, als er, der russischen Sprache mächtig, wenn auch Deutscher, die nationale Literatur mit staunenswerthem Fleiße und gründlicher Gewissenhaftigkeit gelesen hat, dann aber auch, weil er, in Rußland lebend, durch vielfache Reisen im Stande gewesen ist, sich persönlich über die Wirkungen des Gemeindebesitzes zu unterrichten. — Das Werk

zerfällt in drei Abschnitte. Der erste behandelt die Geschichte des altrussischen Gemeindebesitzes; im zweiten geht der Verfasser auf die Lage des bäuerlichen Gemeindebesitzes zur Zeit der Aufhebung der Leibeigenschaft ein; im dritten kommt er auf die Beurtheilung des Gemeindebesitzes bis zum Jahre 1872 zu sprechen. Ein zweiter Band soll demnächst die Ergebnisse der am 3. Mai 1872 durch kaiserlichen Befehl eingesetzten Commission bringen, welche damit betraut war, die gegenwärtige Lage der Landwirtschaft und der landwirthschaftlichen Production in Rußland zu erforschen.

Man hat sich in Rußland lange gestritten, ob der bäuerliche Gemeindebesitz an Grund und Boden dort seit Alters bestanden habe, oder ob er durch staatliche Maaßregeln späterer Zeit, durch die Einführung der Schollenpflichtigkeit und der Kopfsteuer hervorgerufen sei. Das letztere hat Professor Tschitscherin behauptet, das erstere Professor Beläjew, der zugleich der Ansicht war, daß seit uralter Zeit in einigen Theilen Rußlands neben dem Gemeindegentum auch persönliches Eigenthum an Grund und Boden üblich war. Zwischen beiden Gelehrten nimmt der augenblicklich hervorragendste russische Historiker Ssolowjew eine vermittelnde Stellung ein, sofern er mit dem ersteren der Meinung ist, daß erst durch die Gesetzgebung die Gemeindeverfassung sich ausgebildet habe, dabei aber dem letzteren in der Behauptung eines Bestehens des Gemeindebesitzes im alten Rußland zustimmt. Die neuere russische Literatur nimmt jetzt allgemein an, daß diese Ansicht die richtige ist.

Die erste Occupation und Ansiedelung des Landes ist in Rußland in derselben Weise er-

folgt, wie bei den germanischen Niederlassungen. Was bei diesen die Mark war, ist bei jenen die Werw, der Pogost, die Guba gewesen. In dieser Genossenschaft ist die gesammte öffentliche Gewalt vereinigt, die durch Aelteste, Hundertmänner, Tausendmänner u. s. w. für Aufrechterhaltung der Sicherheit und Ordnung sorgt. In ihrem Gesammteigenthume befand sich alles eingenommene Land; erst sie vertheilte den Boden an die einzelnen Genossen und bestimmte sogar die Art der Benutzung. Daneben waren persönlich freie Ackerbauer im ältesten Rußland gleichfalls vorhanden. Dieselben saßen auf fremdem Boden und hatten dem Gutsherrn gegenüber die Verpflichtung zu allerlei Leistungen. Im ganzen fließen die Quellen über die älteste Zeit so spärlich, daß an eine eingehende Schilderung nicht gedacht werden kann. (S. 18—21).

Im 14ten und 15ten Jahrhundert war der Bauer entweder auf Gemeindeland oder auf eigenem, auch auf fremdem Boden ansässig. Im letzteren Falle war sein Verhältniß zum Grundherrn durch gegenseitige Vereinbarung geregelt; im zweiten Falle war das Land das freie, unbeschränkte Eigenthum des Bauern. Im ersten Falle endlich wurde ihm sein Landantheil auf unbestimmte Zeit verliehen. Auf dem »Utschastok« konnte der Bauer sein ganzes Leben verbringen und denselben auch seinen Erben hinterlassen. Die ihn bindende Bedingung war nun Mitglied der Gemeinde zu sein, d. h. an der auf dieser ruhenden Steuern und Lasten Antheil zu nehmen. Der Utschastok war beschränktes Eigenthum des Bauern; dieser konnte ihn nach seinem Belieben benutzen, verpfänden oder veräußern. Veräußert wurde übrigens nur das Nutzungsrecht, da Gemeinland nicht verkauft

werden konnte. — Die Bauern bildeten Gemeinden, deren jede wieder eine administrative Einheit war. Man unterschied solche, bei denen das Land die Basis der Vereinigung war — Realgemeinden — von solchen, die nur einen persönlichen oder politischen Verband bezweckten, da die Bauern auf fremdem Lande saßen — Personalgemeinden — und denen, deren Mitglieder theilweise auf fremdem oder eigenem Boden, theilweise auf Gemeindeland angesiedelt waren — gemischte Gemeinden. — (S. 25).

Die Stellung des Bauern zum Gutsherrn gestaltete sich verschieden, je nachdem er auf völlig unbebautem Boden sich niederließ oder auf bereits bearbeitetem Lande. Im letzteren Falle büßte er von seiner Selbständigkeit viel ein. Den Grundherren war bisweilen durch fürstliches Privileg die Oberherrlichkeit über die Gemeinden verliehen; meistens standen jedoch die öffentlichen Angelegenheiten der Gemeinde direct unter staatlichen Organen. Zur Festsetzung der Steuern war alles Land in »Sochi« getheilt, d. h. man veranlagte die Grundsteuer nach dem Pfluge. Die Socha — deutsch Hakenpflug — war kein bestimmtes geographisches Maaß, sondern wechselte nach den Bedürfnissen des Staates, nach der Beschaffenheit des Landes und nach den Beziehungen der Grundeigenthümer zum Staate, ob das steuerbare Gut freies Gemeindeland, Klostergut, fürstliches Privatgut u. s. w. war. Die Leistungsfähigkeit der Zahlungspflichtigen wurde dabei berücksichtigt, indem die steuerpflichtige Bevölkerung nach ihren Vermögensverhältnissen in besondere Kategorien zerfiel. (S. 27—29).

Im Verlaufe des 16ten Jahrhunderts erreichte die bäuerliche Selbstverwaltung ihren Höhepunkt.

Die grundbesitzlichen Verhältnisse der Einzelnen gewannen in dieser Periode an Festigkeit und Selbstständigkeit. Dem Bauer konnte sein Landantheil nie abgenommen werden, so lange er Steuern zahlte. Gerade diese Steuerlast aber brachte den bäuerlichen Stand noch im 16ten Jahrhundert mehr und mehr in Verfall und Armuth. Am Ende des Jahrhunderts sind Bauern mit persönlichem Grundeigenthum fast ganz verschwunden; aber auch die Gemeinden selbst erlagen der Steuerlast, so daß sie zu mancherlei Betrügereien griffen, bewohnte Gehöfte für leerstehende angaben u. s. w. Da dies streng gehandelt wurde, kam es vor, daß ganze Dörfer von ihren Bewohnern verlassen wurden, um der Strafe zu entgehen, wozu die Verlockung besonders groß war, weil Ansiedlern auf den neuen russischen Gebietserwerbungen mancherlei Vortheile geboten wurden. Diesem Uebel zu begegnen, wurde 1592 die Schollenpflichtigkeit ausgesprochen, für welche Verkürzung der Freiheit ein Jahrhundert später die Gesetzgebung ein Recht des Bauern auf das von ihm bebaute Land anerkannte. (S. 30—38).

Der Charakter des russischen Bauern strebte dahin, sich möglichst früh eine selbständige wirthschaftliche Existenz zu schaffen. So kam es, daß im alten Rußland ein Hof stets nur von einem Manne eingenommen war, Vater und Sohn oder Brüder fast nie gemeinsam einen Hof bewohnten. Die Zahl der Utschastki nahm daher sehr zu; jede Familie bearbeitete indeß nicht den gleichen Landantheil. Wer wohlhabend war, konnte gegen die Verpflichtung der größeren Steuerleistung zwei und mehr Landantheile übernehmen; der Aermere mußte sich mit einem halben Utschastok und weniger begnügen. Es

gab Wirthe, die mehrere Höfe, Andere, die nur einen halben, Dritte, die nur einen Viertel Hof besaßen. Der Hof, eine zu Besteuerungszwecken eingeführte Einheit, war ein Stück Land mit allen zustehenden Nutzungsrechten an der ungetheilten Mark. Er bestand aus einer Hofstätte, d. h. den Gebäuden, Gärten und dem nicht zur Ackerwirthschaft benutzten Raum, ferner aus dem eigentlichen Ackerlande und endlich aus den Wiesen. Die sonstigen Nutzungen am Boden, als Weide, Wald, Teiche, Flüsse blieben im ungetheilten gemeinsamen Nießbrauch sämmtlicher Genossen.

Von der germanischen Markgenossenschaft zeigt der altrussische Gemeindebesitz Abweichungen. Während die erstere eine größere Abgeschlossenheit nach Außen in der Aufnahme neuer Genossen zeigt, sofern die Zahl der zum Mitgenuß an der Mark berechtigten Glieder eine beschränkte war, fand in Rußland bis zur Einführung der Schollenpflichtigkeit ein beständiger Ab- und Zuzug statt. »Die alte Geschichte Rußlands ist die Geschichte eines Landes, das colonisiert wird; eine beständige starke Bewegung der Bevölkerung auf der ausgedehnten Landfläche: Wälder werden gerodet, der reiche Boden wird bestellt, doch der Ansiedler bleibt nicht lange auf demselben sitzen; sowie die Arbeit schwerer wird, sucht er eine neue Stelle, denn überall ist Raum, überall ist man bereit ihn aufzunehmen, der Grundbesitz hat keinen Werth, die Hauptsache liegt in den Bewohnern«. (S. 46). Der Landreichthum war groß, die Bevölkerung dünn gesäet, die Gemeinde nahm daher bereitwillig neue Ankömmlinge auf. Gleichfalls verschieden ist die Stellung der Gemeinden dem heranwachsenden Geschlecht gegenüber. In den

germanischen Dörfern war der Sohn auf das väterliche Erbtheil beschränkt, in den russischen Gemeinden wurde zuvor das Bedürfniß der Söhne nach Gemeindeland befriedigt. Diese größere Abgeschlossenheit verlieh den germanischen Dorfmarkgenossenschaften ein aristokratisches Gepräge, während die altrussische Gemeinde sich den demokratischen Charakter bewahrte. (S. 49).

Ein anderer Umstand verhinderte gleichfalls den engen Aneinanderschluß der Gemeindegenossen, wie er in germanischen Dorfschaften üblich war. Die Russen pflegten sich vorzugsweise in kleinen nur aus wenigen Höfen bestehenden Dörfern oder auch in einzelnen Höfen niederzulassen, die germanischen Gemeinden dagegen lebten in großen Dörfern. Die russische Markgemeinde bestand aus einem kleinen Hauptdorf, dem »Sselo« und einer Reihe von geringen Ansiedlungen, meistens »Derewni« genannt. Die letzteren näherten sich in ihrem äußeren Charakter der germanischen Dorfschaft ohne Feldgemeinschaft, wie solche heute noch in den Thälern des Odenwaldes, des bairischen Gebirges u. a. O. vorkommen; das Hauptdorf, das Sselo, glich in der Anlage den größeren germanischen Dörfern. Ein drittes Moment endlich der Unähnlichkeit der russischen und germanischen Markgenossenschaften war die größere Gleichartigkeit in der Bodenconfiguration und der natürlichen Fruchtbarkeit Rußlands gegenüber der Mannichfaltigkeit in germanischen Ländern. (S. 65).

Von dem heute bestehenden weicht der altrussische Gemeindebesitz gleichfalls nach manchen Richtungen ab. Die ländliche Bevölkerung lebt jetzt fast ausschließlich in großen Dörfern, während sie früher in kleinen und Einzelhöfen wohnte. Ferner aber hatte nach dem altrussi-

schen Gemeindebesitzrecht nicht jeder in der Gemeinde Geborene ein Recht auf einen mit den übrigen gleich großen Landantheil. Was heute den Kernpunkt des russischen Gemeindebesitzes bildet, der Grundsatz nämlich, daß jedem Gemeindegossen durch seine Geburt ein Recht auf Theilnahme am Gemeindelände zusteht, hat sich erst in neuerer Zeit Bahn gebrochen. Somit ist es durchaus irrthümlich, daß Anhänger des Gemeindebesitzes, diesen als »eine Eigenthümlichkeit des slavischen, socialen Geistes« hinstellen (S. 92). Die Art des Zusammenlebens mit gemeinsamer Bestellung und Benutzung des Bodens findet sich bei allen Völkern auf einer gewissen Entwicklungsstufe; in Rußland aber ist dieses Beisammenbleiben in großen Familien erst eine Erscheinung späterer Zeit, die seit Aufhebung der Leibeigenschaft mehr und mehr verschwindet. Jedenfalls ist da, wo sich heute Gemeinden finden, die in größerem oder geringerem Maaße einen gemeinschaftlichen Wirthschaftsbetrieb führen, dieser nicht einem regen Familienbewußtsein entsprungen, sondern beruht auf freier genossenschaftlicher Vereinigung. Das Artelwesen beschränkt sich eben nicht allein auf Handels- und gewerbliche Unternehmungen, sondern erstreckt sich auch auf landwirthschaftliche Arbeiten. (S. 100).

Auf den Uebergang des altrussischen Gemeindebesitzes zum neurussischen hatte die Einführung der Schollenpflichtigkeit und der Kopfsteuer wesentlichen Einfluß. Die erste insofern, als durch die Gebundenheit an den Boden Manchem die Möglichkeit zur Erwerbung seines Unterhalts geraubt sein mußte, wenn er kein Land zu bearbeiten hatte, die zweite, soweit durch die Gleichheit der Steuerlast sich auch

die Gleichheit der Landantheile ausbildete. Auf diese Weise entstand im Rechtsbewußtsein des Volkes die Ueberzeugung, daß einem jeden Gemeindegossen ein Recht auf einen proportionalen Landantheil zustehe. (S. 106).

Kurz vor der Aufhebung der Leibeigenschaft wurde die Frage des Gemeindebesitzes einer gründlichen Erörterung in der russischen Literatur unterzogen. Es trat im Ausgange der 50er Jahre eine Partei auf, die energisch gegen die Beibehaltung dieser Grundbesitzform protestierte, während eine andere, theilweise aus nationalen Rücksichten, theilweise aus socialökonomischen Gründen für den Gemeindebesitz eine Lanze brach. Von der letzteren wurde geltend gemacht, daß an eine Umwandlung des Gemeindeeigenthums in individuelles nicht gedacht werden könne, weil der Gedanke von der Richtigkeit dieser Nutzungsart bereits zu sehr in den Anschauungen und Gewohnheiten des Volkes wurzle. Ferner führten die Slawophilen das nationale Moment in's Feld. Die bäuerliche Gemeinde sei die einzige Institution, die ihr Entstehen nicht westeuropäischen Einflüssen verdanke, sondern völlig original unter den Stürmen einer tausendjährigen Geschichte dennoch ihr Wesen bewahrt habe. Diese nationale Eigenthümlichkeit sei jeder russischen Seele theuer; sie sei »der Eckstein der Organisation des ländlichen Bevölkerungsstandes«. In socialökonomischer Hinsicht wiesen die Slawophilen auf die ländliche Bevölkerung Westeuropa's hin, deren ungünstige Lage eine Folge der unzweckmäßigen Vertheilung des Grundeigenthumes sei. Der vorherrschende Großgrundbesitz in England, die zu weit getriebne Zerstückelung des Bodens in Frankreich und einigen Theilen Deutschlands

ließen erkennen, daß der Masse des Volkes ein freies Verfügungsrecht der Einzelnen über Grund und Boden nur schädlich werde. Der russische Gemeindebesitz verhindere die Entstehung eines ländlichen Proletariats, denn der größte Theil der Bevölkerung werde grundbesitzlich, ohne daß der unwirtschaftlichen Zersplitterung des Bodens freier Spielraum gewährt werden müsse. Endlich sei noch die socialpolitische heilsame Wirkung des Gemeindebesitzes nicht zu unterschätzen, insofern derselbe für eine sichere und zweckentsprechende Organisation der ländlichen Bevölkerung Gewähr leistet und zur innern Festigkeit des Staates diene. Der Staat sei nur stark durch einen naturwüchsigen selbständigen Bauernschlag; diesen aber erzeuge die Macht der Gemeinde.

Gegen solche Begründung, wie sie Kawelin, Koschelew, M. Jurin u. A. verfochten, erhob sich vielfache Einsprache. Die Gegner des Gemeindebesitzes gaben zu, daß eine sofortige Aufhebung unmöglich sei, aber sie verlangten wenigstens, daß der Austritt aus der markgenossenschaftlichen Gemeinde freigegeben werde. Sie wiesen die nationale Bedeutung als Erdichtung nach. Nicht nur komme der Gemeindebesitz auch bei anderen Völkern auf einer gewissen Entwicklungsstufe vor, die gesammte russische bäuerliche Bevölkerung selbst huldige keineswegs ausschließlich dieser Grundbesitzform; in nicht wenigen Gouvernements bestehe individuelles Eigenthum. Socialökonomisch sei der Gemeindebesitz ebensowenig vortheilhaft, wie jede Beschränkung der wirtschaftlichen Freiheit. Jedes Gebundensein an das Land räche sich durch mangelhafte Ergebnisse des Ackerbaues. Vor einem Proletariat aber brauche man schon des-

halb in Rußland nicht zu fürchten, da der Mangel an Arbeitskräften bekannt, der Landreichtum dagegen groß sei. (S. 113—143).

Bei dieser Fehde, die eine Zeitlang in den russischen Zeitschriften und Tageblättern mit großer Lebhaftigkeit geführt wurde, fehlt es durchaus an Material positiver Thatsachen. Den beiden Parteien stehen keine Facta zu Gebote, welche die Wirkungen des Gemeindebesitzes erkennen ließen. Ein einziger officieller Bericht über die Thätigkeit des Domänenministeriums seit seiner Gründung von 1844—1853 liegt vor; in diesem aber ist anerkannt, daß der Kern der schlimmen Wirkungen des Gemeindebesitzes in der periodischen Umtheilung des Landes bestehe. Da dem Bauer das Stück Land, welches er bebaut, nicht bleibt, verliert er alle Lust demselben seine ganze Kraft zuzuwenden, an demselben Verbesserungen anzubringen u. s. w. Diesen Uebelstand schlug das Ministerium vor durch den Uebergang zu erblicher Nutzung der Landstellen zu beseitigen, ein Project, das 1846 bereits die kaiserliche Bestätigung erhielt und in einigen Kreisen mit Erfolg angewendet worden ist. Die Grundlagen dieses neuen Systems sind der untheilbare Besitz des Familienhofes in den Händen eines Wirthes und das erbliche Nutzungsrecht. Der Familienhof geht mit allem Zubehör auf den ältesten Sohn des gesetzlich Erbberechtigten über.

Diese Ideen von der Nothwendigkeit einer Umformung des Gemeindebesitzes haben unter den Anhängern desselben theilweise Anklang gefunden. Von Kawelin, J. Ssawitsch und der Redaction des »Russki Westnik« — des besten russischen Journalen — sind daher Vermittlungsvorschläge laut geworden, auf die wir indeß hier

nicht eingehen können. Wir verweisen auf S. 162—175 des Werkes, wo der Verfasser diese Projecte mit kurzen Bemerkungen mittheilt.

In den Vorberathungen zur Aufhebung der Leibeigenschaft erfuhr die Frage des bäuerlichen Gemeindebesitzes eingehende Behandlung. Die Regierung sympathisierte mit den Anhängern desselben. Sie wollte die bestehende Gemeindeorganisation nicht verletzt und jeder Familie das Recht auf einen Landantheil zur Nutzung bewahrt wissen, wobei sie aber empfahl häufige Umtheilungen und Zerstückelung der Aecker möglichst zu vermeiden. Die Gouvernementscomités stellten sich der Entscheidung, ob Gemeindebesitz oder persönlicher sehr verschieden gegenüber. In nicht wenigen Gouvernements sprach man sich entschieden für die Beibehaltung der üblichen Besitz- und Wirthschaftsform aus. Eine verschwindend kleine Zahl von Gouvernements trat für vollen persönlichen Besitz ein. Eine dritte Gruppe von Gouvernements endlich ließ beide Grundbesitzformen neben einander gelten und stellte die Entscheidung darüber bald dem Ermessen des Gutsbesitzers, bald dem Beschluß der Gemeinde oder auch der Verständigung zwischen Gutsherrn und Bauern anheim. Die Redactionscommissionen, denen die Beurtheilung dieser auseinandergehenden Meinungen oblag, beschlossen die vorläufige Erhaltung der bestehenden Grundbesitzform und behielten der Zukunft die endgültige Entscheidung vor. Sie stellten fest, daß der Gemeinde die etwaige Umwandlung in erblichen persönlichen Besitz freistehen solle, wenn eine Majorität von zwei Drittel der Wirthe sich dafür entscheide; daß aber für die Uebergangsperiode, d. i. während der ersten neun Jahre nach der Aufhebung der

Leibeigenschaft außerdem noch die Zustimmung des Gutsbesitzers erforderlich sei. Sie erkannten dabei die Nothwendigkeit an die Gemeinde und die solidarische Haft überall dort aufrecht zu erhalten, wo sie bis jetzt bestanden haben.

Ueber die Zweckmäßigkeit der Umtheilungen des Gemeindelandes gingen die Comités in den verschiedenen Gouvernements gleichfalls auseinander. Die einen wollten die Umtheilungen völlig verboten wissen, die andern sprachen sich für Zulassung derselben unter gewissen Bedingungen aus, die dritten überließen dem Gutdünken der Gemeinde die Entscheidung. Die Redactionscommissionen vermittelten auch hier: sie untersagten die Umtheilungen nicht unbedingt, aber sie erschwerten sie, indem sie zur Entscheidung über jede neue Landumtheilung eine Majorität von anfangs nicht weniger als neun Zehntel, später zwei Drittel aller Wirthe verlangten. Das Gehöft, d. h. die Wohn- und Wirthschaftsgebäude mit dem Lande unter sich und dem Garten, wiesen die Redactionscommissionen jeder bäuerlichen Familie gegen Entrichtung der betreffenden Leistung an den Guts Herrn zur bleibenden und erblichen Nutzung zu. — Am 19ten Februar 1861 wurde das bedeutungsvolle Gesetz über die Aufhebung der Leibeigenschaft erlassen. Dasselbe brachte, trotzdem es sich möglichst den bestehenden Verhältnissen der wirtschaftlichen Organisation anzupassen versuchte, den Gemeindebesitz auf eine neue Entwicklungsstufe. Es stellte drei Merkmale für den Gemeindebesitz auf: die Verfügung der Gemeinde über das Land, die gleichmäßige Vertheilung, resp. periodische Umtheilung des Landes und die solidarische Haft der Gemeinde für alle staatlichen und communalen Lasten, sowie

für die Verpflichtungen dem Gutsherrn gegenüber. Demnach definierte es: Gemeindeweise Nutzung wird diejenige gewohnheitsmäßige Nutzungsart genannt, bei welcher das Land durch Gemeindebeschluß unter die Bauern nach Seelen, Täglo's oder nach einem andern Modus umgetheilt oder vertheilt wird, den für die Nutzung des Landes auferlegten Verpflichtungen aber unter solidarischer Haft nachgekommen wird«. (S. 228).

Die wesentliche Veränderung des Gemeindebesitzes, die das neue Gesetz hervorgerufen hat, liegt in der persönlichen Freiheit des Bauern und in der großen Macht der Gemeinde. Früher hatte der Gutsherr die freie Verfügung und konnte seine Bauern durch Verkauf oder durch Versetzung in eine andere Gemeinde aus ihrer heimathlichen entfernen; jetzt genießt der Bauer die persönliche Freiheit, ist aber in deren Ausübung so weit beschränkt, daß zu seinem Austritt aus dem Gemeindeverbande die Genehmigung der Gemeinde erforderlich ist. Dies aber hat sein Mißliches darin, daß die Gemeinde keineswegs ihr ökonomisches Interesse selbst am richtigsten versteht — manchmal auch beim besten Willen — und häufig fehlgreift. In der Verfügung über das Land hat sich erwiesen, daß ein Gemeindebeschluß gegen ein wohlbegründetes und berechtigtes Interesse des Einzelnen verstoßen kann.

Das Gesetz von 1861 theilt nun aber den Bauern nicht allein persönliche Freiheit und freie Selbstverwaltung zu, sondern gestattet ihnen auch das zur Nutzung zugetheilte Land durch Kauf zum Eigenthum zu erwerben; ja die Regierung gewährt sogar zu diesem Zwecke Darlehen. Von diesem Rechte hatten bis zum

1. Januar 1876 unter 7,421,199 Bauern (früher gutsherrlichen Leibeigenen) in 37 Gouvernements über 5 Millionen Gebrauch gemacht. Mithin sitzen bereits 71,4 % der Bauern auf eigenem Grund und Boden, während 28,6 % dem Gutsherrn noch Geldpacht oder Frohne zu entrichten haben. Nur ein ganz kleiner Theil der Bauern ist Grundeigenthümer geworden ohne die staatliche Mitwirkung in Anspruch zu nehmen, nämlich 637,852, während 4,664,683 Bauern sich dieselbe erbaten, d. h. nur 12 % haben ohne staatliche Hilfe das Eigenthumsrecht erlangt. Die Größe des durch den Staatscredit in das Eigenthum des Bauern übergegangenen Landes beträgt 16 Millionen Dessätinen; die dafür vom Staate übernommene Schuld beläuft sich auf etwas mehr als 500 Mill. Rubel. In den letzten Jahren haben die Landerwerbungen beträchtlich abgenommen, so daß bis 1881, bis zu welchem die Pacht, resp. Frohnverpflichtungen normiert sind, die Ablösung wahrscheinlich noch nicht vollendet sein wird. (S. 256—262).

Seit 1867 sind vielfach Stimmen laut geworden, die den Rückgang der Landwirthschaft und des bäuerlichen Wohlstandes beklagen. Die bäuerliche Wirthschaft hat seit Aufhebung der Leibeigenschaft nicht in dem gehofften Maaße Aufschwung genommen. Die Gegner des Gemeindebesitzes führen unter den Ursachen des Verfalles auch diese Grundbesitzform an. »Der Unternehmungsgeist, ja jede Lust zur Arbeit wird durch die Unsicherheit des Besitzes geschwächt: die Willkühr der Gemeinde zerstört Alles und beraubt den Bauer der Früchte seiner Arbeit. Faulheit und Trunksucht nehmen in großen Dimensionen zu. Die arbeitsamen Wirthe wollen häufig aus dem markgenossenschaftlichen

Verbande ausscheiden, die faulen und nachlässigen gestatten es nicht, da sie in diesem Falle nicht mehr ihre Rückstände auf jene überwälzen können. Auch Anhänger des Gemeindebesitzes geben jetzt zu, daß die Gemeinde die auf sie gesetzte Hoffnung nicht erfüllt hat. Nicht nur herrscht in der bäuerlichen Selbstverwaltung eine wahrhaft entsetzliche Unordnung, die Gemeinde hat auch das ihr gesetzlich zustehende Recht der Entscheidung über Familientheilungen gemißbraucht. Weder hat sie die Einsicht in die hieraus entstehenden Schäden, noch Kraft und Willen genug dem Uebelstande zu steuern. So nehmen die Familientheilungen in abnormer Weise überhand; die solidarische Haft aber führt dazu, daß die wohlhabenden Wirthe für die ärmeren, nachlässigen und faulen die Lasten tragen.

Unter diesen Umständen kann es nicht Wunder nehmen, daß in neuerer Zeit für die Abschaffung des Gemeindebesitzes wieder agitiert wird. Die Landschaftsversammlung eines Petersburger Kreises hat sich z. B. bereits auf Grund einer angestellten Erhebung dahin geäußert, daß eine Aufhebung des Gemeindebesitzes das wünschenswerthe sei, die aber allerdings nicht zwangsweise, sondern in der Art erfolgen solle, daß Jedem der Austritt aus dem markgenossenschaftlichen Verbande frei stehe.

Seit dem 26. Mai 1872 ist ein auf Anregung des Domänenministers Walujew eingesetzter Ausschuß mit der Untersuchung der Sachlage beschäftigt. Mit den Ergebnissen derselben hat der Verfasser versprochen uns in einem zweiten Bande bekannt zu machen.

Straßburg i. E.

W. Stieda.

Fürstenbergisches Urkundenbuch.
Sammlung der Quellen zur Geschichte des Hauses Fürstenberg und seiner Lande in Schwaben. Herausgegeben von dem fürstlichen Hauptarchiv in Donaueschingen. I. Band. Quellen zur Geschichte der Grafen von Achalm, Urach und Fürstenberg bis zum Jahre 1299. Bearbeitet von Dr. Sigmund Riezler, Fürstl. Archivrath. Tübingen in Commission der Lauppschen Buchhandlung. XVIII und 403 Seiten in groß Quart.

In mancher Beziehung ein Seitenstück zu dem Asseburger Urkundenbuch, das ich im vorigen Jahre (Stück 43) angezeigt habe. Auch hier die Sammlung von Urkunden und historischen Nachrichten zur Geschichte einer angesehenen Familie, wie dort in diesem ersten Bande bis zum J. 1300 hinabgeführt, an Umfang ungefähr gleich, wenn auch jene an Zahl der Stücke etwas nachstehend, an Zahl der Seiten dagegen um fast hundert stärker. Aber auch mannichfache Verschiedenheiten zeigen sich. Zuerst im Aeüßeren. Dem handlichen, öconomisch mit dem Raum haushaltenden Bande dort steht hier ein Prachtdruck gegenüber, dessen Format fast an Folio angrenzt und doch nur 34—35 Zeilen auf der Seite hat (gegen 49 dort): in der That darf das Buch zu den besten typographischen Leistungen der neuern Zeit gerechnet werden. Und auch die Verschiedenheit des Stoffes, um den es sich handelt, drückt sich wohl schon hierin aus. In dem Wolfenbüttel-Asseburger Urkundenbuch sind es die Denkmäler der Geschichte einer allerdings alten, angesehenen, doch dem Stande der Ministerialen angehörigen Familie, die erst in neuerer Zeit gräflichen Titel erhalten, während das Fürstenberger bestimmt ist für die Geschichte eines der vornehmsten Geschlechter des südlichen Deutschlands, das freilich nicht zu souveräner Herrschaft gelangt ist, aber es wohl mit

den ersten Fürstenhäusern Europas an Alter aufnehmen kann.

Die jetzt Fürsten, früher Grafen von Fürstenberg sind Nachkommen der Grafen von Freiburg und Urach, die am Anfang des 11. Jahrhunderts genannt werden. Hr. Riezler sucht, in Anschluß an ähnliche Vermuthungen früherer, wahrscheinlich zu machen, daß diese auf den Grafen Unruoch, Zeitgenossen Karl des Großen, Vater des bekannten Markgrafen Eberhard von Friaul, zurückgehen. Doch ist nur eine nekrologische Notiz über jenen hypothetischen Stammvater aufgenommen, der die versuchte Begründung angefügt ist. Die ersten sicheren Nachrichten gehören eben dem ersten Drittel des 11. Jahrhunderts an; es sind historische Aufzeichnungen, besonders den Geschichtsbüchern von Zwiefalten entlehnt. Die ersten urkundlichen Stücke beziehen sich auf den Straßburger Bischof Wernher unter Heinrich IV., der der Familie der Grafen von Achalm angehörte; um dieselbe Zeit (1075) wird Graf Liutold von Achalm in einer Urkunde genannt. Auch nachher sind es von Mitgliedern der Familie zunächst nur Wernher Abt von Hirschau und Lorsch, Bischof von Speier, ebenso wie der gleichnamige Bischof von Straßburg, welche so bezeugt sind; neben diesem zuerst 1136 ein Graf Egeno, der wahrscheinlich der Bruder des letzteren und Graf von Urach war. Dieser Name (Hura) erscheint zuerst 1140 (Nr. 87), während schon 22 Jahre früher (1118) ein Wolfenbütteler urkundlich nachgewiesen werden kann. Und trotz der viel höheren Stellung des altgräflichen Hauses ist die Zahl der urkundlichen Denkmäler seiner Geschichte bis zum J. 1300 erheblich geringer; was wohl damit zusammenhängt, daß im allgemeinen der Reichthum erhaltener Urkunden in Norddeutschland offenbar

größer ist als im Süden, wo Zerstörungen und Verschleppungen in weitem Umfang stattgefunden haben*). Lieferte dem Asseburger Urkundenbuch der Truchsess Gunzelin einen bedeutenden Stoff, so nimmt hier nach den genannten geistlichen Mitgliedern der Familie namentlich der Cardinalbischof Konrad von Porto aus dem Hause Urach einen ähnlichen Platz ein.

Hr. Riezler hat sich übrigens keine Mühe verdrießen lassen, um zusammenzubringen, was irgend zu erreichen war. Außer dem fürstlichen Archiv zu Donaueschingen und den Stadtarchiven zu Freiburg und Villingen — der Stadtrath von Wolfach verweigerte die Benutzung seines Archivs, S. VI — haben die Sammlungen in Stuttgart, Karlsruhe, München, einzelnes Innsbruck und Wien, der Elsaß und die Schweiz, beige-steuert. Nur ein Theil, und ein bedeutend kleinerer Theil als im Asseburger Urkundenbuch ist vollständig mitgetheilt; in vielen Fällen wurden Regesten als ausreichend angesehen; und der Herausgeber unterscheidet von diesen noch 'kurze Inhaltsangaben' minder wichtiger Stücke, 'die gewöhnlich in deutscher Sprache, die ausführlicheren Regesten in der Sprache des Originals gegeben sind' (S. XIII) — eine Verschiedenheit, die mir nicht recht motiviert erscheint, so daß ich nicht absehe, warum nicht allgemein die deutsche Sprache zur Anwendung gekommen ist.

Auf die Zuverlässigkeit der Texte ist großes Gewicht gelegt, und nirgends sind mir bei der Durchsicht des Bandes in der Beziehung Bedenken aufgestoßen. Auch mit den Grundsätzen der Edition wird man im allgemeinen einverstanden

*) Freilich lesen wir auch: »Die Originalien des reichen Salemer Archives konnte ich nicht benutzen, da sie bei meiner Anwesenheit in Karlsruhe noch nicht geordnet waren«.

sein, nur mit der Beibehaltung des u und v in den Formen, die der einzelne Schreiber brauchte, kann ich mich nicht befreunden; es führt dahin, daß wir Ura und Vra, Urach und Vrach neben einander lesen müssen. Auch 'Wrstenberg' würde ich unbedenklich in 'Vurstenberg' aufgelöst haben; jene Form hat in älteren Drucken auch wohl zu Irrthümern Anlaß gegeben. Daß solche öfter zu berichtigen waren, versteht sich von selbst; ein auffallendes Beispiel, wie das auch bei neueren Publicationen nothwendig, giebt S. 339, wo ein Graf Gebhart 'hievor genannt', zu einem 'Gebhart Hiener genannt' geworden war, eine Heimsuche (haimesuchi) zu einer 'banne suche'.

Ein großer Theil der Urkunden war von Fickler und in Mones Zeitschrift publiciert. Doch ist immer manches zuerst gegeben, das älteste Stück, wenn ich recht gesehen, vom J. 1236. Die Erkenntnis des Neuen ist aber nicht leicht, da nicht immer die früheren Drucke angegeben sind, z. B. nicht bei der Rudolfs vom 19. Aug. 1278 die von Böhmer Reg. 458 verzeichneten, während anderswo wenigstens auf Böhmer verwiesen ist. Ich würde namentlich in einem solchen specialhistorischen Werke Vollständigkeit in der Aufführung der Editionen für erforderlich halten. Auch von der Regel (S. XII), den neuesten oder anscheinend zuverlässigsten Abdruck bei Regesten zu nennen, ist wenigstens bei den Briefen Gregor VII. abgewichen, wo Jaffé's Ausgabe unerwähnt blieb, während der 3. Band der Bibliotheca anderswo benutzt ist. Zwei interessante Stücke, Nr. 503 und 504, die die Ernennung des Heinrich von Fürstenberg zum Rector der Romagna betreffen, werden als Stilproben verworfen (S. 247; vgl. S. 347).

Bei der Genauigkeit, die den Verf. auszeichnet, fällt es auf, daß er (S. 257) von »Horneks« Reimchronik spricht; Hormayer (S. 277) ist auch nicht die Form, dessen sich der bekannte Gelehrte bediente.

Ein ausführliches Orts- und Personenverzeichnis, wie ich es nur billigen kann, beides verbunden, ist beigelegt. Außerdem Stammtafeln, die bis ans Ende des 14. Jahrhunderts führen.

Man mag hoffen, daß die Urkundensammlung selbst auch bald bis zu diesem Zeitpunkt zunächst fortgesetzt vorliege.

G. Waitz.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück 24.

13. Juni 1877.

The fifty-third chapter of Isaiah according to the Jewish interpreters. Band I: Texts, edited from printed books and mss. by Ad. Neubauer. XXIV 402 170 Seiten. Band II: Translations by S. R. Driver and Ad. Neubauer. With an introduction to the translations by Rev. E. B. Pusey, Regius Professor of Hebrew, Oxford. LXXVI 574 Seiten. Octav. 1877: Oxford and London, James Parker and Co., Leipzig, T. O. Weigel.

Als ich, in Folge einer günstigen Verkettung von Umständen zeitig in der Lage mich mit englischer Art und Lebensanschauung bekannt zu machen, mir vor fünfundzwanzig Jahren zum ersten Male Rechenschaft darüber ablegte, was denn das Characteristische im Leben des Englischen Volkes sei, konnte ich nicht anstehn, ein sehr starkes Wahrheits- und Rechtsgefühl und die daraus hervorgehende Gewissenhaftigkeit als dies Characteristische zu bezeichnen: der Engländer betrachtet was er thut, unterläßt, schreibt und sagt unter dem Gesichtspunkte, daß er für

jede Aeufferung seines Lebens verantwortlich sei. Aus diesem sense of responsibility ist auch das Werk hervorgegangen, über welches ich auf den Wunsch Englischer Gelehrten einige Worte zu sagen mich anschicke.

In Oxford besteht eine Stiftung eines Dr. Macbride, welche alljährlich eine Predigt on the Jewish interpretation of prophecy verlangt. Der bekannte Professor E. B. Pusey, einst mit dieser Predigt betraut, fand dabei, that we wanted larger materials than can be within the reach of most preachers, und echt Englisch entschloß er sich unter Darangabe von vielleicht dem vierzigfachen Betrage der Summe, welche jenes Legat ihm abgeworfen hatte, diese Materialien wenigstens in Einem, ihm besonders wichtigen Punkte zu vervollständigen: fast 1200 Seiten Commentar helfen da für Eine Seite Bibel. Für Pusey handelte es sich darum, alles vorzulegen, was innerhalb der jüdischen Nation über das 53 Kapitel des Isaias gemeint worden ist, da dies Kapitel (genauer gesagt 52, 13 bis 53, 12) ihm als die hauptsächlichste der sogenannten messianischen Weißagungen gilt. So lebhaft eine Sympathie ich für die peinliche Sorgfalt habe, die alles zusammenzutragen möchte was irgend zur Aufhellung eines für die Kirche wichtigen Abschnittes dienen kann, so wenig darf ich zugeben, daß die Mühwaltung des Oxforder Professors im vorliegenden Falle über die Macbridesche Stiftung hinaus wesentlichen Nutzen schaffen werde. Könnte es sich darum handeln die altüberlieferte Auslegung jenes Kapitels wieder zu finden, vortrefflich! wir würden uns nicht gezwungen glauben, einer solchen unter allen Umständen zu folgen, aber wir würden sie mit Achtung lesen und mit Verehrung bekämpfen: denn alles In-

dividuelle flößt selbst da, wo es auf falschen Bahnen wandelt, Neigung ein. Aber schon der Umstand, daß ein dicker Octavband nöthig ist, um die Auslegung der Synagoge zur Anschauung zu bringen, erweist, daß hier von Tradition nicht die Rede ist, daß scharfsinnige und nichtscharfsinnige Juden dieser crux sich von jeher in nicht wesentlich günstigerer Lage gegenüber fanden als wir andern alle: daß jene im Mittelalter nur in soferne weiter sehen konnten, als sie Hebräisch wußten, was die Mönche nicht thaten: wir Deutschen werden das von Pusey veranlaßte Buch, da wir keine Macbrideschen Predigten zu halten haben, nur als Repertorium brauchen, aus welchem wir uns das Einleuchtende herausuchen. Wir können uns freuen, daß 28 Stücke zum ersten Male an das Licht der Oeffentlichkeit getreten sind, daß eine Reihe anderer nach Handschriften und seltenen Drucken berichtigt, daß eine Menge werthvoller Notizen bekannt geworden ist. Dies alles kommt auf Adolf Neubauers Rechnung, an dem Pusey einen geduldigen, umsichtigen und in der Litteratur seines Volks wohl bewanderten Gelehrten für sein Werk gefunden hat. Die Uebersetzung der gelieferten Stücke ist von Neubauer und S. R. Driver gemeinschaftlich angefertigt worden: ich habe sie nicht geprüft, zweifle aber nicht, daß sie genau sein, und daß sie allen denen, welche durch Lesung der Originale sich im neuHebräischen üben wollen, die ersprießlichste Hülfe leisten werde.

Ich will nicht verhehlen, daß Professor Pusey sich nicht allein in meinen Augen ein weit größeres Verdienst erworben, sondern auch den dem letzten Willen des Dr. Macbride nachkommenden Predigern mehr genutzt hätte, wenn er nicht eine Catene dieser Art, sondern den ihm

ja wohl bekannten und von ihm mit Recht hochgeschätzten *Pugio fidei* von Ramon Martinez vollständig, natürlich nicht aus Voisin und Carpzwow, sondern aus den Handschriften, hätte herausgeben lassen, selbstverständlich unter steter Verweisung auf Porchet und Galatin und mit erläuternden Anmerkungen. Wir interessieren uns für die Geschichte der jüdischen Litteratur, und diese wird eines neuen Drucks jenes Repertoriums auf die Dauer nicht enttrathen können. Sodann wäre es wohl an der Zeit, die Individualitäten in der jüdischen Litteraturgeschichte schärfer ins Auge zu fassen: mit den Worten Synagoge, Judenthum, Jüdisch, sollte man doch nachgerade vorsichtiger umgehn: wir brauchen Einzelausgaben der Werke von Männern wie Aben Ezra, den Qamχî, Yiçχâqî (was Berliner für diesen geleistet, ist nur ein Anfang, mit unvollständigem Materiale und ohne Ueberblick überweitere Kreise gemacht) und derer vieler andern: sollte Professor Pusey nicht auch von seinem Standpunkte aus die Hand bieten können derartiges zu unterstützen? Schließlich ist in einem Aben Ezra und wer ihm parallel steht doch auch ein gut Stück Ueberliefertes, und je deutlicher wir an einer vollständigen Sammlung seiner Werke erkennen, wie tief Islam und Philosophie in einen solchen Geist eingedrungen, je klarer wir im Stande wären, das rein Individuelle an ihm als solches zu erfassen, desto reinlicher bliebe der Rest als Niederschlag der Entwicklung des Judenthums in der Retorte, während wir auf dem von Pusey eingeschlagenen Wege nie sicher sind, ob nicht die Aeußerung, welche er uns als vereinzelte vorlegt, vom Islam, von Aristoteles, von der Psyche ihres Verfassers ebenso sehr oder mehr beeinflusst ist

als von der Synagoge, deren Denken und Empfinden Pusey doch kennen lernen will. Wie wäre es weiter, wenn man bei Untersuchungen wie Pusey sie fördern möchte, die Ausdrücke durchmusterte, welche der jüdische Cultus des Mittelalters über den in Rede stehenden Abschnitt braucht? Religion ohne Cultus und Institutionen ist ein welkes Blatt, mit dem die Winde spielen: warum nicht da fragen, wo alles Wesentliche zu Worte kommen muß? Findet sich im *Mayzór* nur eine verschwindend geringe Zahl von Beziehungen auf dies Pusey am Herzen liegende Kapitel, so ist Isaias 52, 13—53, 12 doch vermuthlich für das religiöse Leben der Synagoge ohne erheblichen Werth gewesen, und das Meiste von dem durch Neubauer so mühselig Gesammelten ist Privatmeinung, Nothbehelf, Abfindung mit christlicher Theologie, nicht Jewish interpretation, sondern interpretation of some Jews. Ich fürchte nicht, daß Professor Pusey trotz des im coptischen Psalter über *Μεσσίας* Gelehrten mir Voreingenommenheit vorwerfen wird, da ich ja in den *Onomastica* *שִׁילֵה* messianisch gedeutet und die meines Erachtens allein mögliche Deutung dieses *שִׁילֵה* gegeben habe: den Gesichtspunkt, den ich aufstelle, gelten zu lassen muß gerade Er vorzugsweise geneigt sein.

Es ist völlig unmöglich bei einem Buche wie das vorliegende auf Einzelheiten einzugehn, man müßte denn wünschen, daß das Meer noch Ein Meer gebäre. Verdrossen hat mich, daß beim § 2 nicht auch mein Abdruck der Reuchlinschen Handschrift verglichen worden: für § 36 erwähne ich, daß vom *χizzûq emûno* eine handliche Ausgabe — auch christlichen Theologen wohl zu empfehlen — in Göttingen zu haben ist, die von Deutsch, 1875.

Ich gestatte mir, mich näher mit § 27 einzulassen: man wußte ja in Oxford, daß ich existiere, und stets bereit bin zu helfen: warum hat man mich nicht vor dem Drucke befragt? Nun muß ich mich erst förmlich gegen die Unterstellung verwahren, als seien gegen die übrigen Paragraphen so viel Anstände zu erheben wie gegen den siebenundzwanzigsten, dessen Sprache den drei Oxforder Gelehrten ganz ferne liegt, mir aber herzlich lieb und erträglich bekannt ist: mir dünken diese zwei Seiten die Perle der ganzen Sammlung, trotz aller Schrunden, die ich glätten will.

Es ist durch Salomon Munk in der notice sur rabbi Saadia et sa version arabe d'Isaïe (extrait du tome IX de la Bible de M. Cahen) 1838 über allerhand persische Uebersetzungen des alten Testaments berichtet worden, 1839 hat dann der vor wenigen Jahren in Ulm verstorbene Haßler in den theologischen Studien und Kritiken Nachricht von einer persischen Dolmetschung der Salomonischen Schriften gegeben — Haßlers Abschrift wurde unlängst in Deutschland zum Kaufe ausgedoten —, über die 1546 gedruckte Persische Uebersetzung des Pentateuchs hat Kohut in einem eigenen Buche berichtet, dessen Umfang weder zum Werthe jener noch zu den Kenntnissen des Schreibenden in richtigem Verhältnisse stand: hier erhalten wir die persische Version unsres Abschnitts: mir ist lange nichts so Interessantes unter die Finger gekommen.

Für יִשְׁכִּיל 52, 13 und für יִצְלוּ 53, 10 hat der Perser gleichmäßig ġahîšnî bâšad. Da Herr Neubauer an dem Ausdrücke Anstoß genommen hat, und nicht so leicht Auskunft über denselben erhalten wird, will ich ihn erläutern. Zunächst stammt er nicht aus dem Urtexte, sondern aus

dem Targum, da nur dieser, nicht das Original, an beiden Stellen dieselbe Wurzel verwendet (יצלה und יצלחון), die ich Symmicta 162, 27 in Psalm 10, 5 hergestellt habe, die der Chaldäer Regn I 10, 24 III 1, 34 39 Paral II 23, 11 für יהי *vivat* der Urschrift verwendet, und die eben dieser Uebersetzer Psalm 10, 5 vielleicht noch statt des uns zugemutheten fehlerhaften יהילו gelesen hat. In ġahišnî nun ist das erste י nichts als Lesemutter, und ġahišnî zu schreiben. Die neuPerser haben eine Abstractbildung auf iš, welche in den Wörtern baχšiš und pursiš schon vor recht langer Zeit diese Gestalt gezeigt hat, da die armenischen Schriftsteller Faustus von Byzanz und Elišê baškiš und φoursiš bieten, der aber ein älteres ašn išn ešn, ašne išne ešne, ašni išni ešni voraufgegangen ist, das sich in archaisierenden Texten und vielleicht landschaftlich auch im Leben neben jenem iš erhalten hat. Uebermäßig häufig ist auch iš nicht mehr, und etwa tōġiš (von tōχtan tōzîdan) ist sogar den einheimischen Lexicographen so wenig geläufig, daß sie es in taraχš tawaχš (zwei einfach zu beseitigenden Formen) entstellt zu Buche tragen. Als Beweis genüge, daß im Pârsî anbârašn, im neuPersischen anbâriš gesagt wird, und daß Neriosengh (Symmicta 35, 40) in unmisverständlicher Dêvanâgarîschrift iġisni setzte, wo uns Anquetil an izeschné gewöhnt hat, die heutigen Perser, welche nicht mehr opfern, also mit der Sache das Wort verloren haben, das zu erwartende yaziš nicht kennen. Von diesen Abstractis auf ašn išn, ešn bilden sich Adjective wie awaķšâišnî *forgiving*, burzešnî *elevated*, duârešnî *running about*, kôšašnî *struggling* (neuPersisch kôšiš = Pârsî kôšašn *Anstrengung*), χarešni *eatable*, zâišnî *produced*: Wests Glossary

zum Mainyô i kard 21 46 65 129 167 224: Zusammensetzungen aufzuführen habe ich verschmäht, da sie auch andere Deutung zulassen. Wende ich die so gewonnene Einsicht auf das jetzt vorliegende Wort an, so ist ġahišnî ein durch î von ġahišn abgeleitetes Eigenschaftswort, und für ġahišn werden wir im neuPersischen ġahiš oder zahiš erwarten dürfen: ġahiš ist nach dem Burhân i qâthiṣ soviel wie sirišt, zahiš bedeutet Sprudel, Quelle, Ergebnis, lautet im Mainyô i kard zahišn zahišni (West 222), und hängt unzweifelhaft mit dem Zurufe zahî zusammen, neben dem die Wörterbücher, deren Verfasser auf diesem Gebiete nachzudenken nicht gewohnt sind, ein řahî angeben, das doch vermuthlich durch Aenderung Eines Punkts in ġahî zu verwandeln sein wird. ġahišnî würde danach jemand sein, der ġahiš besitzt, meinerwegen auch jemand, dem man den ermunternden lobenden Ruf zahî zuwenden darf, der sich mit dem hier auszudrückenden יצלו in den oben aus dem Targum citierten Stellen auf das vollkommenste deckt.

Wenn dann weiter 52, 13 Herr Neubauer afrâšta druckt, wo seine Vorlage statt des f ein überstrichnes b bot, so ist auch dazu eine Erläuterung nöthig. Des in Herât lebenden Arztes Muwaffaq Buch über Arzneimittel ist aus dem einzigen zur Zeit bekannten Exemplare (das Liebhaber der Palaeographie aus der Tafel der Palaeographical Society kennen, auch wenn sie die Ausgabe nicht gesehen haben) von R. Seligmann veröffentlicht: das Manuscript, 1055 geschrieben, unterscheidet (Seligmanns Vorrede XXV) zwei f, das gewöhnliche und ein anderes, das statt Eines drei Punkte auf dem Haupte trägt. Seligmann hat richtig gesehen, daß das

letztere, weil es mit w wechselt, einen weiche-
ren Laut bezeichnen soll als das echt-arabi-
sche f. Eben diesen wird die Pariser Handschrift
des persischen Isaias durch das überstrichne b
ausdrücken wollen.

Folgt **בה ראשתה** an einer Stelle, an der je-
der, welcher Persisch kann, zunächst **בר ראשתה**
schreiben würde: bar dâštan ist ganz alltäglich.
Allein wie wäre es, wenn man in dieser ent-
zückend alterthümlichen Umgebung den Text
vorläufig unberührt ließe, und in dem Ueber-
lieferten bactrisches upadar suchte?

52, 14 war die Lesart der Handschrift **čũ ân**
čĩ sicher nicht anzutasten: zu **פרמגן** bemerke
ich, daß die Endung **gîn** im Pârsî ohne **י** um-
läuft: im Glossare zum Mainyô i kard 16 aršgin,
49 čašm-aršginî, 125 kašmgini, 181 sahmgin,
185 šarmginî.

Für **מראה** hat die Handschrift **צהרה** (mit
punktirtem **צ**), das nicht einem schon der Be-
deutung nach nicht passenden arabischen **ḥihra**,
sondern dem echt persischen **čihra** *Gesicht*
entspricht.

52, 15 ist die alterthümliche Schreibung **כי**
(für **כה**) zurückzurufen, hingegen **ânčĩ ki** als
sinnlos zu streichen, das, wenn es anders im Co-
dex steht, ein durch das gleich folgende **ôânčĩ**
ni veranlaßter Fehler des Abschreibers ist.

53, 1 u. s. w. ist **אימא** die richtige Pârsiform
émâ, für welche im neuPersischen **mâ** gilt.

53, 2 war **šudan** = **עלה** wird jetzt **bar šu-**
dan geschrieben: die ursprüngliche Bedeutung
der Wurzel (sanskrit **čyu**, bactrisch **šu**) liegt wie
in **אפשי** noch klar zu Tage. Auch **rêša** für
Wurzel ist archaisch: nicht jede Wurzel heißt jetzt
rêša, sondern nur die, welche wie die der Rain-
weide und der Maulbeere bartförmige Veräste-

lungen zeigt: etwa die Weide hat nur *bîç*. Tišnastân *Durstort* für *Wüste* fehlt unsern Wörterbüchern.

53, 3 ist fraglich ob בנהן des Codex sein b wirklich mit p vertauschen muß. הסיב zeigt die *simâlat*, von der F. Rückert 16 377 der Ausgabe von Pertsch und M. Th. Grunert in seiner Schrift über die *simâlat* passim handeln. In Vers 4 kehrt die Schreibung wieder: die arabisches Grammatik heischt *çisâb*.

53, 5 ist אסתארהא des Codex ganz richtig: das Original zeigt den Plural. אסתאר für das hebräische פשע hatte schon Munk angemerkt: die bactrischen Texte lassen *âçtâra Sünde* aus dem schwachen Zeitworte *âçtârâyêiti* erschließen, im Pârsî ist *âstâr* alltäglich (West 33). Für *çafta* ist *kafta* zu setzen: כפתה der Handschrift leidet beide Deutungen, aber nur die von mir vorgenommene ist richtig. Statt דרמן würde man jetzt דרמאן schreiben.

53, 6 בירה ist *bê-râh weglos*, noch jetzt bekannt, aber stets mit א geschrieben. Firâz (sanscrit *prâñç*) *rasîdan* ist mir nie vorgekommen, stets nur *firâz âmadan*.

53, 7 ist נגש höchst eigenthümlich durch *sul-ôânî kard* gegeben: man muß wünschen diese Uebersetzung Isa 3, 5 einsehen zu können. In כושאיר (zweimal) ist ו nur *scriptio plena*. *qaççâb* als mit hebräischem טבה gleichbedeutend kann ich sonst nicht nachweisen: *qaççâb Schlächter* steht in den Wörterbüchern. *Pašm-bar Scheerer* ist ebenfalls neu, und zu *dilbar Lagarde Beiträge 32, 19* zu halten.

53, 8 סהודה entspricht der Gewohnheit des Pârsî, vgl. West Glossary 192: im neuPersischen ist *sitâda* die Regel. Ob Herr Neubauer Recht gethan דאר der Handschrift in דאר zu

ändern, bleibt fraglich: er konnte füglicher דָּרָא herstellen, da bereits Munk Seite 75 aramäische Vocabeln aufzählt, welche dieser Uebersetzer in seinem Texte verwendet: das arabische dâr gibt hier den Sinn nicht, den man verlangen muß, den des persischen hazâra. χadît kunâ ist ein deutlicher Aramaismus, den, ohne ihn als das was er ist zu erkennen, schon Munk erwähnt hat.

53, 10 χaftagî ist in kaftagî zu ändern, vgl. zu 5. דְּהַקְלִי hat unserm Uebersetzer nicht vorgelegen, sondern דְּהַקְלִי.

53, 12 bietet pâdiâwandân für עֲצוּמִים wo die Pârsîbedeutung von pâdiâvandatar, die West 159 verzeichnet, nicht paßt. אבאז der Handschrift braucht nicht geändert zu werden, hingegen muß es für âstârgân zweimal âstâregârân heißen: wenigstens vermag ich die Textlesart nicht zu verstehn.

Was diese persischen Uebersetzungen dem Verständnisse des Urtextes nützen, ist gering: einem Juden mag wichtig dünken zu erforschen, wie im geistigen Leben seiner Nation die Quellen fließen und die Fäden sich schlingen, wie südfranzösische Exegese bis nach Persien wirkt: der Europäischen Wissenschaft werden diese Versionen von Werth sein, weil in ihnen ein Dialect vorliegt, der — falls Munk mit seiner Lehre Recht hat, daß hier ein Nachfolger Qamyîs redet — fünfhundert Jahre älter ist als die Zeit, in welcher der arbeitete, der ihn anwandte: die Thatsache an sich ist interessant: sie ist es doppelt, weil in Europa dasselbe Phaenomen zweimal vorkommt, soferne die in Deutschland lebenden Juden bis vor dreißig Jahren wenigstens in allen den Kreisen, die von »Moses aus Dessau« (Mendelssohn) nicht berührt waren, ein alterthümliches Deutsch redeten und schrie-

ben, und als die Nachkommen der von Philipp II aus Spanien ausgewiesenen Israeliten in der Türkei ein Spanisch brauchen, dem ein spanischer Voltaire ebensogut le style réfugié nachsagen könnte, wie der französische Voltaire den in Berlin und andern Preußischen Städten seßhaft gewordenen Metzger und Sedaner Hugenotten solchen nachgesagt hat. Dieser Dialect selbst ist von hohem Werthe. Pârsîtexte fehlen uns, und hier liegt ein völlig naturwüchsiger Pârsîtext vor, nicht eins der verruchten Pahlawîbücher, wie sie von alterthümelnden Dummköpfen zur Plage von uns armen Freunden Erâns, womöglich mit der Pfeife im Munde und der Kaffetasse daneben zu einer Zeit verfertigt worden sind, in der man wenigstens in Europa schon ganz modern war.

Ich werde fortan emsig trachten, diese jüdisch-persischen Stücke abschreiben und herausgeben zu können. Paul de Lagarde.

Éléments de thérapeutique et de pharmacologie par A. Rabuteau, docteur en médecine, licencié ès sciences physiques et ès sciences naturelles, lauréat de l'institut de France (prix de thérapeutique), membre de la société de biologie. Deuxième édition, revue et augmentée. Paris. Librairie Lauwereyns 1875. 1173 pp. in Octav.

Rabuteau ist unstreitig einer der fähigsten und strebsamsten unter den neueren französischen Forschern im Gebiete der Arzneimittellehre. Seit etwa einem Jahrzehend hat er theils in wissenschaftlichen Zeitschriften, theils in besonderen Schriften alljährlich eine Anzahl pharmakologischer Arbeiten veröffentlicht. Obschon

sich anfangs seine Studien vorzugsweise dem speculativen Theile der Pharmakodynamik zuwandten, z. B. der Erforschung der gesetzmäßigen Beziehungen zwischen Wirkungsgröße und Atomgewicht giftiger Elemente, hat er später darin einen Weg beschritten, welcher mehr praktische Tendenzen verfolgt und indem er sich mit seinen Versuchen einigen der häufigst benutzten Arzneimittel zuwandte, war er nicht ohne Erfolg bemüht, einerseits neue Gesichtspunkte für deren Wirkungsweise zu gewinnen, andererseits neue Indicationen für deren Verwendung aufzufinden oder die alten Anzeigen zu präcisieren. Vollkommen ausgerüstet mit den physiologischen und chemischen Kenntnissen, die zu gründlichen pharmakologischen Forschungen erforderlich sind, von regem Eifer für sein Fach beseelt, der ihn wiederholt dazu führte, seinen eigenen Körper zum Versuchsgegenstand zu machen, hat er es verstanden, seine Aufsätze pharmakodynamischen Inhalts jenen Standpunkt einnehmen zu lassen, welcher der Pharmakologie allein Boden und Raum unter den praktischen Therapeuten zu verschaffen im Stande ist. Rabuteau hat sich bei seinen Arbeiten niemals in jene physiologischen Subtilitäten eingelassen, wie sie sich bei einzelnen Schülern von Germain See, dem tüchtigsten und gelehrtesten der gegenwärtigen französischen Pharmakologen, zu erkennen giebt; wohl einsehend, daß das Heil der Pharmakologie nicht darin liegen kann, Versuche an Thieren unter solchen Bedingungen anzustellen, wie sie die Natur selbst niemals darbietet, sind seine Experimente in der Regel von einfacher und darum um so überzeugenderer Art. Die Schlüsse, welche Rabuteau aus diesen Versuchen zieht, sind allerdings manchmal etwas

übereilt, indem er sich bisweilen gestattet aus sehr wenigen Versuchen mehr zu beweisen als wirklich darin liegt oder indem ihn sein Enthusiasmus hinreißt, Dinge als schon bewiesen zu betrachten, welche des vollgültigen Beweises noch ermangeln; aber man wird bei Rabuteau niemals finden, daß er nach Art des Verfassers der *Commentaires thérapeutiques du Codex medicamentarius* den Boden der Thatsachen verläßt und auf der Grundlage luftiger Phantasien ganze Gebäude therapeutischer Indicationen construirt, welche natürlich der erste beste Windhauch, d. h. der erste klinische Versuch über den Haufen wirft.

Wer Rabuteau aus seinen experimentellen Arbeiten kennt, wird denselben Geist, den er in diesen wahrgenommen, auch in dem größeren Werke des Verf. wieder erkennen, welches er unter dem Namen *Éléments de thérapeutique* im Jahre 1872 herausgab, und Niemand wird es auffallend finden, daß das Streben Rabuteau's, Wissenschaft und Praxis in einer harmonischen Weise zu verbinden, bei den Praktikern selbst jene Anerkennung gefunden hat, daß nach kaum zwei Jahren die Herausgabe einer zweiten Auflage nothwendig wurde. So weit meine Kenntniß der französischen pharmakologischen Literatur reicht, sind in der That Rabuteau's Grundzüge der Therapeutik das beste Handbuch der Arzneimittellehre, welches im Laufe der letzten 15 Jahre in Frankreich an die Oeffentlichkeit getreten ist. Es ist nicht ein Werk, das hervorgegangen ist aus einem früheren, dieselbe Disciplin behandelnden oder eine lockere Aneinanderreihung durch den Zufall der alphabetischen Reihenfolge zusammenhängender Artikel über einzelne Medicamente, sondern ein wirk-

lich originales, nach einem eigenthümlichen Systeme der Arzneimittellehre geordnetes Buch, welches in jedem einzelnen Abschnitte in prägnanter Art verräth, daß der Verf. darüber mit Ernst und Umsicht nachgedacht hat und welches in recht vielen Capiteln auch den Beweis liefert, daß Rabuteau selbst Hand an's Werk legte, um uns zur Klarheit über die Wirksamkeit der betreffenden Substanz zu verhelfen.

Das System, nach welchem Rabuteau die Arzneimittel eingetheilt hat, entspricht in vielen Punkten demjenigen, welches ich selbst in meinem Handbuche der Arzneimittellehre gegeben habe; doch ist nicht nur die Anordnung der einzelnen Classen und der Arzneimittel in denselben wesentlich verschieden, sondern auch die von mir versuchte logische Gliederung in die 4 Hauptabtheilungen der Prophylactica, Topica, Pansomatica und Teledynamica tritt nicht scharf genug hervor. Rabuteau hat übrigens auch die Imponderabilien abgehandelt und zwar gemäß dem Titel seines Buches mit völligem Rechte, und er unterscheidet demnach als oberste Abtheilung der Heilmittel die panderabeln Agentien oder eigentlichen Medicamente und die Imponderabilien, welche er in physikalische Agentien (Wärme, Electricität, Magnetismus, Licht) und mechanische Agentien (Gymnastik, Massage) eintheilt. Die eigentlichen Arzneimittel zerfallen dagegen in 8 Classen, für deren Bezeichnung überall französische Benennungen gewählt sind, nämlich:

1. Modificateurs de la nutrition. 2. Modificateurs de l'innervation. 3. Modificateurs de l'innervation et de la myotilité ou névro-musculaires. 4. Modificateurs de la myotilité ou musculaires. 5. Modificateurs des sécrétions et des

excrétions. 6. Eliminateurs. 7. Médicaments topiques. 8. Antiseptiques ou désinfectants.

Man wird, wenn man die Namen dieser Classen übersieht, manchmal nicht ahnen, was in denselben enthalten ist und insbesondere wird die 6te Classe der Eliminatoren in Erstaunen setzen, nachdem bereits in der 5ten Classe diejenigen Mittel abgehandelt sind, welche auf Secretionen und Excretionen wirken, somit die eigentlichen Eliminantia. Geht man den Inhalt der 6ten Classe näher durch, so findet man darin 4 Ordnungen, welche als Toxifuges, Lithontripiques, Anthelmintiques und Parasiticoïdes bezeichnet werden. Es kann nicht zweifelhaft sein, daß diese Zusammenstellung eine etwas unglückliche ist. Wirkliche Eliminantien sind nur die mit der neugeschaffenen Benennung Toxifuges belegten Substanzen, indem Rabuteau darunter diejenigen Medicamente begreift, welche die im Organismus bei der chronischen Vergiftung deponierten Metallverbindungen durch Ueberführung in lösliche Verbindungen oder durch directe Lösung der Resorption wieder zugänglich machen und hierdurch deren wirkliche Elimination herbeiführen. Ich habe für Agentien dieser Art in meinem Systeme eine besondere Classe nicht geschaffen, weil unter der ganzen Suite der hierhergehörigen Medicamente (Wasser, Jodalkalien, Bromalkalien und chlorsaure Alkalien) sich kein einziges findet, das nicht in weit hervorragenderer Weise anderweitige therapeutische Anwendung finde. Es muß in einer Arzneimittellehre Princip sein, derartige polydynamische Medicamente nur an demjenigen Orte abzuhandeln, wohin sie vermöge ihrer hauptsächlichsten Wirkung gestellt werden müssen und höchstens an andern Stellen in Classen,

wo wegen häufiger Verwerthung ihre Erwähnung nothwendig ist, dies mit möglichster Kürze geschehen zu lassen. Allerdings ist ein solcher Hinweis auf derartige Stoffe, deren Action bereits früher geschildert wurde, mag derselbe in der von dem amerikanischen Pharmakologen Stillé befolgten Weise (namentliche Aufzählung am Schlusse des Capitels) oder im Texte selbst geschehen, für den Leserkreis nützlich, aber eine besondere Classe für eine derartige untergeordnete Wirkung zu bilden, können wir selbst dann nicht zugeben, wenn, wie es gerade im Vorliegenden der Fall ist, der Verf. des Buches besonders vertiefte Studien über diese specielle Action der betreffenden Medicamente gemacht hat. Rabuteau's Toxifuges entsprechen somit nicht den chemischen Antidoten, welche die zweite Classe meines Systems bilden. Ich bin lange zweifelhaft darüber gewesen, ob ich für diese Substanzen, die bei Rabuteau nicht einmal *en passant* erwähnt werden, eine eigene Classe statuieren sollte und wenn ich mich dazu entschloß, so hat dies seinen Grund lediglich darin, daß unter den wenigen, hierher gehörigen Medicamenten die wichtigsten, insonderheit das von der deutschen Pharmakopoe vorgeschriebene Antidotum arsenici, ausschließlich als Antidote verwendet werden und durchaus in keiner andern Richtung therapeutische Benutzung finden. Was die übrigen Abtheilungen der Rabuteau'schen Classe anlangt, so halte ich es für ungerathet, Anthelmintica und Antiparasitica im System zu coordinieren; denn die Helminthen bilden nur eine Ordnung der animalischen Parasiten und müssen daher die Wurmmittel auch den Schmarotzermitteln subordiniert werden. Wohin aber die Schmarotzermittel mit

Recht gehören, das hat bereits 1856 der bedeutende amerikanische Pharmakologe Wood der Aeltere in seinem sehr durchdachten Systeme der Arzneimittel gezeigt, indem er ganz richtig 2 Hauptabtheilungen der Heilmittel unter der Benennung *systemic* und *non systemic remedies* unterschied. Die letzteren bildeten nur die beiden Classen der *Antacids* und *Anthelmics*. *Eliminantien* sind manche *Anthelmintica* und *Parasitica* überhaupt ganz bestimmt nicht; viele Bandwurm- und Spulwurmmittel lassen es lediglich bei der Tödtung derjenigen Gebilde, zu deren Untergange sie bestimmt sind, bewenden und die eigentliche *Elimination* muß der Therapeut mittelst eines *Medicaments* aus einer andern Classe, mittelst *Oleum Ricini* oder *Calomel*, wenn es sich um *Darmparasiten* handelt, besorgen oder er muß von derselben ganz abstrahieren, wie bei den etwa durch *Benzol* getödteten *Muskeltrichinen*. Wood würde dem gegenwärtigen Standpunkte der Medicin entsprechend zu den *non systemic remedies* bestimmt auch die letzte Classe des *Rabuteau'schen Systems* gezogen haben, denn auch die *Antiseptica desinfectantia* haben den Zweck, nicht sowohl eine *Modification* des Organismus zu veranlassen, sondern den Wirkungen entgegen zu treten, welche vermuthlich von außen eingebrachte *Fermente* im Körper zu veranlassen im Stande sind. Die *Antidota* und die *Antiparasitica* haben bestimmt eine weit nähere Verwandtschaft zu den *Antiseptica* als zu den *Lithonriptica*, namentlich wenn man sie im Sinne von *Rabuteau* auffaßt, wo sie theilweise entschieden *systemic remedies* sind und modificierend auf den *Stoffwechsel* wirken, theilweise den auf *Nieren* und *Blase* influierenden

Mitteln sich anschließen. Ich will nicht leugnen, daß die Stellung eines einzelnen Arzneimittels im System reine Geschmackssache sein kann, aber es widerstrebt meinem Gefühl, Stoffe wie die Alkalien, welche eine hervorragende Rolle in der Behandlung von Diathesen und Dyskrasien spielen, den non systemic remedies zugeordnet zu sehen, ein Umstand, der für mich maßgebend gewesen ist, meiner den Wood'schen non systemic remedies im Princip entsprechenden Abtheilung der *Medicamenta prophylactica* eine Classe der *Lithontriptica* nicht einzufügen. Eine Trennung der antiputriden Substanzen in *Antiseptica* und *Desinficientia* nach der von Rabuteau gegebenen Definition, wonach erstere ausschließlich die Fäulnißprocesse aufheben, letztere geruchsverbessernd wirken und gleichzeitig zum Theil auch die Fäulniß beschränken, halte ich im therapeutischen Interesse nicht für zweckmäßig. Näher würde es liegen, die ausschließlich die gasförmigen übelriechenden Fäulnißproducte bindenden oder zerstörenden Substanzen als deodorisierende Mittel den eigentlich fäulnißwidrigen Medicamenten entgegenzustellen, weil so das Unwichtige von den Wichtigeren ohne Weiteres getrennt wird, während nach Rabuteau's Scheidung übermangansaures Kali und Chlor neben der Kohle stehen, dagegen von dem Phenol getrennt sind. Am besten würde man 3 Ordnungen: *Antiseptica*, *Desinficientia* und *Deodorisantia* unterscheiden.

Die Thatsache, daß es Medicamente giebt, welche nicht sowohl auf den Organismus selbst als auf Krankheitsursachen einwirken und durch die Beseitigung derselben dem Auftreten wirklicher Erkrankung oder dem Fortschreiten einer bereits bestehenden vorbeugen (daher die von

mir gewählte Bezeichnung Prophylactica) macht es unmöglich für die Eintheilung s ä m m t l i c h e r Medicamente ein und das nämliche Eintheilungsprincip durchzuführen. Für die auf den Organismus wirkenden Mittel dürfte gemäß dem in der Pathologie und Therapie üblichen Eintheilungsgrunde nach den einzelnen Organen die Einwirkung der Medicamente auf bestimmte Organe und Systeme auch das zunächst liegende Principium divisionis sein. Diesem tritt jedoch eine große Anzahl von Mitteln in den Weg, welche ihre Action vorzugsweise dann entfalten, wenn sie direct mit der krankhaften Stelle in Berührung gebracht werden, wobei es dann aber ganz gleichgültig ist, auf welches Organ man dieselben appliciert. Es bleibt daher nichts übrig als die Révulsifs, Caustiques, Astringents und Emollients von den übrigen Mitteln abzusondern und in getrennten Classen abzuhandeln, da die einzelnen in ihrer Wirkung ebenso differieren wie Schmarotzermittel und Antidote. Rabuteau hat sie in seiner 7ten Classe als Topiques vereinigt. Dies Verfahren kann ich jedoch nicht billigen, weil die überaus verschiedene und geradezu einen diametralen Gegensatz bildenden Abtheilungen der erweichenden Medicamente und Aetzmittel nicht füglich als Ordnungen einer Classe neben einander gestellt werden können. Hat man aber einmal die Topica als Abtheilung oder Classe acceptiert, so erscheint es als geradezu unlogisch, wenn man nicht auch die rein local wirkenden Cathartica dieser Kategorie einordnet, zumal da manche Revulsiva sowohl auf den Tractus als auf die Haut wirken. Da der hauptsächlichste therapeutische Effect der hautröthenden und blasenziehenden Mittel auf reflectorischem Wege erzielt wird,

ist kein Grund vorhanden, auch diejenigen Arzneimittel, welche durch Reizung irgend einer Schleimhaut reflectorisch Bewegungen oder Secretionsvermehrungen veranlassen, andern Stellen des Systems zuzuweisen. Rabuteau hat jedoch weder die Emetica, noch die Ptarmica, noch endlich die Sialagoga zu seiner 7ten Classe gezogen.

Logisch ist es auch, den topisch wirkenden Medicamenten diejenigen Stoffe anzuschließen, welche, indem sie eine Reizung auf die Magenschleimhaut ausüben, reflectorisch eine Vermehrung des Magensaftes bedingen und dadurch wesentlich die Verdauung und die Ernährung fördern. Man gewinnt so einen Uebergang zu solchen Substanzen, welche auf den gesammten Stoffwechsel einen modificierenden Einfluß ausüben, zu Rabuteau's erster Classe und zwar zu denjenigen Gruppen, mit denen Rabuteau seine *Modificateurs de la nutrition* beschließt, zu den *Réparateurs ou Analeptiques* (im Ganzen meiner Ordnung der *Plastica directa* entsprechend) und zu den *Eupeptiques*, zu denen Rabuteau nicht nur die von mir *Plastica peptica* genannte Ordnung (mit Pepsin, Chlorwasserstoffsäure, Pancreatin und Ochsen-galle), sondern auch die *Amara* zieht, denen ich, wegen der von H. Köhler nachgewiesenen Steigerung des Blutdrucks durch dieselben, eine besondere Ordnung vindicieren zu müssen glaubte, zumal da die eupeptische Action, so weit es sich um die Verdauung von Eiweißkörpern handelt, schon durch die älteren Versuche von Buchheim und Engel abgethan ist. Von den *Plastica directa* hat Rabuteau den Sauerstoff, die Eisenpräparate, die unterphosphorigsauren Salze, das Chlornatrium, Chlorammonium und Chlorkalium, das Meer-

wasser und die Coca losgelöst und als Excitateurs de l'hématose vereinigt, während er die coffeinhaltigen Drogen den Moderateurs de la nutrition ou de l'hématose seines Systems zu zählt, in denen die sogenannten Sparmittel (Alcooliques, Caféiques) mit den giftigen Metalloiden und Metallen, das Antimon ausgenommen, welches unter den Muskelnervenmitteln seine Stelle gefunden hat, mit den Chloraten und Nitraten, mit den Alkalien und Säuren, mit den Ammoniakalien und den Amid- und Nitrilbasen eine bunte Reihe bilden. Wir stehen hier in der That an der schlimmsten Partie aller Systeme der Arzneimittel, welchen physiologische Eintheilungsprincipien zu Grunde liegen. Hier ist es, wo entschieden der therapeutische Gesichtspunkt sich geltend macht und wo die Erfahrungen, welche man bisher über den Stoffwechsel und dessen Veränderungen unter dem Einflusse der fraglichen Substanzen sammelte, noch zu ungenügend sind, um einen Maaßstab für ihre Anordnung mit Fug und Recht abzugeben. Rabuteau hat allerdings gerade den Stickstoffwechsel unter der Einwirkung diverser Medicamente zum Gegenstande ausführlicher Versuchsreihen gemacht und er hielt sich vielleicht deshalb befugt, gerade an dieser Stelle Veränderungen in der Anordnung der Stoffe zu treffen. Aber es stehen auch hier gerade den Resultaten Rabuteau's diejenigen anderer Forscher gegenüber, welche unter Beobachtung selbst noch besserer Cautelen erhalten wurden. Ich erinnere in dieser Beziehung nur an die Untersuchungen über Jod, in Bezug auf welches die von Rabuteau constatirte hochgradige Verminderung der Harnstoffausfuhr weder durch von Boeck noch durch Milanesi Bestätigung gefunden hat, so daß die Stellung

des Jods zu den Sparmitteln keineswegs als eine gesicherte angesehen werden kann. Ich erinnere ferner daran, welche divergenten Resultate in Bezug auf die Stoffwechseleränderungen durch Arsenikalien erhalten worden sind, um, wenn ich auch die Ansicht von Boecks für berechtigt ansehen muß, daß die früher unter dem Namen der Alterantien zusammengefaßten Medicamente durch die Untersuchungen über ihren Einfluß auf den Stoffumsatz als keineswegs physiologisch zusammengehörend anzusehen sind und eine Ordnung derselben nach ihrer physiologischen Wirkung ein dringendes Desiderat sei, so halte ich doch den Zeitpunkt noch nicht für gekommen, diesem Desiderate zu genügen, weil uns die Wissenschaft selbst noch keine genügende Grundlage in exacten Forschungen zu einer neuen Anordnung bietet. Wenn das Ideal einer physiologischen Anordnung der einzelnen Medicamente darin besteht, innerhalb der einzelnen Classen Verwandtes an Verwandtes anzuschließen, so läßt sich bezüglich der in Frage stehenden Ordnung in Rabuteau's System nicht sagen, daß sie dem betreffenden Ideale sich nähere.

Rabuteau ist nicht glücklicher in seinen übrigen Classen, den Nerven-, Nervenmuskeln- und Muskelnmitteln gewesen. Die erstgenannten zerlegt er in Paralyse-moteurs, wohin er neben Curare, Cicuta und Calabar auch Aconitum und Delphinium rechnet, in Excitomoteurs, die Brechnuß und ihre Alkaloide umfassend und Modérateurs reflexes, die in Anésthésiques und Antispasmodiques zerfallen. Zwischen die Tetanica und Anaesthetica schiebt er dann eine gemischte Ordnung (*ordre mixte*) ein, welche ausschließlich das Opium und seine Alkaloide umfaßt. Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß die

Eintheilung der neurotischen Medicamente in ganz analoger Weise wie die secretionsverändernden nach den Theilen des Nervensystems, welche sie vorwaltend afficieren, geschehen muß, zumal da in dieser Beziehung sich wenigstens meistentheils physiologischer Effect und therapeutische Anwendung decken. Allerdings giebt es gerade unter diesen Stoffen solche in reichlicher Anzahl, welche für eine gemischte Ordnung passen würden und es kann bei einzelnen, z. B. der Calabarbohne zweifelhaft sein, ob man sie zu den Spinalia oder Neurotica peripherica reehnen soll, aber man wird bei einer solchen Eintheilung ganz bestimmt nicht dahin gelangen, Stoffe wie Opium und Chloral, welche therapeutisch doch im Wesentlichen vollständig dieselbe Verwendung finden, zu trennen. Die im Opium enthaltenen krampferregenden Alkaloide, z. B. Thebain haben therapeutisch sehr wenig zu bedeuten, um nicht nebenbei im Capitel über Opium erwähnt zu werden und sind zumal weil sie die cerebrale Action des Opiums schon wegen ihres Vorkommens in sehr geringen Mengen nicht modificieren, nicht berechtigt, dem Opium eine Sonderstellung als *ordre mixte* zu verschaffen, welche dann Rabuteau auch den ganz gewiß nicht tetanisierenden Lactucarium als Surrogat des Opiums beizulegen sich genöthigt sieht. Das Chloral hat seinen Platz unter den Anaesthetica hinter dem Chloroform gefunden, weil der Verf. mit Unrecht die Versuche seines Landmanns Personne, daß das Chloral im Blute sich in Chloroform und ameisensaures Kali verwandeln, für baare Münze nimmt; man erhält durch diese Stellung die eigenthümliche *contradictio in adjecto*, daß ein Stoff als Anaestheticum abgehandelt wird, gegen dessen Verwendung als solches

bei chirurgischen Operationen der Verf. im Texte selbst Protest einlegt.

Buchheim hat vor längerer Zeit den Satz aufgestellt, daß alle Stoffe, welche auf die Muskeln wirkten, auch auf das Nervensystem einen Einfluß ausübten und er hat denselben als Prämisse zu dem Schlusse benutzt, daß die Action der cerebralen und spinalen Gifte auf die in beiden vorhandenen Eiweißkörper zu beziehen sei. Da die Richtigkeit des ersten Satzes außer Zweifel steht, dürfte es kaum zu rechtfertigen sein, eine besondere Classe der *Névro-musculaires* von den Nervenmitteln und Muskelnmitteln abzutrennen. Was übrigens in Rabuteau's dritter Classe verzeichnet ist, stellt wiederum ein buntes Gemisch von Substanzen dar, welche nicht allein in die zweite und vierte Classe zu vertheilen sein würden, sondern theilweise wenigstens als auf den Stoffumsatz besonders wirkend betrachtet werden müssen. Rabuteau's Classe der *Névro-musculaires* beginnt mit dem Bromkalium und den Bromüren, von denen übrigens der Bromcamphor unter den *Antispasmodica* neben dem Camphor abgehandelt ist, betrachtet dann die giftigen Solaneen, hierauf die Chinarrinden mit ihren Alkaloiden und deren Surrogaten, macht mit *Digitalis* und *Digitalin* den Uebergang zu Brechweinstein, Brechwurzel und Apomorphin und schließt endlich mit der Kohlensäure. Man begreift leicht, daß Rabuteau auch hier sich wieder ziemlich weit von dem Ideale einer pharmakologischen Classification entfernt, indem Stoffe von so divergenter physiologischer Action und therapeutischer Verwendbarkeit, wie Atropin und *Tartarus stibiatus*, unter derselben Rubrik Platz finden. Als besondere Ordnungen der *Musculaires* hat der Autor die *Excito-*

musculaires und Paralyso-musculaires unterschieden, wobei er zu ersteren das *Secale cornutum* und seine Surrogate, zu letzteren die Kalisalze und das Veratrin stellt. Hier ist weniger die Anordnung als die Bezeichnung der letzteren Ordnung bedenklich, denn wie die Untersuchungen von von Bezdold zuerst gelehrt haben, ist das Veratrin keineswegs ein direct muskellähmendes Agens, sondern ruft zuvor eine sehr bedeutende Verstärkung des Muskeltenus hervor. Auch das als Heilmittel völlig irrelevante Sulfo-cyankalium, dem Rabuteau einen besonderen Abschnitt gewidmet hat, wirkt nicht anders wie die übrigen Kalisalze auf die quergestreiften Muskeln, somit auch primär erregend und erst secundär oder in starken Dosen paralyisierend.

Ich habe, um das System Rabuteau's vollständig zu durchmustern, noch hervorzuheben, daß er in seiner Classe der Medicamente, welche die auf die Secretionen wirkenden Stoffe einschließt, die sogenannten Balsamica als *Bronchiques et génitourinaires* zusammenfaßt. Es ist dies nur unter der Voraussetzung, daß nicht noch andere Mittel als die in Frage stehenden Balsame zur Veränderung der Bronchialsecretion verwendet würden, zulässig. Da Rabuteau diese, wie z. B. den Goldschwefel in andere Classen seines Systems untergebracht hat, macht sich das Willkürliche dieser Verschmelzung nicht besonders auffällig. Im Uebrigen hätten wir auch in dieser Classe die einzelnen Ordnungen als Nierenmittel, Hautmittel u. s. w. zu dem Range besonderer Classen erhoben gesehen, da, obschon es sich in allen um eine Vermehrung oder Veränderung von Secretionen handelt, die Art dieser Secretionen doch derartige Differenzen zeigt,

daß sie füglich kaum von denselben Gesichtspunkten aus betrachtet werden können.

Wenn wir nach den gegebenen Erörterungen des Rabuteau'schen Systems mancherlei Ausstellungen zu machen haben, welche meines Erachtens wirkliche Mängel und nicht bloße Geschmackssache betreffen, so können wir andererseits nicht umhin, zuzugestehen, daß das System viele Vorzüge vor den meisten neueren pharmakologischen Systemen besitzt. Daß ein mangelhaftes System an sich den Werth und die Brauchbarkeit eines Hand- oder Lehrbuches der Arzneimittellehre nicht wesentlich zu beeinträchtigen braucht, dafür ließen sich aus der Literatur der Pharmakologie Beispiele genug anführen, wenn nicht Rabuteau's Buch selbst dafür einen neuen Beleg lieferte. In der That hat es der Verf. verstanden, den Bedürfnissen der Praxis und den Anforderungen der Wissenschaft in gleicher Weise gerecht zu werden und außerdem seinen Stoff in einer Form vorzuführen, welche dem Leser seines Buches einen angenehmen Genuß gewährt. Es enthält keine schwülstigen Tiraden, keine bloßen Redensarten, wie die *Commentaires thérapeutiques*, in denen so oft die Phrase den Mangel einer ausreichenden Kenntniß verhüllt; Rabuteau giebt in erster Linie *Facta*, wie sie entweder der klinische Versuch oder die physiologische Untersuchung geliefert, auf welche er die therapeutische Verwendbarkeit der Mittel basirt. Bei der Vorliebe, welche er selbst für physiologische Versuche gezeigt hat, ist es nicht zu verwundern, daß gerade die letzte Partie prägnanter hervortritt, so daß Rabuteau wohl berechtigt gewesen wäre, sein Buch als Grunzüge der physiologischen Therapeutik zu bezeichnen. Ob er damit in der That, wie

er in der Vorrede angiebt, einen »Essai de Therapeutique scientifique appuyé sur des bases aussi solides que celles d'autres branches de la médecine mieux développées« zu Stande gebracht, ist freilich eine Frage, welche bei dem Wechsel, dem die physiologischen Anschauungen so leicht unterliegen, nicht ohne Weiteres bejahend beantwortet werden kann. Rabuteau's Physiologie ist selbstverständlich die seiner Pariser Lehrer und Collegen Cl. Bernard und Vulpian, deren Ansichten keineswegs immer mit denen unserer deutschen Physiologen harmonieren.

Was wir in Bezug auf die Bearbeitung zu erinnern haben, sind im Wesentlichen drei Punkte. Zunächst ist der Autor an einzelnen Stellen entschieden zu weitläufig, wenn er im Text die von ihm selbst ausgeführten Versuche reproduciert. An und für sich ist gegen eine derartige Mittheilung gewiß nichts zu erinnern und man wird sie um so natürlicher finden, wenn das Buch, welches dieselben enthält, aus Vorlesungen entstanden ist, in denen die Mittheilung persönlicher Erlebnisse recht anregend wirken kann. Aber das gesprochene Wort wirkt anders als der gedruckte Buchstabe, und bei aller Achtung vor Rabuteau's Experimenten an sich selbst und an Thieren wird es viele Leser geben, welche gerade diese Abschnitte nur flüchtig durchlaufen oder sie gar überspringen. Hier wäre somit eine Kürzung in weiteren Auflagen geboten. Der zweite Punkt hängt ebenfalls mit diesen Versuchen zusammen. Wir ersehen aus dem Buche, daß Rabuteau mit einer außerordentlich großen Anzahl von Stoffen debütiert hat. Diese Experimente sind dann aber häufig nicht Versuchsreihen, sondern ganz vereinzelt. Manche

Experimentatoren halten es mit Unrecht für erlaubt, auf einen einzigen Versuch oder doch auf eine geringe Zahl von Experimenten Schlußfolgerungen zu gründen. Zu diesen gehört auch, wie schon oben bemerkt, Rabuteau und dieser Fehler führt ihn manchmal zur Aufstellung von nicht haltbaren Sätzen. So behauptet er z. B. S. 663 in Folge eines Versuches am Hunde, daß die Chinasäure im Organismus nach Art anderer Pflanzensäuren zu Kohlensäure verbrannt werde und nicht in Hippursäure sich verwandle. Diese Bezugnahme auf die Umwandlung in Hippursäure ist ein Zusatz zur neuen Auflage; zur Zeit der Abfassung der ersten scheint dem Autor die Kenntniß des Umstandes gemangelt zu haben, daß von verschiedenen Chemikern die Umsetzung der fraglichen Säure behauptet worden ist. Noch jetzt fehlt es ihm aber an einer exacten Kenntniß der einschlägigen Literatur, denn er hätte sonst wissen müssen, daß der Hund den Herbivoren und Omnivoren gegenüber besondere Verhältnisse darbietet. Daß bei solchen (und auch bei andern Thieren vor dem Eintritte der Hippursäurebildung) Kohlensäure im Harn reichlich auftritt, wurde bereits von Meissner und Shephard constatirt.

Es führt dies auf den dritten Punkt, welchen wir auszusetzen haben, über. Es ist das freilich ein Punkt, welchen wir oft genug bei französischen Büchern hervorzuheben uns genöthigt gesehen haben. Es ist die Vernachlässigung der nicht in Frankreich erschienenen oder auszugsweise in französischen Journalen aufgenommenen auswärtigen Arbeiten. Da Frankreich keine periodisch erscheinende Rundschau über alle medicinischen oder auch nur pharmakologischen Arbeiten der Welt besitzt, so bleibt dem fran-

zösischen ärztlichen Publicum eine große Anzahl wichtiger Arbeiten alljährlich verborgen und so haben wir denn oft gerade in der Medicin das seltsame Schauspiel gehabt, daß man wissenschaftliche Facta 20 Jahre nach ihrer ersten Klarstellung im Auslande in Paris neu entdeckte. Rabuteau selbst ist es bei seinem experimentellen Eifer und bei seinem Publicationsdrange wiederholt begegnet, pharmakologische Untersuchungen ohne Hindeutung auf frühere Studien auswärtiger Experimentatoren zu veröffentlichen und dadurch Reclamationen hervorzurufen. Das Werk Rabuteau's gewinnt durch die Strebsamkeit des Autors und dessen Bemühen möglichst auf Grundlage eigener Experimente zu urtheilen, allerdings an Originalität, aber es büßt dadurch einerseits jene Reife des Urtheils ein, welche sich nur entwickeln kann, wenn man genetisch bei der Erforschung der Gegenstände zu Werke geht und seine eigenen Anschauungen mit den Ergebnissen anderer Forscher vergleicht — und andererseits erhebt es sich in Folge davon nicht zu der Höhe jenes kosmopolitischen Standpunktes, welchen z. B. das Werk von Stillé in so vorzüglicher Weise repräsentiert und welchen ich selbst in meinem Handbuche trotz dessen exquisiter nationaler Tendenz inne zu halten mich bestrebt habe. Immerhin aber bleibt Rabuteau's Werk auch für den auswärtigen Pharmakologen eine sehr beachtenswerthe Erscheinung.

Schließlich möchte ich noch gegen die Bezeichnung »Pharmacologie« Verwahrung einlegen, welche Rabuteau als Ueberschrift des letzten Abschnittes seines Buches, welcher im Wesentlichen die allgemeine Receptierkunde behandelt, gebraucht hat. Die Etymologie des Wortes for-

dert, daß man dasselbe nur als Gesamtbezeichnung sämtlicher, auf die Arzneimittel bezüglicher Disciplinen anwenden darf. Dem vom Rabuteau sogenannten Theile der Pharmakologie würde die Bezeichnung Formulare zukommen.
Theod. Husemann.

Argentinien, seine Colonien und die deutsche Einwanderung. Von Friedrich Segesser. St. Gallen. Verlag von Scheitlin & Zollikofer 1876 (4) u. 87 S. kl. Octav.

Nach dem Vorwort haben »die vielen irrthümlichen, oberflächlichen, oder absichtlich falsch dargestellten Berichte, die in neuerer Zeit über die La Plata-Staaten und deren Colonisationswesen in Europa cursieren, um Auswanderer dahin zu locken, den Verf. veranlaßt, jene Länder in klimatischer, politischer und socialer Beziehung im Interesse des deutschen Auswanderers naturgetreu zu schildern, so weit die vorkommenden Verhältnisse den Ansiedler direct oder indirect berühren«. Es ist das gewiß ein nur zu billiges Unternehmen, und war der Verf. als Schweizer wohl dazu ganz besonders aufgefordert, da gerade von seinen Landsleuten in neuerer Zeit öfters überschwenglich anpreisende Schilderungen der Argentinischen Republik veröffentlicht worden, um zur Auswanderung dahin anzureizen, und es auch bekannt ist, daß gerade Schweizer, welche sich dadurch zur Auswanderung nach Argentinien haben verleiten lassen, dort in ihren Erwartungen bitter getäuscht worden und öfters jämmerlich zu Grunde gegangen sind. Wenn es nun der Zweck des Verf. gewesen, von der Auswanderung nach Argentinien ganz abzuschrecken, so wird ihm dies ohne Zweifel bei allen denjenigen gelingen, welche seine Schrift lesen und sonst keine wirklich gründliche und unparteiische geographisch-statistische Bücher über dies Land kennen. Der Wahrheit hat aber der Verf. dadurch nicht gedient. Wir wollen nicht behaupten, daß die haar-

sträubenden Schilderungen, welche er von dem Schicksal eines unglücklichen deutschen Einwanderers giebt, oder die abschreckenden Bilder politischer und socialer Zustände, welche er entwirft, reine Erfindungen seien. Es kann und wird dergleichen vorgekommen sein, daß aber dies als Regel hingestellt wird und daß von Land und Leuten überhaupt nur die schlechten Eigenschaften und diese auch in übertriebener Weise hervorgehoben werden, ist nicht zu rechtfertigen. Wenn der Verf. sich auf den Nachweis beschränkt hätte, daß die argentinische Republik für europäische ackerbauende Einwanderer auch nicht entfernt die Vortheile darbietet, welche die Vereinigten Staaten nach ihrer Freiwerdung bis in die neueste Zeit dargeboten haben, und daß diejenigen irren oder geradezu lügen, welche die La Plata-Länder der europäischen Auswanderung als ein neues gelobtes Land anpreisen, so hätte er sich durch Verbreitung dieser übrigens schon oft ausgesprochenen und auch von uns noch kürzlich in diesen Bll. (S. 520) wiederholten Wahrheit in den Kreisen, für welche er schrieb, ein Verdienst erwerben und manchen leichtsinnigen Auswanderer vor Schaden bewahren können. Noch verdienter hätte der Verf. sich machen können, wenn er sine ira et studio die in der Argentinischen Republik in der Behandlung der Einwanderer- und Colonisations-Angelegenheit noch herrschende Anarchie in ihrem Zusammenhange mit der allgemeinen politischen und socialen Entwicklung des Landes bloßgelegt und so der Nation einmal einen klaren und treuen Spiegel zur Selbsterkenntniß über ihre ihr von allen Parteien im Lande immer vorgeschmeichelten unvergleichlichen Culturfortschritte vorgehalten hätte. So aber hat der Verf. nur eine Anklageschrift über die Argentinische Republik und ihre Bevölkerung geliefert, die zu einseitig gehalten ist und zu wenig Verständniß und Sympathie für einen aus der Revolution hervorgegangenen und noch in seiner Sturm- und Drangperiode befindlichen jungen Freistaat zeigt, als daß sie auch dem kleinen Kreise wahrhaft gebildeter und ihrem Vaterlande in wirklich uneigennützigem Patriotismus anhangender Argentinier, die für die Wahrheit wohl empfänglich wären, anders als eine bloße nicht weiter zu beachtende Schmähschrift erscheinen wird.

W.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück 25.

20. Juni 1877.

Monumenta Germaniae historica
edidit Georgius Henricus Pertz. Scriptorum
Tomus XXII. Hannover in der Hahnschen Hof-
buchhandlung 1872. VIII und 564 Seiten in
Folio. — Scriptorum Tomus XXIII. Daselbst
1874. VIII und 1027 Seiten in Folio.

Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche
Geschichtskunde herausgegeben von G. H. Pertz.
XII. Band. Hannover 1874. VIII und 802 Sei-
ten in 8°.

Daß die Anzeige vorstehender Bände der
Anzeige des jüngsten Monumentenbandes (Stück
13) nachhinkt, hat seinen Grund in der Saum-
seligkeit des Referenten, welcher der Aufforde-
rung des jetzigen Vorsitzenden der Central-
direction erst nach Jahresfrist nachkommen
konnte. Der Uebergang zu einem neuen Beruf
hat die Verzögerung meines Vorhabens herbei-
geführt, welches ich damals um so lieber er-
faßte, als mir dadurch Gelegenheit gegeben wer-
den sollte, Manches aufzuklären, was denjenigen,
welche in die Verhältnisse der Monumenta we-
niger eingeweiht sind, an den betreffenden Bän-

den selbst befremdend erscheinen muß. Inzwischen ist auch der, dessen Namen die Bände noch tragen, heimgegangen, und mir dadurch sicher eine vorurtheilslose sachliche Besprechung so mancher Punkte erleichtert.

Worüber in dem letzten Jahrzehnt der Pertzischen Oberleitung so viel geklagt worden ist, der langsame Fortgang des Unternehmens, beruhte, was muß hier vorausgeschickt werden, doch wesentlich in dem Mangel an Arbeitskräften, welcher wiederum durch den Mangel ausreichender Geldmittel bedingt war. Pertz selbst hat, seit ich im Januar 1867 als Mitarbeiter eintrat, nichts Größeres mehr für die Monumenta gearbeitet; andere Aufgaben nahmen ihn in Anspruch, seit dem Jahre 1870 etwa schwanden auch seine Kräfte derartig, daß namentlich die Klarheit im Disponieren, welche ihn früher auszeichnete, aufhörte. Dabei setzte er aber gerade in dieser Zeit allen Eifer daran, daß keine Stockung in den Arbeiten eintrat; vieles zu gleicher Zeit, das lange geruht hatte, wurde in Angriff genommen, Reisen zu den verschiedensten, weiterliegenden Zwecken von einzelnen Mitarbeitern unternommen, deren Kräfte eben dadurch wieder dem nächstliegenden Ziele entzogen waren. Naturgemäß mußte als solches betrachtet werden die Fortführung der Reihe der Scriptorienbände bis zum Schlusse der Staufischen Periode. Zunächst zehrte man noch von Arbeiten, die von langer Hand vorbereitet waren, wie Wilmans' Otto von Freising, Waitz' Gotifred von Viterbo. Es trat aber ein Zeitpunkt ein, wo diese zu versiegen begannen; trotzdem konnte sich Pertz nicht entschließen, die Kräfte der Mitarbeiter für die nächstliegenden Arbeiten zusammen zu halten. Hieraus er-

klärt sich wesentlich die ziemlich systemslose Zusammenstellung des 22. Bandes. Er war von Anfang an für die großen Weltchroniken der Staufischen Zeit bestimmt. Neben dem jetzt darin Enthaltenen sollte er noch die kleine Papst- und Kaiserchronik des Gilbert und die Chronik Albrichs von Troisfontaines aufnehmen. Da beide, welche von Arndt, beziehungsweise Pabst übernommen waren, nach dem Drucke des Gotifred nicht fertig waren, wurden sie einfach ausgelassen und zum Drucke des vollendeten Martin von Troppau geschritten. Die Chronik Gilberts, zu deren Fertigstellung sich Arndt nicht entschließen konnte, sollte dann, da sie als Quelle Martins unumgänglich nöthig war, auf mein Betreiben als bloße Textausgabe im 12. Bande des Archivs veröffentlicht werden. Hieraus erklärt sich meine Bemerkung über Gilbert in der Vorrede zum Martin S. 392, welche mehr verspricht, als gehalten wurde.

Die größere Hälfte des 22. Bandes nehmen die Werke des Gotifred von Viterbo ein, bearbeitet von Waitz. Das der Zeit nach früheste, der Keim aller anderen, das *Speculum regum*, wird hier zum ersten Male veröffentlicht. Das zweite der größeren Werke ist die *Memoria saeculorum*, welche der Verfasser später zu dem *Pantheon* erweiterte, von welchem vier verschiedene Originalrecensionen (in einigen 30 Handschriften) vorhanden sind. Der Herausgeber hat die letzte, am meisten erweiterte Recension des Pantheon von Christi Geburt an ganz aufgenommen, von dem früheren Theile alles das, was mit Deutschland in irgend welchem Zusammenhange steht. Aus der *Memoria saeculorum* und den früheren drei Recensionen des Pantheon kam nur das zum Abdrucke, was Gotifred sel-

ber später weggelassen oder verändert hat. So gewinnt man aus der Ausgabe ein vollständiges übersichtliches Bild der allmählichen Weiterentwicklung des Hauptwerkes. Dem Umstande, daß Waitz vor Jahren so glücklich war, ein Autograph des Pantheon zu Paris aufzufinden und auszubeuten (Handschrift B 1), verdanken wir es nach S. 14 der Vorrede, daß die Bearbeitung der Werke Gotifreds in den Händen geblieben ist, welche wohl allein im Stande waren eine solche Ausgabe zu liefern, wie sie hier vorliegt. — Die *Gesta Friderici imperatoris*, welche vorher Ficker aus der Münchener Handschrift veröffentlichte, erscheinen hier wesentlich verbessert und mit den Glossen des Autors versehen aus dem Pariser Autograph. Leider fehlt diesem das Ende, sodaß hierfür wieder auf die ziemlich verderbte Münchener Handschrift zurückgegriffen werden mußte. — Zum ersten Male erscheinen dann *Gesta Heinrici VI.* in 192 Versen, welche in drei Handschriften einer Classe des Pantheon enthalten sind und welche Waitz geneigt ist, ebenfalls dem Gotifred zuzuschreiben. Seine Autorschaft hat dann aber Scheffer-Boichorst in seiner bemerkenswerthen Recension des Bandes (*Historische Zeitschrift* XXIX, 441 ff.) aus inneren Gründen, wie mir scheint mit Recht, bestritten. — Als *Additamenta et Continuationes* hat Waitz alles das gesammelt, was in den verschiedenen Handschriften Gotifreds als Fortsetzung oder Zusatz Anderer enthalten ist, darunter zwei seither unedierte Papstkataloge, Viterbiensis und Tiburtinus, sowie ein Papst- und Kaiserkatalog, dessen Grundlage vermuthlich in Monte Cassino ihren Ursprung hatte.

Es folgt die Ausgabe von *Martini Oppavien-sis chronicon pontificum et imperatorum* von dem

Unterzeichneten, mit welcher derselbe vielleicht weniger zufrieden ist als die Benutzer. Die Mängel der Ausgabe entspringen einmal aus der Auswahl des handschriftlichen Materials, dann aus der Art und Weise, wie der Druck besorgt wurde. Es war ein übel angebrachter Entschluß, eine so schwierige Aufgabe einem Anfänger, der ich damals war, zu überweisen. Die Lösung derselben wurde dadurch am wenigsten erleichtert, daß dem Bearbeiter von Anfang an eine gebundene Marschroute vorgeschrieben war, daß er auf Grundlage von zwar massenhaften, aber im Einzelnen gänzlich ungenügenden handschriftlichen Vergleichen und Vorarbeiten, welche für vollkommen ausreichend erklärt wurden, arbeiten sollte. Winkelmann hatte die Pariser Hds. 1, welche zwar einen guten Text gibt, aber die ursprüngliche äußere Einrichtung des Werkes verwischt hat, abgeschrieben und zur Grundlage des Textes gemacht. Eine Anzahl anderer noch viel ungenügenderer Pariser Handschriften war mit allen überflüssigen Details hinein collationiert. Man hatte, wenn man zu anderen Zwecken eine Handschrift der Pariser Bibliothek brauchte, immer einen Martin ohne Wahl mitkommen lassen. Dazu kamen die sehr untergeordneten vier Berliner Handschriften sowie Excerpte und Collationen von Handschriften, welche Pertz vor Jahren italienischen Bibliotheken entnommen. Keine einzige Handschrift war darunter, welche äußerlich das ursprüngliche Schema des Autors bewahrt hatte. Der einzig vernünftige Weg wäre aber, da man nicht dran denken konnte, alle 200 Handschriften heranzuziehen, von Anfang an der gewesen, unter ihnen eine sorgfältige Auswahl zu treffen, vor allem diejenigen zu berücksichtigen, welche die ur-

sprüngliche Anlage rein erhalten haben und deren Alter einige Gewähr für die Güte des Textes bot. So aber mußte der Bearbeiter sich durch einen Wust gänzlich gleichgültiger Collationen durcharbeiten, aus welchem zumal die Einsicht in die Unterschiede der verschiedenen Redactionen des Werkes gar nicht zu gewinnen war. Das Resultat halbjähriger Arbeit war dann die Erkenntniß, daß das vorliegende Material zur Entscheidung aller wichtigen kritischen Fragen gänzlich ungenügend sei, daß die von Winkelmann zu Grunde gelegte Handschrift, die einzige, welche aus der Classe B verglichen war, einen interpolierten Text gäbe. Es hielt schwer, den Leiter der Monumenta von der Nothwendigkeit zu überzeugen, daß neue Handschriften herangezogen werden müßten. Die ganze Arbeit von Neuem in der oben angedeuteten Weise anzugreifen, dazu war er nicht zu bewegen. Doch gelangte ich wenigstens in den Besitz der Münchener und Dresdener Handschriften der Classe B, welche die ursprüngliche Anlage bewahrt haben, so zum ersten Male zu der Kenntniß dieser überhaupt; dann zum Besitz der beiden Prager Handschriften, von denen die eine sich als Original des Verfassers auswies und zugleich eine neue seither unbekannte Redaction darstellte. Damit glaubte ich einen unter den obwaltenden Umständen verhältnißmäßig sicheren Text herstellen, und die allmähliche Entstehung des Werkes und seiner verschiedenen Redactionen vor Augen führen zu können. — Zur Unterscheidung dessen, was aus anderen Quellen entweder wörtlich oder der Sache nach abgeleitet ist, habe ich zum ersten Male verschiedene Typen anwenden lassen: für die Stellen ersterer Art ganz kleine, für die letzterer

mittlere. Die verschiedene Auszeichnung der Stellen in dem ohnehin sehr schwierig zu lesenden und mit ausgestrichenem Ballast überhäuftem Manuscript hat dann die Setzer zu mancherlei Mißverständnissen geführt, welche ich in der Correctur zu beseitigen nicht in der Lage war. Was bei einer so schwierigen Ausgabe fast unglaublich klingt, dem Herausgeber wurde keine Gelegenheit gegeben, eine Correctur zu lesen. Ich war damals eines längeren Augenleidens wegen von Berlin abwesend, hatte aber ausdrücklich mit Pertz ausgemacht, daß wenn der Martin zum Druck komme, die Correctur mir zugesandt würde. Als ich nach Monaten auf der Durchreise wieder nach Berlin kam, war der größte Theil der Ausgabe gedruckt. Arndt hatte die Correctur besorgt, wie er angab, in der Meinung, daß sie mir darnach von Pertz zugeschickt würde. Was noch schlimmer war, ein großer Theil des Manuscriptes war verschleudert. So fand ich in dem Druck Ungeheuerlichkeiten, die ich nicht einmal im Stande war, in dem Druckfehlerverzeichnis zu verbessern. Die Anwendung falscher Typen ist, wenn auch nicht in großem Umfange, doch immerhin hie und da eingetreten; z. B. mußte die Stelle über die Kurfürsten S. 466 entschieden groß gedruckt sein. Vor allem mußten die den einzelnen Regenten beigegebenen Jahreszahlen, da sie vom Autor selbst herrühren, nicht an den Rand, wo sie jetzt stehen, sondern in den Text vor die Namen der Regenten gesetzt werden. In keiner Weise zu entschuldigen ist dann das öfter vorkommende Citiren des Gotifred von Viterbo nach der alten Ausgabe statt nach der vorhergehenden von Waitz; es fällt ebenso wie die Verschleuderung des Manuscriptes dem mangel-

den Interesse des Correctors an den Arbeiten Anderer zur Last. Unschuldig bin ich auch daran, den Catalogus Tiburtinus nicht als Quelle Martins benutzt zu haben. Ich hatte von seiner Existenz keine Ahnung, bis ich nach dem Druck des Martin die Correcturbogen dieses Katalogs zu Gesicht bekam.

Der Chronik Martins folgt eine wichtige Fortsetzung, welche sich in einer größeren Anzahl Handschriften findet, und welche ich als *Continuatio pontificum Romana* bezeichnen zu dürfen glaubte, da sie mir officiösen römischen Ursprungs zu sein schien. Jetzt hat mich Scheffer-Boichorst (in seiner oben angezogenen Recension) vollkommen überzeugt, daß diese Fortsetzung zu Orvieto entstanden, und daß der Text wie er vorliegt Auszug eines reicheren Werkes ist, von dem sich noch Spuren der Benutzung in einem neueren Werke über die Geschichte Orvietos finden.

Thomae Tusci Gesta imperatorum et pontificum erscheinen hier, bearbeitet von Ehrenfeuchter auf Grundlage einer besseren Handschrift, als die in den Fontes IV. benutzte. Da die Chronik des Thomas ganz im Gegensatze zu der des Martin von Troppau gar keinen merklichen Einfluß ausgeübt hat auf die spätere historische Literatur, so konnten die früheren Partien derselben, welche meist nur Bekanntes aus bekannten Quellen compilieren, füglich weggelassen werden. Neben der Vorrede wurde aus denselben nur alles das ausgehoben, was sich auf den Verfasser selbst bezieht oder sonst von historischem Interesse oder selbständiger Bedeutung ist. Von Heinrich V. an ist dann nach dem Vorgange der Fontes alles gegeben. Der erste weggelassene Theil ist aber der bei weitem um-

fangreichere; mit Augustus anhebend füllt er mehr als 55 Blätter der Pariser Handschrift, während der letzte Theil nur den Raum von zwölfen in Anspruch nimmt. Die Quellen auch des ersten Theiles sind in der Vorrede von Ehrenfeuchter eingehend berücksichtigt. Unter diesen Quellen figurieren auch eine Chronik eines Eustacius Romanae ecclesiae diaconi, dann Vita Karoli Magni eines Burcardus Pivianburgensis episcopi, Gesta Karoli von einem Gregorius Senonensis archiepiscopus. Entschiedener als dies Ehrenfeuchter thut, möchte ich diese Citate für reine Fictionen des Verfassers halten, durch welche er seinem Werke den Stempel größerer Gelehrsamkeit und Zuverlässigkeit aufzudrücken suchte. Dasselbe findet sich ja auch bei anderen Autoren, in umfassendem Maße z. B. bei Hermann Korner. Daß Thomas für die Staufische Geschichte dieselbe unbekannte Quelle benutzt hat, wie Bruneto Latini, hat Scheffer-Boichorst in der schon angeführten Recension wahrscheinlich gemacht.

Das letzte Stück des Bandes bilden die *Annales Sancti Pantaleonis Colonienses* herausgegeben von Dr. Cardauns. Nachdem dieselben 1868 im 4. Bande der Fontes zum ersten Male erschienen waren, Cardauns dann in seiner Dissertation auf eine zweite Handschrift aufmerksam gemacht hatte, wurde ihm von Pertz die Bearbeitung derselben übertragen. Da es an Stoff für den 22. Band mangelte (s. unten), so beschloß Pertz auch die früheren Kölner Bischofskataloge, sowie die Kölner Chroniken (die *Chronica praesulum* u. s. w.) von Cardauns bearbeiten zu lassen und in den Band aufzunehmen. Der Bearbeiter schloß sich aber in seinen Ausgaben so wenig an die in den Monumenten von Anfang an geltenden Grund-

sätze an, daß seine Arbeiten zunächst behufs gründlicher Revision zurückgestellt werden mußten. Nur die Annales S. Pantaleonis, deren Revision mit weniger Zeitverlust verbunden war, wurden als Supplement der Staufischen Annalen aufgenommen. Dieser Revision unterzog sich dann Arndt, mit dessen Namensschiffre Pertz alle Zusätze, soweit es durchführbar war, bezeichnen ließ.

Index und Glossar von Ehrenfeuchter bilden den Schluß des Bandes, an welchem vom Anfang des Jahres 1868 bis zum März 1872 gedruckt worden ist. Als der Druck seinem Ende nahte und die Schrifttafeln hergestellt werden sollten, konnte Pertz die betreffenden Facsimiles, darunter das des Pariser Autographs des Gotifred und das des Prager Originals des Martin, nicht mehr auffinden, ließ auch nicht zu, daß Andere für ihn suchten. So mußten die Facsimiles mit großem Aufwand von Zeit, Mühe und Kosten neu angefertigt werden, was nur zum Theil gelang, da das Prager Domcapitel, dessen Zusammensetzung sich seit 1868 total geändert hatte, die wiederholte Uebersendung der beiden Prager Handschriften des Martin verweigerte, und sich dort Niemand fand, der die Arbeit ausführen konnte. Die Beschaffung der Facsimiles der Pariser Handschriften machte die größten Schwierigkeiten und Kosten, da man dort überall in Folge der Nachwirkungen des Krieges auf übeln Willen stieß. Man mußte sich auf die aller-nöthigsten beschränken. Daher kommt es, daß ich S. 385 auf das Facsimile einer Pariser Hds. des Martin verweise, welches auf keiner der beiden Schrifttafeln zu finden ist. Bei der Uebergabe der Monumentenpapiere an die Aka-

demie fanden sich natürlich alle vermißten Facsimiles mit anderen an ihrer richtigen Stelle.

Von dem 23. Bande gilt noch mehr als von dem 22. der Spruch: *Habent sua fata libelli*. Zumeist interessieren diese nur den Autor. Da sie aber hier bestimmend eingewirkt haben auf die Gestaltung des Bandes, da in ihnen eine Rechtfertigung liegen dürfte für so Manches, was den Benutzer unbefriedigt läßt, so scheint ein kurzes Eingehen darauf hier am Orte. Im Sommer 1870 als der Druck des Martin seinem Ende nahte, lagen von druckfertigen Arbeiten einzig vor die *Monumenta Epternacensia*, die *Gesta episcoporum Halberstadensium*, die Ausgabe des *Chronicon Urspergense* von O. Abel und allenfalls das *Chronicon Lyvoniae*, an welches noch die letzte Hand zu legen war. Nach dem ursprünglichen Plane sollte der 22. Band noch die Weltchroniken des Albricus und Thomas Tuscus aufnehmen; der 23. den kleineren Deutschen Chroniken der Staufischen Zeit gewidmet sein. Für die beiden Weltchroniken war so gut wie nichts geschehen; mit dem Albrich hatte sich Pabst beschäftigt, die ermüdende Arbeit in ihren Anfängen liegen lassen, als er im Frühjahr 1869 nach Italien ging. Auf seine Mitwirkung war, da er noch auf der Reise war und bald darauf in den Krieg ging, nicht zu rechnen. Dazu kam eine andere Schwächung der Arbeitskräfte: der Unterzeichnete hatte eines schweren Augenleidens wegen im Frühjahr 1870 auf ein Jahr Urlaub nehmen müssen. Pertz nun, dessen Kräfte damals schon zu schwinden begannen und der im Gefühl davon die Arbeiten mit großer Hast betrieb, faßte angesichts dieser Verhältnisse den Entschluß, in den 22. Band die druckfertigen kleineren Chro-

niken zu stellen und ihn so zum Abschluß zu bringen. Es liegt auf der Hand, daß durch ein solches Verfahren der 22. Band ein wahres Monstrum geworden wäre, dem weder chronologische noch sachliche Ordnung inne gewohnt hätte. Es bedurfte der energischsten Anstrengungen seitens Arndts und des Unterzeichneten, diesen Entschluß rückgängig zu machen. Wir setzten damals die Engagierung eines neuen Mitarbeiters, Ehrenfeuchters, durch, der die Bearbeitung des Thomas Tuscus übernahm, um dem 22. Bande den nothwendigen Abschluß zu geben. Auf die Bearbeitung des Albrich mußte vorläufig verzichtet werden. Damit aber keine Stockung im Drucke einträte, schritt Pertz im Herbste 1870 zu der Drucklegung des 23. Bandes, nicht gerade sehr passend mit der von ihm in Eile besorgten Ausgabe der *Annales Massilienses* beginnend. Sie wollen als Nachtrag zu den Annalenbänden betrachtet sein. Dem Fleiße Ehrenfeuchters ist es dann wesentlich zu danken, daß der 22. Band ohne Stockung vollendet und der 23. fortgesetzt werden konnte. Als ich dann im Sommer 1871 wieder als Mitarbeiter eintrat und als Hauptarbeit die Sächsische Weltchronik in Angriff nahm, lag mir daneben vor allem die Aufgabe ob, für Beschaffung des Stoffes zur Vollendung des 23. Bandes zu sorgen, da Arndt schon damals einzig mit dem Gregor von Tours beschäftigt war, Ehrenfeuchter mit dem 1. Januar 1872 austrat und der neu-eintretende Scheffer-Boichorst von Pertz den Albrich zur Bearbeitung erhielt. Die Vollendung des Letzteren, an dem sich schon Wilmans und Pabst abgemüht, lag Pertz besonders am Herzen; er beschloß jetzt, ihn der Chronologie folgend, am Ende des 23. Bandes einzureihen, um

ihn endlich los zu sein. Ich nahm dann die übrigen Werke des Bandes in der Zeit vom Sommer 1871 bis Frühjahr 1873 der Reihe nach vor und fürchte, daß man ihnen vielfach diese Art ihrer eiligen Vollendung anmerke. Im Sommer 1873 hatte auch Scheffer-Boichorst die Riesenarbeit des Albrich vollendet. Der Druck zog sich dann in Folge des Setzerstrikes in Hannover unerwartet in die Länge. Den Umfang des Albrich berechnete Scheffer, da die wörtlich abgeleiteten Stellen nur mit ihren Anfangs- und Endworten gegeben werden sollten, auf etwa 150 Seiten. Man hätte also einen ziemlich starken Band von 800 Seiten gehabt. Der äußerst concise Druck der Leibniz'schen Ausgabe, die Scheffer zu Grunde legte, täuschte aber. Statt 150 Seiten wurden 320, ein Drittel des ganzen Bandes, beansprucht, dazu kam der gerade durch den Albrich so starke Index von über 70 Seiten. So schwoll der Band zu einer Dicke, über die sich selbst die Anhänger des Folioformates mit Recht beklagen können.

Die seither ungedruckten Stücke des Bandes sind folgende: das kurze, aber nicht uninteressante *Chronicon Gurcense*, von Wattenbach auf seiner österreichischen Reise im Jahre 1847 in einer Wiener Handschrift des 12. Jahrhunderts aufgefunden und damals gleich bearbeitet. Dem Herausgeber wurde keine Gelegenheit geboten, seine 25 Jahre alte Ausgabe nochmals wieder anzusehen oder die Correctur zu lesen. Die *Gesta abbatum Horti sanctae Mariae*, das zweite der ungedruckten Stücke, entdeckte Bethmann in einer Brüsseler Handschrift, die Arndt nachher genau collationierte. Das Werk, dessen Ende leider verloren ist, gewährt für die Reichsgeschichte geringe Ausbeute (cap. 42 ist

von der Erhebung des dänischen Prinzen Abel auf den deutschen Thron die Rede), ist aber eine werthvolle Ergänzung der Chroniken Emos und Menkos für unsere Kenntniß der kirchlichen und Culturzustände der friesischen Lande. Die Handschrift enthält außer den hier mitgetheilten drei Abtsleben noch zwei andere, darunter das Leben des Stifters von Mariengarde, Friedrich. Bethmann, der die Handschrift zuerst abschreiben ließ, schob diese beiden Viten als unwichtig bei Seite, ein Vorgehen, dem ich mich nach Einsicht der in den Actis Sanctorum gedruckten Vita Friderici nur anschließen konnte. Jetzt macht Herr Bolhuis van Zeeburgh im Haag, welcher in der niederländischen Zeitschrift *Spectator* 1875 eine Besprechung der für die niederländische Geschichte in Betracht kommenden Werke des 23. Bandes veröffentlichte, darauf aufmerksam, daß die Vita Friderici in der Brüsseler Handschrift umfangreicher sei als die gedruckte. Auf diese größere Vita bezieht sich dann wohl das Citat im cap. 16, welches ich in dem Drucke nicht finden konnte.

Als seither ungedruckt kommen ferner einige der Echternacher Sachen in Betracht: die Auszüge aus der *Vita S. Willibrordi* vom Abte Thiofrid und der historische Theil des *Chronicon Epternacense* von dem Mönche Theoderich. Ich habe in den Monumenta Epternacensia alles, was von historischer Literatur aus der alten Stiftung des hl. Willibrord auf uns gekommen ist, gesammelt und in der Vorrede die literarischen Bestrebungen in der Abtei bis zum Ende des 12. Jahrhunderts, soweit es das lückenhafte Material gestattete, im Zusammenhange darzustellen versucht. Ein fruchtbarer und für seine Zeit gelehrter Schriftsteller war der 1110 ver-

storbene Abt Thiofrid. Von seinen Schriften werden hier zum ersten Male Auszüge aus der prosaischen Vita S. Willibrordi, soweit sie von geschichtlichem Interesse sind, mitgetheilt, und zwar aus der überaus prächtigen, mit köstlichen Miniaturen gezierten Originalhandschrift in der herzoglichen Bibliothek in Gotha, welche der Abt dem Erzbischof Bruno von Trier dedicierte. Der Abt benutzte für sein Werk außer der Vita Willibrordi von Alcuin auch die eines Schottenmönches, welche Alcuin vermuthlich überarbeitete. Wenn ich Seite 14 bestritt, daß Thiofrid auch eine Vita S. Irminae geschrieben, diese vielmehr dem Theoderich als Verfasser zuweisen zu müssen meinte, so bin ich seitdem eines Besseren belehrt worden. In der Zeitschrift Trevisis oder Trierisches Archiv II, 281 vom Jahre 1841 ist nämlich eine Vita S. Irminae aus cod. Paris. suppl. lat. 496 (olim S. Maximini), 14. Jahrhundert, gedruckt, welche Wort für Wort mit derjenigen übereinstimmt, welche Theoderich in dem Chronicon (S. 48—50) wiederholt, als deren Verfasser sich aber in einer an die Nonnen von Oeren gerichteten Dedication der Abt Thiofrid zu erkennen giebt. Ebenda S. 261 sind auch Verse aus einer metrischen Vita S. Irminae von Thiofrid mitgetheilt. — Auf die Vita Willibrordi folgen zwei ausführliche Abtskataloge, welche nach dem Drucke von Martene, Collectio gegeben werden mußten, da handschriftliche Hülfsmittel nicht bekannt waren. Erst später habe ich von Arndt erfahren, daß die Handschriften, welche Martene zu Grunde legte, in Paris (unter den Supplementen der Bibliothek) vorhanden seien. Der Druck Martenes scheint zwar im Ganzen correct zu sein; doch wäre ein Zurückgehen auf die Handschriften besonders zur Unter-

scheidung der verschiedenen Schreiber des zweiten Cataloges dringend zu wünschen gewesen. Es ist schade, folgte aber aus dem damaligen Zustande der Leitung der Monumenta, daß die Kenntnisse eines Mitarbeiters nicht für den anderen nutzbar gemacht werden konnten. — Der wichtigste Echternacher Schriftsteller war der Mönch Theoderich am Ende des 12. Jahrhunderts. Sein Chronicon bildet in Originalhandschrift den ersten Theil des berühmten ebenfalls in Gotha befindlichen Liber aureus, über dessen Inhalt die Vorrede Aufschluß giebt. Die Chronik ist eine Verbindung von Abschriften der Urkunden der Abtei mit fortlaufender geschichtlicher Darstellung — ein damals beliebtes Genre (vgl. Chron. Lauresham. Ebersheim. Ottenburanum). Sie sollte bis in die Zeit des Verfassers herabgeführt werden, reicht aber nur bis zum Jahre 726. Der historische Theil wird hier zum ersten Mal vollständig mitgetheilt; die Urkunden, welche zum Theil von hoher Wichtigkeit sind, waren bis auf wenige schon häufig früher gedruckt. Die älteren Herausgeber hatten auch keine andere Quelle als den Liber aureus, doch sind ihre Abdrücke meist sehr mangelhaft gewesen. Zu gleicher Zeit mit mir benutzte Karl Pertz den Liber aureus für den ersten Band der Diplomata. Ich konnte ihn damals, trotzdem ich mir die größte Mühe gab, nicht von der Aechtheit der Urkunden der Irmina überzeugen. Wenn er Theoderich für den Fälscher erklärt, so wird dies schon durch den Umstand widerlegt, daß Thiofrid schon fast hundert Jahre früher die Urkunden Irminas bekannt waren. — Zu den für die Geschichte der Lautverschiebung so außerordentlich wichtigen Urkunden des Thüringischen Herzogs Heden (vgl. Müllenhoff, Denk-

mäler S. IX) darf ich hier wohl bemerken, daß ich S. 55 Anm. 93 den Fluß Huitteo, ich weiß nicht auf Grund welcher schlechten Karte, mit »Welge« erklärte. Der Fluß bei Arnstadt heißt aber »die Weiße«, was sprachlich ganz genau mit dem Namen der Urkunde übereinstimmt. — Dem Mönche Theoderich glaube ich auch das letzte Stück der Echternachter Denkmäler zuweisen zu sollen, den *Libellus de libertate Epternacensi propugnata*, welcher die hochinteressante Staatsschrift der Mönche an den Kaiser Heinrich VI. gegen die Veräußerung der Reichsabtei enthält. Vorher schon von Martene gedruckt, erscheint er hier mit wesentlichen Verbesserungen aus dem Liber aureus.

Unter den Werken, welchen die Heranziehung neuen handschriftlichen Materials eine Umgestaltung des Textes verdankt, ist in erster Linie zu nennen das *Chronicon Lyvoniae* herausgegeben von Arndt. Durch die Auffindung des dem 14. Jahrhundert angehörigen codex Zamoscianus durch Arndt, auf dessen Existenz Bielowski zuerst hingewiesen hatte, ist zum ersten Male eine sichere Grundlage des Textes gewonnen, dieser von den Interpolationen der späteren Handschriften gereinigt worden. Der Herausgeber glaubt (S. 237) die Frage nach der Nationalität des Verfassers endgültig entschieden, den Beweis erbracht zu haben, daß der Priester Heinrich ein geborener Lette gewesen. Trotz der Zustimmung Winkelmanns (*Historische Zeitschrift* XXXIV, 185) kann ich die Beweisführung Arndts nicht für eine glückliche halten, glaube vielmehr mit Hildebrand, daß der Beweis nicht zu führen ist, daß in der entscheidenden Stelle das Beiwort »de Lettis« die Bedeutung »von Lettischer Abkunft« haben müsse, nur diese Be-

deutung haben könne. Die von Arndt aufgehäuften Beispiele beweisen meines Erachtens in dieser Beziehung gar nichts. Der Ausdruck *de Lettis* in der Bedeutung *natione Lettus* ist ebenso ungewöhnlich und auffallend wie in der Bedeutung *sacerdos Lettorum*. Wir müssen uns hier wohl bescheiden zu sagen: *non liquet*.

Auch bei den übrigen Werken des Bandes wurde überall auf die Handschriften, soweit man ihrer habhaft werden konnte zurückgegangen; bei der relativen Güte der älteren Drucke war die Ausbeute freilich geringer als bei dem *Chronicon Lyvoniae*. Im einzelnen mag ich etwa noch folgende Bemerkungen machen. Die *Gesta episcoporum Halberstadensium* waren leider schon gedruckt, als Scheffer-Boichorst seinen interessanten Aufsatz in den *Forschungen zur Deutschen Geschichte* XI, 498 ff. veröffentlichte. Da mich einige seiner Resultate überzeugten, andere nicht, so habe ich die Untersuchung nochmals aufgenommen und bin zu dem Ergebnis gelangt, das ich in den *Addendis* kurz angedeutet habe. Es existierte eine alte Halberstädter Bischofschronik, welche unter Bischof Hildeward (968—996) gleichzeitig wurde. Diese hat schon Thietmar von Merseburg benutzt, da er vielfach nach Jahren der Halberstädter Bischöfe rechnet, ebenso benutzten sie die *Annales Quedlinburgenses*. Diese Chronik wurde dann bis 1140 fortgesetzt; das erweiterte Werk dann von dem *Annalista Saxo* bis 1113 benutzt. Andere Fortsetzungen folgten und das Ganze wurde dann von dem Verfasser der *Gesta* in einen Auszug gebracht. Ob andere Quellen, wie Ekkehard, Thietmar und die *Quedlinburger Annalen* schon von dem ersten Fortsetzer oder erst von dem Verfasser der *Gesta* herangezogen wurden, wird

sich schwer entscheiden lassen. Eine Benutzung des *Annalista Saxo* aber durch die *Gesta*, direct oder indirect, ist nicht anzunehmen; das beiden Gemeinsame, erklärt sich aus der gemeinsamen Quelle.

Das *Chronicon Montis Sereni* erscheint zum ersten Male auf umfassenderer handschriftlicher Grundlage und mit Quellennachweis versehen von Ehrenfeuchter. Die handschriftliche Vergleichung ergab vor allem einen in den seitherigen Ausgaben fehlenden Satz der *Genealogia Wettinensis* (vgl. S. 136), welcher für die Kritik des Verhältnisses dieser zu der Chronik entscheidend sein dürfte. Auf Grund desselben hat Ehrenfeuchter, wie mir scheint mit Recht, geurtheilt, daß Chronik und Genealogie von demselben Verfasser mit Hülfe derselben Quellen, namentlich auch der verlorenen Nienburger Annalen, abgefaßt seien. In den Addendis habe ich dann darauf hingewiesen, daß der Verfasser wirklich Konrad geheißen, wie einige Handschriften angeben.

Wie ich jetzt fühle, die mangelhafteste Ausgabe des Bandes ist die des *Chronicon Uspergense*. Sie lag von der Hand O. Abels, einschließlich der Vorrede, druckfertig vor. Nach der eingehenden Sorgfalt und Liebe, welche Abel in seinem Aufsätze im Archiv XI auf die Kritik des Werkes verwandt hat, glaubte ich von einer Nachprüfung seiner Resultate absehen zu können. Ich beschränkte mich daher darauf, einige Partien über einzelne Quellen in der Vorrede zu revidieren und die Ergebnisse der neueren Kritik über das *Excerptum ex Gallica historia* zur Geltung zu bringen. Ausgabe und Vorrede des letzteren mußten dann von Grund aus umgearbeitet werden. Bei der Correctur,

bei der Scheffer half, stießen uns aber schon einzelne Bedenken gegen die Aufstellungen Abels auf, denen theilweise in den Addendis Ausdruck gegeben ist. Jetzt hat Winkelmann (a. a. O. 185) mit gutem Grund auch die von Abel angenommene Scheidung des Antheils der beiden Verfasser als unhaltbar dargethan; Giesebrecht hat auf die Benutzung der Vita Norberti posterior hingewiesen, deren Verfasser der scriptor quidam auf S. 342, 22 ist. Mir war schon stets zweifelhaft, ob das Werk des Johannes von Cremona, wie Abel annahm, bis zum Frieden von Venedig reichte; benutzt scheint es mir von dem Ursperger nicht über das Jahr 1162 hinaus zu sein (S. 354). Daß Leo Allatius und Panvinius das verlorene Werk noch gesehen (S. 336), glaube ich auch nicht; sie erwähnen den Johannes Cremonensis in einem Athem mit dem Chron. Ursperg. und schöpfen die Kenntniß von seiner Existenz daher wol nur aus diesem. Das Werk des Cremonesen wird dann auch nicht viel mehr enthalten haben, als der Ursperger giebt. Tieferes Eingehen erheischt dann wohl auch das annalistische Gerippe der Chronik. Kurzum, eine erneute Untersuchung über die Composition des Werkes wird zweifelsohne zu präciseren Resultaten gelangen, als sie hier vorliegen. Da neuerdings auch eine alte Handschrift wenigstens des zweiten Haupttheiles zu Tage getreten ist (vgl. Neues Archiv II, 2, 448), welche wohl die Frage der Interpolationen erledigen dürfte, so mag ich daran die Hoffnung einer Neubearbeitung anknüpfen. Was endlich das Verhältniß der Annales Einsidlenses majores zu der Chronik anlangt, auf welches Winkelmann (a. a. O. 186) aufmerksam macht, so bemerke ich, daß diese Annalen eine ganz späte

Compilation sind, welche die Chronik einfach an einigen Stellen benutzt haben.

Zu den Ausgaben des *Chronicon S. Michaelis Luneburgensis* und der *Gesta episcoporum Traiestensium* habe ich nichts weiter hinzuzufügen, es sei denn, daß die letzteren gewiß erst durch die neue Ausgabe in weiteren Kreisen bekannt werden dürften. Von deutschen Forschern hatte sie, soweit mir bekannt, bis jetzt nur Ficker in der alten Ausgabe des Matthäus benutzt.

Die Ausgabe des *Chronicon Ebersheimense* (früher *Historia Novientensis monasterii* genannt) mußte allein nach den früheren Drucken veranstaltet werden, da die alte Handschrift vom Jahre 1320 bei der Beschießung von Straßburg 1870 unterging und die jüngere von Martene benutzte nicht mehr aufzufinden war. Keiner der älteren Herausgeber hat die Chronik vollständig zum Abdruck gebracht; so fehlt auch in unserer Ausgabe die Vorrede des zweiten Schreibers (nach cap. 29). Der Anfang der Chronik ist nur ein Auszug aus einer umfangreicheren sehr fabelhaften Gründungsgeschichte, oder vielmehr Geschichte der Einführung des Christenthums in Deutschland und im Elsaß, von welcher Fragmente in der gleichfalls 1870 verbrannten Straßburger Handschrift des Mathias von Neuenburg enthalten waren. Nach der Beschreibung dieser im Archiv VI und nach Notizen Hegels habe ich die Rudera dieses verschollenen Werkes in der Vorrede zusammengelesen. Später wurde ich aufmerksam, daß ein Theil desselben, wie es scheint, theils wörtlich, theils im Auszuge, enthalten ist in den *Fundationes quorundam monasteriorum Germaniae collectae quondam per monachum Benedictinum*, welche

Mader seiner Ausgabe des Chron. Montis Sereni angehängt hat (auf S. 291—294).

Für die *Chronica Emonis et Menkonis Werumensium* konnte das Autograph des Menko zu Grunde gelegt werden, welches sich jetzt in der akademischen Bibliothek zu Groningen befindet und von dem Bibliothekar, Herrn Professor Euschedé, mit nicht genug anzuerkennender Liberalität auf längere Zeit nach Berlin gesandt wurde. Die Handschrift, deren kleine, vielfach mit Compendien überladene und dünne Schrift durch Alter sehr gelitten hat, wurde zuerst von Arndt mit gewohnter Akribie in den Druck von Matthäus collationirt; dann lag sie bei der Textconstituierung neben mir und ich habe sie alle Minute aufgeschlagen. Um so unbegreiflicher ist mir daher das Urtheil des Herrn Bolhuis in seiner sonst so wohlwollenden Besprechung, daß ich mich allzu sehr durch den Text der Utrechter Ausgabe von 1866 habe beeinflussen lassen. Daß Herr Bolhuis manche Stellen anders und vielleicht besser gelesen haben kann, als die Utrechter, Arndt und ich, nimmt mich bei der Beschaffenheit der Handschrift durchaus nicht Wunder. — Für die Continuatio war ich allein auf die zweite, späte und sehr schlechte Groninger Handschrift angewiesen, welche zudem das Werk nur im Auszuge giebt. Der Text bedarf daher trotz aller Bemühung an manchen Orten noch sehr der bessernden Hand. In den Addendis habe ich noch nachträglich Olivers *Historia regum terrae sanctae* als Quelle Emos und Menkos bemerklich gemacht. Dann hat Pannenberg im Neuen Archiv I, 99 den in Emos Werk eingeschobenen *Tractatus de anima* als schlechten Auszug aus der gleichnamigen Schrift Cassiodors dargethan.

Zu der Ausgabe des *Chronicon Ottenburanum*, welche hier nach der Originalhandschrift des Münchener Archivs, die auch schon der letzte Herausgeber zu Grunde legte, veranstaltet ist, wäre allenfalls zu bemerken, daß die auf S. 613 stehende Glosse über die Investitur der Bischöfe und Aebte vermuthlich ein Fragment eines Rundschreibens ist, das Kaiser Heinrich V. nach Abschluß des Wormser Concordates erließ.

Die Ausgabe der *Chronica Albrici monachi Triumfontium* von Scheffer-Boichorst umfaßt ein Drittel des ganzen Bandes, und ich stehe nicht an zu erklären, daß auf dieselbe mehr Arbeit, Mühe und Scharfsinn verwandt worden ist, als auf die anderen zwei Drittel zusammengenommen. Man bedenke nur, daß das Werk mindestens noch einmal so groß ist als es hier in Folge des Auslassens der wörtlich abgeleiteten Stellen erscheint, man durchblättere das kaum enden wollende Verzeichniß der Quellen in der Vorrede. Die Textconstitution bot insofern eigenthümliche Schwierigkeiten, als von den beiden in Betracht kommenden Handschriften die Pariser interpolirt ist, die Hannoversche häufig Sätze ausläßt. In der Vorrede hat der Herausgeber entgegen der seitherigen besonders von Wilmans begründeten Annahme, wohl endgültig erwiesen, daß der Verfasser der ungeschlachten Chronik wirklich, wie die Handschriften angeben, der Cisterziensermönch Albrich aus dem Kloster Troisfontaines in der Champagne gewesen ist. In den 30er Jahren des 13. Jahrhunderts hat er die Hauptmasse seines Buches zusammengeschrieben; als er dann 1251 das Werk des Aegidius aus Orval, dem Tochterkloster von Troisfontaines, in die Hände bekam, nahm er Veranlassung sich wieder mit der Chronik zu

beschäftigen; er setzte sie bis 1241 fort, fügte dann in den früheren Theilen einzelnes zu, besonders aus dem Werke des Aegidius. Ansprechend und sehr plausibel ist dann die Conjectur Scheffers, durch welche die Interpolationen der Chronik erklärt werden. Das Mutterkloster Troisfontaines sandte der Tochter Orval als Gegengabe die Chronik Albrichs. Sie kam dann durch Aegidius, der sein Werk über die Lütticher Bischöfe auf Veranlassung der Mönche des Lütticher Klosters Neufmoutiers bei Huy verfaßt hatte, in dieses Kloster und wurde hier mit einer Anzahl Interpolationen versehen, welche ihren Ursprung nicht verleugnen. Nur in dieser Gestalt ist uns das Werk erhalten. Aber auch Streichungen ließ sich der Interpolator zu Schulden kommen. Die Scheidung dessen was dem Autor und dem Interpolator angehört, läßt sich deshalb im Einzelnen nicht genau durchführen, da auch der Erstere schon, gestützt auf das Werk des Aegidius, Lütticher Sachen in die Chronik aufnahm. Im Ganzen sind die Interpolationen gegenüber der Masse des Ursprünglichen von verschwindendem Umfange. — Zu den Hauptquellen Albrichs gehörte eine Weltchronik des Cantors von Châlons, Guido de Bazochis, der in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts lebte. Sie ist jetzt wieder in einer Pariser Handschrift zu Tage getreten (vgl. Neues Archiv II, 2, 448, wo aber die Nummer falsch angegeben ist; es ist 4998). Es ist schade, daß Scheffer dieselbe für seine Ausgabe noch nicht hat benutzen können, zumal Arndt schon, als Scheffer an der Arbeit war, Kunde von ihrer Existenz gehabt zu haben scheint.

Index und Glossar beschließen, wie üblich, den 23. Band, an welchem vom Herbste 1871

bis zum December 1874 gedruckt worden ist. Drei Schrifttafeln sind dem Bande beigegeben, auf welchen besonders die Nachbildung des Liber aureus Epternacensis und des Autographs des Chronisten Menko interessieren dürfte.

Von dem 12. Bande des Archivs der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde erschienen die beiden ersten Hefte (S. 1—426) im Jahre 1872, die beiden Schlußhefte im Januar 1874. Den Entschluß, die Zeitschrift, deren letzter Band 1858 veröffentlicht war, fortzusetzen, faßte Pertz, schon 1868, wenn ich nicht irre, auf Andrängen von Pabst, der einige Aufsätze hierfür in Vorbereitung hatte. Durch den Tod Bethmanns flossen diesem Bande dann aus seinem Nachlasse die werthvollsten Bestandtheile zu. Die Frucht zweier längerer Reisen Bethmanns in ganz Italien außer Sicilien ist in umfangreichen Beschreibungen von Handschriften, Excerpten aus Katalogen, Notizen aus gedruckten Büchern niedergelegt, so eine im ganzen zuverlässige Uebersicht geboten über das, was man dort zu finden hoffen kann. Die Papiere, meist einzelne Blätter, befanden sich in ziemlicher Unordnung, auch der Inhalt war im Einzelnen sehr ungleichmäßig durchgearbeitet; die letzte Hand fehlte durchaus. Eine Revision durch einen Dritten hätte die größten Schwierigkeiten, namentlich unverhältnißmäßigen Aufwand an Zeit verursacht. Man mußte sich daher entschließen, das Ganze, wie es vorlag, zum Abdrucke zu bringen. Nach flüchtiger Ordnung der Papiere durch Arndt (vgl. S. 536 Anm.) unterzog sich Scheffer-Boichorst der ebenso undankbaren wie mühseligen Correctur. Seine Thätigkeit ist zwar äußerlich wenig erkennbar, aber für die Rectificierung so mancher unrichti-

gen und veralteten Bemerkung von dem größten Vortheil gewesen. — Begonnen wurde der Druck des Bandes Ende 1868 mit meinem Aufsätze über die Ausgabe der Chronik Martins von Troppau, in welchem ich verschiedene Fragen der Kritik ausführlicher dargelegt habe, als dies in der Vorrede der Ausgabe geschehen konnte. Den als Quelle Martins wichtigen Katalog des Cencius, welcher nach dem mir bekannten Plane des 22. Bandes der *Scriptores* in diesem nicht gut eine Stätte finden konnte, ließ ich als Anhang abdrucken. Hätte ich freilich geahnt, daß hinter dem Gotifred von Viterbo drei Papstkataloge, von denen einer ebenfalls Quelle des Martin ist, zum Abdrucke bestimmt seien, so hätte ich auf die Aufnahme des *Catalogus Cencii* gedrungen. — Anders verhielt es sich mit der dem folgenden Aufsätze über die Brauweiler Geschichtsquellen von Pabst angehängten ausführlicheren *Fundatio monasterii Brunwilarensis*. Die Aufnahme derselben in die *Monumenta* wollte Pertz, trotz der größten Anstrengungen, die Pabst machte, in keiner Weise bewilligen, er erklärte die Zusätze, welche der ursprüngliche Text zu dem früher im 11. Bande der *SS.* veröffentlichten Auszuge liefere, seien zu unbedeutend, als daß sie einen Wiederabdruck des Ganzen rechtfertigten. Er ließ sich nicht überzeugen, da er nicht wollte. Den Aufsatz über die Brauweiler Geschichtsquellen hat übrigens Pabst im Frühjahr 1869 bei der Berliner philosophischen Facultät als Habilitationsschrift eingereicht; bald darauf unternahm er die Reise nach Italien zur Sammlung des für die Ausgabe des *Liber pontificalis* nöthigen Materials, von welcher er dann 1870 zurückkehrte, um bei Vionville den Heldentod zu sterben. — Der Auf-

satz Scheffer-Boichorst über die Gesta Florentinorum, neben dem Pabst'schen die Zierde des Bandes, erschien bald darauf unverändert in des Verfassers Florentiner Studien. — Meine Notiz über die seither unbekannte Chronik des Predigermönches Johann von Mailly hat seitdem insofern eine Berichtigung erfahren, als Waitz im Neuen Archiv II, 2, 337 darauf hingewiesen hat, daß gerade eine der Stellen, welche ich als bezeichnend für die Autorschaft des Johann von Mailly erklärte, aus der Chronik Roberts von Auxerre abgeleitet sei. Erst die genaue Durchforschung der verwandten Handschriften, welche Waitz dort vorführt, wird die Richtigkeit oder Unrichtigkeit meiner Annahme darthun können. — Den Schluß des Bandes bildet das von Arndt gearbeitete sorgfältige Register.

Es sei gestattet, an dieser Stelle aufmerksam zu machen auf die Verdienste, die sich der nunmehr auch verstorbene Geheime Archivrath Grotefend wie um die Monumenta überhaupt so auch um diese Bände erworben hat, dem Danke öffentlich Ausdruck zu verleihen, mit welchem alle, die an den Monumenten mitarbeiteten, gegen ihn erfüllt sein müssen. Grotefend war, ich glaube von Anfang an, Corrector der Monumenta, Corrector im weitesten Sinne des Wortes. Seiner Sorgfalt, seinen ausgebreiteten philologischen und historischen Kenntnissen wird so manche Besserung verderbter Stellen, so manche Orts- und Sacherklärung, so mancher Nachweis der Benutzung klassischer Schriftsteller verdankt; seine Bescheidenheit litt es nicht, daß sein geistiges Eigenthum mit seinem Namen bezeichnet wurde. Für die äußere Druckeinrichtung schwierigerer Ausgaben war seine langjährige Erfahrung bei der Entfernung der Druckerei von dem

Sitze der Redaction geradezu unschätzbar. In der Geschichte der Monumenta darf sein Name nicht fehlen.

Seit der Veröffentlichung der drei hier besprochenen Bände ist unter der neuen Central-direction schon ein neuer Band der Monumenta und zwei Bände des Neuen Archivs erschienen, an dem wichtigen Bande der *Scriptores rerum Langobardicarum et Italicarum* wird bereits gedruckt, und wir geben uns der sicheren Hoffnung hin, daß für die Monumenta niemals Zeitverhältnisse wiederkehren werden, wie die waren, während welcher die letzten den Namen von G. H. Pertz tragenden Bände vollendet wurden, Verhältnisse, unter welchen diejenigen der Mitarbeiter, denen allein die Sache am Herzen lag, am meisten zu leiden hatten.

Gießen, im März 1877. L. Weiland.

Carmina medii aevi maximam partem inedita. Ex bibliothecis Helveticis collecta edidit Hermannus Hagenus. Bernae, apud Georgium Frobenium et soc. 1877. XVII und 236 S. 8°.

Das vorliegende Wilhelm Wattenbach gewidmete Bändchen enthält 136 kleinere lateinische Gedichte meist aus dem früheren Mittelalter: von den jüngsten gehört die Mehrzahl noch in's 12. Jahrhundert. Fast alle entstammen Berner Handschriften, die der Herausgeber in seinem bekannten Katalog näher beschrieben hat.

In der Vorrede werden in erster Linie die Philologen, weiter die Historiker, Romanisten, Ger-

manisten, Mathematiker und Naturforscher, endlich auch die Theologen aufgefordert, dem Inhalt des Werkchens ihre Aufmerksamkeit zu schenken. In der That ist derselbe sehr mannigfaltig: Neben einer hübschen Zahl von kirchlichen Hymnen und Gedichten ascetischen Inhalts finden wir interessante Stücke vom Hofe Karls des Großen, Verse an die Kaiserin Judith, den Kaiser Lothar, den englischen König Heinrich II., Grabschriften auf dessen Vorgänger Heinrich I. und auf die Kaiserin Mathilde, des letzteren Tochter, Lobgedichte auf oder poetische Episteln an Aebte, Bischöfe, Erzbischöfe; die Gruppe No. 12—19, welche Hagen dem sinkenden Alterthum, E. Baehrens, Jenaer Literaturzeitung 1877, S. 190 richtiger der Karolingerzeit zuweist, beschäftigt sich mit Schiffahrt und Ackerbau, Baukunst, Arithmetik, Musik, Astronomie und Geometrie; an anderer Stelle findet man Verse über das Schachspiel und sonstige Spiele, Geographisches, Chronologisches, Naturpoesien, ein Gedicht über Leben und Schriften des Ovid, Räthsel und Epigramme. Es ist gewiß nicht leicht so vielseitigen Stoff allerseits richtig zu würdigen. So hat denn auch der Herausgeber, wie er hervorhebt seines Faches Philologe, zur Erläuterung der Gedichte wenig beigetragen: *'historicas vero rationes in singulis carminibus obvias rerum a populis gestarum perscrutatores melius explanaturos esse cur infitias eam? Quare hanc quidem provinciam fere intactam reliqui illis obeundam?'*

Diese Lücke ist für die historisch wichtigsten Gedichte ausgefüllt durch Ernst Dümmler, in von Sybel's *Histor. Zeitschr.* 1877, S. 345 ff., der ebenda noch einige 20 Nummern, welche

Hagen für unbekannt hielt, in früheren Drucken nachweist. Aber was soll man machen mit Gedichten wie No. 9? Da findet sich, wenn überhaupt in dieser Zusammenstellung der Verse Sinn ist, ohne philologische Fingerzeige wohl kaum ein Historiker durch.

Die Nummern 79 und 80 sind vor einem Jahr auch von Dümmler herausgegeben, Neues Archiv II, 222 ff. (Ueber Constantin von Fleury vgl. nun auch Wattenbach, *ibid.* S. 405 ff.). Bei einer Vergleichung zeigt sich, daß Dümmler sorgfältiger als Hagen*) die Stellen aus den alten Dichtern und der Vulgata verzeichnet, die in einzelnen Versen anklingen. Sodann verhält sich Dümmler hier wie in seinen anderen ähnlichen Arbeiten aus guten Gründen der Orthographie der Handschriften gegenüber conservativer: unmöglich kann die Verwischung charakteristischer Merkmale, welche die verschiedenen Jahrhunderte kennzeichnen, der Kritik förderlich sein.

Im Text der Gedichte stößt man hie und da auf Härten und Dunkelheiten, die den Verfassern kaum zuzutrauen sind. Abgesehen von besseren Lesarten, welche sich in einigen der von Dümmler nachgewiesenen dem Herausgeber unbekanntem älteren Abdrücke finden, sind auch unter den von ihm selbst in der Vorrede mitgetheilten Varianten nicht wenige, die in den Text aufgenommen werden mußten. Dahin gehören nicht allein die durch ein 'recte' als

*) Vgl. noch zu 4, 23: *servivit et ultima Thyle*, Verg. Georg. 1, 30: *tibi serviat ultima Thule*; 134, 22: *Et famem sacram rutili metalli*, Aen. 3, 57: *auri sacra fames*, 4, 29 war die durch 'scriptura refert' nahegelegte Stelle der Vulg. beizufügen, und ähnlich öfter.

richtig anerkannten: uti st. tuti 20, 10; hac sacra die 30, 5; maris 60, 9; sondern auch 23, 5: quam st. qua; 23, 14: aquae rubescunt st. aqua erubescunt; 27, 17: vere st. vera; 29, 25: repente st. rubente; 35, 7: secutos praesules st. secuti praesulem; 37, 13: fastigio st. vestigio; 39, 1: Patris st. Petris; 39, 3: Victis triumphas hostibus st. Victor triumphans hosibus; 45, 9: primatem st. primatus; 60, 29: faculam ... succensam st. facula ... succensa; 60, 66: Aequalis patri st. Filius patris; 60, 79: Qui bona reis pietate solita Gratis inpendis st. Qui bona regis pietate solida. No. 39, 40, 41 u. a. konnten ebendaher leicht richtig ergänzt werden. Ganz ohne Sinn ist auch 15, 126: Ita *Dis parata* vulgo. Man lese: Ita *disparata* vulgo, und erkläre nach der zu Grunde liegenden Stelle der Vulgata, Ezech. 42, 20: murum ... dividendum inter sanctuarium et vulgi locum. Das Gedicht ist überhaupt nur bei fortlaufender Vergleichung mit Ezech. 40—42 zu verstehen; zugleich erweisen sich dabei Conjecturen wie Vs. 6: emensa, st. mensa, als hinfällig, und die Lücken Vs. 63—65. 115—118 lassen sich wenigstens inhaltlich aus Ezech. 50, 17. 18; 41, 19. 20 leicht ergänzen. Druckfehler sind 52, 49: noscitur st. nascitur; 54, 2: redundatia; 56, 2: asque; 56, 9: detrahit; aus einem Lesefehler erklärt sich vielleicht 4, 24: Nos st. Hos.

Neben genialen Leistungen, die durch fließende, correcte Form nicht weniger als durch ihren Inhalt fesseln, bietet die lateinische Poesie des Mittelalters eine fast unübersehbare Masse von geistlosen, dürrtigen, trockenen Reimereien und Spielereien. Zeitraubende Tändeleien sind auch die Carmina acrosticha, die in einem Appendix,

S. 215—222, geboten werden; sie stammen aber vom Hofe Karls des Großen und beschäftigten sich zum Theil direct mit ihm — in No. VI. giebt ihm der Dichter die Beinamen Flavius Anicius, die ‘nomina digna patrum’, ‘quos nobis, magne, reducis’ —, sind auch so künstlich, man möchte fast sagen sinnig ausgeführt, daß man für ihre hübsche und genaue Wiedergabe nur dankbar sein kann. Auch die vier Indices, mit denen das Werkchen abschließt, sind eine werthvolle Zugabe.

Zum Schluß noch eine Notiz zu dem ‘Campana’ überschriebenen Epigramm aus einer Handschrift des 15. Jahrh. auf der letzten Seite vor dem Appendix:

Oro deum verum, plebem voco, congre-
 g^o clerum,

Defunctos ploro, pestem fugo, festa decoro.

Kürzer, aber nahe verwandt ist die ebenfalls leoninische ungedruckte Inschrift einer im Jahre 1352 gegossenen Glocke im Kirchthurm der Gemeinde Grotogast bei Weener in Osfriesland:

Signum dono choro, fleo funera, festa decoro.

Der Herausgeber verspricht, S. XVIII, bei anderer Gelegenheit eine weitere Auslese aus seiner reichen Sammlung ähnlicher Gedichte, namentlich des 12. Jahrhunderts, folgen zu lassen. Wir werden sie mit Freuden begrüßen.

Aurich.

Pannenburg.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück 26.

27. Juni 1877.

I Libri commemoriali della Republica di Venezia Regesti Tomo I. Venezia a spese della società 1876. Mit dem Nebentitel: Monumenti storici publicati dalla Deputazione Veneta di storia patria vol. I: Serie prima Documenti. vol. I. XXIV und 309 S. hoch 4.

Als vor sieben Jahren die historische Zeitschrift *Archivio Veneto* zu erscheinen begann, welche nunmehr ihren zwölften Band vollendet hat, sprach G. M. Thomas in der *A. Allg. Zeitung* (1871 No. 96) den Wunsch aus, dieselbe möchte die Publication der Inhaltsübersichten oder Regesten der großen Urkundensammlungen unternehmen, welche zu den namhaftesten Schätzen des Centralarchivs der Frari gehören, und wies vor allem auf die Register der *Commemoriali* und *Misti del Senato* hin, nachdem er bereits im J. 1855 im Verein mit G. L. Fr. Tafel in dem Aufsätze: *Der Doge Andreas Dandolo* (Abhandlungen der K. Baier. Akad. d. Wissensch., Classe III. Bd. VIII. Abth. I.) die Verzeichnisse der von diesem angelegten Samm-

lungen, des Liber Albus und Liber Blancus, so wie der Libri pactorum mitgetheilt hatte*). Die Redaction gedachter Zeitschrift zog es vor, mit der Publication des Verzeichnisses einer andern und zwar der ältesten der Sammlungen des Archivs den Anfang zu machen, und so erschien als Beilage zum Archivio Veneto: Il Liber communis detto anche Plegiorum del R. Archivio generale di Venezia Regesti di R. Predelli, Venedig 1872—75, 210 S., vom J. 1223 bis zum J. 1253 reichende Privat-Urkunden über Besitzstand, Ankäufe, Anleihen, Schiffahrt, Handel, Fischfang, Seeräubereien, Zwangsverkäufe, Geldstrafen und vieles andere zum bürgerlichen Verkehr in Stadt und Gebiet gehörige, eine Sammlung, deren zweiter, gewöhnlicher Titel L. Plegiorum sich von dem häufigen Vorkommen der Bürgschaften herschreibt. Der diesem sorgfältig gearbeiteten Regestenbande zutheil gewordene Beifall hat zu einem ähnlichen weit größern Unternehmen ermuntert. Die erste Publication der im vorigen Jahre ins Leben getretenen venetianischen Deputation für vaterländische Geschichte, deren Präsident der Verfasser der Geschichte Padua's unter den Carraresen, Giovanni Cittadella, deren Vicepräsidenten Prof. De Leva in Padua, Verf. des tüchtigen Werkes über Carl V. in seinen Beziehungen zu Italien, und Prof. Fulin in Venedig, Herausgeber

*) Hier möge aufmerksam gemacht werden auf die fleißige Schrift von Dr. Henry Simonsfeld, Andreas Dandolo und seine Geschichtswerke (München, Ackermann, 1876; 176 S. 8. mit einer Facsimile-Tafel), welche, nachdem sie von Dandolo's Leben und Regierung († 1354) gehandelt, seine Urkundensammlungen kurz berührt, hinwieder seine eigenen historischen Schriften genauer Untersuchung und Vergleichung mit ihren Quellen unterzieht.

des Archivio Veneto sind, ist das Regestenwerk über die Libri Commemoriali, dessen erster, fast zu splendid (namentlich in Bezug auf Raumersparniß) ausgestatteter Band vorliegt.

Am 18. December 1291 erließ der Große Rath der Republik den Beschluß, daß alle öffentlichen und auf das Jurisdictionswesen bezüglichen Actenstücke, wie Verträge, Bullen, Diplome, Privilegien, Contracte u. s. w., welche voralters im Schatze von San Marco in den Originalen aufbewahrt wurden, um größerer Sicherheit und leichter Benutzung willen, in Abschriften zusammengestellt und dem Kleinrath zur Aufsicht anvertraut werden sollten. So entstanden die beiden großen Sammlungen, die Patti und die Commemoriali. Die erstere derselben enthält, wie der Name andeutet, vorzugsweise die Staatsverträge, mit einem kaiserlichen Privileg vom J. 883 beginnend, und ist zu Ende des 13. Jahrhunderts in der Staatskanzlei angefangen und bis ins 15. hinein fortgesetzt worden. Wie oben bemerkt, haben Tafel und Thomas das Inhaltsverzeichnis dieser Libri pactorum, nach dem in Wien befindlichen in sieben Register eingetheilten Exemplar, L. de Maslatrie im J. 1851 ein ähnliches nach dem venetianischen Exemplare mitgetheilt, während Erstere die Sammlung für ihr handelsgeschichtliches Urkundenwerk über Venedig und den Orient, Letzterer für die Geschichte Cyperns unter dem Hause Lusignan reichlich benutzten. Armand Basset hat dann zuletzt in dem Buche: Les Archives de Venise. Histoire de la Chancellerie secrète (Paris 1870, S. 236 ff.) von dieser Sammlung gehandelt; er hat überdies S. 241 ff. von den Commemoriali Nachricht gegeben, ohne jedoch, da er wesentlich die Mate-

rialien für die Geschichte der Beziehungen der Republik zu Frankreich im Auge hatte, deren Bedeutung genügend zu charakterisieren. Rawdon Brown erwähnt derselben in der Einleitung zu seinem Calendar of State papers, Venetian, I. (London 1864) S. VIII. Sie sind die bei weitem umfangreichere der beiden Sammlungen, indem sie, vom Anfange des 14. bis gegen das Ende des 18. Jahrhunderts reichend, eine Reihe von 33 Foliobänden umfassen. So lange die feierlichen Staatsverträge in dem Liber pactorum Platz fanden, wurden in die Commemoriali nur Urkunden von geringerer Wichtigkeit eingetragen, die aber zur Erläuterung auch der staatsrechtlichen und allgemeinen politischen Verhältnisse großentheils nicht weniger als jene dienen. Die Commemoriali bilden zudem gewissermaßen die Protocolle der laufenden Geschäfte, sie enthalten zum Theil die eigentlichen Originale der von den venetianischen Behörden gefaßten Beschlüsse aller Art, ebenso wie die offiziellen Abschriften der von außen anlangenden Schriftstücke. In ihnen herrscht größte Mannigfaltigkeit. Instructionen an Gesandte, Berichte von Provinzialbeamten, Nachrichten von Reisenden, Auskunft über privatrechtliche Beziehungen venetianischer Bürger im Auslande, Verhandlungen über Jurisdictionssachen u. a. finden sich mit Handelsnotizen, Tarifen, Wohlthätigkeits-Angelegenheiten, Mittheilungen über Gesundheitswesen u. s. w., wie über Ereignisse aller Art u. s. w. vereinigt, unter Beifügung von Bemerkungen zu practischem Gebrauch, wobei auf politische und administrative Fragen und auf Alles Rücksicht genommen wird, was die Rechte des Staates so im In- wie im Ausland, in öffentlichen und Privat-Beziehungen betrifft. Nicht

wenige ältere, d. h. der Anlage der Register vorausgegangene Piècen sind eingeschoben, wo sie zur Erläuterung oder Exemplification dienen konnten. Allerdings für die Praxis ein Uebelstand, worauf schon um die Mitte des 14. Jahrhunderts Andrea Dandolo hinwies, indem er von der chronologischen Verwirrung in den Actenstücken sprach; für den Historiker aber ein nur geringer, da die Herstellung der Zeitrechnung leicht ist. Auch auf andere Weise aber wird gelegentlich die Ordnung gestört, indem Actenstücke späterer Zeit auf leergebliebenen Blättern frühern Datums nachgetragen sind.

Die Zahl der Bände beläuft sich wie gesagt auf 33, Folio von verschiedener Größe und begreiflicher Weise sehr verschiedener Schrift, alle mit einer einzigen Ausnahme auf Pergament, von verschiedener Erhaltung. Im J. 1626 wurde von Staatswegen eine Abschrift begonnen und bis zum 10. Bande fortgesetzt, welche Abschrift in 13 Bänden sich seit dem J. 1805 im Wiener Staatsarchiv befindet, wohin auch die Originale gingen, die nach wiederholtem Ortswechsel vermöge der im Juli 1868 zwischen Oestreich und Italien getroffenen Uebereinkunft nach Venedig zurückkehrten. In einzelnen Bänden finden sich alte, völlig unbrauchbare Inhaltsübersichten. Im J. 1479 wurde die Nothwendigkeit von Repertorien zum Behuf des practischen Gebrauchs empfunden, und der Rath der Zehn erließ ein auf Anfertigung derselben lautendes Decret. Es sind deren auch verschiedene vorhanden, die freilich unsern heutigen Anforderungen unvollkommen entsprechen und bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts reichen. Die vorliegende Arbeit beabsichtigt nun Regesten und Inhaltsverzeichnisse zu verbinden. Bei jedem einzelnen Acten-

stück wird der Inhalt, möglichst kurz aber vollständig angegeben, mit Anführung aller Personen- und Ortsnamen. Die Ordnung ist, Band für Band, die chronologische, sodaß in späteren Bänden Urkunden vorkommen werden, welche, als Annexe dienend, der Zeit nach in frühere gehören — ein Uebelstand, der jedoch ohne vollständige Umgestaltung der ganzen Sammlung nicht zu vermeiden war. Da nicht alle Stücke mit Daten versehen sind, so haben diese sich in manchen Fällen nur aus dem Inhalt herstellen lassen und sind nicht immer sicher, was natürlich jedesmal bemerkt ist. Bei Annexen, deren Datum von jenem des Documents, dem sie beigelegt sind, verschieden ist, findet sich an der Stelle, wo sie chronologisch hingehören, eine kurze Verweisung auf das Datum der Urkunde, bei welcher sie mitgetheilt sind. Bei gedruckten Stücken ist auf die betreffenden Bücher verwiesen, Angaben über deren Unvollständigkeit der Herausgeber sich keiner Illusion hingiebt. Reichhaltige Orts- und Namenregister sind beigelegt*); ein allgemeines Sachregister soll nach

*) In Bezug auf das Namenregister ist ein Desideratum zu äußern — nicht überall, so bei geistlichen Würdenträgern, sind die Familiennamen angeführt, was unbequem ist, da die Taufnamen sich wiederholen, wie denn z. B. vier Cardinäle mit dem Namen Arnaldo vorkommen. Wenn Napoleon Orsini und Arnald de Pélagrué mit ihren Familiennamen genannt werden (Letzterer kommt dann noch unter »Arnaldo« zum andern Male vor), warum nicht die übrigen? Ich setze hierher die Namen der in Avignon während der langen Sedisvacanz nach Clemens'. V. Tode befindlichen Cardinäle, die sich in einem (von Mfrnotto in dem Ferrareser u. s. w. Regestenwerk mitgetheilten) Schreiben vom 8. Nov. 1315 (Regest No. 666) an den Dogen wandten — ich thue es um so mehr, weil in der bei Ciaconius II. 391 vorkom-

Vollendung des Ganzen folgen — wer aber dessen Umfang und die Riesenarbeit eines solchen Registers ins Auge faßt, wird sich fragen, wie viele von denen, welche heute den Anfang des Werkes in der Hand halten, solchen Abschluß erleben werden.

Wie dem immer sein möge, der vorliegende Band, welcher die beiden ersten Theile der handschriftlichen Sammlung oder die Jahre 1300—1326 enthält, so daß, wenn in ähnlicher Weise fortgefahren wird, wenigstens 15 Bände erfordert werden, ist herzlich willkommen zu heißen. Er umfaßt im Ganzen, mit Einschluß von 18 früherer Zeit angehörenden Stücken, 1206 Nummern, nämlich 740 des ersten, 466 des zweiten Theils, aus der Regierungszeit der Dogen Pietro Gradenigo und Giovanni Soranzo. Es ist die Epoche der Schließung des Großen

menden Liste der bei Johannes' XXII. Wahl 1316 lebenden Cardinäle vier derselben fehlen, während doch nur einer aus dem h. Collegium während der Sedisvacanz starb. Die betreffenden Cardinäle sind folgende: Berenger de Frédol Bischof von Tusculum, Guillaume de Mandegot Bischof von Palestrina, Arnauld d'Auch Bischof von Albano, Arnauld de Faugier Bischof von Sabina (fehlt bei Ciaconius), Jacques d'Euse Bischof von Porto, nachmals Johannes XXII., Nicolas de Freauville Card. von S. Eusebio, Arnauld Novelle von Sta Prisca (fehlt), Berenger de Frédol der jüngere von S. Nereus und Achilleus (fehlt), Raimond de Got von Sta Pudenziana (fehlt; Oldoini zum Ciacon. 379 läßt ihn fälschlich 1310 sterben), Michel du Bec von Sto Stefano in Monte Celio († vor der Wahl), Vital du Four von Sta Maria de' monti, Guillaume Teste von S. Ciriaco, Arnauld de Pélagrue von Sta Maria in porticu, Raimond de Farge von Sta Maria nuova, Bernard de Gave von Sant' Agata. Man sieht, wie eine französische Papstregierung von nicht neun Jahren Zeit gefunden hatte, das h. Collegium mit Franzosen zu füllen. Und doch fehlen hier noch manche!

Rathes oder der Concentrierung der Autorität in der Hand der Aristokratie, der gegen dieselbe gerichteten Verschwörungen des Marino Bocconio und Bajamonte Tiepolo, deren Mislungen die Macht der herrschenden Faction oder Classe nur verstärkte, der Einsetzung des ursprünglich mit der Inquisition gegen diese »Conspiratoren« betrauten Rathes der Zehn — somit die Anfänge des Regiments, welches wesentlich bis zum Sturze der Republik gewährt hat. So für die innere wie für die auswärtige Geschichte Venedigs in dieser Zeit wird sich in diesem Regestenbande manches finden, für die innere, was die Legislation, die Gerichtsverfassung und das Gerichtswesen, die bürgerlichen Verhältnisse unter dem Schutz und häufig unter dem Druck der Gesetze, die Lebensweise, Geldgeschäfte und vieles andere erläutert, für die auswärtige, namentlich die Beziehungen zu den benachbarten Communen der nachmaligen Terraferma, Padua, Verona u. a., zu Friaul, Ferrara und den Estensen, dann zu andern italienischen Staaten, zu Papst und Kaiser. Begreiflicherweise ist aber manches auch schon auf eine und die andere Art benutzt worden.

Da bei einem Buche dieser Gattung und bei der unendlichen Mannigfaltigkeit des Inhalts eine Uebersicht unmöglich ist, so mögen, um von dieser Mannigfaltigkeit einen Begriff zu geben, einige Monate eines Jahres herausgehoben werden. Der Januar 1306 beginnt mit einer am 14. zu Lyon erlassenen Bulle P. Clemens' V., wodurch die Republik aufgefordert wird, den von Carl von Valois (das Regest nennt ihn irrtümlich von Anjou) zur Geltendmachung der Rechte seiner Gemahlin Catherine von Courtenay geplanten Heerzug gegen Constantinopel zu

unterstützen, ein Heerzug, für welchen die Indulgenzen der Kreuzfahrer in Aussicht gestellt werden. Am 25. Januar antwortet der Doge den Gesandten der Gemeinde Padua, welche die Auslieferung eines Mörders verlangen, diese Auslieferung werde erfolgen, sobald die Schuld des Mannes bewiesen sei. Aus dem Februar vielmehr als aus dem Januar, wie S. 56 steht, ist eine günstige Antwort des Dogen an die Gesandtschaft Azzo's von Este, Markgrafen von Ferrara, welcher Venedigs Beistand gegen die Rebellion von Modena und Reggio und gegen die mit diesen Städten verbündeten Communen und Herren von Parma, Mantua, Verona, Brescia angerufen hatte. (Muratori Ann. zum J. 1306). Unter dem 3. Februar wendet sich der Erzpriester von Castello, zugleich Notar und Kanzler, an Doge und Kleinrath in Betreff einer Testamentsbestätigung. Am 19. erklärt der Abgesandte des Patriarchen von Aquileja, der Eremitaner Fra Agostino von Ascoli, die Zwecke seiner Mission seien erreicht, und lehnt die Verantwortlichkeit seines Auftraggebers wegen eines den Verträgen zuwider durch den Podestà von Aquileja zum Galgen verurtheilten Venezianers ab, indem er Genugthuung anbietet, womit der Doge sich unter Vorbehalt der Rechte Venedigs zufrieden giebt. Vom 3. März ist ein Decret des Großraths in Betreff eines Abkommens mit Michele Morosini über gewisse der Familie gehörende Grundstücke in den Lagunen. Unter dem 8. desselben Monats finden wir *einen Bescheid des Dogen an einen Gesandten Azzo's von Este, welcher im Gnadenwege die Restitution einer nach Venedig bestimmten, in Ferrara confiscierten Waarensendung mantuanischer Kaufleute angeboten hatte, eine Form der Restitution, welche der Doge im

Beisein von vier Räthen und zwei Notaren ablehnt, indem er sie hinwieder im Rechtswege in Anspruch nimmt, da Ferrara verpflichtet sei, innerhalb seines Gebietes so den Po wie jede andere Handelsstraße dem venetianischen Handel offen zu halten. Am 23. März bescheinigt der Doge in Gegenwart von Räthen, Kanzler und Notaren die durch den Patriarchen von Aquileja geschehene Rückzahlung einer zwei Jahre vorher zur Abtragung einer Schuld an den h. Stuhl ihm bewilligten Anleihe, während wenige Tage darauf der Procurator des Patriarchen, Pono de' Pepoli von Bologna, über eine neue Anleihe zu gleichem Zweck seitens Venedigs quittirt. Vom 8. April ist die Erklärung des Abgesandten des obersten Consuls und der Gemeinde von Pola in Betreff eines früher den Morosini zuständigen Kirchenlehns, wobei die Auftraggeber in Abwesenheit des Bischofs jede Ingerenz ablehnen. Unter dem 14. desselben Monats wird dem Guglielmo Marchesi Goldschläger wohnhaft bei San Lio durch den Dogen auf Antrag der Gemeinde-Proveditoren das Bürgerrecht ertheilt, gemäß dem Gesetz, welches dies Recht allen denen zuerkennt, welche seit 25 Jahren in der Stadt ansäßig sind und die öffentlichen Lasten tragen. Am 4. Mai ertheilt der Doge dem Abgesandten von Padua, Corrado de' Grimaldi den Bescheid, daß die dem Biagio Gradelloni bewilligten Repressalien gegen Padua bis zu St. Andreastag suspendirt bleiben sollen, unter Bedingung, daß dessen Forderung befriedigt werde. Vom Juli sind die längstbekanntesten Verhandlungen mit dem Patriarchen von Aquileja in Betreff eines ewigen Friedens, dann beginnen die Actenstücke über die Legation des Cardinals Napoleone degli Orsini und die bolognesischen und

romagnolischen Angelegenheiten, eine Legation, welche ebenso wie die des Cardinals de Pélagrué von dem wild verworrenen Zustande des Kirchenstaats in den ersten Zeiten des avignonischen Pontificats sattsam Zeugniß ablegt.

So viel möge genügen, um auf den bunten Inhalt dieser Regesten hinzuweisen. Wiederholt kommen in denselben die Beziehungen zu Deutschland mit Einschluß der Schweiz und zu Flandern zur Sprache. Sie sind theils politischer, theils commerzieller Natur. Von König Albrecht, Kaiser Heinrich VII., Ludwig dem Baiern finden sich Sendschreiben, die zum Theil schon benutzt worden sind, wie die des Luxemburgers in Romanin's *Storia documentata*. Ludwig unterläßt nicht, dem Dogen seinen Sieg über Friedrich von Oestreich zu melden. (Regensburg 3. Oct. 1322, gedruckt im Arch. f. ält. d. Geschichtsk. IV., vgl. Böhm er Reg. Ludw. d. B. No. 471 — welche Notiz in d. L. Commemor. fehlt). Bei den Handelsbeziehungen kommen namentlich die flandrischen Städte in Betracht. In einem zu Kortryck am 22. Mai 1322 erlassenen Sendschreiben gewährt Robert de Bethune Graf von Flandern den Venetianern bedeutende Privilegien. Sie sollen ihren eigenen Consul haben, nur nach gesprochenem Urtheil wegen Schulden, nur nach Ueberführung wegen Verbrechen verhaftet werden können, in allen Städten des Landes, mit Ausnahme Brügge's Handelsfreiheit genießen, in Bezug auf Mäklerlohn und Gewichte Vergünstigungen erlangen. Diese Bewilligungen sollen für drei Jahre gelten. Am 8. Juni machten dann Bürgermeister, Schöffen und Gemeinderath von Brügge dieselben Concessionen, und versprachen auch Gent und Ypern dazu zu vermögen. Im J. 1325 bemühen sich Herzog Jo-

hann von Brabant und Schöffen, Consuln und Bürgerschaft von Antwerpen den venetianischen Handel nach dieser Stadt zu ziehen. Carlo Antonio Marin in seiner *Storia del commercio dei Veneziani*, 1798—1808, und Rawdon Brown im I. Bande des schon erwähnten *Calendar of Statepapers*, haben auf Hiehergehöriges Rücksicht genommen. Eines der merkwürdigsten Documente ist das, Buch I No. 370 verzeichnete, ein Schreiben der Grafen Hugo von Montfort und Hugo von Bregenz vom 9. Mai 1308 an den Dogen Gradenigo, worin sie ihm anzeigen, daß sie, um sich für die seitens der deutschen Reichsoberhäupter ihnen zugefügten *damna gravia et intollerabilia* schadlos zu halten, aus Noth und nicht aus Habsucht, auf dem Bodensee (sie sagen: *super lacum Lemanum*) einen Transport von 100 Ballen Wollentuch venetianischen Kaufleuten weggenommen haben, wobei sie den Dogen auffordern, diese Waaren in Meran im Lande Herzog Otto's von Kärnthen gegen Erlegung von 6000 Mark zu vier Gulden auslösen zu lassen. Statt des Lösegeldes sandte jedoch der Doge den Pietro Bragadino und Stefano Viadro zu dem Herzoge, mit dem die Republik einen Vertrag zur Sicherung der beiderseitigen Straßen eingegangen war, um das in Meran deponirte geraubte Gut zu reclamieren. Der Republik mochte es seltsam erscheinen, daß ihre deutscherseits behauptete, von ihr aber nicht zugestandene Zugehörigkeit zum römisch-deutschen Reiche ritterlichen Weglagerern zum Zweck von Repressalien gegen Ausübung von Kaiserrechten dienen sollte. Im vorliegenden Bande findet sich nur das Regest des Schreibens der vorarlbergischen Herren, vollständig, mit dem Erlaß an den Herzog von Kärnthen

(aus den Acten des Collegio) und mit geschichtlichen Erläuterungen ist dasselbe von Hrn. Predelli im Archivio Veneto Bd. II gedruckt worden. Jedenfalls ein interessanter Beitrag zu der Geschichte dieser Dynasten, deren Urkunden Jos. Bergmann in den J. 1838 und 1840 gesammelt hat, während der Name einer dieser Familien, welchen seltsamer Weise ein früher mit höhern deutschen Titel ausgestatteter Napoleonide trug, dem wiederaufgebauten von den Wassern des Sees bespülten Schlosse Montfort in der Nähe von Friedrichshafen geblieben ist.

Bonn. A. v. Reumont.

Physiologie des Gesichtssinnes zum ersten Male begründet auf Kant's Theorie der Erfahrung von Dr. August Classen. Braunschweig, Friedrich Vieweg und Sohn. 1876. XVIII und 202 S.

Die vorbenannte Schrift stellt sich die Aufgabe einer Lösung des Problems der Entstehung der Gesichtsempfindungen und Wahrnehmungen im Anschlusse an die Theorie der Erfahrung von Kant.

Ihrer Absicht entsprechend beginnt sie im ersten Abschnitte mit einer Darstellung der noch immer nicht hinlänglich aufgeklärten Lehre unseres großen Philosophen. Hier wird im Ganzen richtig auseinandergesetzt, daß nach Kant die Möglichkeit einer Erkenntniß der Welt der Erfahrung darin ihren Grund hat, daß wir selbst die letztere auf Anlaß äußerer Reize hervorbringen vermittelst des Raumes und der Zeit,

der transcendentalen Formen der Anschauung einerseits und gewisser unbewußter Denkfunctionen andererseits, und daß die letztgenannten, welche von den Kategorien, den Formen alles bewußten Denkens der Reihe nach in ihrem besonderen Charakter bestimmt werden, sämmtlich enthalten sind in einer zwischen Sinnlichkeit und bewußtem Denken in der Mitte stehenden geistigen Thätigkeit, der sogenannten (productiven) Einbildungskraft. Mit dieser sachgemäßen Darstellung verbindet sich sodann ein für die Classen'sche Auffassung Kant's charakteristischer und für sein sich an sie anschließendes Unternehmen maßgebender Nebengedanke, welcher, davon ausgehend, daß die Erfahrung aus dem zusammenhängenden Ganzen der Wahrnehmungen bestehe (p. 31), bereits die concreten Eigenthümlichkeiten der wahrgenommenen Gegenstände, von denen ihre gegenseitige Beziehung der Lage, ihre Größe und Entfernung namentlich aufgezählt werden (p. 29) auf die besagte Function der Einbildungskraft zurückführt.

Dieser Auseinandersetzung folgt im zweiten Abschnitte eine sehr lesenswerthe Untersuchung über das Verhältniß von Joh. Müller und von Schopenhauer zu Kant, wo besonders der weitverbreitete Irrthum, der dem ersteren eine Anwendung Kantischer Principien auf die Lehre vom Gesichtssinne beilegt, mit Erfolg bekämpft wird.

Nachdem unser Autor auf solche Art und weiter durch eine Kritik Helmholtz'scher Grundgedanken sein eigenes Unternehmen vorbereitet hat, geht er im dritten Abschnitte dazu über, die Aufgabe, welche er sich gestellt hat, näher zu präcisieren. Indem wir auf die Kant von Classen beigelegte Lehre zurückweisen, daß be-

reits zum Zustandekommen der concreten Eigenthümlichkeiten der wahrgenommenen Gegenstände die Einbildungskraft mit beitrage, deren Bedeutung, wie jetzt hinzugefügt wird, darin bestehen soll, daß die aus ihr hervorgehenden eben genannten concreten Eigenthümlichkeiten eine Anwendung der Kategorien auf die Dinge, wie sie im bewußten Denken thatsächlich vor sich gehe, möglich machen (p. 74 u. 75), sprechen wir sein Vorhaben dahin aus, daß er überall nachzuweisen bemüht ist, daß zu dem Zwecke der Wahrnehmung mit rein sinnlichen Factoren gewisse unbewußte den Kategorien entsprechende («kategoriale») Functionen der Einbildungskraft zusammenwirken, oder genauer, daß gerade sie es sind, welche die erstere nebst ihren unterschiedenen Momenten aus Grund den gegebenen sinnlichen Elementen hervorbringen. Zugleich giebt er dem Gedanken noch eine größere Tragweite, darin bestehend, daß er ihn auch auf die Empfindungen ausdehnt.

Uebrigens ist zum Verständniß des eben charakterisierten Unternehmens Classen's und seines Zurückgehens auf die Kantische Erkenntnißtheorie zu bemerken, daß er die Wahrnehmung und Empfindung bereits für die Erkenntniß eines Objectiven und nicht etwa bloß für eine Vorstufe derselben ansieht, wobei allerdings zuzugeben ist, daß er jene Erkenntniß nicht als eine abstracte oder begriffliche, sondern allein als eine anschauliche auffaßt. Diese seine Meinung drückt sich z. B. in einem von ihm ausgesprochenen Satze aus, welcher besagt, daß wir nicht »grün, blau, hell oder dergl.«, sondern »etwas Helles, Farbiges u. s. w. empfinden« (p. 77, vergl. ferner p. 82 u. 83).

Der ganze übrige Theil der Abhandlung ist

der Durchführung des Grundgedankens gewidmet. Er gliedert sich nach dem Principe, daß der Einfluß der verschiedenen kategorialen Functionen der Einbildungskraft auf Empfindung und Wahrnehmung einzeln und nach einander untersucht wird und zwar in der Reihenfolge, wie dieselben auf einander folgenden Kategoriengruppen entsprechen. Daraus ergeben sich acht Untersuchungen unter folgenden Ueberschriften, wobei hervorzuheben ist, daß für Gesichtswahrnehmung immer der Ausdruck: »Gesichtsempfindung in Zeit und Raum« gebraucht wird: Quantität (Intensität) der Lichtempfindung, Quantität der Gesichtsempfindung in Zeit und Raum, Qualität der L., Qual. d. G. i. Z. u. R., Relation oder Beziehung d. L., Rel. d. G. i. Z. u. R., Modalität d. L., Mod. d. G. i. Z. u. R. Wir nehmen in unserer Darstellung die Abschnitte über die Lichtempfindung und die über die Gesichtsempfindung in Zeit und Raum zusammen und lassen die Besprechung dieser auf die jener folgen.

Von der Quantität und Qualität der Lichtempfindung wird gelehrt, daß zu ihrem Zustandekommen nothwendig seien einerseits ein bestimmter quantitativ und qualitativ verschiedener Nervenreiz und andererseits die entsprechenden kategorialen Functionen, welche den Nervenreiz, den Classen übrigens ohne Zweifel, wie aus verschiedenen Stellen hervorgeht (p. 76 u. 82) bereits als ein unbekanntes Psychisches auffaßt, ergreifen und ihn hiermit in die bewußte Vorstellung eines leuchtenden Etwas von bestimmtem Grade und bestimmter Farbe, worin das, was wir Empfindung nennen, bestehe, verwandeln. »Die Sinnesreizung, heißt es (p. 82), ist für sich allein noch keine Empfindung, sondern

nur die eine Vorbedingung für dieselbe, während die zweite nothwendige Bedingung die Anwendung einer kategorialen Function ist.

Was Classen sonst noch über die Quantität und Qualität der Lichtempfindung vorbringt, steht außer Zusammenhang mit seinem psychologischen Grundgedanken und ist übrigens wenig bedeutungsvoll. Es besteht darin, daß er sich einmal der überflüssigen Mühe unterzieht, den Nachweis zu liefern, daß die Intensität einer Empfindung nicht bloß von der Intensität des Reizes, sondern ebensowohl auch von der Integrität aller leitenden Fasern und der eingeschalteten zelligen Elemente abhängt, und daß er weiter die undankbare Aufgabe unternimmt, eine neue mögliche, aber zugleich ziemlich unbestimmte Meinung über die Entstehung der Farben vorzuführen.

Durch die kategoriale Function der Relation oder Beziehung wird nun das durch die Functionen der Qualität und Quantität erhaltene Etwas näher bestimmt. Erstens wird demselben durch die kategoriale Function der Substanz ein reales Substrat (Gegenstand) untergelegt, auf das man die Farbenempfindung als Eigenschaft bezieht, die kategoriale Function der Ursache und Wirkung hat zweitens zur Folge, daß der erhaltene Gegenstand als leuchtend und der Schatten eines anderen als die Wirkung des Leuchtens angesehen wird, und drittens geht aus der kategorialen Function der Wechselwirkung durch die Erfassung der Wechselwirkung leuchtender Gegenstände die Empfindung des Glanzes hervor.

Schließlich wird durch die kategoriale Function der Modalität festgesetzt, ob der leuchtende

Gegenstand etwas Wirkliches oder Nothwendiges oder bloß etwas Zufälliges oder eine Sinnes-täuschung ist. Es sind gewisse der gegebenen Empfindung anhaftenden Momente, wie z. B. die Deutlichkeit oder Undeutlichkeit, welche die kategoriale Function zu einem solchen »Urtheile« veranlassen.

Gehen wir weiter zu den Abschnitten über, welche die Gesichtsempfindung in Zeit und Raum behandeln und die also die Auflösung des eigentlichen Problems des Ursprungs der Gesichtswahrnehmung enthalten, so zeigt sich die Leistung der kategorialen Function der Quantität in der Anschauung der Größe der Gesichtswinkel und der der Qualität in dem Erfassen der Farbengrenzen, während die sinnliche Grundlage von beiden in der Ausbreitung der äußeren Reize über die Netzhaut und in der Verschiedenheit dieser Reize enthalten ist. Hier haben wir, ähnlich wie bei der der Empfindung zu Grunde liegenden Nerven-erregung, eine Annahme über einen nicht ausdrücklich ausgesprochenen, aber dennoch im Hintergrunde liegenden Gedanken Classen's zu machen, nämlich die, daß derselbe die Ausdehnung des sinnlichen Reizes schon irgendwie für ein rein Psychisches, das allerdings durchaus unbekannt bleibt, halten muß, damit sie von der kategorialen Function könne ergriffen werden. Wenn der Verfasser einmal (p. 108) sagt, daß »die Größe des Organs gar nicht die Größe der Empfindung bestimme, sondern daß diese nur auf Grund der Empfindungsdata von unserem Urtheile bestimmt werde«, was soll unter den Daten der Empfindung anderes zu verstehen sein, als gewisse, durch die Ausbreitung der

Netzhauterregung bedingte, wenn auch unbekannte Momente der letzteren?

Um nichts, was die Abhandlung selbst für wichtig hält, außer Acht zu lassen, mag an dieser Stelle noch kurz erwähnt werden, daß Classen die Meinung, daß die sinnliche Bedingung der Größe des Gesichtswinkels eines Gegenstandes in der Extension des durch ihn hervorgerufenen Netzhautreizes bestehe, empirisch zu erhärten sucht, und zwar dadurch, daß er gewisse falsche Anschauungen auf die Gestalt des Bulbus und auf die durch ihn entstandene Verzerrung der Netzhautbilder zurückführt. Wir übergehen der Kürze halber diese Erörterungen, wie auch eine weitere über den Einfluß der Lichtintensität, welche Classen gleichfalls als auf die Größenanschauung von Einfluß betrachtet.

Das bis jetzt durch die kategorialen Functionen der Quantität und Qualität erhaltene Sehen bezeichnet der Verfasser als »mathematisch«, und es zeigt sich sehr bald, daß er in ihm eine Anschauung nicht allein der Größe der Gesichtswinkel und der Farbengrenzen, sondern auch des Lageverhältnisses der einzelnen Farbpunkte des Gesichtsfeldes zu einander enthalten denkt.

Das mathematische Sehen hat nun seine große Bedeutung darin, daß es die nothwendige Vorbedingung zu dem weiteren in der Abhandlung sogenannten dynamischen Sehen ausmacht, zu der anschaulichen Erkenntniß der genau bestimmten Lage, Entfernung und Größe der Gegenstände.

Um zunächst die Lage der gesehenen Objecte festzustellen, dazu dienen die Kategorien

der Relation und zwar in der Weise, daß sie die Lage eines hervorragenden Punktes, nämlich des Fixationspunktes, zum Sehenden bestimmen; alsdann ist die Lage aller Gegenstände durch ihr Verhältniß zum Fixationspunkte mittelst des mathematischen Sehens gegeben. Die Data, von denen die kategorialen Functionen der Relation bei der Lagebestimmung des Fixationspunktes ausgehen, sind, wie Classen sagt, »einmal die Innervationsimpulse, die wir den Muskeln durch die motorischen Nerven geben, und zweitens das Gefühl der geleisteten Muskelarbeit, welches wir durch die sensiblen Nerven erhalten« (p. 161). Die Innervationsimpulse, die hier gemeint sind, sind diejenigen, welche dazu dienen, den Fixationspunkt auf einen bestimmten äußeren Punkt überzuführen.

An die eben gegebene Erklärung schließt der Verfasser weiter die der Scheinbewegungen, der Doppelbilder und der Erscheinungen beim Schielen. Die letzteren werden damit abgethan, daß er sagt, entweder wir gebrauchten das schielende Auge, vorausgesetzt, daß es nicht blind sei, nur zum mathematischen und nicht zum dynamischen Sehen, in welchem Falle es nur zur Vermehrung der Helligkeit und Erweiterung des Gesichtsfeldes beitrage, oder wir gewöhnten uns, mit einem anderen Punkte des kranken Auges, als der fovea centralis, zu fixieren, auf welche Art wir die sogenannte Netzhautincongruenz hervorbrächten.

Kommen wir schließlich zu den kategorialen Functionen der Modalität, so ist zu berichten, daß aus ihnen die Entfernung und Größe der gesehenen Gegenstände erklärt wird. Hierbei soll das Verfahren dieser Functionen überein-

stimmen mit dem Wesen logischer Schlüsse, welche aus gegebenen Daten das zu erhaltende Resultat ableiten. »Je größer, länger, höher, breiter, heißt es (p. 194), die mathematische Form eines Gegenstandes erscheint, desto mehr haben wir Ursache, ihn nah zu schätzen, je kleiner, kürzer, niedriger, schmaler, desto mehr vermuthen wir ihn in der Ferne. Je stärker ein Gegenstand auf die Netzhaut wirkt, d. h. je heller er ist, desto näher wird er sein, je schwächer seine Helligkeit ist, desto mehr vermuthen wir ihn in der Ferne«. Und gleich darauf lesen wir folgende Auslassung: »Wie genau wir bei unseren Größen- und Entfernungsurtheilen das Verfahren logischer Schlüsse befolgen, läßt sich nun leicht zeigen. Der Syllogismus besteht aus zwei Vordersätzen, dem major und minor, aus denen jedesmal die conclusio erschlossen wird. Ebenso sind in der Empfindung zwei Prämissen gegeben, aus denen das Endurtheil erschlossen wird. Nennen wir die wirkliche oder wahre Größe der Gegenstände W , die Entfernung derselben von uns E , und die Bildgröße oder mathematische Größe der Gegenstände B , so ist jedesmal, wenn zwei dieser Wahrnehmungsurtheile gegeben sind, auf das dritte zu schließen«. Von diesen drei Factoren haben wir nun B stets unmittelbar im mathematischen Sehen, während zugleich die Möglichkeit da ist, W durch die Erfahrung und E durch ein Muskelgefühl, welches aus der Convergenz der Augenaxen auf das Object entsteht, kennen zu lernen. »Legen wir B , wird alsdann ausgeführt, unserem Urtheile zu Grunde . . . und vergleichen B mit W , das wir aus Erfahrung kennen, so finden wir E «. »Ist uns aber W unbe-

kannt, so finden wir es aus dem Verhältniß von B und E; d. h. wir erkennen die wahre Größe der Gegenstände aus dem Verhältniß der Bildgröße derselben zu ihrer Entfernung«. Endlich erhalten wir eine Sinnestäuschung über die wahre Größe des Gegenstandes, wenn wir W und E kennen, das aus ihnen abgeleitete B jedoch nicht mit dem im mathematischen Sehen gegebenen übereinstimmt.

Beenden wir nunmehr unser Referat und gehen zur Kritik über, so ist zunächst einzuwenden, daß die Kantische Erkenntnißtheorie gerade in den wesentlichen Punkten, auf die Classen seine Lehre von der Empfindung und Wahrnehmung basirt, falsch aufgefaßt ist. Der Satz, den Kant in der Kritik der reinen Vernunft zu beweisen sucht, besagt, daß die Welt der Erfahrung, d. h. die Welt der Gegenstände nicht an sich existiere, sondern mit Hülfe des Raumes und der Zeit, der apriorischen Formen des äußeren und inneren Sinnes einerseits, und der Kategorien, der synthetischen Formen des reinen Verstandes oder der synthetischen Einheit der Apperception andererseits vom transcendentalen Subjecte hervorgebracht werde. Hierbei wird die Wirkungsweise der letzteren, der Kategorien in der Art näher festgesetzt, daß dieselben nicht unmittelbar, sondern allein in der von ihnen angeregten und beherrschten niederen psychischen Thätigkeit der productiven Einbildungskraft, deren Bedeutung darin besteht, den in der Sinnlichkeit gegebenen zusammenhangslosen Stoff der Empfindung und Wahrnehmung zu objectiven Einheiten mit einander zu verknüpfen, zur Anwendung kommen. Und alsdann ist das Verhältniß der Kategorien zu

den Dingen ein derartiges, daß die von der Einbildungskraft hervorgebrachten allgemeinsten formalen Bestimmungen der letzteren im bewußten Denken erfaßt werden von den ersteren. Diese formalen Bestimmungen der Dinge sind die Extension der Anschauungen, der Grad der Empfindungen, die Verbindungen der Erscheinungen nach den drei Zeitmomenten der Dauer, der Folge und des Zugleichseins und endlich die Beziehungen der Erscheinungen zu unserem Wissen von ihnen, und es werden dieselben der Reihe nach im abstracten Denken durch die Kategorien der Quantität, Qualität, Relation und Modalität wiedergegeben.

Betrachtet man jetzt die angegebenen vier allgemeinsten formalen Bestimmungen der Dinge, so zeigt sich, daß zwei unter ihnen sind, die Extension der Anschauungen und der Grad der Empfindung, welche nicht erst in der Erfahrung, sondern bereits in der bloßen Wahrnehmung enthalten sind, und der letztere Umstand war es ganz ohne Zweifel, welcher Kant zu der Behauptung veranlaßte, daß schon in der Wahrnehmung die productive Einbildungskraft mit thätig sei. Die Behauptung ist also nur eine Folgerung, zu der er sich nothgedrungen gezwungen sah, es ist ihm aber nicht im Geringsten in den Sinn gekommen, daraus zugleich vollständig die Entstehung der Wahrnehmung erklären zu wollen. Außerdem läßt er selbstverständlich auch nur die beiden Kategoriengruppen der Quantität und Qualität auf die Wahrnehmung von Einfluß sein und bewahrt ausdrücklich die beiden anderen Kategoriengruppen zu dem Zwecke, von den Wahrnehmungen weiterzugehen zu dem objectiven Zusammenhange der Erfahrung.

Hiernach sind wir im Stande, ohne Weiteres den fundamentalen Fehler Classen's in der Auffassung Kant's zu erkennen. Derselbe ist ein doppelter. Einmal läßt er nicht bloß die beiden ersten Kategoriengruppen, sondern auch die beiden letzten zur Wahrnehmung mit wirksam sein, und zweitens, was noch bei Weitem schlimmer ist, führt er auf die Einbildungskraft, die nach Kant nichts anderes, als die allgemeinsten formalen Bestimmungen der Dinge der Erfahrung hervorbringt, die sämtlichen concreten Unterschiede unserer Anschauungsobjecte, die Größe ihrer Gesichtswinkel u. s. w., wie sie früher nacheinander durchgenommen sind, zurück. Darnach ist also der sich bereits im Titel des Classen'schen Werks aussprechende vermeintliche Anschluß der vorgetragenen Lehre an Kant's Theorie der Erfahrung ohne jegliche Berechtigung.

Trotz dieses Irrthums könnte indeß die Doktrin des Verfassers ihre Wahrheit behalten, da sie nicht gerade nothwendig an Kant gebunden ist. Um darüber Gewißheit zu erlangen, haben wir zu untersuchen, in welcher bestimmten Weise Classen die kategorialen Functionen in der Wahrnehmung thätig sein läßt und ob diese Art und Weise überhaupt haltbar ist. Hier machen wir aber die Entdeckung, daß der Verfasser zwar das Resultat angiebt, was durch die Mitwirkung der kategorialen Functionen zum Vorschein kommen soll, kaum aber, wenn wir die nicht einzusehende Gleichstellung der Thätigkeit der modalen Kategorien mit dem Wesen logischer Schlüsse völlig außer Acht lassen, eine Andeutung darüber macht, wie denn nun die betreffenden Functionen das erhaltene Resultat

zu Wege bringen. Damit verliert aber die Lehre ihren ganzen Werth, und es dürfte nicht zu viel gesagt sein, wenn wir behaupten, daß die Herbeiziehung der Kategorien den wahren Sachverhalt des Ursprungs der Wahrnehmung nur verdunkelt, anstatt irgend etwas zu seiner Aufklärung beigetragen zu haben.

Zum Schlusse erlaube ich mir eine Bemerkung darüber, aus welchem Grunde ich diese ziemlich eingehende Besprechung des vorliegenden Werkes unternommen habe. Gewiß hat es etwas Verführerisches, eine Theorie der Wahrnehmung bauen zu wollen auf den Grund der Kantischen Erkenntnißtheorie, und ich halte es daher für denkbar, daß der Classen'sche Versuch von mancher Seite mit Freude begrüßt, hiermit aber eine große Verwirrung der Meinungen angerichtet wird. Meine Absicht ist nun die, von vornherein einer solchen Eventualität und allen daraus fließenden nutzlosen Erörterungen durch die Kritik vorzubeugen.

Carl Ueberhorst.

Heracliti Ephesii Reliquiae. Recensuit J. Bywater Collegii Etoniensis Socius. — Appendicis loco additae sunt Diogenis Laertii vita Heracliti particulae Hippocratei de diaeta libri primi epistolae Heracliteae. — Cum indice duplici scriptorum et verborum, — Oxonii, e typographeo Clarendoniano MDCCLXXVII. Pag. 90. XIII. 8°.

Diese kritische Ausgabe der Heraklitischen

Fragmente verdanken wir der Anregung von J. Bernays, der daher von dem Verfasser billiger Weise mit besondrer Vorliebe ausgezeichnet wird und auch selbst manche neue Beiträge dem Buche einverleibt hat.

Die Aufgabe des Verfassers war eine dreifache, erstens alle bis jetzt aufgefundenen Fragmente wieder zusammenzustellen und womöglich noch neue hinzuzufügen, zweitens alle Zeugnisse für die Aechtheit der Fragmente zu sammeln, drittens einen kurzen aber hinreichenden kritischen Apparat dazu zu liefern.

Was die Sammlung der Fragmente betrifft, so hat der Verfasser zwei neue hinzugefügt; das erste (frag. 39) hatte Bergk allerdings schon früher mitgetheilt, wie Bywater nachträglich bemerkt hat; das zweite (frag. 130) stammt aus den Erklärungen des Elias Cretenensis zu Gregor v. Nazianz und ist sehr ansprechend und für Heraklit charakteristisch. Mit der von Bywater angezogenen Stelle aus Plotin aber hat es nichts zu thun, es sei denn, daß in beiden Stellen dasselbe Wort *πηλός* vorkommt.

Bei einer solchen Sammlung handelt es sich nun natürlich auch um eine gewisse Ordnung der Aufzählung. Man könnte die Fragmente nach den Schriftstellern ordnen, denen wir sie verdanken; diese dankenswerthe Arbeit hat Bywater auch in einem angehängten Index scriptorum geleistet. Oder man könnte den Versuch machen, wie Schuster den Gedankengang der Heraklitischen Schrift wiederzufinden, oder drittens die einzelnen Aussprüche nach den Hauptgedanken zusammenzustellen und so wie Stobaeus und Pseudo-Plutarch eine Art von systematischer Mittheilung fertig zu bringen. In dem letzteren

Falle würde man etwa alles auf Physik, Erkenntnißtheorie, Metaphysik, Ethik, Politik und Religion Bezügliche gruppenweis zusammen haben. Eine solche Aufgabe würde aber mißlich sein, weil die Fragmente nach verschiedenen Seiten spielen und man daher fast ein jedes mehrere Male anführen müßte. Trotzdem muß Jeder, wer die Lehre Heraklit's darzustellen unternimmt, sich dieser Aufgabe unterziehen. Bywater nun hat sich in dieser Beziehung kein festes Ziel gesteckt, sondern ordnet die Fragmente, wenn man dies eine Ordnung nennen kann, danach, wie die abgerissenen Sätze ihm gerade am Besten zusammenzuhängen schienen. Es ist dies also doch wieder die Schuster'sche Idee; nur daß Bywater auf jede Begründung, auf jeden Plan und jede Eintheilung verzichtet und den gefälligsten Richter das eigene Gutdünken zum Maaße nimmt. Natürlich ist es nun nicht leicht zu errathen, wo eins der 130 Fragmente bei ihm jedes Mal untergebracht sein könne, und er hätte deshalb seine neue Anordnung nicht bloß mit der Schleiermacher'schen, sondern auch mit der von Mullach und Schuster in Concordanz bringen müssen, um dem Leser gefällig zu sein.

Was den Dialekt der Fragmente betrifft, so hat nach meiner Meinung Bywater das Richtige getroffen, daß er es für ein eitles Bemühen (p. XI. *vanus labor et otiosus*) erklärt, die Jonismen alle wiederherzustellen. Er sagt mit Recht: *veterrimae enim Ἰσάδος leges et varietates nondum perspectae nobis et exploratae sunt, Ephesiaca dialectus quas proprietates habuerit nescitur*. Consequent freilich ist er auch darin nicht gewesen.

Weshalb Bywater fragm. 109 neben 108 als ein selbständiges aufführt, hätte er angeben müssen. Mullach hält nach meiner Meinung richtig *Ἀμαθίην ἄμεινον κρύπτειν* und *Κρύπτειν ἀμαθίην κρέσσον* für dasselbe Fragment. Dagegen hätte die frei wiedergegebene Antwort Heraklit's bei Joannes Sicel. (Walz Rhett. Gr. VI. p. 95) als eigenes Fragment auftreten können; denn die Vermuthung Bywater's, wonach sie zu Fragm. 2 gehöre, ist wohl gar zu willkürlich.

Die Hauptleistung unseres Verfassers liegt nun offenbar in den Zeugnissen für die Fragmente, die er unter dem Texte in kleinerer Schrift mittheilt. Hier hat er mit großem Fleiß zusammengetragen, was die früheren Arbeiter aufgefunden hatten, und auch manches Neue hinzugefügt. Es wäre aber zur Uebersicht wohl passend gewesen, wenn Bywater das Neue durch ein Kennzeichen bemerklich gemacht hätte; denn es ist sonst zu mühsam, selbst diese Beiträge herauszufinden und danach die Größe unserer schuldigen Dankbarkeit zu berechnen. Man müßte zu diesem Zwecke, um das Verdienst Bywater's gerecht zu bestimmen, mindestens immer erst Mullach und Schuster bei allen Fragmenten vergleichen — eine Arbeit, die Niemanden zugemuthet werden kann. Wenn man aber mit der Heraklitlitteratur gut vertraut ist, so merkt man doch gleich von selbst, daß Bywater mehreres Neue beibringt und unseren großen Dank verdient.

Durch diese zahlreichen testimonia wird nun einerseits die Aechtheit der Heraklitischen Fragmente gut verbürgt, andererseits auch die Erklärung des Philosophen vorzüglich gefördert. Bywater hat sich jeder directen Erklärung ent-

halten; indirect aber allerdings theils durch die Stellung des Fragments, theils durch Weglassung falscher Parallelen zur Aufklärung beigetragen. So läßt er z. B. die abenteuerlichen Parallelen Schuster's zu Fragm. 30 über den angeblichen Südpol des Himmels weg und erklärt sich indirect für meine Auffassung (Arcturus) durch alleinige Anführung des Strabo. Ebenso nimmt er stillschweigend meine Conjectur zu Fragm. 64 (*Ἡρθαγόρα*) auf und ebenso folgt er meiner Erklärung zu Frag. 60, indem er sehr passend aus den Briefen des Pseudo-Heraklit noch eine Parallelstelle beibringt. So dankenswerth nun diese indirecte, nur dem Kenner verständliche Arbeit des Verfassers ist, so hat er dabei doch kein festes Princip befolgt, sondern ist dabei, wie bei der Aneinanderreihung der Fragmente, nur auf Gutdünken verfahren. Während er z. B. (Fragm. 29) zu dem überlieferten *γλώϊας* die unbrauchbaren Conjecturen *πανόπιας* vel *ἐπόπιας* anführt, läßt er Schuster's Conjectur *Κλω̄θας* weg, die doch allein bemerkenswerth ist.

Die dritte Aufgabe, die sich der Verfasser setzt, besteht in der *annotatia critica*, die aber nur sehr kurz gehalten ist und etliche wichtigere Verschiedenheiten der Handschriften und die Conjecturen sammelt. Conjecturen sind aber, wie ich oben bemerkt habe, auch schon hier und da in den *testimonia* mit aufgenommen. Die Sparsamkeit der Mittheilungen ist hier allerdings nicht zu tadeln; doch dient als Princip der Auswahl, da der Verfasser keine Erklärung der Fragmente giebt, nur das Gutdünken und Mancher möchte wohl eine andre Auswahl treffen, je nachdem er die Fragmente anders er-

klärt. Diesem Uebelstande wäre abgeholfen gewesen, wenn der Verfasser wenigstens, wie Mülach eine Uebersetzung gegeben hätte, weil sich dann die Auswahl der Lesarten und Conjecturen aus dem angenommenen Sinne des Fragments von selbst ergeben haben würde.

Zu dieser 52 Seiten umfassenden Arbeit kommt dann ein sehr erwünschter Appendix hinzu, der die vita Heraklits und Diogenes Laertius, das Meiste aus dem ersten Pseudohippokratischen Buche *de diaeta*, Fragmente aus Scythinus und Lucianus und die Pseudoheraklitischen Briefe enthält.

Sehr erfreulich ist der reiche kritische Apparat zum Diogenes. Wenn Bywater bemerkt: *Vellem ex codice Bourbonico plura potuisse adferre, cui primarium inter codices Laertii locum tribuit* Fr. Nietzsche: so fragt man unwillkürlich, warum der Verfasser seinen und unsern wohlberechtigten Wunsch nicht zur Erfüllung gebracht hat, da dies Ziel ja durchaus zu erreichen war.

Was das Buch *de diaeta* betrifft, so erkennt Bywater darin natürlich die *vestigia Heraclitismi*, glaubt aber Zeller folgen zu müssen, der in *ista farragine* auch Anaxagoreisches und Empedocleisches entdeckt habe. Wenn sich der Verfasser für die Geschichte der Begriffe selbst tiefer interessierte, so würde er sich gehütet haben, den trügerischen Parallelstellen Zeller's Werth beizulegen. Er hätte die Flüchtigkeit der Zeller'schen Arbeit, sofern es sich um Feststellung von Begriffen handelt, schon daraus erkennen können, daß Zeller früher unserm Pseudohippokrates auch Bekanntschaft mit Aristoteles zuschrieb und die I, 23 vorkommenden

σχήματα auf die Redefiguren bezog, was er jetzt freilich als verfehlt zurücknimmt. Seine neuen chronologischen Begründungen sind aber um nichts besser als die alten. Da ich dies ändern Orts zeigen werde, so genüge hier ein einziges Beispiel. Die Stelle bei Hippokrates heißt: *Γραμματικὴ τοιόνδε· σχημάτων σύνθεσις, σημεῖα ἀνθρωπίνης φωνῆς, δύναμις τὰ παροιχόμενα μνημονεῦσαι, τὰ ποιητέα δηλώσαι· δι' ἑπτὰ σχημάτων ἢ γνῶσις· ταῦτα πάντα ἀνθρώπος διαπρήσεται καὶ ὁ ἐπιστάμενος γράμματα καὶ ὁ μὴ ἐπιστάμενος.* Nun kommt Zeller in seiner vierten Aufl. der Ph. d. Gr. I, S. 636 auf den wunderlichen Einfall, unter den *σχήματα* ausschließlich die Vocale zu verstehen, um die sieben *σχήματα*, die nachher bei der *γνῶσις* erwähnt werden, wieder auf die Grammatik beziehen zu können und also die Schrift *de diaeta* in »die ersten Jahrzehende des vierten Jahrhunderts« zu setzen; »denn sieben Vocale hatte man in Athen erst seit Euklides (403 v. Chr.)«. Er hätte doch aber vielleicht irgend einen Sprachkundigen fragen können, ob es wohl eine menschliche Sprache gäbe, die man dadurch lesen und schreiben lernte, daß man sieben Vocale zu verknüpfen verstünde. Zeller hat wohl nicht das Griechische, sondern eine Vogelsprache im Sinne gehabt. — Wenn man aber den Verfasser *de diaeta* weiter zu Worte kommen läßt, so sieht man, daß er die sieben *σχήματα* ganz verständlich aufzählt, *ἀκοὴ ψόφων, ὄψις φανερωῶν, ῥὶν ὀδμῆς* u. s. w. und zum Schluß seine Behauptung wiederholt: *διὰ τούτων γνῶσις ἀνθρώποισιν*, woraus deutlich hervorgeht, daß die *γνῶσις* mit der Grammatik nichts zu thun hat und daß wir die Siebenzahl glücklicher Weise

nicht mit Zeller in den Vocalen zu entdecken brauchen.

Auf die Fragmente aus Scythinus und Lucianus läßt Bywater dann noch die Pseudoheraklitischen Briefe folgen, die er auch mit einem genügenden kritischen Apparat versehen hat, und übergibt uns damit in dankenswerther Weise das ganze Material für die Erklärung unseres Philosophen. Mit vorzüglicher Anerkennung muß noch hervorgehoben werden, daß Bywater wenigstens für die Fragmente auch einen *Index verborum* sorgfältig ausgearbeitet hat, der für die Deutung der dunkeln Sprüche eine große Erleichterung bietet, da uns das Gedächtniß doch leicht einmal im Stiche läßt und man oft lange suchen muß, was hier nun alles bequem zu Gebote steht.

Ich glaube darum, daß alle auf dem Gebiete der alten Philosophie Forschenden dies Buch mit großem Danke begrüßen und darin zugleich auch ein neues Heraklitisches Geschenk von Bernays erkennen werden, der dem vorzüglichen jungen Gelehrten die Anregung gab. Es wäre nur zu wünschen, daß man sich in gleicher Weise um den Demokritus verdient machte.

Dorpat.

Teichmüller.